Moderne Kunst in Meister-Holzschnitten

EXLIBRIS



DR.MED.FR.W.ARLT

8.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XL.

C. Kiesel: Der Gesang.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57

XLI

R. Warthmüller: Liebesmahl.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLII.

J. Llovera: Tarantella.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



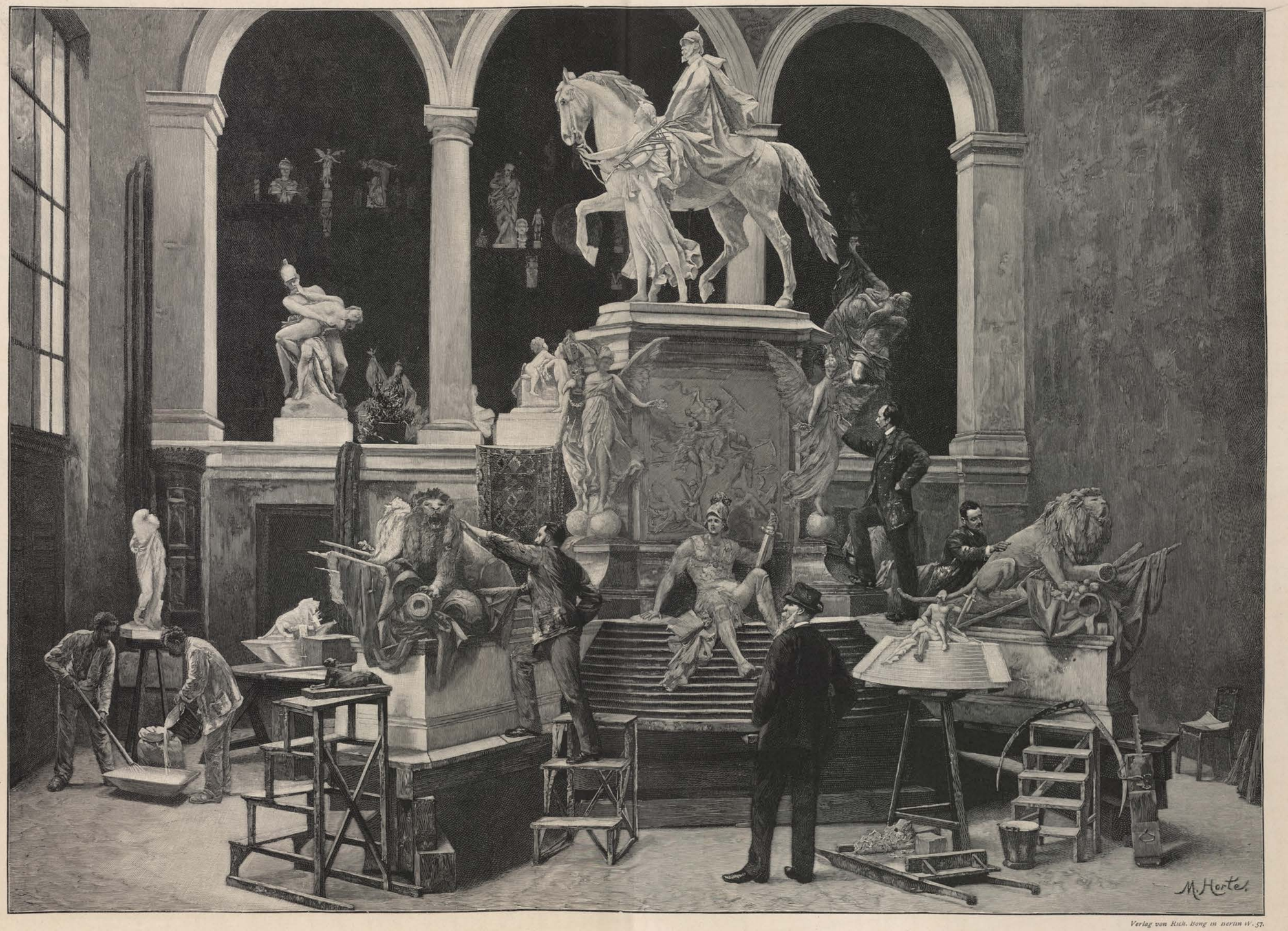
Nach einer Photogravüre der „Reproduktion", Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLIII.

A. Dall'Oca Bianca: Auch ein Paris.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLIV.

M. Horte: Professor Reinhold Begas in seinem Atelier.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLV.

C. Leipold: Die letzten Drei.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

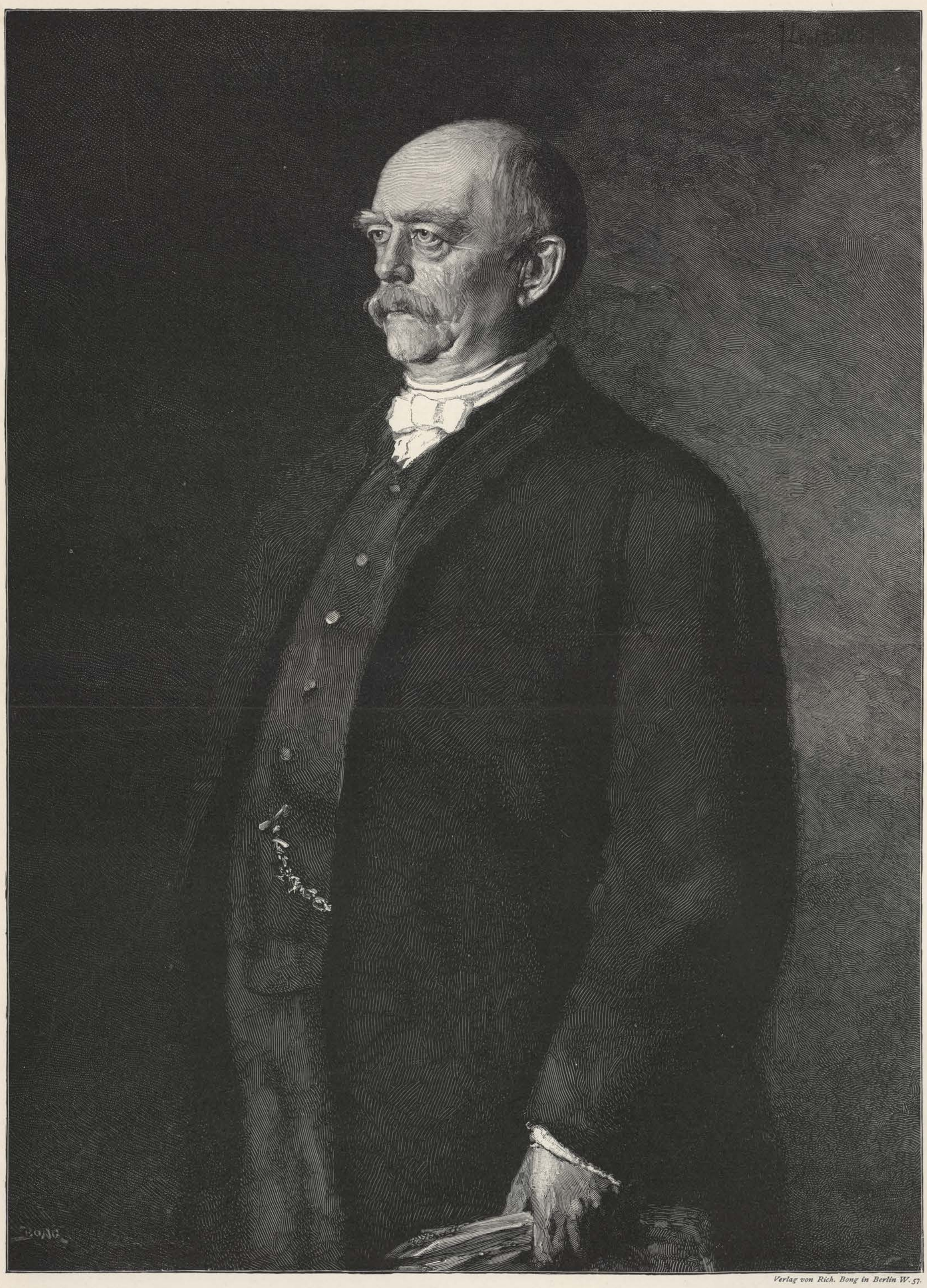


Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLVI.

P. Stachiewicz: Auf dem Dornenwege.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLVII.

F. von Lenbach: Portrait des Fürsten Bismarck.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLVIII.

O. Kameke: Madatschgletscher und Cristallospitze im Ortlergebiet.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Copyright 1895 Franz Hanfstaengl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

XLIX.

Hans Dahl: Herkules in Verlegenheit.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Copyright 1895 Franz Hanfstaengl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

L.

Hans Dahl: In hohen Wellen.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Copyright 1895 Franz Hanfstaengl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LI.

Hans Dahl: Auf einer norwegischen Landstrasse.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag von Gust. Schauer, Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LII.

O. Lingner: Loreley.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photograph. everlag von J. Löwy, Wien.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LIII.

H. Charlemont: Auf der Landstrasse.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LIV.

R. Lopez-Cabrera: Am Brunnen.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag von Franz Hanfstängl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LV.

B. Genzmer: Sonderbares Angebot.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LVI.

6. Rochegrosse: Parsifal, der reine Thor.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt



Original im Besitz von Fritz Gurlitt. Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LVII.

B. Liljefors: Das Falkennest.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographiever.ag von S. Lebel in Wien.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LVIII.

O. Richter: Studienkopf.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LIX.

J. Villegas: Palmsonntag in Venedig.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LX.

Alb. Baur: 1812.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXI.

R. Dammeier: Betende Tiroler.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57

LXII.

A. Frenz: Sirenen.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXIII.

H. Paternina: Besuch bei der Kranken.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag der Photographischen Union in München. *Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.*

LXIV.

F. Simm: Frohe Botschaft.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXV.

Herm. Hendrich: Siegfrieds Tod.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57

LXVI.

A. Ferraguti: Ermüdet

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag von J. Löwy in Wien.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXVII.

L. C. Müller: Hamida.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag der Photographischen Union. München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXVIII.

A. Schneider: Gesang der Nachtigall

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXIX.

C. Laurenti: Das Gewissen.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXX.

A. Wierusz-Kowalski: Schlittenfahrt zum Weihnachts-Abend.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXI.

P. Stachiewicz: Das letzte „Glück auf!“

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXII.

W. von Czachorski: Ersehnte Nachrichten.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographieverlag der Photographischen Union in München. *Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.*

LXXIII.

Conrad Kiesel: Favoriten.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXIV.

Harrington Mann: Der Angriff der Macdonalds.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXV.

Walter Firle: Gesangprobe.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXVI.

Georg Bleibtreu: Blücher bei Waterloo.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXVII.

Georg Bleibtreu: Capitulations-Verhandlungen bei Sedan.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXVIII.

Georg Bleibtreu: Napoleon bei Waterloo.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographie-Verlag von Gustav Schauer, Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57

LXXIX.

R. Eichstädt: Christus bei Maria und Martha.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographie-Verlag von V. Angerer. Wien.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXX.

F. Zenisek: Udalrich und Bozena.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

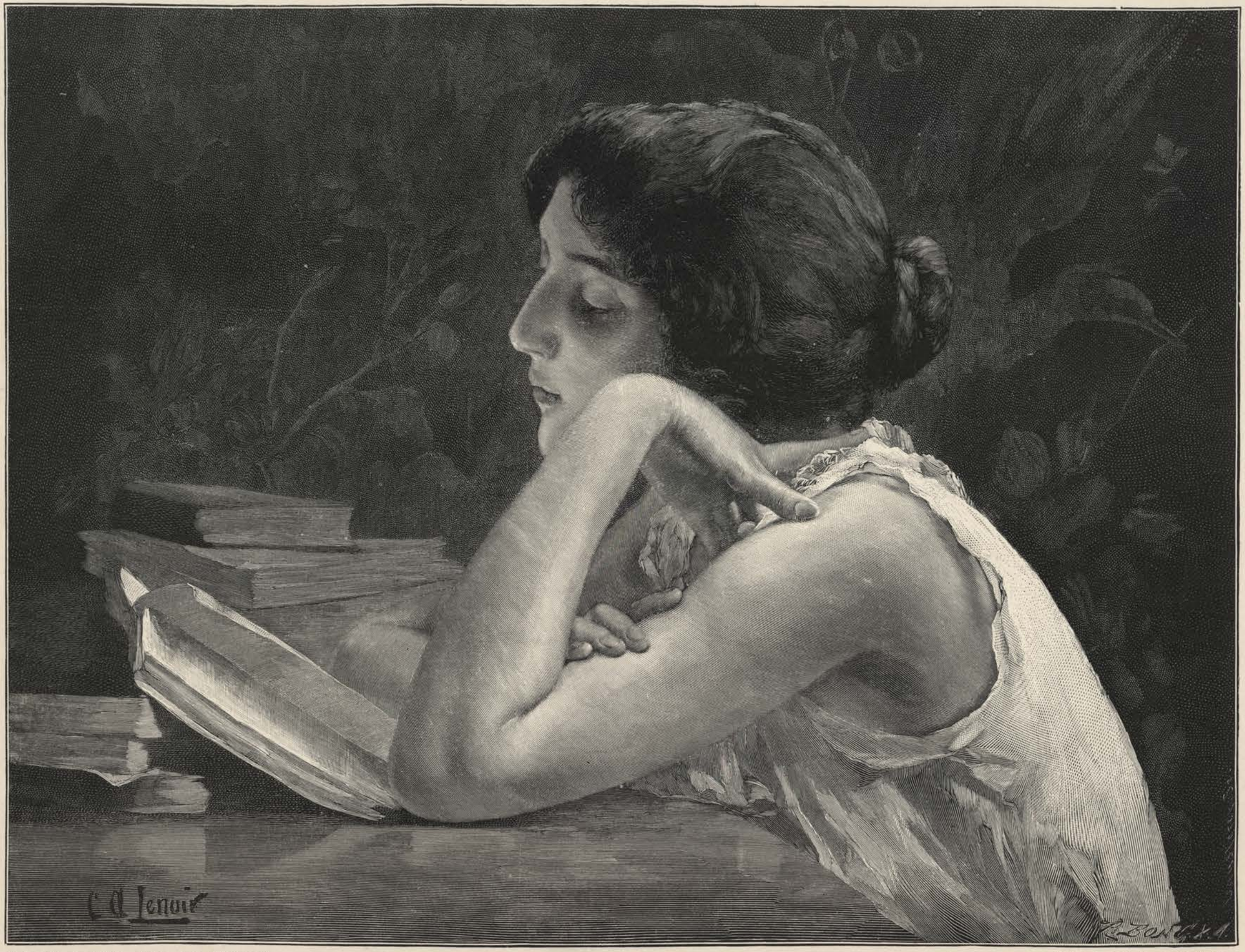


Verlag von Rich. Bong in Berlin W 57.

LXXXI.

G. Simoni: Der Streit.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographie von Ad. Braun & Cie., Paris und Dornach.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXXII.

A. Lenoir: Eine spannende Geschichte.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Photographie von Ad. Braun & Cie., Paris und Dornach.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXXIII.

Debat-Ponsan: Rückkehr vom Felde.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

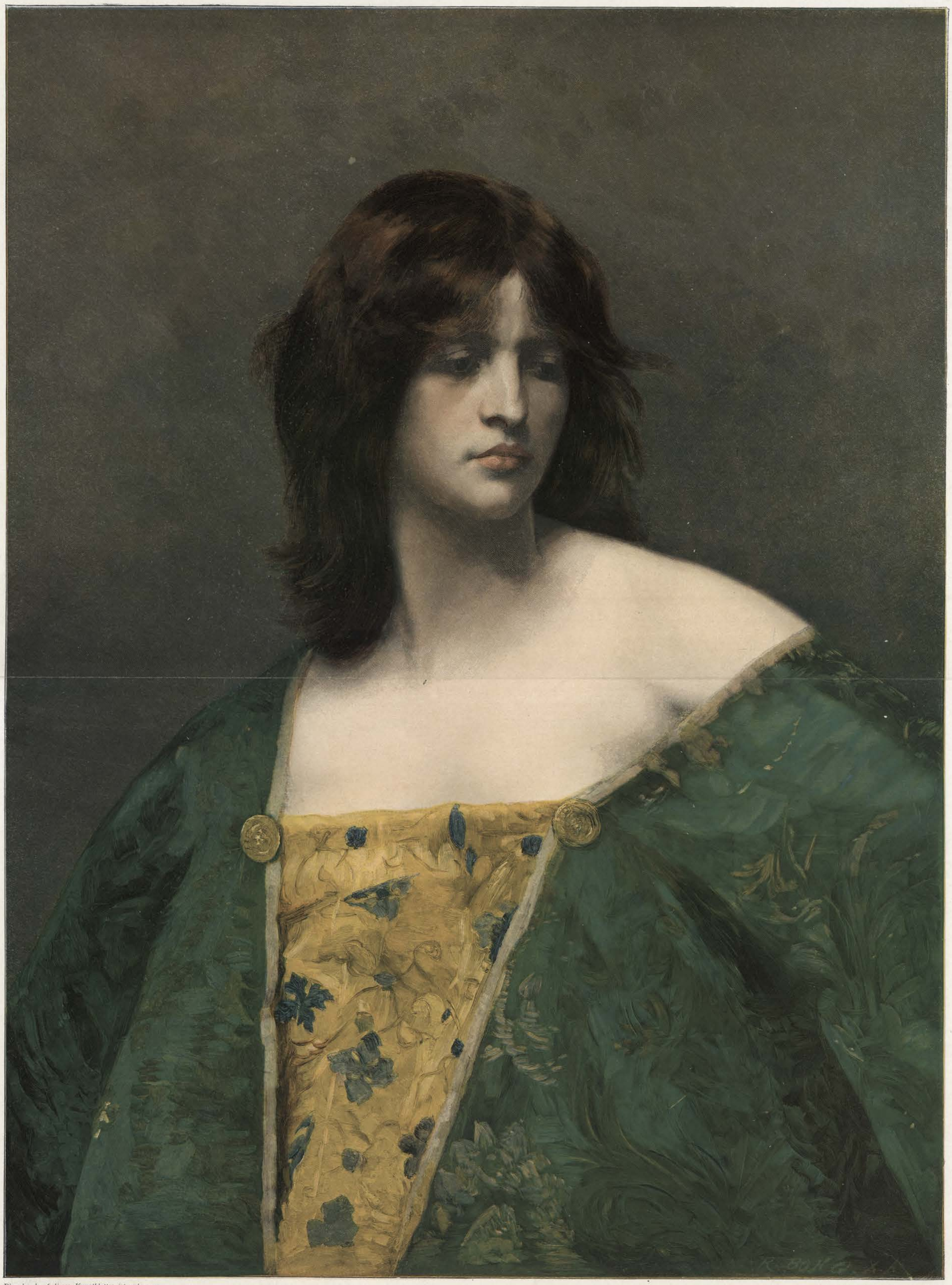


Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LXXXIV.

Ed. Lebiedzki: Mutterglück.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

Jouanno Romani: Theodora.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong.

E. Forti, Frühlings-Idyll.

Extrakunstbeilage zu „Moderne Kunst". IX. Fr.-No.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

Müller-Kurzwelly: Christabend im Walde.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.



E. Hübner. Fridthjof.

Die Marquesita.

Von **Christine Marie und Wolf von Metzsch-Schilbach.**

Es war noch früh am Tage aber es war Juli und die heisse, spanische Sonne sandte bereits eine Ueberfülle blendender Gluth und Helle auf Castiliens dürre, braune Hochebene.

Unaufhörlich rollten die langen Reihen der Droschken und mulobespannter Omnibusse, Tramways und Privatequipagen in wechselndem Durcheinander über die weite Plaza der puerta del Sol.

Der Juli behauptete sein Recht, die Stiergefechte in Madrid hatten ihren Höhepunkt erreicht.

Vor dem Café de Paris standen alter Gewohnheit gemäss eine Anzahl Toreros, die plaudernd, rauchend und ihre Cigaritos drehend auf ihre Freunde und Gönner unter den Kaffeehausbesuchern warteten, oder eines Unternehmers hauptstädtischer oder provinzialer Corridas harrten, der sie für eine Quadrille engagiren mochte.

Ricardo Rios war ein Fremder unter seinen hauptstädtischen Kameraden. Er war zum ersten Male in Madrid, dessen reges Strassenleben sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, auch hatte er noch keinen Freund oder

Gönner, der ihn von der Beobachtung desselben hätte abziehen können und eines Entrepreneurs bedurfte er nicht, denn sein Vertrag auf eine Reihe von Vorstellungen im Residenz-Circus, deren jede ihm fünf Tausend Franken eintrug, war endgültig geschlossen.

Señor Rio's Aufmerksamkeit galt im Augenblicke einem eleganten, langsam durch das Wagengewühl vorüberfahrenden Gespann. In den lichten Atlaspolstern des Wagens sass ein bildhübsches, junges Mädchen mit der ganzen vornehm-lässigen Anmuth, die von der Grandentochter bis zum Bürgerkind hinab die graziösen Madrileñas auszeichnet.

Als die junge Doña ihre grossen träumerischen Rehaugen nach der Gruppe am Café hinüberwandte, begegneten ihre Blicke denen Ricardos. Nur eine flüchtige Secunde währte dies gegenseitige Anschauen, denn alsbald löste sich die Wagenstauung, und blitzschnell rollte das leichte Gefährt die Alcalastrasse hinab.

Ricardos Nachbar, ein älterer, stellvertretender Espada, wandte sich mit komischem Pathos an den Traumverlorenen: „Hast wohl schon Feuer gefangen, amigo mio? Ich rathe Dir nur der Seele Gluth mit einem Glase Pajarete zu löschen! Die Doñas in solchen Equipagen sind nichts für Unsereinen. Ja ja, carisimo, wer nicht ein feuerfestes Herz hat, darf sich nach solchen Frauen in Madrid nicht umseh'n."

„Macht Euch meinetwegen keine Sorgen, Señores, mir werden schöne Augen hoffentlich nicht mehr Schaden bringen, als die Hörner der Kampfstiere."

Mit kurzem „Adios" trennte sich Rios von den Uebrigen. Er verspürte wenig Lust, sich heute an seinem Glückstage noch weiter dummen Spässen auszusetzen, und vor allem wollte er durchaus so bald wie möglich den Namen der Unbekannten erfahren.

Instinctiv wandte er sich im Weitergehen nach der Alcalastrasse. Da kam ihm von ungefähr ein Gassenjunge mit Circusplakaten in den Weg.

„Ein Freibillet für morgen, Señor Torero," bettelte der Knabe ihn an, indem er zudringlich neben ihm herlief.

Rios gedachte ihn nachdrücklich abzuweisen, als er jedoch in das kecke, durchtrieben-kluge Gesicht des Burschen schaute, änderte sich sein Entschluss.

„Sahst Du vor kurzem vielleicht eine Equipage mit zwei getigerten Schecken die Strasse hinabfahren?" forschte er den Kleinen aus. „Die Livrée des Kutschers war schwarz, der Wagen mit silbergrauem Atlas ausgeschlagen."

„Und die Doña darin?" fragte der Junge unverschämt blinzelnd.

„Geht Dich nichts an. Weisst Du, wer der Besitzer ist?"

„Was bekomme ich dafür, wenn ich's Euch sage?"

„Einen Duro, wenn ich's bald erfahre."

„Bueno, ich will sehen, aber schenkt mir vorher ein Freibillet."

„Du sollst beides haben, wenn Du mir bald Nachricht giebst, aber Hiebe, wenn Du mich betrügst. Wie heisst Du?"

„Consuelo,*) Herr."

„Der Name ist gut. Den meinen findest Du auf allen den Zetteln, die Du da hast: Ricardo Rios. Du triffst mich Morgens und Mittags in meiner Wohnung in der Fonda San Bruno, Abends auf dem Prado und Vormittags auf der Puerta del Sol."

„Veremos," sagte Consuelo mit verschmitztem Ausdruck auf seinem braunen Schelmengesicht und trabte eilfertig davon.

Er lief nicht weit; sobald er aus Rios' Gesichtskreis war, schlenderte er wieder gemächlich dahin.

„Hab' nicht gerne mit den Toreros zu thun," dachte er, „doch gegen einen Duro — vielleicht giebt er mir auch zwei — und ein Freibillet kann er heute Abend wissen, dass die Schecken dem Marques d'Almina gehören."

* * *

Die Corrida war zu Ende. Auf der Plaza de toros zu Madrid fluthete ein unabsehbares Menschengewoge auf und ab, jauchzend, jubelnd unter dem betäubenden Schellengeläut der Maulthiergespanne, dem Geklingel der Tramways und Omnibusse, in das sich das laute Wagengerassel der Droschken und der Hufschlag galoppirender Reitpferde mischte.

*) „Rath"

In der Vorhalle des Circus neben der blutgetränkten Arena, die jetzt still und einsam im hellen Mondlichte dalag, herrschte noch reges Leben, Picadores, die sich ihrer unbequemen Beinschienen entledigten und wohl beim Abschnallen sich eine schmerzende Beule rieben, Banderilleros, die mit den verschiedenen Proben ihrer Geschicklichkeit prahlten, Verwundete, die der Arzt verband, und Espadas im Kreise ihrer Freunde, die sie beglückwünschten und Gönner, die sie beschenkten, füllten den weiten, schmucklosen Raum.

Nächst Frascuelo, dem erklärten Liebling des Publikums, war es vor Allem Ricardo Rios, dem die Ehre des Tages zufiel. Gleich bei diesem, seinem ersten Debut hatte er neben dem Beifall der Menge sich selbst unter den Kennern und gewiegten Sportsmen die gebührende Würdigung seiner Kunst gesichert. Die Letzteren waren es denn auch, welche ihn jetzt umstanden, ihn mit lobender Anerkennung überhäuften und ihn baten, mit ihnen zu einem kleinen abendlichen Festmahle in die Fonda de la Noria zu kommen.

Ricardo hatte dankend angenommen, er war durch diese Auszeichnung hocherfreut, ja, noch mehr, er war vollkommen glücklich, als er hörte, dass unter den Einladenden sich der Marques d'Almina befinde, ohne Zweifel derselbe, welchen ihm Consuelo als den Besitzer der Equipage mit den Tigerhengsten genannt hatte.

II.

Wie sich doch Alles glücklich fügte! An der langen, reichgedeckten Tafel in der Fonda hatte, als der Aelteste unter den Gastgebern, ganz selbstverständlich der Marques d'Almina präsidirt und Ricardo, als dem Gefeierten, fiel der Ehrenplatz an seiner Seite zu.

Die Unterhaltung war eine sehr lebhafte. Sie drehte sich, wie natürlich, fast ausschliesslich um Scenen und Erlebnisse aus dem Circus.

Mit Anerkennung sprach man von dem Muthe und der Gewandtheit der hervorragendsten Espadas der letzten Jahre und Rios' im Besonderen, und dass er gewiss halten werde, was er verspreche.

Das Einzige, was dieser ganz beiläufig aus der Unterhaltung an der Tafel heraushörte und das ihm einen Anhaltspunkt hinsichtlich seiner Angebeteten gab, beschränkte sich auf eine flüchtige Erwähnung der Thatsache, dass Don Ramon d'Almina, von einem nahen Landsitze kommend, mit seiner Familie in der Fonda de la Noria für einige Tage Wohnung genommen habe. Schon der Gedanke, dass er mit der Königin seines Herzens unter einem Dache weile, war für Ricardo Rios ein hochbeglückendes Bewusstsein.

Das Mahl war beendet, und die Stimmung hatte sich mit jedem neuen Gericht und jedem weiteren Glase alten Xeresweines immer heiterer und animirter gestaltet. Der kleine Speisesaal wurde den Versammelten bald zu eng, und man beschloss, sich in den Patio zu begeben.

Der helle Mondschein, der voll vom Zenith in den offenen Raum herabfloss und seine bläuliche Lichtfluth mit dem gedämpften, weisslichen Schein der Gasflammen mischte, die in Milchglaskuppeln auf hohen Broncekandelabern aus dem Blumenarrangement der Ecken hervorleuchteten, that den ermüdeten Augen wohl, und Alle athmeten unter dem Einflusse dieses Wechsels freier und erleichtert auf. Die erquickende Kühle wirkte erfrischend auf die Nerven.

Ein Blick auf die vollmondbeschienene Galerie hatte Ricardo überzeugt, dass die junge, reizende Marquesite von dort oben auf das muntere Treiben herabblickte. Sie musste es sein, das waren dieselben lieblichen Züge, die ihm heute früh aus dem Wagen entgegengelächelt.

Er stellte Betrachtungen darüber an, wem wohl die Aufmerksamkeit der jungen Doña gelte, ihm oder ihrem Vater, denn es war augenscheinlich, dass ihre Blicke sich immer wieder und wieder dahin wandten, wo er und Don Ramon standen.

Nun erst bemerkte der Marques den Grund, weshalb der junge Espada immer stiller und zerstreuter wurde.

Da ihm Rios' bescheidenes, angenehmes Wesen überaus sympathisch war, gedachte er, in Erkenntniss des augenscheinlichen gegenseitigen Wohlgefallens der beiden jungen Leute, sich ein wenig entgegenkommend zu zeigen. Er nickte freundlich nach der Galerie hinauf, ein sittiges Neigen des schönen Köpfchens erwiderte seinen Gruss.

Ricardo Rios erröthete tief, er kam sich vor wie ein ertappter Dieb.



F. Stahl. Endlich zu Hause.

„'s ist ein liebes Geschöpfchen, die kleine Anita, und sie scheint auch Ihnen zu gefallen, Señor Espada," wandte sich Don Ramon an den neben ihm Stehenden. Der Angeredete wurde ganz verwirrt.

„Nun, da wäre doch nichts Arges dabei, wenn man sich prima vista in ein so niedliches Lärvchen verliebt," fuhr der Marques wohlwollend, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, „weiss nicht, ob mir's an Eurer Stelle anders ergangen wäre, und sieggewohnt, wie Ihr von der Arena nun einmal seid, warum solltet Ihr Euch nicht auch im Sturme ein Herzchen erobern. 's ist fast alles im Leben Glücksspiel, und nun gar erst in der Liebe."

Die Güte des alten Herrn und der freundliche Ton, in dem er zu Rios sprach, gab dem jungen Espada zu einer offenherzigen Antwort den Muth.

„Ihr Bild verfolgte mich heute den ganzen Tag, seit ich sie an der Puerta del Sol zuerst gesehen."

„Ja, ja, hab's oft gesagt, die kleine Anita wird sich uns noch einmal in einen der schmucken Toreros vergucken, und dann wird sie für uns verloren sein. Da ist keine Corrida, die sie versäumt, und alle Toreros in ganz Spanien, glaub' ich, kennt sie mit Namen."

„Sie war gewiss auch heute im Circo?" frug Rios in freudiger Erregung.

„Ich wollt's meinen, das hätte sich unsere Anita wohl nicht nehmen lassen."

Hatte der Wein bei den jungen Leuten die Lebenslust und Freudigkeit geweckt, bei dem gereiften Manne liess er eine andere Saite seines inneren Denkens und Fühlens erklingen, die des Wohlwollens und der Freude am Glück der Jugend.

Liebe Erinnerungen traten ihm mit verklärter Deutlichkeit vor die Seele. Er gedachte seiner eigenen, romantischen Liebesgeschichte; inmitten eines rauschenden Ballfestes hatte er sich während einer Quadrilla vor fast dreissig Jahren der jungen, gefeierten Condesina erklärt.

Als er sich damals das Ja für's Leben erfragte, gerieth er freilich mit den Regeln des Tanzes in Zwiespalt, woher es denn auch kam, dass die erste Anrede, welche nach den leise gehauchten, beglückenden Worten des Einverständnisses an ihn gerichtet wurden, in schreiendem Widerspruch zu seiner inneren Ueberzeugung stand.

„Aber, Marques, jetzt haben Sie eine Dummheit gemacht," hatte an jenem Abend die Dame seines vis-à-vis ihm mit dem Fächer drohend zugerufen. — Lächelnd blickte er bei diesen Gedanken nach der Mitte des Patio, wo in Person des jungen Herzogs von Medina der Sohn dieser falschen Unglücksprophetin mit demselben fröhlichen Lächeln vor seinen leiblichen Augen stand.

„Ja, 's ist ein Hazardspiel, die Liebe," fasste Don Ramon das Resultat seiner Jugenderinnerungen zusammen, indem er sich wieder an den jungen Torero wandte, „und ich weiss nicht, vielleicht wäre es ein gutes Werk, wenn ich bei unserer Kleinen da oben ein Wort für Euch einlegte. Ihr gefallt mir Señor Rios, und ich bin überzeugt, sie würde Euch beglücken, wenn sie Euch lieben lernt."

Mit leidenschaftlicher Bewegung ergriff Ricardo die Hand seines Gönners.

„O, wenn Sie das thun wollten, es würde mich überglücklich machen!"

„Nun denn, es sei!" Unbemerkt von der Gesellschaft stiegen sie die schmale Treppe zur Gallerie empor. Ricardo wusste nicht, wie ihm geschah, stürmisch klopfte sein Herz, wie damals er zum ersten Mal in seiner Vaterstadt Granada die plaza de Tores betreten. So unbestimmt zwischen jubelnder Freude und leichtem Bangen schwebte auch an jenem Tage seine Seele.

Als sie die letzten Stufen erstiegen, kam ihnen mit der Frage, was der Marques befehle, Anita entgegen.

„Ich komme nicht mit einem Befehle, diesmal sollst Du zu befehlen haben. Ich komme, Dich zu fragen, ob Du wohl diesem jungen Espada, Señor Rios, Deine Hand reichen möchtest? Er gestand mir eben, wie Du auf ihn heute früh beim ersten Sehen einen so tiefen Eindruck gemacht hättest, wie er in dem Gedanken an Dich heute in der Hauptstadt sein Glück begründet. An Dir ist es nun, zu sagen, ob Du Seine Gefühle theilst und ihm für's Leben angehören willst."

Anita war tief erröthet; in schüchterner Verwirrung stand sie einige Augenblicke den Herren gegenüber, dann antwortete sie, wie es von Rechtswegen sein soll, nicht mit dem Verstande, denn zum Nachdenken fand sie keine Zeit, sondern der Stimme ihres Herzens folgend, mit einem vertrauensvollen „Ja". Ihr einziges Bedenken war nur, dass der Señor Espada mit einem so armen, einfachen Mädchen, wie sie es sei, sich wollte genügen lassen.

„Nun, wenn es Euch jemals an etwas fehlen sollte," wandte der Marques ein, „so werde ich mich jederzeit daran erinnern, eine wie treue und willige Dienerin Du uns gewesen bist. — Möge Euch das Glück auch ferner hold sein, wie es Euch bis jetzt begünstigt hat."

* * *

Wir sind es der Wahrheit schuldig, dass trotz aller Leidenschaft bei Anitas Worten dem Espada eine innere Stimme just dasselbe sagte, wie dereinst jene Dame im Ballsaal sich gegenüber dem Marques als Jungverlobten geäussert; aber es blieb auch nur ein flüchtiger Gedanke, und er kam ihm niemals wieder während seiner langen, glücklichen Ehe.

Der Espada hatte eine kurze Zeit seine kleine Anita für die Tochter des Marques gehalten und dies blieb das einzige Geheimniss, das Ricardo vor seinem Weibe bewahrt hat.

Lübeck.

Von **Ludwig Ewers.**

Wer vom Bahnhof her das am Hafen liegende Holstenthor mit seinen schweren runden Thürmen durchschreitet und Lübeck so vor sich liegen sieht, der mag fühlen, dass der Boden ein im Laufe der Jahrhunderte Stein auf Stein gefügtes Denkmal siebenhundertundfünfzigjähriger Geschichte trägt, und zwar einer Geschichte voll gewaltiger Kämpfe um Macht und Grösse, Einfluss und Ansehen, Freiheit und Recht, und um Selbsterhaltung und Existenzberechtigung.

Dasselbe, was ihm die Hafenfront sagt, wird er erkennen, wenn er die Anlage der Stadt betrachtet, vielleicht von der Höhe eines Thurmes herab, von wo er in die für eine so alte Stadt immerhin bewundernswerth geraden Strassen hineinblickt und ihren Lauf verfolgen kann. Da wird er sehen, dass zunächst nur praktische, nur Rücksichten auf die Sicherheit und den Verkehr vorgewaltet haben, als man den befestigten Markt Lübeck auf die eiförmige hügelige Halbinsel zwischen der breiten Wacknitz und der schmäleren aber stellenweise sehr tiefen Trave verlegte, nachdem er zuvor an einer minder sicheren Stelle stromabwärts zerstört worden war. Die Ausdehnung der Ansiedelung, ihre Entwickelung zur Stadt war in die naturgemässen Grenzen eingezwängt und erfolgte nach einem sehr einfachen Plan. Die eine Hauptstrasse, die Breitestrasse, läuft über den Rücken des Hügels in einer etwas gebogenen Linie von Norden nach Süden, die zweite Hauptstrasse, die Königstrasse, verläuft auf einem östlichen, tiefer gelegenen Niveau in gerader Richtung und mündet an beiden Enden in die erste Hauptstrasse aus. Die übrigen Strassenzüge gehen quer von Ost nach West ansteigend und abfallend, doch ist der Abfall nach der Travenseite zuweilen auffallend steil. Dass sie untereinander wieder durch kleine enge Querstrassen verbunden sind, versteht sich von selbst, doch verlaufen auch diese Querstrassen stets in einer Fluchtlinie. Die wunderbare Regelmässigkeit der Anlage wird durch grössere freie Plätze nicht beeinträchtigt.

Ihre Krone ist der Marktplatz, gleichsam das Herz der Stadt, hier reichen sich alte und neue Zeit scheinbar die Hände. An der Nordostecke das Rathhaus, aus schwarzen, glasirten Ziegeln erbaut, ganz einfach und mit einer Reihe kleiner Thürmchen und darunter einer Reihe Wappen, die abwechselnd die lübischen Farben und den lübischen Adler zeigen,



Gesammt-Ansicht von Lübeck. Originalzeichnung von A. Westphalen.



Markt mit Rathhaus zu Lübeck.

geschmückt, von dieser gothischen, im rechten Winkel auslaufend die prächtige Renaissance-Front, die den Eingang zum Börsensaal und zum Rathskeller durch einen Bogengang vermittelt, der sich nach der Breitestrasse zu in ein auf dicken Pfeilern ruhendes Arcadengewölbe fortsetzt. In der Mitte des von Linden umrahmten Platzes steht ein kleineres, altes, düsteres Backsteingebäude: der Kolk, auf dem in alten Zeiten die Verbrecher ausgestellt und der Spottlust der Menge preisgegeben wurden, und ihm gegenüber der gothische 1873 errichtete Kaiserbrunnen. Gen Norden aber erheben sich über einen vorgelagerten Häuserblock die gewaltigen Thürme und das hohe von Strebepfeilern gestützte Dach der Marienkirche.

In diesem Schmuckstück einfacher Grossartigkeit offenbart die Stadt ihr Herz, hier zeigt sich der hanseatische Bürgersinn, der dem praktischen Ernst die Liebe zur Kunst zu gesellen weiss und dieses harmonische Ineinandergreifen zweier Bedürfnisse verleugnet sich nirgends. Mag man durch die Strassen gehen und die alten Häuser betrachten, an deren Giebeln und Fronten Gothik und Renaissance klar zum Ausdruck gekommen sind, mag man eins dieser Häuser betreten und staunend auf der mächtigen mit Steinfliesen gepflasterten Diele verweilen, die von der Decke herab in schweren Ketten hängende Waage, die breite Treppe mit dem safrangelben Geländer bestaunen, die in der Höhe des ersten Stockes herumlaufende Galerie, die in's Geviert einen freien bis zum zweiten Stock reichenden Raum abschliesst, durch den bis dicht über den Estrich der Diele das durch die sieben Böden gehende, unterm Dach über ein Rad laufende Tau der Speicherwinde herabhängt, mag man das aus dem Jahr 1478 stammende Holstenthor mit seinen massiven Thürmen bewundern, das sein so vielfach auf Lübecker Marzipanen abgeformtes Bild alljährlich in die Welt sendet, in seinen Inschriften — Concordia domi foris pax auf der Aussen-, S. P. Q. L., dem römischen ‚Senatus populusque Romanus' nachgebildet, auf der Stadtseite — wie überall offenbart sich der selbstbewusste Bürgersinn, der unter Sorgen und Arbeit ein warmes Sicherheitsgefühl stets zu nähren wusste, und den eine ruhmreiche Geschichte adelt. Sie redet nicht aus rauchgeschwärzten Trümmern, aus sentimentalen Epheu umrankten Ruinen, sondern aus lebenden, noch heute von thätigen, durch Verständniss und Kunstgeschmack geleiteten Händen bearbeiteten Denkmälern.

Daraus folgt naturgemäss, dass sich aus dem Gemisch von Stilen aus allen Jahrhunderten ein Stil der Stillosigkeit, aber ein ganz eigenartiger, charakteristischer und kerngesunder Stil hier entwickelt hat. Besonders zeigt sich dieser in den Kirchen, und unter ihnen am schönsten in der Marienkirche, diesem Kleinod nordischer Baukunst (1218—1304). Hier ist nicht, wie etwa beim Strassburger Münster, ein Theil romanisch und ein Theil gothisch, sondern die Stile, hauptsächlich Gothik und Renaissance, wirken bunt durch einander. Die drei in Spitzbögen sich verlierenden Schiffe sind schneeweiss getüncht, doch die Eintönigkeit wird unterbrochen durch die Epithaphien an den Pfeilern, die Gemälde und Bilderschränke an den Wänden, den reich verzierten Chor, den prachtvollen Hochaltar und das mächtige Pfeifenregister der grossen Orgel. Der Blick in das Mittelschiff, etwa von der Messcapelle unter der Orgel, vor der das alte Taufbecken steht, sucht an Grossartigkeit seines Gleichen. Prächtige Werke neuerer Kunst sind die beiden Gemälde „Die Grablegung Christi" und „Der Einzug in Jerusalem" von Friedrich Overbeck. Dagegen birgt der Dom in seinem Altargemälde von Hans Memling ein Prachtstück.



In der Kriegsstube (Lübeck).

In noch kernigerer Gestalt, als in den Kirchen, kommt der Kunstgeschmack des freien Bürgersinns da zum Ausdruck, wo er sich seine Stätte für das selbstherrliche freie Regiment geschaffen hat: im Rathhaus. Hier war es, wo der „königliche Kaufmann", der des Königs Schutz für schweres Geld erkaufen musste und Leibeigener des Königs war, zum souveränen Kaufmann erstarkte. Hier tagte der Rath, dem Kaiser Karl IV. als er fünf Jahre nach dem Stralsunder Frieden 1375 mit seiner Gemahlin in Lübeck weilte, achtungsvoll zugestand: „Hi sint Heren!"

An diesem Rathhaus, dessen Erbauung die Jahre 1260 und 1442 bezeichnen, wurde noch bis in die jüngste Zeit gearbeitet und wiederherstellend, verbessernd, verschönernd die Hand gelegt. Die prächtige Renaissancehalle ist von 1570, das Treppenhaus in den letzten Jahren vollendet, ebenso die Front nach der Marienkirche; und der neue Bürgerschaftssaal empfing noch unvollendet seine Einweihung durch ein Banquett, als 1891 der deutsche Kaiser die Stadt besuchte und sie für eine der deutschesten Städte erklärte.

Vor der Vollendung des Bürgerschaftssaales tagte die Bürgerschaft in der Kriegsstube. Dieser Raum ist wohl der eigenthümlichste des ganzen Hauses; er birgt an seinen Wänden einen der werthvollsten Schätze des deutschen Kunstgewerbes der Renaissance. Lübeckisches Handwerk war es, das ihn in den Jahren 1595—1608 mit reichen Intarsien schmückte, und auch die herrlichen Holzschnitzereien der Eingangsthür zeigen, auf einer wie hohen Stufe damals das Kunstgewerbe stand. Als man das Werk in unserem Jahrhundert in seiner ursprünglichen Schönheit wieder zur Geltung brachte und dem Raum eine würdige Gestalt verlieh, war es ebenfalls ein Sohn der Stadt Lübeck, der Architekt Carl von Grossheim, der mit Meisterhand die Ausstattung vollendete und besonders durch den genial entworfenen prunkvollen Plafond dieses Denkmal lübeckischen Kunstsinns krönte.

Der vornehme Kunstgeschmack, der diese Räume erstehen liess, zeigte sich auch in den Wohnungen der hanseatischen Kaufherren. Von diesen ist uns ein Muster erhalten: die Wandtäfelung, mit welcher der Bürgermeister Fredenhagen in den Jahren 1573—85 sein Arbeitszimmer ausstattete. Inmitten dieser üppigen Renaissance-Bildnereien in Holz und Alabaster kann man thatsächlich einen Hauch aristokratischen Bürgerlebens vergangener Zeit spüren, und bei genauem Studiren der ungeheuer reichhaltigen Schnitzereien, die biblische Vorgänge, allegorische Darstellungen und wieder seltsame Arabesken bieten, belauscht man den einstigen Besitzer dieses Zimmers und mit ihm auch wohl einen grossen Theil gleichgesinnter Zeitgenossen, im intimsten Privatleben.

Dieser Humor, von dem das Aussenantlitz der Stadt nichts aufzuweisen vermag, offenbart sich um so klarer, je mehr man in ihr Inneres eindringt, und er wirkt um so prächtiger, weil er im Herzen wohnt und von Herzen kommt.

Humor und Gemüthlichkeit allein konnten ein so entzückendes Lokal erschaffen, wie das der Schiffergesellschaft. Hier thut man einen tiefen Blick in die ehrliche derbe Seele des hanseatischen Seefahrers, der Jahrhunderte lang durch seinen Namen die Länder des Nordens und auch zum Theil des Südens in Schrecken setzte und der, in die Heimath zurückgekehrt, im alten Schifferamtshaus beim schäumenden Gerstensaft sich's in Behaglichkeit und Zufriedenheit wohl sein liess. Sonst hätte er dieses Lokal nicht so frequentirt, dass eine noch heute an ihrem Platz hängende uralte Hausverordnung, mit einem Hinweis auf die Streitereien um die Plätze bei dem ungeheuren Andrang und auf die daraus entstandenen Unzuträglichkeiten, genau vorschreibt, welche Gesellschaft den Vorrang haben soll.

Der Fremde wird beim Eintritt sogleich mit einem Schreckschuss empfangen, denn wohl jeder, der das erste Mal diesen Raum betritt, fährt



Im Schifferhaus. Originalzeichnung von A. Westphalen.

zurück, wenn ihn die grossen blauen Augen des Matrosen anglotzen, der in weiten gelben Pluderhosen am Eingang steht und gebieterisch mit der Hand auf die Sammelbüchse zur Unterstützung der Schifferwittwen weist. Es muss wohl der Genius Loci sein, der hier Jeden bestrickt und die Blicke selbst alter, seit Jahren dort verkehrender Stammgäste von Zeit zu Zeit immer wieder nach der Decke lenkt, von der die seltsamsten Schiffsmodelle herabhängen.

Abgeschlossen wird das Lokal durch eine mit Schnitzereien gekrönte Holzwand, hinter der der Hochsitz liegt. Jedenfalls werden die Ehrengäste, für welche dieser Platz reservirt wurde, auch Meister im Trinken gewesen sein, denn eine dreifache auf ganze, halbe und viertel Stunden (natürlich Feierstunden) eingestellte Sanduhr deutet diesen Meistern jeder Flüssigkeit, sei's Meerwasser, Feindesblut oder Gerstensaft, lautlos die Stunde an, die ja dem Glücklichen nicht schlägt.

Der Hochsitz an der Strasse erhielt seinen Namen als Geibelplatz nach dem Dichter, der hier gern sass, der wohl wie kein Zweiter hansisches Wesen und hansische Stimmung begriffen und ausgedrückt hat, den es immer bei aller Liebe für Griechenland und Italien nach der Heimath zurück zog.

Mag das schneller pulsirende Leben der modernen Zeiten mit seinem Grossstadttrubel und seinem verblassenden, ausgleichenden Einfluss auch bis zu diesem abgeschlossenen kernigen Volksthum gefluthet sein, es hat ihm wenig von seiner Eigenart geraubt. Die Stadt hat sich in der herrlichen Umgebung zu anmuthigen Villenvierteln ausgedehnt, der Gesichtskreis ist ein weiterer, der Lebenszuschnitt ein grösserer geworden. Aber die solide Basis der alten Tradition ist gewahrt geblieben, nach dem selbstlosen Grundsatz, den Geibel auf dem im Schifferhaus angebrachten Autogramm in die beherzigenswerthen poetischen Worte fasste:

Am guten Alten — in Treuen halten,
Am kräftigen Neuen — sich stärken und freuen:
Wird Niemand gereuen.



Das Holstenthor in Lübeck.
Originalzeichnung von A. Westphalen.

Sieht man doch noch heute Hausfrauen, selbst Familienväter, angesehene Bürger, am Mittwoch und Sonnabend auf den Markt gehen und die Fische für den Mittagstisch einkaufen.

Das alles liest der Betrachter von ihren Zügen ab, wenn er die alte Stadt vor sich liegen sieht, umgeben von ihren grünen, zu herrlichen Parkanlagen umgestalteten Wällen, umschlossen von der Wacknitz mit ihren anmuthigen Ufern und der Trave mit ihrem stattlichen Fichtenwald. Die ragenden altersgrauen Thürme, die Giebel mit den Speicherluken, das alte Glockenspiel, das von der Marienkirche herab halbstündig zum Stundenschlag einen Choral anstimmt. Alles Wahrzeichen eines in Kämpfen gefestigten energischen Volkslebens, einfachen, ehrenhaften, doch in stolzem Selbstvertrauen und energischer Strebsamkeit bewährten Bürgerthums, das Kopf und Herz auf den rechten Fleck hat, stets weiss, was es will, mit nordischer Bedächtigkeit erwägt, was es kann und darf und sein Wollen und Thun vereinigt unter dem alten Wahrspruch:

Was willtu begehren mehr,
Denn die alte lübische Ehr!

Unsere Bilder.

Charlotte Basté.

Viel leichter ist es für einen Theaterleiter, gute Kräfte zu gewinnen, als sie zu erhalten. Charlotte Basté hat den Lockungen der Berliner Bühnen widerstanden und ist seit einer Reihe von Jahren der ausgesprochene Liebling des Dresdener Hoftheaters. In St. Petersburg geboren, einer angesehenen Schauspielerfamilie entstammend, betrat sie — mit drei Jahren — die Bühne, um als „Picarde“ von Marie Seebach den ersten Lorbeerkranz zu erringen. Ihre theatralische Laufbahn bedeutet einen Triumphzug, ihr Repertoir erstreckt sich von der Naiven bis zur ersten Salondame, denn sie verfügt über eine zum Herzen dringende Stimme und verbindet mit ihren seltenen Naturgaben eine Mannigfaltigkeit künstlerischer Ausdrucksmittel, welche von sprudelndster Ausgelassenheit und geistreicher Satyre bis zur thränenerstickten Wehmuth und rührender Kindlichkeit, von jungfräulicher Verschlossenheit bis zum hinreissenden Jubel der ausbrechenden Empfindung reicht. Daher ist sie im Stande die verschiedenartigsten Rollen, wie Grille, Bezähmte, Hertha (Tropfen Gift), Lorle, Louise (In Fesseln), Mandanika, Rita und Cyprienne zu gleich hinreissender Darstellung zu bringen.

Die ganz aussergewöhnliche Beliebtheit Charlotte Basté's veranlasste die Intendanz einen Vertrag unter Bedingungen mit ihr abzuschliessen, wie sie glänzender noch niemals einem Mitgliede der kgl. Hofbühne vorgelegt worden sind, durch den die Künstlerin auf eine lange Reihe von Jahren an Dresden gefesselt ist.

* * *

Wenn der Gedanke des Bildhauers im Modell Gestalt gewonnen hat, beginnt der Kampf mit dem schwerfälligen Material. Da bedarf er der Unterstützung, des feinsinnigen Eingehens auf seine Eigenart und der technischen Geschicklichkeit, die den Thon in Marmor zu übersetzen weiss. Meister Reinhold Begas in seinem Atelier, umgeben von seinen Schülern, Krauss, Bernewitz und Gaul, wie ihn M. Horte auf seinem Bilde schildert, überwacht die Herstellung seines neuesten und reifsten Werkes, des Kaiser Wilhelm-Denkmals für Berlin, das sich unter den Händen der betreffenden Künstler immer herrlicher aufbaut. Ruhig dastehend, des Erfolges sicher, lässt er sein Auge über ihre Arbeit hingleiten.

Da hat es der Maler leichter. Sein Material gestattet es ihm, das Leben in seiner farbenfreudigen Wirklichkeit unmittelbar zu erfassen. Da entstehen lustige, der Wirklichkeit abgelauschte Scenen, wie A. dall'Oca Bianca's „Auch ein Paris“. Der kleine italienische Vogelhändler ist den drei jungen lachenden Dirnen offenbar interessanter, als seine Waare, und seine Augen leuchten heller, als die der beiden Eulen, die griesgrämig auf ihren Stangen sitzen. Er wird sie brauchen, wenn er seine Pariswahl trifft, die der schelmischen Blondine gegenüber kaum zweifelhaft sein kann. Liegt doch ein unendlicher Reiz in dem Lachen, das schöne Frauenlippen umspielt, besonders wenn es ohne Rücksicht auf seine etwaige Wirkung, wie auf F. Andreotti's Bilde „Heitere Lectüre“, auf einen zufälligen Impuls hin, in natürlicher Anmuth erscheint. Was es Schönes giebt im Leben, verkörpert sich nun einmal am reinsten im Weibe und in dessen sieghafter Gewalt über den Mann. Leise, mit einem Seufzer der Erleichterung drängt es sich von den Lippen des Ehemannes, der auf F. Stahl's Bilde mit seinem jungen Weibe aus der Gesellschaft heimkehrt: „Endlich zu Hause!“ Schliesst doch dieses „Endlich zu Hause“ eine ganze Welt friedlichen Glücks und stiller Lebensfreude in sich, die kein Geselligkeitstrubel ersetzen kann. Erst im traulichen Heim umschliesst er mit der schlanken Gestalt der Gattin seine ganze, von äusserem Tand unabhängige Seligkeit.

„Endlich zu Hause!“ Werden „Die letzten Drei“ auf C. Leipold's ergreifender Schilderung aus dem Seeleben es jemals ausrufen dürfen? Steuerlos treibt das Boot auf den Wogen. Theilnahmslos, verschmachtend sind sie zusammengesunken auf den dünnen Planken, die sie vom Wellentode trennen. In Todeskämpfen krümmt sich ein Greis am Hintertheil des Bootes, während sich am Spriet ein bärtiger Mann über ein bleiches, ohnmächtiges Weib beugt. Hoch thürmen sich die Wasserkämme und drohen jeden Augenblick den schwanken Kahn zu verschlingen. Der Blick der Schiffbrüchigen ist abgewendet von dem Wellenschwall, der jede Aussicht versperrt. Am Ruder flattert ein armseliger Stofflappen, als Zeichen für vorüberfahrende Schiffe. Werden sie ihn bemerken über den sich bäumenden Wogenkämmen?



Charlotte Basté.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Berlin.

Das Hungerloos.

Humoristischer Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

[Schluss.] [Nachdruck verboten.]

„Nur ein Gutes ist dabei“, sagte Brechtling, Herrn von Rocholl einen Schritt näher tretend, „der . . der neue Besitzer ist doch auch ein Rocholl. Und die Rocholl's . . .“

„Waren Verschwender von jeher!“ erwiderte Winand dumpf. „Um was geschah's denn sonst, dass wir uns trennten damals im Streit? Weil ich sah, dass er es von meinem Vater geerbt hatte, das Familienlaster! Auch ich wäre ihm vielleicht verfallen, wenn ich nicht das Elend von Jugend auf mit angesehen hätte und wenn . . .“ er stockte. „Und nachher — glauben Sie, das Geld hätte mich nicht versucht? Es zuckte oft etwas in mir und drängte mich zu ihm hin. Aber es war nicht mein Eigenthum. Das hielt mich ab. Sonst . . .“

Brechtling erwiderte nichts. Dann kam er wieder einen Schritt näher. Und nun lehnte er neben Herrn von Rocholl am Fensterbrett.

„Hat er's schon zurückgefordert?“ fragte er leise.

Herr von Rocholl fuhr auf.

„Er weiss es ja nicht! Woher sollte er es wissen? Hätte er sich dann nicht schon längst gemeldet?“

Brechtling nickte.

„Ja, ja!“ sagte er langsam, wie grübelnd. „Er weiss es nicht. Und weil er es nicht weiss, und weil es Niemand weiss, ausser uns Beiden . . .“

„Brechtling!“ schrie Winand auf. „Das . . . das . . .“

Wieder nickte jener.

„Gewiss, Herr! Ich sagte es schon, dass viel Kraft dazu gehört. Nicht Jeder kann's. Er muss dazu geboren sein, zum Befehlen. Wie die Anderen zum Gehorchen geboren sind. Was Anderes ist's nicht! Nichts Anderes!“

Ein Keuchen kam aus des alten Mannes Brust.

„Aber ich . . ich . .“

Der Oberinspector trat von ihm hinweg.

„Ich habe immer des Herrn Barons Kraft bewundert. Wenn Einer es kann, dann können Sie's.“

„Und wenn ich es könnte, wenn ich es thäte?“

„Niemand würde es wissen, ausser mir!“ erwiderte Brechtling flüsternd. „Und ich . . es ist wahr, ich gehöre zu den Schwachen, zu denen, die gehorchen, die gezwungen werden müssen. Aber ich würde wohl schweigen, denk' ich, wenn ich gezwungen würde. Obgleich ich ein ehrlicher Mensch bin, dem's eigentlich gegen das Gewissen geht, zu . . . Aber der Herr Baron können mich zwingen. Niemand, selbst mein Gewissen nicht, vermöchte von mir zu verlangen, gegen meinen nächsten . . . Das erlauben sie selbst vor Gericht, dass Einer sein Zeugniss verweigert, wenn es seinen nächsten Verwandten belasten würde!“

Herr von Rocholl erwiderte nichts. Seine hohe Gestalt lehnte wie gebrochen an der Wand und seine Hände hingen schlaff hernieder. In ihm wühlte und bohrte wieder jene vorwurfsvolle, verurtheilende Stimme, Otti's Stimme.

„Weisst Du auch, dass ich dann nie, niemals wieder . . .“

Er richtete sich gewaltsam auf.

„Leo?“ fragte er kurz und tonlos.

Und ebenso kurz kam die Antwort.

„Fräulein Mia!“

„Ich . . . ich kann nicht heute . . . morgen! Kommen Sie morgen und . . .“

Brechtling öffnete diensteifrig die Thür.

„Dürfte ich den Herrn Baron vielleicht begleiten? Es ist schon dunkel draussen und der Weg . . .“

Herr von Rocholl wehrte stumm ab. Dann verschwand er langsam im Dunkel des Hofes.

* * *

Mia war nach dem Rencontre mit ihrem Onkel sofort in ihre Mansarde hinaufgegangen, um sich dort auszuweinen, während Leo empört in den Tanzsaal gestürmt war, in welchem Frau Amalie inmitten von halbgeleerten Sectgläsern, von schmutzigen Tellern mit Compot- und Bratenresten und von ordnungslos durcheinander gerückten Stühlen und Tischen sass, den Zeugen der unterbrochenen Geburtstagsfeier.

„Mama!“ hatte Leo gleich beim Eintritt gerufen. „Nun sage mir blos, was das mit Papa eigentlich ist? Und wo sind denn die Anderen alle? Was . . .?“

Sie hatte jäh abgebrochen und war mit glühender Röthe auf Hals und Wangen stehen geblieben. Denn aus der Zimmerecke neben Frau Amalie, in welcher er durch deren Gestalt verdeckt gesessen, hatte sich ein Mann erhoben, ein Mann ungefähr in der Mitte der Dreissig, mit langem, braunen Vollbart, grossen, blauen Augen und Zähnen, die hinter den von einem verstohlenen Lächeln gekräuselten Lippen hervorblitzten.

„Nicht wahr, Malchen?“ hatte er Jener zunickend gefragt. „Das ist Leonore? Entschuldige Fräulein Stiefnichte, dass ich mich erst erkundigen muss; aber als ich Dich zum letzten Mal sah, da hattest Du — erinnerst Du Dich noch des Gedichts, Malchen, mit dem ich Deine Hochzeit verherrlichte? Da hattest Du . . .

. . . Da hattest Du ein schief Gesicht
Und sonderlich Gebahren.
Da warst Du noch ein Unverstand,
Wie alle jungen Leute;
Du wusstest noch nicht, was die Hand,
Und was der Kopf bedeute.
Vom Herzen hast Du nichts verspürt,
Und damals hat Dich nichts gerührt,
Als nur Dein eigen Schreien!

„So war's damals auch mit Dir, Lorchen,“ hatte er Leo neckisch zublinzelnd geschlossen, „als der ungerathene Lieutenant Fritz von Rocholl nach Amerika durchbrannte. Und nun ist er wieder da und das Fräulein Leonore von Rocholl scheint es in den achtzehn Jahren immer noch nicht gelernt zu haben, was Hand und Mund bedeuten. Sonst würde sie wohl nicht so fremd vor ihrem alten Stiefonkel stehen, sondern . . .“

Er hatte ihr seine Hand entgegengestreckt und sich ein wenig zu ihr herabgebeugt, wie etwas erwartend. Aber Leo hatte sich bereits gefasst gehabt, trotzdem dass das Neue, Ungeahnte mit der plötzlichen Helle des Blitzes auf sie eingedrungen war. Und so hatte sie ihm einfach den Rücken gekehrt und mit einem feindseligen Zug um die Lippen erwidert:

„Da könnte Jeder kommen! Wenn derartige alte Stiefonkel sich achtzehn Jahre lang nicht um ihre Familie gekümmert haben, so können sie nicht erwarten, dass man ihnen nun gleich wie auf Commando um den Hals fällt!“

Sie hatte sich in die entfernteste Ecke des Saales gesetzt, und er hatte ihr verdutzt nachgesehen. Dann war er zu Frau Amalie zurückgekehrt.

„Wahrhaftig, sie hat Recht, Malchen! Ob das wohl auch der Grund von Winand's seltsamem Benehmen ist?“

Dann hatten die Beiden die Ereignisse dieses Nachmittags noch einmal durchgesprochen und dabei vergebens nach einer Aufklärung des Räthselhaften geforscht. Bis Fritz unbewusst in eine Schilderung seiner amerikanischen Erlebnisse hinübergerathen war.

Und Leo hatte wider Willen, angezogen durch die bunten Bilder, die er gezeichnet, und durch seine lebhafte Sprache, zugehört und etwas wie warme Theilnahme war in ihr aufgestiegen. Aber sie hatte sie gewaltsam niedergerungen. Was war denn der Mittelpunkt, das Ziel dieses eisernen Strebens, dieser tollen Wagnisse und dieses rastlosen Fleisses gewesen?

Nichts als dasselbe, um das sich auch hier in der alten Welt Alles drehte, das das Leben der Rocholls und ihrer Kinder vergiftet und auseinandergesprengt hatte: das Geld.

Oh, wie sie es hasste! Und wie sie die verachtete, die in ihm ihr Höchstes, ihr Alles erblickten!

Gehörte nicht auch Fritz von Rocholl zu ihnen?

Und so hatte sie die Hand nicht beachtet, die er ihr beim Abschiednehmen entgegengestreckt hatte.



F. Andreotti. Heitere Lectüre.

Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin.

Als Herr von Rocholl spät Abends in sein Zimmer zurückgekehrt die Thür von innen schliessen wollte, drängte sich etwas zu ihm herein.

„Ich bin's, Papa!“ flüsterte Leo's Stimme durch das Dunkel. „Ich muss Dich etwas fragen. Und Papa“, — der eben noch zaghafte Ton festete sich; — „wenn Dir etwas an meiner Liebe zu Dir liegt, so . . .“

Sie sprach es nicht zu Ende. Das Uebrige erstickte unter seinen Armen, die sie plötzlich wie einen Halt suchend umschlangen.

„Auch Du?“ stöhnte er und Leo erschrak über das qualvolle Schluchzen, das aus seiner Brust quoll. „Auch Du?“

„Oh Papa! Lieber Papa!“

Nun weinte auch sie. Und so standen sie lange in dem dunklen Raume und hielten sich umfasst und wussten es Beide nicht, was dem Anderen die Thränen in die Augen trieb.

Leo löste sich sanft aus seinen Armen.

„Soll ich Licht machen, Papa?“ fragte sie besorgt.

Er wehrte fast ängstlich ab.

„Kein Licht! — Wenn Du mich dabei ansähest“, setzte er murmelnd hinzu, „wenn Du die Schmach des Kampfes auf meinem Gesichte läsest — denn ich weiss es: es ist eine Schmach! — vielleicht, dass ich dann nicht könnte! dass ich . . .“ Er unterbrach sich hastig und zog sie zu dem Ledersopha im Winkel des Zimmers. Und dort drückte er ihren Kopf an seine Brust und strich mit zitternden Fingern über ihr Haar. Und es war ihm, als ströme eine beseligende, stärkende Kraft aus diesem weichen, warmen Haar in seine Adern hinüber, eine andere Kraft, wie die, von der Brechtling gesprochen hatte. Dann sank sein Haupt zu dem ihren herab und seine Lippen flüsterten: „Sage, Kind, hast Du mich lieb? Hast Du Deinen alten Vater ein wenig lieb, auch wenn ich oft hart und ungerecht war zu Dir und Euch Allen?“

Leo schmiegte sich fest an ihn und legte ihre Arme um seinen Hals, wie sie es als Kind so oft gethan.

„So lieb, Papa!“ murmelte Sie. „So lieb!“

„Dann — Du wirst es mir sagen, nicht wahr, was ich thun soll? Denn ich . . ich . . .“

Und in leisen, abgerissenen Sätzen floss es ihm über die Lippen, wie es gewesen war und was er gelitten hatte diese achtzehn Jahre hindurch. Und wieder schloss er mit dem verzweifelt fragenden; „Was nun? Nun ist er wieder da und alles ist verloren!“

Schon längst hatte sich Leo aufgerichtet. Und nun, da er geendet, hatte sich über ihr Gesicht jener grüblerische Ernst gebreitet, der sie älter machte, als sie war.

„Was nun?“ wiederholte sie sinnend. „Oh Papa, warum hast Du es nicht gleich gesagt, damals, als es geschah? Warum hast Du es ängstlich und scheu versteckt vor uns, als ob es ein Unrecht wäre? Wie anders wäre dann alles gekommen! Das Geheimniss war zwischen uns und trennte uns, nicht das Geld, auch nicht das Unrecht. Es war noch kein Unrecht, es war nur der Gedanke daran. Und wenn dieser Gedanke, dieser Schatten, den das gedachte Unrecht voraus warf, schon ein solches Unglück über uns bringen konnte, was, Papa, würde erst das vollendete Unrecht . .?“

Sie hielt inne. Herr von Rocholl war aufgefahren, wie von der Wucht ihrer Worte getroffen.

„Das Unrecht!“ rief er. „Wenn ich's beginge, wenn ich es ausführte — oh, ich war nahe daran, Leo, nahe, nahe! Ich hatte es schon fast beschlossen! . . wir hätten geschwelgt im Ueberflüssigen und gedarbt am Nöthigsten! Oh Kind! Kind! Lass mich's nicht ausdenken, schütze mich vor ihm, ich bin ja so schwach, so schwach! Schon dass ich Dir's sagte, dass ich diesen hässlichen Wahn in Deine Seele warf . . .“

Er sank zurück und vergrub sein zuckendes Gesicht in den Händen. Leo stand auf.

„Und nun muss ich Luft machen, Papa!“ sagte sie und ein heller Jubelton war in ihrer Stimme. „Und ich werde Dir etwas zeigen, das Dir vielleicht besser, als ich, sagt, was Du thun musst!“

Sie schritt zum Tische. Gleich darauf flammte das Licht auf. Und dann löste Leo sanft ihres Vaters Hände und führte ihn vor den Secretair zwischen den beiden Fenstern, in dem sich das Geheimniss des Hungerlooses derer von Rocholl verborgen hatte diese ganzen achtzehn Jahre hindurch.

Ueber dem Secretair aber an der Wand hing unter einer Glasscheibe in einem einfachen Goldrahmen der Stammbaum derer von Rocholl, begonnen und weitergeführt von der Hand der Ahnen.

Und nun standen die Beiden Hand in Hand darunter und Leo hob die Lampe hoch empor, dass die Helle auf den Spruch fiel, der über dem ersten Namen stand, den Wahrspruch des alten Geschlechts.

„Siehst Du ihn, Papa?“

Herr von Rocholl sah ihn und sprach ihn vor sich hin.

„Gott und die Ehr' — nichts mehr!“

Ueber sein Gesicht ging ein Leuchten.

„Weisst Du, wo er ist, Leo?“

Auch ihr Gesicht strahlte.

„Ich weiss es! — Morgen, Papa?“

„Morgen!“

~~ Schluss. ~~

„Weisst Du, Papa, dass ich dann nie, niemals wieder . .?“ hatte Otti gesagt. Und nun war sie doch wiedergekommen, sogar mit dem Amtsrichter. Leo hatte sie früh Morgens aus den Federn geholt und vor ihrer Zusprache im Verein mit der seltsamen Mär von dem Hungerloose der Rocholls hatte der Groll der Beiden Gekränkten nicht zu widerstehen vermocht. Sie waren in einer eilends besorgten Droschke auf dem Rocholls-hofe eingetroffen, da Leo mit dem Einspänner gleich weiter gefahren war, nach Amalienruh, zum Phildoctor Hans Seegebusch. Denn der gehörte nun von Rechtswegen zu den Rocholls.

Aber er war nicht mehr in Amalienruh gewesen. Er war bereits am vergangenen Abend abgereist, wie der Leutevogt Leo berichtet hatte: unbekannt wohin. Vielleicht stände es in dem Briefe?

Der Brief, den ihr der Mann überreichte, war eigentlich für Mia bestimmt. Aber Leo machte sich kein Gewissen daraus, ihn zu erbrechen und zu lesen.

Dann brach sie in ein jubelndes Gelächter aus.

Hans Seegebusch war nach Berlin gereist, um nun definitiv in's Examen zu steigen. Und kein Augenbrauen in die Höhe ziehen, schrieb er, und kein Stirnrunzeln gestrenger Professoren sollte ihn davon abhalten, dieses Examen zu bestehen.

Dann folgte ein Erguss minder prosaischer Art, in welchem die in jedem Satze mindestens dreimal wiederkehrenden Stichworte „Liebe“ und „Treue“ stets dick unterstrichen waren. Und dieselbe Leo, die einst diese Phantome in Verbindung mit alten Kleidern und Trödlern gesetzt hatte, war indiscret genug weiter zu lesen. Und wieder war's ihr seltsam warm und freudig um's Herz, wie gestern Abend, da sie im Hausflur auf Papa gewartet hatte, und dabei doch seltsam elend und weh zu Muthe.

Kam's nun daher, dass Mia in ihrer Dachkammer nicht mehr weinte?

Von Amalienruh ging's zum Kruge. Als der Einspänner vor demselben hielt, war in Leo's Gesicht keine Spur von der freudigen Erhebung des Morgens mehr zu finden. Ihre Stirn war finster gefaltet und ihre Lippen herbe auf einander gepresst. Kaum, dass sie es über sich gewann, dem erwartungsvoll heraustretenden Stiefonkel die nothdürftigsten Erklärungen zu geben. Von dem Hungerloose erwähnte sie nichts. Sie wollte sich den bitteren Genuss nicht entgehen lassen, das Gesicht des Amerikaners bei der jäh auf ihn hereinstürmenden Botschaft zu beobachten, die ihm Reichthum und Besitz verkündete.

Er gehörte ja zu denen, die ihr Höchstes, ihr Alles im Gelde erblickten!

Eine kurze Fahrt war's dann nur noch bis zum Rochollshof, während welcher Leo auf alle leisen, halb neckischen, halb ernsthaften Annäherungsversuche des Geldmenschen nur knappe, abweisende, oft sogar verächtliche Antworten hatte.

Und als sie jetzt Alle im „Salon“ versammelt waren und Herr von Rocholl unter den erregten, staunenden und fragenden Ausrufen seiner Zuhörer, die Geschichte der achtzehn Jahre darlegte, hafteten Leo's Augen heiss auf dem Gesichte eines Einzigen, des einst durchgebrannten, verbummelten Lieutenants. Und ihre Verwirrung stieg. Denn was sie auf diesem Gesichte las, war nichts als Verwunderung, offene, ehrliche Verwunderung.

Aber er gehörte doch zu Jenen, die ihr Höchstes, ihr Alles im Gelde erblickten?

„Und darum, verzeih' mir, Fritz!“ endete Herr von Rocholl erschöpft und sich in seinen Sessel zurücklehnend. „Deine Rückkehr traf mich wie

ein Blitz aus heiterem Himmel. Nicht, dass mein Herz Dir nicht brüderlich entgegen geschlagen hätte! Gott weiss es, was ich fühlte, als ich Dein Gesicht nach so langer Zeit wiedersah. Aber . . .“ Er stockte in dem Bestreben über das Peinliche der Selbstanklage hinwegzukommen. „Und nun bestimme, was mit dem Deinigen geschehen soll.

„Wie viel ist's?“ fragte Fritz von Rocholl geschäftsmässig.

Leo stand jäh auf und ging mit geballten Händen zum Fenster. Sie glaubte genug aus diesem kühlen, berechnenden Gesichte gelesen zu haben. In ihren Augen standen Thränen zorniger Empörung.

„Ausser den Gütern Templin und Amalienruh“, erwiderte Herr von Rocholl mit schwacher Stimme, „die allerdings von mir stark mit Hypotheken belastet wurden, um den plötzlichen Ueberfluss zu verdecken, noch ungefähr 260000 Mark an baarem Gelde, Werthpapieren und sicheren Schuldverschreibungen!“

„Ah!“ sagte Fritz; nichts weiter.

Dann plötzlich ging er zu seinem Bruder hin, umschloss ihn mit seinen beiden Armen und blickte ihm lange in das gramdurchfurchte, zuckende Gesicht.

„Winand!“ sagte er. „Armer Kerl! Und darum hast Du Dich abgeplagt die ganze Zeit und hast Dir und den Deinen das Leben zur Hölle gemacht?“

Frau Amalie fing an zu weinen, und dann weinte auch Otti. Und Mia folgte nach und zuletzt sogar Leo am Fenster. Und eine kurze Weile war nur ein einziges grosses Schluchzen im Zimmer.

„Fritz!“ stammelte Winand und suchte sich zu erheben. Doch Fritz drückte ihn sanft nieder.

„Bleib' sitzen, alter Rocholl! Vertheidige Dich nicht! Es ist ja nicht Deine Schuld. Warum hab' ich mich auch nicht gemeldet auf Deine Aufforderungen? Ich hab' sie wohl gelesen, aber Du kennst ja unser trotziges Blut. Gott und die Ehr', nichts mehr! Na, und ich suchte meine Ehre darin, Dir zu zeigen, dass in mir doch was Rechtes steckte. Nicht eher wollte ich zurückkehren, bis ich der Mann von meiner Hände Gnaden geworden wäre. Und darum nannte ich mich drüben Fred Brown und darum bin ich nun zurück. Denn ich bin nun der Mann von meiner Hände Gnaden, der Fred Brown, der Gründer und erste Direktor der deutsch-amerikanischen Bergwerks-Gesellschaft. Und nun, da ich's bin, da ich satt bin von diesem gottverdammten Mammon, dem man leider soviel schöne Zeit und Kraft opfern muss, da ich zurückgekehrt bin, nur aus der Sehnsucht nach ein wenig Liebe, nun wirfst Du mir Dein Hungerloos vor die Füsse, wie unsere Ahnen sich ihre Fehdehandschuhe vor die Füsse warfen! Aber das sage ich Dir, ich nehme ihn nicht auf! — Na, was willst Du denn, Mensch? Bleib' sitzen, sag' ich Dir nochmals, auf Deinem Sessel, auf Templin und Amalienruh, und auf Deinem Geldsack. — So! Und nun will ich doch 'mal sehen, ob Malchen noch tanzen kann!“

Er drängte die ihn Bestürmenden von sich ab und ergriff die weinende und lachende Frau Amalie mit beiden Händen, um mit ihr durch das Zimmer zu walzen. Dann, als er mit ihr in der Nähe eines gewissen Fensters war, liess er sie sanft in einen Sessel gleiten und flüsterte ihr etwas zu.

„Was meinst Du, Schwägerin, wenn Du meine Schwiegermama würdest?“

Sie fuhr auf und wollte etwas antworten. Aber sie kam nicht dazu. Vor ihr stand nun Leo neben dem Amerikaner. Und sie legte erröthend die Hand auf den Arm des Geldmenschen.

Er jauchzte auf und hob sie hoch empor. Dann sank sie zu seinen Lippen nieder.

Und nun küssten sie sich Alle: Frau Amalie Herrn Winand von Rocholl und Otti Herrn Amtsrichter Martius und Leo Herrn Fritz von Rocholl und Mia des Phildoctors Brief.

* * *

Eine Stunde später sassen die Rocholl's wieder in dem grossen Tanzsaal des Rochollshofes und speisten; die Reste der verunglückten Geburtstagsfeier. Beim Braten und Sect brachte Winand seinen Toast aus, den Toast auf das Hungerloos. Und diesmal unterbrach ihn Niemand.

„Aber sag' mal, Winand,“ fragte Fritz dann, „das Loos ist also mit dem zweiten Hauptgewinn herausgekommen?“

Winand nickte.

„Ja, mit 150000 Mark. Nach Abzug der üblichen Procente blieben da circa 120000!“

„Und nun beläuft sich das Kapital auf . . .?“

„Auf circa 260000 ohne die Güter!“

„Donnerwetter! Colossal!“ lachte Fritz. „Musst Du da gearbeitet haben. Das bringt man ja selbst in Amerika nicht fertig: aus 30000 Mark in 18 Jahren zwei Rittergüter und beinahe eine Drittel Million zu machen!“

„Aus 30000?“ corrigirte Herr von Rocholl. „Aus 120000!“

„Na, ja; 120000 brachte das Ganze Loos; das Viertelloos also . . .“

Winand schaute erstaunt auf.

„Aber ich sagte Dir doch, dass das Ganze Loos herausgekommen ist. Das Viertellos war eine Niete!“

Einen Augenblick war Alles still. Dann brach Fritz in ein furchtbares, unauslöschliches Gelächter und Frau Amalie in ein convulsivisches Weinen aus.

„Aber, was ist Euch?“ fragte Winand verblüfft. „Was habt Ihr denn?“

Fritz konnte vor Lachen nicht gleich sprechen.

„Nicht wahr,“ brachte er endlich mühsam heraus: „Du fandest damals in meiner Brieftasche ein Ganzes und ein Viertelloos?“

Wieder nickte Herr von Rocholl.

„Gewiss! Und das Ganze Loos hat, wie gesagt, gewonnen!“

Fritz stand auf und rannte im Saal umher.

„Hörst Du's, Malchen, was er sagt?“ schrie er. „Das Ganze hat gewonnen, das Ganze!“

Winand wurde ein wenig ärgerlich.

„Wenn Ihr mir nur sagen wolltet . . .?“

Nun fand auch Frau Amalie ihre Stimme wieder.

„Oh, Winand,“ stammelte sie, „werde nur nicht böse. Denn Alles ist nur meine Schuld, meine Schuld ganz allein . . . Denn Du warst immer so streng und so genau . . . und damals . . . Denn ich dachte, es könnte doch sein, dass ich ein wenig Glück hätte . . . und da gab ich Fritz heimlich das Geld, hinter Deinem Rücken . . . Denn er spielte ja ein Viertelloos in der Lotterie, auch heimlich hinter Deinem Rücken . . . und da besorgte er mir das Ganze . . . und ich dachte, er hätte es mit nach Amerika genommen . . . und nun hat es gewonnen und wir . . .“

Herr von Rocholl wusste nicht, ob er weinen oder lachen sollte.

„Und wir,“ vollendete er starr; „wir haben nun die ganze Zeit auf unserem eigenen Geldsack gesessen und haben geglaubt, es wäre das . . . zum Henker ja, das Hungerloos!“

ENDE.



Zick-Zack



Capitain von Goessel †.

Die von der „Elbe“ Geretteten loben besonders das kaltblütige Verhalten des ertrunkenen Capitains v. Goessel, der einen Rettungsgürtel von sich wies, ehe nicht alle Anderen damit versehen waren. Der englische Lootse, welcher das schnelle Ende der Katastrophe nahen sah, rief dem Capitain zu: „Sie sterben wie ein Held“, worauf Goessel ernst und gefasst militairisch grüsste. Nur wenige Augenblicke später schoss das Schiff, dessen Commandobrücke Goessel nicht verlassen hatte, in die Tiefe. Um zu illustriren, wie Capitain v. Goessel sein Schiff zu führen pflegte, sei erwähnt, dass er, trotzdem eine besondere Gefahr nicht vorlag, bei einer Reise längs der Südküste von Australien drei Tage und drei Nächte die Kleider nicht ablegte; trotz der Zuverlässigkeit seiner Officiere war er ununterbrochen auf der Brücke, ja er ass da und stahl den Schlaf minutenweise, indem er sich für Augenblicke im Kartenzimmer niederlegte. Auf den Rath, im Interesse seiner Gesundheit die Strapazen auf das Nothwendigste zu beschränken, erwiderte er nur, dass er mehr Schlaf nicht brauche „und“ — fügte er lachend hinzu — „sehe ich aus, als ob ich es nicht vertragen könne?“ Es war am 12. October 1887, wo er einst in Sidney, wegen einiger betrunkener Kohlenzieher, die in's Wasser gefallen waren, den ganzen Hafen absuchen liess. Einen, der nach etwa 20 Minuten aus dem Wasser aufgefischt wurde, gelang es, in's Leben zurückzurufen; aber noch stundenlang mussten die Leute vergebens nach den Anderen suchen. „Nun, Doctor,“ sagte v. Goessel endlich, als der Morgen bereits dämmerte, „haben wir nicht gethan, was wir konnten? Können Sie als Arzt versichern, dass ein späteres Auffinden zwecklos sein wird? Aber wer weiss, ob man nicht später einmal bei uns ebenso gewissenhaft sein wird!“ Man war es nicht, soviel man jetzt glauben muss. Er ruht auf dem Meeresgrunde. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der mehr verdient, als einige Zeilen warmen Nachrufes. Von denen, die ihn kannten, wird er nie vergessen werden. Morgens beim Ankleiden pflegte er ein Lied zu singen, dessen letzte Strophe lautete:

„Kracht der Kiel dann auch zusammen,
Ich halt' aus in letzter Stund',
Unter Trümmern, unter Flammen
Bet' ich still zum Himmel ‚Amen',
Blick' hinunter in den Schlund
Und fahr' mit dem Schiff zu Grund'.“

* * *

In Paris ist jüngsthin im Alter von 73 Jahren ein Mann gestorben, der ein sehr genau gehaltenes Ausgabenbuch von seinem 18. Lebensjahre an geführt hat. Diesem zufolge hat er in den 55 Jahren 628 713 Cigarren geraucht, wovon ihm 43 692 geschenkt wurden, während er für die restirenden 50 895 Frcs. 35 Cent. ausgab. Er hat sich 85 Beinkleider, die ihm 2000 Frcs. kosteten, 74 Röcke und Westen für 3954 Frcs. und 62 Paar Schuhe für 1652 Frcs. 75 Cent anfertigen lassen. Er brauchte 298 Hemden und Chemisetten und 326 Kragen für die Summe von 1429 Frcs. 45 Cent. Für Omnibus und Pferdebahn wandte er 2142 Frcs. 50 Cent. auf. In 15 Jahren trank er nach seinem Ausgabenbuche 28 786 Glas Bier und 36 081 Schnäpschen.

* * *

Der grösste Silberklumpen, den je ein Bergwerk geliefert, ist kürzlich in der sogenannten Smugglers Mine in Aspen, Col., Vereinigte Staaten, zu Tage gefördert worden. Dort stiessen die Bergleute auf einen gewaltigen Erzklumpen, und als sie ihn näher besichtigten, fanden sie, dass er von fast reinem Silber sei. Nach harter Arbeit gelang es endlich, den Block, der ein Gewicht von 3300 (?) Pfund hatte und ein Kapital von 25 000 Dollar repräsentirt, an die Oberfläche zu schaffen. Es ist das grösste Stück beinahe ganz reinen Silbers von dem man jemals gehört hat, und stellt den vor einigen Jahren in den Gibson-Minen gefundenen Block von 300 Pfund vollständig in den Schatten.

* * *

Die jüngst in Jowa im Alter von 76 Jahren verstorbene Mrs. Bloomer war das erste — modernde Weib. Jedenfalls erfand sie das Reformkleid, das ihr viele Jahre später nachempfunden wurde. Mit 22 Jahren verheirathet, machte sie sich bald als eine eifrige Verfechterin der Frauenrechte bemerkbar, deren Symbol die als nach ihr benannte halb männliche Tracht galt. Einige Damen im Londoner Westend nahmen zwei Jahre später das neue Costüm an, veranlassten die Illustrirte London News sich für die Reform zu interessiren, und setzten sich so lange der Gefahr aus, auf den Strassen verhöhnt zu werden, bis der „Bloomerismus“ dem Fluche der Lächerlichkeit erlag. Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Reformtracht sind maassvoller. „Der getheilte Rock“ geht aber immer hin auf die bahnbrechenden Anfänge der Mrs. Bloomer zurück, wenn er auch — dem conventionellen Geschmack nachgebend — das gefährliche Beinkleid durch eine discrete Theilung des Kleidstoffes ersetzt. Es handelt sich da um einen Compromiss, dem auch die Damen nicht abgeneigt sind.



Mrs. Bloomer in Reformtracht.

* * *

Seit Noahs Arche und der griechischen Trireme spielt der Dreidecker in der Marine eine beinahe phantastische Rolle. Von Zeit zu Zeit auftauchend, verschwindet er stets wieder seiner Unbeholfenheit halber. Mit dem Panzerschiff schien er endgültig beseitigt, aber schon die zur italienischen Flotte gehörige Sardegna kann in kürzester Frist in einen Dreidecker verwandelt werden, und eine allerneueste Construction eines Engländers, Mr. Laird Clowes, plant ein Schiff mit dreifachem Deck und nicht weniger als 101 Geschützen. Wir fügen unserem Bilde einige wenige Daten bei, die geeignet erscheinen, einen Begriff von dem projectirten Meeresungeheuer zu geben. Es würde 12 000 Tonnen fassen, einen Stahlpanzer von 6 Zoll tragen und mit 16 sechs-, 20 vier und einhalbzölligen Geschützen, mit 20 Zwölfpfündern, 20 Sechs- und Dreipfündern und 25 Maximkanonen armirt sein. Demnach könnte das Schiff nach mässiger Berechnung in jeder Minute von einer einzigen Breitseite etwa 400 Schüsse abgeben. Fünf Minuten lang zwischen zwei feindlichen Schiffen hindurchfahrend, wird es jedem 10—12 000 Schüsse in den Rumpf jagen. In England discutirt man mit allem Eifer die Möglichkeit der Construction eines solchen Monstrums und hat nur noch das Bedenken, wie die etwa nöthigen 1000 Mann Besatzung unterzubringen sei. Da ist man denn wieder bei dem hoch aus dem Wasser aufragenden Dreidecker angelangt, der eine Position der Geschütze hoch über der Wasserlinie ermöglichen und die Schussfläche bedeutend ausdehnen würde.



Der Dreidecker Redivivus als Schlachtschiff.

* * *

Der Sport zeitigt in Paris seltsame Auswüchse. Der Cercle d'Escrime hatte sich jüngst die belgischen Fechtamateure eingeladen und bot ihnen als clou eine interessante Comödie. Die Damen Salle und Invernizzi hatten sich als Chevalière d'Eon und Chevalier Saint-



Die Chevalière d'Eon und der Chevalier St. Georges.

Georges costümirt und boten das Schauspiel eines regelrechten Duells am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die beiden Damen, zugleich Königinnen des Ballets, des Eislaufs, des Reitsports und des Radfahrens, hatten sich erst seit Kurzem der edlen Fechtkunst gewidmet, lieferten aber Proben einer eminenten Geschicklichkeit, die sich mit der in ihrem Beruf erworbenen Anmuth zu einem entzückenden Ganzen vereinigte. Der Chevalier Saint-Georges war in einen dunkelgrünen Rock mit apfelgrüner Weste und ebensolchen Aufschlägen gekleidet. Die Chevalière trug eine über dem linken Knie graciös geschürzte violette und mauvefarbene Robe mit ebensolcher Weste, Beides reich mit Spitzen besetzt. Natürlich bedeckte das gepuderte Haar der Dreispitz. Als die Damen das Podium betraten, wurden sie mit jubelndem Beifall begrüsst. Der alte Ruf der französischen Fechtkunst wurde neu aufgefrischt — durch zwei Balleteusen.

* * *

Der jüngst in Wien einem Schlaganfalle erlegene Bildhauer Anton Paul Wagner (geb. 1834 zu Königinhof in Böhmen) war einer jener merkwürdigen und nicht gewöhnlichen Künstler, die trotz aller Anerkennung, die ihrem Talente wird, trotz zahlreicher Aufträge und oft ganz bedeutender Leistungen es nie zur Popularität bringen. Bei den meisten Concurrenzen (Denkmal für die Opfer des Ringtheater-Brandes, Mozartmonument etc.) trug Wagner erste Preise davon; die Ausführung erhielten Andere. Das verbitterte den Künstler; den etwas trockenen, jedoch gemüthlichen Menschen, der mit Verhältnissen zu rechnen verstand, bestärkte es in dem Wurstigkeitsgefühl, das er sich für das „Geschäft" zurechtgelegt hatte. Eines seiner allgemein bekannten Werke ist das „Gänsemädchen", eine liebenswürdige Brunnengruppe, die ursprünglich auf der sogenannten „Brandstätte" im ersten Gemeindebezirke (innere Stadt) stand, später dann auf die Rampe der Rahlstiege (Mariahilf) übertragen wurde. Sein letztes grösseres Werk ist der „Engelbrunnen" (im IV. Bezirk), so genannt nach dem Spender desselben; eine feine und geistreiche Arbeit, gut im Aufbau und von grosser plastisch-malerischer Wirkung. Seine Arbeiten sind übrigens zahlreich und finden sich Werke seiner Hand an fast allen Monumentalbauten Wien's, wie am Parlamentsgebäude, an den Hofmuseen, dem Burgtheater und der Hofburg. Auch in seinem engeren Vaterlande, Böhmen, führte er viele und grosse Arbeiten aus. In den Kreisen seiner Freunde und der Wiener Künstlerschaft wird ihm ein ehrendes Andenken sicher sein und auch in der Gemeinde des lustigen Künstlergschnases wird er als treuer Mitarbeiter unvergesslich bleiben. Seine Napoleonmaske, in welcher er einmal auf einem Künstlerfeste erschien, — Wagner war von kleiner, gedrungener Gestalt und hatte einen passabeln Napoleonkopf — erregte Sensation, und das lustige Wien merkt sich dergleichen besser als die künstlerischeste That. *X. v. G.—g.*



Bildhauer A. P. Wagner. †

* * *

Das Bicycle als Reclamedrucker ist eine echte Erfindung fin de siècle. Um die Räder legt sich ein Kautschukreifen mit erhabenen Buchstaben. Eine Walze speist diesen Schriftrand mit der nöthigen Copirtinte aus einem Behälter, und der Radfahrer lässt hinter sich eine schwer verwischbare Spur, eine doppelte Reclamezeile, die auf das Asphaltpflaster gedruckt, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Das hier geschilderte Dreirad erregte auf der letzten Fahrrad-Ausstellung im Industriepalast in Paris allgemeines Aufsehen, und, wenn die Polizei sich nicht in's Mittel legt, haben wir eine neue, eigenartige Strassen-Reclame.



Reclame auf dem Dreirad

* * *

Orgel und Electricität. Herr Musikdirektor Werner von Baden-Baden ist vor einigen Tagen mit der Prüfung eines von Koullen & Co. in Strassburg neu erstellten dreissigregistrigen Orgelwerkes betraut gewesen und hatte dabei Gelegenheit, sich über die vorzüglich wirkende Inbetriebsetzung des Windgebläses der Orgel durch einen etwa einen halben Meter im Quadrat einnehmenden Elektromotor äusserst lobend auszusprechen. Ein Druck auf einen am Orgelspieltisch angebrachten Knopf genügt, um sofort die volle Orgel erbrausen lassen zu können. Wenn man bedenkt, mit welchen Umständlichkeiten die Bedienung des Orgelgebläses durch menschliche Kraft verbunden ist, hauptsächlich, in welchem Abhängigkeitsverhältniss der Organist dabei zu seinen Calcanten steht, so ist diese Neuerung auf dem Gebiete des Orgelbaues nicht hoch genug zu begrüssen. Herr Werner kann die Neuerung überall empfehlen, wo Elektricität am Orte zu haben ist, denn eine einfache Kabelleitung bewirkt die elektrische Verbindung. Die sämmtlichen Herstellungskosten bei der Strassburger Orgel beliefen sich auf 800 M. und der Verbrauch an Elektricität pro Stunde 10 Pfg. Wenn wir nicht irren, hat die Orgel der neuen Kirche in Schöneberg bei Berlin wenigstens für die Registerziehung elektrischen Betrieb.

* * *

Die Ersetzung menschlicher Arbeitskraft durch Maschinen nimmt wahrhaft unheimliche Dimensionen an. Selbst die intimsten Aeusserungen der Mutterliebe sind vor mechanischem Ersatz nicht mehr sicher. In England hat man ein Räderwerk erfunden, das an der Wiege angebracht wird, diese in Schwingungen versetzt und so den Schlaf der kleinen Weltbürger befördert.



Eine mechanische Wiege.

* * *

Die Patti in England. Nach einer Pause von 18 Jahren hat die Patti jüngst zum ersten Mal wieder vor der Königin von England in Windsor gesungen und zwar auf speciellen Wunsch der Monarchin die Arie aus dem „Lohengrin" und den „Traum" von Wagner. Die Königin überschüttete die Patti mit den Zeichen ihrer Huld und schenkte ihr unter Anderem eine Brosche aus Rubinen und Brillanten, die am Bande getragen wird, genau wie ein Orden, und die von der Königin nur in ganz besonderen Fällen verliehen wird. Windsor ist sechs Stunden von der fürstlichen Besitzung der Patti in Craig-y-Nos entfernt. Dort erhebt sich das Schloss, das durch seine schier endlose Zimmerflucht (es enthält allein 23 Fremdenzimmer), seinen Theatersaal und die märchenhafte Pracht, mit der es ausgestattet ist, eine Sehenswürdigkeit geworden ist. Auf der Bühne dieses Schlosses haben in vergangener Saison nicht weniger als 30 Vorstellungen stattgefunden, zu denen die ganze Aristokratie geladen wurde. Aber nicht nur in den Rollen ihres Repertoire zeigt sich die Patti auf ihrer Bühne, sondern auch in der Pantomime, für die sie eine grosse Liebhaberei hegt. So hat sie sich eine Pantomime nach der Dame aux camélias schreiben lassen und hat kürzlich die Marguerite Gautier — oder wie sie in der Partitur von Verdi heisst: Violetta, nicht gesungen, sondern gemimt. Im Mai wird Adelina Patti aber auch öffentlich in London auftreten, und zwar im Covent-Garden-Theater und auf die Art nach zehn Jahren zum ersten Male wieder eine Bühne in England betreten.

* * *

Der Mailänder Sportverein „Canottieri Olona" hatte für den 31. Januar ein Wettschwimmen auf dem Naviglio Grande ausgeschrieben. Man hielt die Sache Anfangs für einen Ausfluss des Galgenhumors, denn der Winter ist in Italien dieses Jahr bekanntlich so hart, wie seit Menschengedenken nicht — aber nein, das Wettschwimmen war



Präsident Faure als Fechter.

ernsthaft gemeint. Die Zahl der Wettschwimmer belief sich auf sieben, die Zahl der Zuschauer auf nicht viel mehr; das Wetter war abscheulich und das Thermometer zeigte — 1 Grad Celsius, das Wasser jedoch wies 4 Grad Wärme. Die zu durchschwimmende Strecke war 250 Meter lang und wurde von dem Sieger in 4½ Minuten zurückgelegt. Am Ziele angelangt, wurden die Schwimmer rasch in eine warme Stube gebracht und tüchtig abgetrocknet und frottirt. Allen ist das Wettschwimmen vortrefflich bekommen und sie versichern, dass sie im Wasser nicht im Mindesten gefroren haben.

* * *

Der neue Präsident der Französischen Republik ist nicht nur ein Self-made-man, sondern gleichzeitig ein Sportfreund und Clublöwe. Seine Tageseintheilung trägt geistiger Arbeit und körperlicher Auffrischung gleichmässig Rechnung. Als er im Mai vergangenen Jahres als Marineminister in das Cabinet Dupuy eingetreten war, widmete er sich mit besonderer Vorliebe der Handelsschifffahrt, dem Exportverkehr, den Colonialfragen und schrieb ein Buch über die Budgets der europäischen Staaten. Ein Frühaufsteher, arbeitete er von 6 Uhr ab mehrere Stunden in seinem Studirzimmer, ehe sein eigentliches Tagewerk begann. In einem bequemen Hausrock, eine kurze Jagdpfeife rauchend, sah er Documente durch, oder machte bei gutem Wetter einen Spaziergang auf der Terrasse, die eine Aussicht auf den Place de la Concorde gewährt. Um 8 Uhr begannen die Audienzen. Während der Jagdsaison benutzte er jede freie Stunde, um schnell in der Provinz ein wenig Sport zu treiben. Herr Felix Faure ist ein kunstgerechter Fechter und hervorragendes Mitglied des fashionablen Cercle de l'Union Artistique (Les Mirlitons). Während Grévy's Präsidentschaft war er der eifrigste Besucher der Fecht-Matinée's im Elysée.

* * *

Die Erfurter Polizeibehörde hat die Erlaubniss zur Aufführung eines „Sensationsdramas" ertheilt, dass unter dem Titel: „Zu Tode misshandelt" demnächst auf einer dortigen Volksbühne gegeben werden wird. Den Stoff zu diesem „Werke" hat der vor dem hiesigen Schwurgericht gegen den Oberförster Gerlach und dessen Frau aus Sondershausen geführte Process geliefert. Das Stück wird voraussichtlich einen mächtigen Zulauf haben und der Volksbühne grosse Erfolge bringen, vorläufig soll es aber noch sehr schwer halten, eine Darstellerin für die Frau Oberförsterin aufzutreiben, da die Schauspielerinnen sämmtlich fürchten, insultirt zu werden.

* * *

Fräulein Böcker, die einzige Dame, die den Untergang der unglücklichen „Elbe" überlebte, hat von verschiedenen „unternehmenden" Theaterdirektoren schmeichelhafte Offerten erhalten. Der Besitzer einer bekannten Musikhalle im Süden Englands bot ihr 200 Mark für die Woche, wenn sie täglich für fünf Minuten auf seiner Bühne erscheinen wolle; und eine noch bedeutendere Summe erhielte sie, wenn sie sich — einer Theater-Wandertruppe anschlösse. Ein sehr wohlhabendes Ehepaar in Shropshire hat ihr brieflich den dringenden Wunsch ausgesprochen, sie als Tochter zu adoptiren! Fräulein Böcker ist übrigens bis jetzt ihrer Gouvernantenstelle in Portsmouth nicht untreu geworden und wird es sich wohl zehnmal überlegen, bevor sie eines der „verlockenden" Anerbieten annimmt.

* * *

Marie Dietrich ist ein echtes Schwabenkind, in Stuttgart geboren. Ihre musikalische und gesangliche Begabung offenbarte sich schon, als sie den ersten Unterricht in der Heimath erhielt. Frau Pauline Viardot-Garcia in Paris nahm die junge Stuttgarter Kunstnovize in ihre Schule auf. Auf der Hofbühne der heimathlichen württembergischen Residenz legte Marie Dietrich, nachdem sie ihre Studien absolvirt hatte, die ersten Proben als dramatische Sängerin ab. Ihr Wuchs, die helle Klangfarbe ihres Soprans, ihre unter der Leitung der Frau Viardot zur vollen Entwickelung gebrachte Virtuosität im Coloraturgesange, alles wies sie auf die Richtung hin, in welcher sie seitdem von Erfolg zu Erfolg geschritten ist. Während eines Zeitraumes von vier Jahren war Marie Dietrich der allbeliebte, von Allen bewunderte Schmuck der Stuttgarter Hofoper. Die Rosine, Philine, Susanne, Aennchen, Regimentstochter, Dinorah, Martha der Künstlerin haben das Publikum entzückt und enthusiasmirt. Als sie nach Ablauf jener vier Jahre von diesem ersten Schauplatz ihrer öffentlichen künstlerischen Wirksamkeit abtrat, um zunächst ein Gastspiel an der Wiener Hofoper zu beginnen, bereitete man der nur mit aufrichtiger Trauer Entlassenen eine grossartige Abschiedsfeier. Ihrem Gastspiele in Wien mangelte nicht der grosse Erfolg. Aber genöthigt, zwischen den von dort und den gleichzeitig von Berlin aus an sie ergangenen Engagementsanträgen zu wählen, entschied sie sich für die Annahme des letzteren. Für die Berliner Hofoper liess sie sich für sechs Jahre verpflichten. Seit ihrem ersten Auftreten auf dieser Bühne hat sie sich die Gunst des Publikums im Fluge erobert und ist heute eine der wichtigsten Kräfte der Oper.



Marie Dietrich.



Rosita Olitzka.

* * *

Rosita Olitzka ist eine jugendliche Sängerin, deren Concerte in diesem Winter in Berlin Aufsehen erregt haben. Nicht allein ihre ausserordentlich umfangreiche Stimme, sondern auch das interessante Aeussere der Dame fesselten das Publikum. Frl. Olitzka ist am 6. September 1871 geboren, einem freundlichen Gerücht zufolge in Zaragossa. Andere behaupten freilich, ihre Wiege hätte nicht am rauschenden Ebro, sondern an der ungleich harmloseren Spree gestanden. Wie dem auch sein mag, die Künstlerschaft von Rosita Olitzka ist unbestritten. Obwohl sie sich auch als Liedersängerin hat hören lassen, so weist sie doch ihre ganze Anlage auf den dramatischen Gesang. Die Stimme, ein Contra-Alto, ist so umfangreich, dass die Sängerin nicht allein auf echte Alt-Rollen, wie die Fides im Propheten, die Ortrud im Lohengrin, beschränkt ist, sondern auch Mezzo-Sopran-Partieen, wie die Carmen und Mignon, in ihrem Repertoire hat. Entdeckt wurde das junge Talent durch Artôt de Padilla und gebildet im Gesang von Hey, in der Schauspielkunst durch Frau Mallinger. Ihre Carrière begann die Dame 1891/92 in Brünn, unter der Direction des jüngst auf der „Elbe" verunglückten Adolf Baumann. 1892/93 wirkte sie unter Pollini in Hamburg und ging dann 1893 an die italienische Oper in London zu Sir Augustus Harris.



Die rothen Teufel und das höllische Feuer.

* * *

Zwei Amerikaner geben zur Zeit im Olympia-Theater in Paris merkwürdige Vorstellungen, deren Tric sich bisher dem Verständniss der Zuschauer entzieht. Sie treten in einem Costüm à la Diable auf. Unter phantastischen Gesten sich einander nähernd, lassen sie aus ihrem geöffneten Munde lange, züngelnde Feuerflammen hervorbrechen, während gleichzeitig ihre Hände zu leuchten beginnen und von den Fingerspitzen breite Feuerströme ausgehen. Die beiden Acteurs sollen geschickte Elektrotechniker sein. Die Anwendung der Elektrizität wird durch ein knisterndes Geräusch, das sie begleitet, wahrscheinlich gemacht.



Eine Bismarck-Gemeinde.

Von **Johannes Trojan.**

Mit Portrait-Skizzen von Professor Fritz Werner.

Das Bismarckbild, von dem die Rede sein soll, ist dasjenige, das der Historienmaler Professor Fritz Werner in Berlin vor zwei Jahren etwa gemalt hat. Es ist damals ausgestellt worden in Berlin und an anderen Orten und hat viel von sich reden gemacht. Was es darstellt, ist das westliche Ende der Leipziger Strasse, wo das alte Reichstagsgebäude steht, mit all' dem Verkehr, der um die Nachmittagszeit diese Hauptader der Metropole des Deutschen Reiches durchfluthet, und mit noch etwas mehr. Die Reichstagssitzung ist soeben geschlossen und vor dem Hause, in dem die Vertreter des deutschen Volkes tagen, hat sich eine Menge von Leuten versammelt, um den alten Reichskanzler, wenn er herauskommt, zu sehen, zu begrüssen, ihm zuzujubeln. Das war etwas, das gegen das Ende der achtziger Jahre an jedem Tage fast, wenn der Reichstag Sitzung hielt, sich ereignete. Dann gab es immer zum Schluss draussen dies lebendige historische Bild, das wohl werth war, von einem tüchtigen Maler festgehalten zu werden, wie es denn auch geschehen ist. Unwillkürlich muss man dabei an ein anderes nicht weniger bedeutendes lebendes Bild denken, das in der Zeit vorher auch oft in Berlin zu sehen war und das jedem, der es einmal gesehen hat, unvergesslich in der Erinnerung geblieben ist: an das historische Eckfenster im kaiserlichen Palais unter den Linden gegenüber dem Denkmal Friedrichs des Grossen, mit den Menschen davor, die geduldig Stunden lang warten, bis endlich die Gestalt des greisen Heldenkaisers am Fenster erscheint. Dann grüssen sie ihn mit Jauchzen und Thränen, die Frauen heben auf den Armen ihre Kinder empor, damit diese doch auch noch den alten Kaiser Wilhelm zu sehen bekommen.

Der alte Kaiser und der alte Reichskanzler, wie ihnen beiden gehuldigt wird, ohne Vorbereitung, ohne Pomp, ohne Reden und Lichter und Kränze, in ganzer Freiwilligkeit und von Herzen, das sind zwei Bilder, die von grösserem



Eva Werner.

Werth erscheinen als sehr vieles Grossartige, das sonst gesehen und gemalt worden ist. Werden wir, ja, werden diejenigen, die nach uns geboren werden, etwas Aehnliches je zu sehen bekommen?

Der Maler konnte einen beliebigen der Tage wählen, an denen er vor dem Reichstagsgebäude in der Leiziger Strasse das historische Bild, das er malen wollte, in sich aufgenommen hatte. Ich glaube aber, dass er schliesslich an einen besonderen Tag gedacht hat, nämlich an den 6. Februar 1888, als der Fürst Bismarck im Reichstage das stolze Wort sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."

Für sein geplantes Bild musste der Künstler sich zuerst des Fürsten Bismarck selbst versichern, der doch unter den vielen Figuren derselben die Hauptfigur sein sollte. Es genügte ihm aber nicht, den Fürsten ab und zu einmal gesehen zu haben, sondern gründlich und gewissenhaft, wie er ist — er ist gegen sich ebenso strenge wie gegen andere — hielt er es für nothwendig, dem Altreichskanzler ruhig in's Gesicht zu schauen, stundenlang ungestört sich ihn einprägen zu können. Natürlich konnte er von einem solchen Mann nicht beanspruchen, dass er sich in der Weise der Modelle ihm zur Verfügung stellte. Ihm kam es nur darauf an, den grossen Mann gleichsam in der Freiheit eine Zeit lang beobachten zu können. Zu diesem Zweck musste er nach Friedrichsruh hin, und nun handelte es sich darum, ob es ihm gelingen würde, dorthin zu kommen und in dem sogenannten „Schloss", wie das sehr einfache und schlichte Herrenhaus am Sachsenwalde genannt wird, Aufnahme zu finden. Es gelang ihm, er war mehrere Tage hindurch des Fürsten und der Fürstin Gast, und ich erinnere mich noch, wie voll von Bismarck er nach Berlin zurückkehrte. Er hatte den Fürsten gesehen, er hatte seine Gesichtszüge und seine Gestalt in aller Musse studiren können, und dabei hatte er zugleich das geistige Bild des Mannes, der im persönlichen Verkehr hinreissend auf ihn gewirkt hatte, in sich aufgenommen. Kurzum, als er zurückkehrte, brachte er den ganzen Bismarck mit sich, und ihn auf die Leinwand zu übertragen, konnte für einen in der Führung des Pinsels so sicheren Meister kaum mehr besondere Schwierigkeiten haben; es sei denn, sein Herz wäre von dem, den er darstellen wollte, so voll gewesen, dass er in Sorge war, wie er sich und ihm mit seiner Kunst genug thun sollte. Solche Sorge mag ja aber wohl jeder echte Künstler empfinden, der es am ernstesten meint, am meisten.

Bismarck also war da und ist dann auch auf die Leinwand gebracht worden zur Zufriedenheit aller derer, die das Bild gesehen haben. Nun aber brauchte Fritz Werner Volk. Als ein praktischer Mann sah er sich, um Volk zu bekommen, zuerst in seiner nächsten Umgebung um. Und wo konnte er besser, was er suchte, finden als in der Moselweinschenke von Heinrich Haussmann, wo ja doch so allerlei Volk verkehrt? Er verkehrte ja auch da jeden Abend beinah', den Gott werden liess, und kannte das allerlei Volk. War nicht zunächst Haussmann selbst ein Mann aus dem Volk, wie er sich ihn nicht besser wünschen konnte? An der Mosel, woher Haussmann stammt — sein Elternhaus steht da, wo die Fähre zwischen Traben und Trarbach ruhelos hin und her fliegt — an der Mosel giebt es noch Römerköpfe, die aus alter Zeit, als die Römer dort sassen und Reben pflanzten, sich fortgeerbt haben. Einen solchen Römerkopf hat Haussmann, aber ein Herz dabei, das ganz deutsch empfindet. Ich glaube, in keiner Weinschenke Berlins ist auf das Wohl Bismarck's so viel mit den Gläsern angeklungen worden als in der Haussmann'schen in der Jägerstrasse, und zwar schon von der ersten Zeit her, als Bismarck's Stern erst im Aufgehen war. Und als nachher, lange nachher, ein Schatten in das Leben des alten Recken fiel, da wurde erst recht nicht mit Anstossen und Toasten nachgelassen. Es half denn auch endlich, die Sonne kam wieder, und der Schatten wich. Ja, bei Haussmann ist wirklich in älteren und jüngeren Mosel- und Rheinweinen viel für den Fürsten Bismarck gethan worden. Wenn manchmal alte Stammgäste — auch Geheime Räthe gehören dazu — mit nicht ganz sicherem Schritt nach einer langen Sitzung ihre Heimstätten in Berlin W. wieder aufgesucht haben, so trägt der erste Kanzler des Deutschen Reiches die Schuld. Doch deshalb hatte er keine Ursache, sich graue Haare wachsen zu lassen, und thut es auch nicht.

Also Heinrich Haussmann wurde für das Bild gewonnen und zunächst nach dem Werner'schen Atelier verschleppt, wo er ein paar Tage hindurch als Modell herumstehen musste. Allzu schwer wurde ihm die Sache nicht gemacht, er durfte ab und zu mit dem Standbein wechseln, konnte auch rauchen und, wenn er Durst verspürte, etwas trinken. Trotzdem glaube ich, dass dieses wenige Modellstehen ihm nicht ganz leicht geworden ist. Nicht als ob ich an seiner Geduld zweifelte — bewahre! Er ist Angler von Profession und kann Stunden lang, ja ganze Tage und halbe Nächte hindurch ruhig im Uferschilf oder in einem Kahn oder auf einem Floss stehen mit der Angel in der Hand, ohne die Geduld zu verlieren, auch wenn er in der ganzen Zeit nichts fängt, nicht einmal ein Rothauge oder einen kleinen Plötz. Aber ganz richtig sagt er ja: „Das Angeln unterscheidet sich denn doch wesentlich vom Modellstehen. Beim Angeln bin ich derjenige, der mit dem Einfangen beschäftigt ist, beim Modellstehen aber ist es der Maler, und ich spiele gewissermaassen die Rolle des Fisches, dessen Schicksal ich mir noch niemals als besonders beneidenswerth vorgestellt habe."



Küster Schneider.

Nach Haussmann kam der Pfarrer Hülsen aus Böhne bei Rathenow an die Reihe, der, wenn seine Amtsgeschäfte es zulassen, in der Haussmann'schen Moselweinkneipe als immer willkommener Gast zu erscheinen pflegt und einen „Charakterkopf" hat, wie die Meister der Malerkunst sich auszudrücken pflegen. Und hat er ihn nicht entschieden? Mit Freude und Ehrfurcht begrüsse ich Dich, den redlichen Pfarrer von Böhne, den gattinbeglückten, kinderumblühten, sangeskundigen, immer unverzagten und heiteren! Wie manche frohe Stunde habe ich gesessen in der Lindenlaube vor Deinem Pfarrhause, in dem jeder Gast willkommen geheissen, von dessen Thür kein Armer zurückgewiesen wird. Doch ich verehre Dich noch aus einem besonderen Grunde, weil Du ein grosser Botaniker bist, dem alles bekannt ist vom Ysop, der auf der Mauer wächst, bis zur Ceder des Libanons, vor allem aber auch unsere heimische freundliche Pflanzenwelt. Ich habe Dich oft gesehen in Deinem Garten, wo Du mir Deine Lieblinge zeigtest, das letzte Mal aber sahen wir uns im Winter, als draussen hoher Schnee lag, auf der Hasenjagd, die ein gemeinsamer Freund als Jagdherr auf der Böhner Feldflur veranstaltet hatte. Du führtest kein Mordgewehr, so wenig wie ich, wir beide waren nur als Zuschauer an dem Waidmannsvergnügen betheiligt. Da sahen wir beide, auf der Landstrasse stehend, wie ein Häschen auf eiliger Flucht vor den Treibern fortwährend gegen ein dünnes Drahtgitter ansprang, mit dem eine kleine Baumpflanzung umgeben war. In seiner Angst oder weil es schwacher Augen wegen das Gitter nicht sah, sprang es dagegen an. „Warte, dich kriege ich," riefst Du und liefst mit dem Stock in der Hand auf den kurzsichtigen Lampe los. Aber ehe Du ihn noch schlagen oder greifen konntest, drehte er sich — ein Gott erbarmte sich seiner — um, erkannte Dich als den Pfarrer von Böhne bei Rathenow, wo die Brillen gemacht werden, und riss aus . . . Nein so etwas von Ausreissen habe ich noch nie gesehen. Wie ein Vogel flog er davon über das Schneefeld und die Gräben. Wir aber standen da und lachten, und auch Du freutest Dich im Herzen darüber, dass er glücklich entwischt war.



Professor Scheibler.

An den Pfarrer schliesst sich würdig der Küster an. Es ist der Küster Schneider von der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, der auch ab und zu bei Haussmann erschien und bei einer solchen Gelegenheit von Fritz Werner, der, wie alle guten Maler, immer die Augen hübsch offen hat, bemerkt und eingeheimst wurde. Auch ein Charakterkopf! Es liegt aber darauf etwas vom Heiligenschein, wie er so leicht gerade bei Küstern, die viel mit frommen Leuten in Berührung kommen und meist nicht



Fürst Bismarck auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin.
Nach dem Originalbilde von Fritz Werner.

über schlechte Zeiten zu klagen haben, sich auszubilden pflegt. Wie gern habe ich manches Mal dies Gesicht des Küsters Schneider gesehen, wenn er die Taufkanne und das Becken in mein Haus dem Herrn Pfarrer nachtrug; denn es war früher oft Taufe bei mir oder „Kindelbier", wie sie in Mecklenburg sagen. Dass es damit ein Ende genommen hat, ist mir lieb, weil ich kein fremdes Küstergesicht mehr in meinem Hause sehen mag, unser guter Schneider aber todt ist.

Scheibler, wie anders als der Küster Schneider berührst Du mich! Und darf ich Dich immer noch einfach „Scheibler" und „Du" nennen, nachdem Du so hoch auf der Hühnerleiter der Ehren und Würden emporgeklettert bist! Du bist Doctor und Professor, Du wurdest Geheimer Regierungsrath, nachdem Du das Pulver, allerdings nur das rauchlose, erfunden hattest. Nun, alles das sei Dir verziehen, da Du trotz alledem Dir ein ehrliches und biederes Herz erhalten hast. Mögest Du es behalten, auch wenn Du noch weiter steigst und Dir etwa auch



Eine Bismarck-Huldigung in Friedrichsruh.
Originalzeichnung von K. Storch

noch das Prädikat „Excellenz" beigelegt wird. Wir werden Dich doch Deiner wirklichen Verdienste wegen immerhin achten, wie es auch der Künstler gethan hat, als er Dich auf sein Bild versetzte. Allerdings legte er dabei einen besonderen Werth auf Dein so auffällig ehrwürdiges Aussehen. O, wie oft trügt der Schein!

Bei Dir auch, Mimiker Schulz, der Du ein so treuer Stammgast bei Hausmann wie ein treues Mitglied unserer Bismarckgemeinde warst, trog der Schein, aber er trog uns auf angenehme Weise. Was Du uns auch vermachtest mit Deiner Kunst, wir behielten Dich immer als den Menschen, dem jede Verstellung fern war. Und so bist Du gestorben und bliebst uns erhalten in bestem Angedenken.

Auch das zarte Geschlecht musste natürlich auf Werner's Bismarckbild vertreten sein, und was lag näher, als dass er sein eigenes Töchterchen Eva darauf brachte. Von sich selbst musste er doch absehen aus Bescheidenheit, dass er aber ein Mitglied seiner Familie, ein so anmuthiges und freundliches noch dazu, an seiner statt zur Begrüssung des Altreichskanzlers an Ort und Stelle geschickt hat, ist ihm wohl nicht zu verdenken.

Und nun ist noch ein Mann da, über den ich auch nichts sagen kann, da er mir zu nahe steht. Er ist im Profil abgebildet und sieht mir, wie ich bekennen muss, auffällig ähnlich. Kein Wunder! Drei Mal hat er bei Fritz Werner im Atelier Modell gestanden und sich „auffassen" lassen. Nun, er bekam zwar nicht Geld dafür, wie ein richtiges Modell es beansprucht, aber doch ein gutes Glas Wein und wurde freundlich behandelt. Er hat schon Schlimmeres in dieser Beziehung durchgemacht.

Wir, die wir die Studien und Portraitskizzen zu dem Werner'schen Bismarckbilde darstellen, bilden keinen eigentlichen Verein. Ein so hoher Festtag aber, wie es der erste April dieses Jahres ist, führt uns unfehlbar wieder zusammen, und zwar da, wo immer schon der „Bismarckcult" getrieben worden ist, bei Heinrich Haussmann. Da wird am ersten April 1895, das weiss ich ganz bestimmt, von denen, die das Bismarckbild vereinigt — soweit sie noch am Leben sind — ein begeistertes Hoch dem Gründer des Deutschen Reiches dargebracht werden.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

Erstes Capitel.

In einer stillen Strasse der Vorstadt, wo die Häuser in der warmen Nachmittagssonne lange, schräge Schatten auf das steinerne Pflaster warfen, schleppte sich eine Frau mit einem Tragkorb auf dem Rücken ermüdet hin. Auf ihrem Antlitz lagerte ein sorgenvoller Ausdruck, als sei die Last nicht nur eine körperliche, sondern Etwas, das sie überhaupt gern losgeworden wäre.

Sie bog nach einigen weiteren Schritten in den Flur eines hohen Hauses ein; hier hielt die junge Frau etwas verzagt an, als sei sie unschlüssig, ob sie weiter gehen sollte. Dann stieg sie langsam die Treppe hinauf, bis sie erschöpft das erste Stockwerk erreicht hatte. Hier setzte sie sich auf die Treppenstufen nieder, so dass der schwere Korb auf den Steinflur zu stehen kam. Sie löste das Tragband vom Korbfusse ab und machte sich aufathmend den Rücken frei. Nachdem sie stehend den Korb bis an die Thüre einer Miethwohnung gerückt hatte, so dass er auf dem Strohdeckel fusste, legte sie unwillkürlich die Hand auf ihre Brust und athmete noch einmal beklommen auf.

Dann klingelte sie.

Sie lauschte auf die Geräusche, die sie drinnen vernehmen würde. Nach einem Weilchen hörte sie mehrere Thüren gehen und eine leise Bewegung im Vorsaal. Endlich öffnete man, und das Gesicht einer alten Jungfer mit einer krummen Nase und einem Klemmer über den Augen schielte um die Thürkante heraus.



Eine Bismarckschwärmerin.

Die junge Landfrau nahm das Tuch fort, welches über dem Tragkorbe lag, und sprach, indem sie auf einen grossen steinernen Krug wies, der, von Lappen umwickelt, darinnen stand:

„Kaufen Sie keinen guten Landwein?! Ich lasse Ihnen den Liter für achtzig Pfennige. Der Krug ist so schwer; ich weiss kaum, wie ich ihn fortbringen soll. Ach, wenn Sie mir doch ein paar Liter abnehmen wollten!“

Sie sprach das in einem Tone ehrlicher Einfachheit, aus dem eine leise Sorge zitterte. Die Herausgeklingelte machte ein missmuthiges Gesicht über die Störung und wollte sich wieder zurückziehen. Sie rümpfte die Nase und sagte spitz:

„Das saure Zeug, wer soll denn das trinken? Man kann's ja nicht einmal als Essig brauchen.“

„Ach, nein, Fräulein, es ist ein guter, reiner Wein und von sehr gutem Geschmack!“ erwiderte die junge Frau rasch und ängstlich. „Wollen Sie nicht wenigstens einmal kosten?!“

Sie hob bei diesen Worten die Weinkruke mit beiden Händen aus dem Korbe herauf und blickte das ältliche Fräulein erwartungsvoll an. Dieses machte auf einmal ein lüsternes Gesicht und nickte herablassend der Händlerin zu.

Aus dem Grunde des Korbes holte diese sofort einen kleinen Becher und bat das Fräulein, ihn unterzuhalten, worauf sie aus der Kruke einen rothen Wein eingoss. Sie machte es reichlich und sah dann mit gespannter Aufmerksamkeit dem Mienenspiele des Fräuleins zu. Dieses nippte erst, verzog den Mund ungläubig, trank dann aber den Becher rasch leer und hielt ihn noch einmal hin. Bereitwillig goss die Händlerin rasch noch einige Schlucke nach und ihr Herz klopfte stark, in der Hoffnung, dass der Wein nun doch noch einen Käufer finden werde. Das alte Fräulein trank langsam, als prüfe sie jetzt erst jeden Tropfen, dann aber reichte sie den Becher zurück und sagte:

„Der Wein scheint nicht schlecht, aber er ist mir zu theuer und ausserdem trinke ich überhaupt keinen Wein. Vielleicht probiren Sie es einmal oben, einen Stock höher.“

Damit zog sie sich hinter ihre Thüre zurück und schloss sie lautlos und listig zu, als fürchte sie wegen der getrunkenen Tropfen zu einer Bezahlung verpflichtet zu sein. Die junge Landfrau schaute enttäuscht die kahle Thürwand an und faltete die Hände über ihrem Schoosse mit einem wehmüthigen Ausdrucke. Dann kauerte sie wieder auf der Treppenstufe nieder und belud sich von Neuem mit dem Korbe.

Sie schritt in das obere Stockwerk hinauf, klingelte und bot ihren Wein einem würdigen Oberpostsecretär an, der mit halboffener Uniform heraustrat und nach ihrem Begehr fragte. Er schien ein Weintrinker zu sein, denn um seine Nase waren einige röthliche Aederchen sichtbar.

„Was haben Sie denn für einen Wein?!“ frug er gemüthlich.

„Echten, guten Landwein, selbst gebaut, und ich garantire vollständige Reinheit. Wenn der Herr einmal kosten wollten?!“

Sie füllte den Becher und der Beamte kostete, indem er kunstgerecht schlürfte, den Wein auf verschiedenen Stellen der Zunge ruhen liess und dann ihn verschluckte. Er zuckte aber zweifelnd mit den Achseln und sagte:

„Das ist nichts Sicheres, mein gutes Frauchen. Das könnte man ja für einen Bordeaux oder Burgunder halten.“

„Es sind auch Burgundertrauben,“ sagte Jene mit Genugthuung.

„Aber wie wollen Sie mir denn einreden, dass das hiesiger Wein sei? So einen guten Schluck können Sie hier doch gar nicht erzeugen. Ich traue der Sache nicht. Es ist wohl irgend ein Kunstwein?“



Pastor Hülsen.
Originalskizze von Professor Fritz Werner.

„Ach, nein, mein guter Herre, es ist nichts Falsches daran, er ist auf unserm Berg gewachsen, ich kann jede Traube nachzählen, die darin ist, und wir müssen ihn auch nur verkaufen, weil wir im letzten Jahr gar nichts gebaut haben, da Alles erfroren war. Wenn Sie mir doch nur ein paar Liter zur Probe abnehmen wollten!“

Der Postbeamte zuckte zweifelnd von Neuem die Achseln, er traute der Sache doch nicht recht. Der Wein schmeckte ihm so gut, dass er an seine Echtheit nicht glauben wollte. „Ein andermal,“ sagte er, und die Thür schloss sich vor der Frau.

Sie klingelte an der gegenüberliegenden Wohnung. Hier öffnete eine Köchin und frug nach dem Preise. Als sie vernahm, dass der Liter achtzig Pfennige kosten sollte, machte sie eine ablehnende Miene und bemerkte:

„Das ist mir zu theuer. Dafür kann ich den schönsten Italiener haben, ich nehme überhaupt nur noch Italiener als Kochwein und die Herrschaft trinkt nur alte Rheinweine und Französisches.“

Die Thüre wurde verschlossen und mit erhöhtem Missmuth hockte die Landfrau ihren Korb auf und begann, während sie die Treppen hinunterstieg, leise zu weinen. Wo sie als Mädchen so manchen halben Krug Wein losgeworden war in früheren Jahren, hatten die Leute sich italienische Weine angeschafft; es war, als könnte sie ihren Krug nur auf die Strasse ausgiessen, so werthlos schien sein Inhalt geworden. Als sie auf die Strasse trat, schien die Nachmittagssonne ihr gerade in die Augen, dass ihre Thränen wie goldige Tropfen Weines über ihre Wangen herabliefen.

Sie ging einige Häuser weiter. Es war ja wohl ihr eigener Wein, den sie hier verkaufte, auf ihrem eigenen Weinberge gewachsen, ihrem väterlichen Erbstück, das sie mit ihrem Manne bewirthschaftete. Aber der Mann hatte ihr streng befohlen, den Wein nicht unter achtzig Pfennigen zu geben, es war an sich schon ein Spottpreis, wo man die Flasche allein sonst für eine Mark und fünfzig Pfennige, in guten Zeiten für zwei Mark verkaufte. Sollte sie ihn nun noch billiger anbieten? Ihr einziger Besitz und Reichthum waren die Fässer voll Wein, die sie aus vergangenen Jahren im Keller bewahrten und das Obst, das sie sonst noch auf dem Berge zu erbauen im Stande waren. Ach, es erschien ihr wie ein Verbrechen, dass sie das kostbare Gut, von dem jeder Tropfen mit einem Schweisstropfen ihrer eigenen Arbeit bezahlt war, im Drange der augenblicklichen Noth um einen Almosenpfennig hergeben sollte. Was würde ihr Mann sagen, wenn sie dann doch noch genöthigt war, den Preis zu verringern, und wie sollte sie es ihm verheimlichen, wenn sie eben nur den kargen Erlös mitbrachte!

Der Spätnachmittag neigte sich mehr dem Abend zu; sie besann sich, dass sie noch drei Stunden Weges für den Heimgang brauchte, nachdem sie sich todtmüde gelaufen hatte, ohne den Tag über etwas verkauft zu haben. Sie hatte fast zwei Liter von ihrem Wein umsonst ausgeschänkt, denn kosten wollten die Leute alle, aber sie selbst hatte noch nicht das Geld, mit dem sie für ihren Mann und die Kinder etwas Ordentliches zu essen kaufen konnte, wenn sie mit Einbruch der Nacht wieder heimkommen würde.

Traurig trat sie in ein ärmlicheres Haus am Ende der Strasse ein. Sie klingelte im Erdgeschoss. Eine junge Arbeiterfrau, die krank und siech dreinblickte wie eine Sterbende, öffnete ihr. Sie wagte kaum ihren Wein anzubieten.

„Ach, ich möchte wohl welchen kaufen,“ sagte die Arbeiterfrau. „Der Arzt hat mir Rothwein verordnet. Aber achtzig Pfennige, das kann ich nicht erschwingen!“

Der guten Winzerfrau jammerte der Anblick der armen Frau. Sie hätte ihr am liebsten gleich einen Liter geschenkt. Aber sie brauchte ja selber Geld.

„Wenn Sie mir sechzig Pfennige geben könnten, ich muss den Wein ja los werden.“

Die Arbeiterfrau brachte einen braunen Topf heraus, nachdem sie erst aus dem Becher gekostet und der rothe Wein ihr sichtlich wohlgethan hatte. Sie nahm zwei Liter von dem Weine und bezahlte ihn für sechzig Pfennige. Die Landfrau tröstete sich, dass sie auf diese Weise ihrem Manne sagen konnte, sie habe den Preis aus Mitleid heruntergesetzt, ein Mitleid, das ihr selbst erst die nöthigsten Pfennige in die Tasche brachte. Als sie aber mit der kranken Arbeiterin abrechnete, trat eine andere Frau hinzu, welche die Treppe herunter kam, und als diese hörte, dass der Wein so billig verkauft werde, brachte sie auch einen Topf, um einen Liter zu nehmen. Das Gespräch der Frauen lockte auch die Nachbarin herbei, die gleichfalls sofort eine alte Flasche brachte, um sie sich füllen zu lassen.

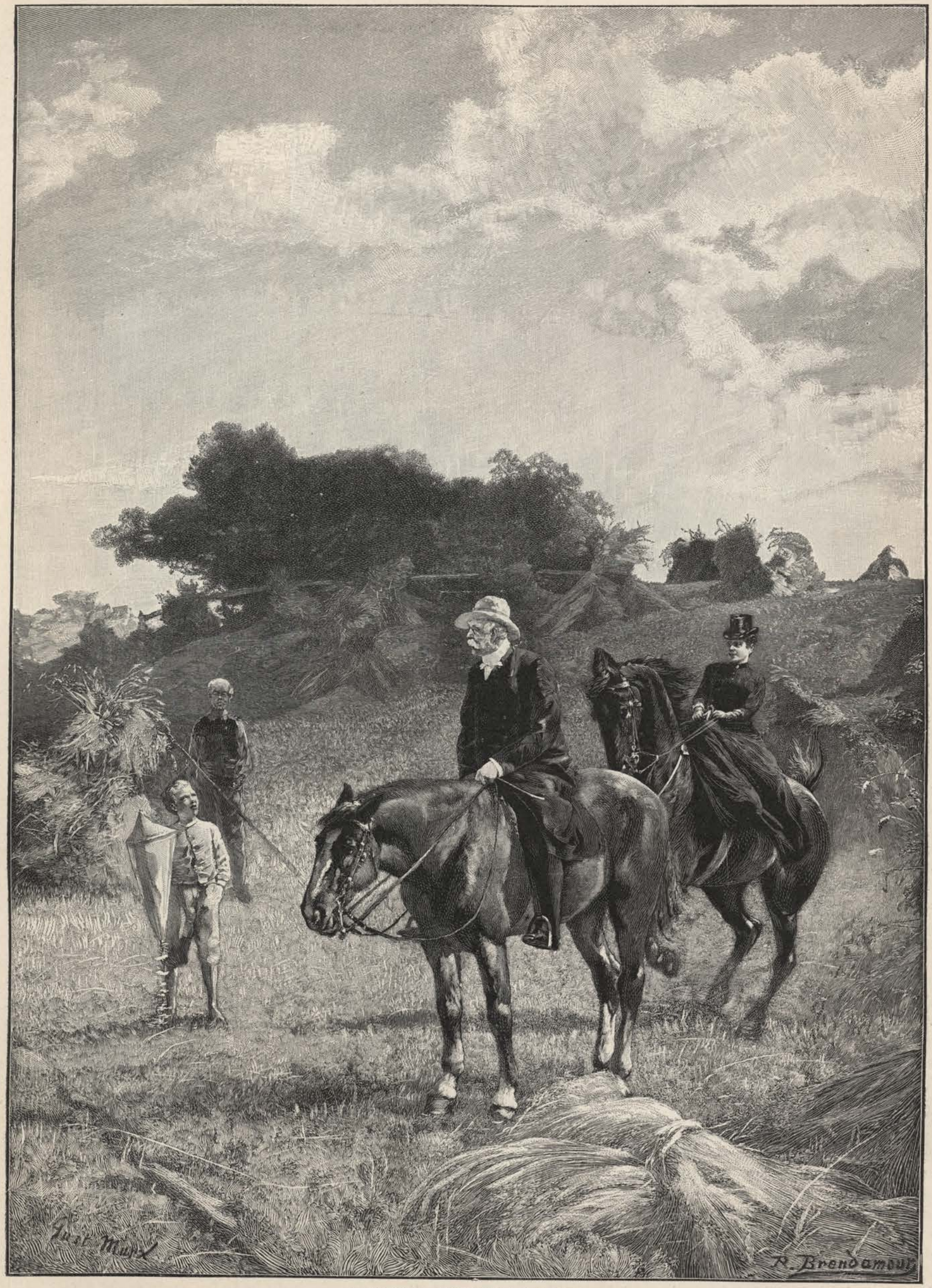
Als die Landfrau mehr als zwei Mark in der Tasche trug, die sie zu guter Letzt doch noch eingenommen hatte, nahm sie schnell ihren Korb wieder auf und trat den Heimweg an, um auf der grossen Landstrasse am Strome hinwandernd die fernen Berge zu erreichen, die im Sonnendunst weiter unten am Gestade lagen mit ihren Weinbergsterrassen und den weithin blinkenden Winzerhäusern und Spitzhäusern auf den Höhen.

Zweites Capitel.

Während die Frau in der Abendsonne ihrem Heimwesen zusteuerte, arbeitete der Winzer Gotthelf Rüdig angestrengt in seinem Weinberge. In steilen Terrassen war der Berg abgemauert, einen Wald von Pfählen sah man schon auf allen Flächen, an den Bergecken, um die Felsvorsprünge das Land bedecken. Der Winzer kniete an einem Felshang, wo röthlicher Porphyr schroff aus der steilen Höhe heraustrat. Ein schmaler Pfad führte um die Felsecke herum, die nach unten fast senkrecht abstürzte und erst in der Tiefe einer gutgewachsenen Tanne wieder auf dem gelinder ansteigenden Erdboden ruhte. Mit Steinhacke, Bohrer, Brechstange und Hammer wuchtete hier der Winzer im Felsen, bohrte Bruchstücke des zerbröckelnden rothen Gesteins aus und warf den Schutt über den schmalen, gefährlichen Pfad hinab in die Tiefe. Wenn er mit der Brechstange wieder ein Stück aus dem Felsen ausgebrochen hatte, versuchte er mit der Schaufel nachzuhelfen, denn es galt hier eine knietiefe Grube her-



Weinhändler Haussmann.
Originalskizze von Professor Fritz Werner.



Gustav Marx. Fürst Bismarck als Gutsherr.



Fürst Bismarck Zeitung lesend. Originalzeichnung von Ewald Thiel.

zustellen, um auch auf dieser steilen Stelle den Weinstock fortzupflanzen. Noch war diese Ecke nicht ausgenützt; der Felsen, auf dem den ganzen Tag die warme Sonne ruhte, versprach aber ein gutes Gedeihen, wenn es gelang, auch hier in's Gestein das edle Gewächs anzupflanzen.

Rüdig hatte über eine Stunde gebohrt, gemeisselt und gegraben, bis er endlich eine Grube hergestellt hatte, die seinen Wünschen entsprach. Er richtete sich auf und überblickte das vollbrachte Werk und über und unter ihm das Weingrundstück, welches er sein eigen nannte, das ihm den Lebensunterhalt gewährte.

An dem Pfade hin, auf welchem er bis zu dieser steilen Ecke sich heraufgearbeitet hatte, sah er das, was er mit seiner Hände Arbeit in den letzten Tagen vollbracht hatte. Es war die Zeit der Senke, längliche Gruben, wohl zehn Schock, sah man allenthalben im Berge zwischen den Pfählen, und aus den Grubenecken stachen die kleinen Rebenschösslinge hervor, welche zur Fortpflanzung vom nahen Mutterstocke hier abgesteckt worden waren. Rüdig athmete etwas schwerer im Gedanken an die heisse Arbeit, welche hinter ihm lag. Wenn er seinen Berg und die weithin gereihten Schaaren seiner Weinpfähle übersah, so durfte er wohl die Zahl derselben auf fünfzehntausend schätzen. Die wollten bestellt sein und drei Menschen hatten ununterbrochen zu thun, um an den Stöcken Trauben und aus den Trauben Wein werden zu sehen. Gute Jahre hatte man erlebt, wo man neunzig, ja, fast hundert Eimer Wein erbaut hatte. Obstbau und Erdbeerzucht, welche mit dem Weine untermischt auf dem Berge gediehen, lieferten auch noch manches dazu und in solchen Jahren war bei den Besitzern des Berges wohl gute Zeit, Geld im Kasten und fröhliche Zuversicht im Herzen gewesen. Aber dann kamen auch andere Jahre, wo die Weinstöcke die Hälfte, ja, auch nur den vierten Theil Wein ergeben hatten, wenn Frost und andere Schäden dem Wuchse geschadet; da hatte man mit Wenigem haushalten müssen und mit Umsicht musste man versuchen die älteren Weine, die man noch im Keller liegen hatte, nutzbar zu machen und vortheilhaft zu verkaufen. Ganz schlecht war das vergangene Jahr ausgefallen; da war noch spät zur Zeit, als schon die Blüthen ausgetrieben hatten, ein Frost in's Land gefallen, der den grössten Theil der jungen Weinblüthe vernichtet hatte; als aber der Rest, welcher doch noch reifte, zur Entwickelung kam, da stellte sich heraus, dass der Sauerwurm hineingerathen war, der nun vollends das Gerettete verdarb. Nur zwanzig Mark für verkaufte Trauben (Factum!) hatte man eingenommen; zu pressen hatte man gar nicht vermocht; und jetzt mit dem neuen Frühjahr begann der Ausfall im Hause fühlbar zu werden; das baare Geld war ausgegangen, und da keine Gelegenheit erstand, in gröseren Posten ältere Jahrgänge zu verkaufen, so musste die Frau in die Stadt wandern, um mit ihrer Weinkruke zu hausiren. — Rüdig athmete beklommen auf in dem Gedanken, dass auch das neue Jahr ein schlechtes Weinjahr werden, und all' seine Mühe und Arbeit dann eine verlorene sein sollte. Er blickte mit Sorge auf die pelzigen Rebenkeime, welche an den nächsten niederen Stöcken aus den älteren Rebenschenkeln ausbrachen wie dicke Perlen; an einem Stocke, welcher sehr den scharfen Nachtwinden ausgesetzt war, sah er schon etliche erfrorene Keime; er überblickte die weite Landschaft und die Himmelsgegenden, um zu sehen, ob für die Nacht ein Frost zu befürchten wäre der ihm die Reben schädigen und die Ernteaussichten vernichten konnte.

Es half nichts, man musste auch auf diese Gefahr hin weiterarbeiten, und so legte der Winzer vom nächsten Weinstocke, der hier am äussersten Felsen stand, eine längere Rebe, die er zu diesem Zwecke hatte stehen lassen, in die neugeschaffene Felsgrube ab. Ein Korb voll Dünger und nährender Thauerde, die er vorher schon von unten heraufgeschleppt hatte,

wurde in die Grube gethan und verarbeitet, und bald schauten aus der Grubenecke nur noch zwei kurzgeschnittene Rebenschenkel mit den pelzigen jungen Augen hervor, die einst einen neuen kräftigen und tragfähigen Stock ergeben sollten.

Rüdig wollte für heute sein Tagewerk beschliessen mit dieser ersten neuen Senkung auf dem Felsen, den er für seinen Berg zu erobern dachte. Er lehnte sich auf seinen Schaufelschaft und blickte nachdenklich in die benachbarten Weingärten, die sich jenseits des Felsens in einem Seitenthale hinzogen.

Er hatte eine Weile hinübergeblickt und schüttelte endlich den Kopf über die nachlässige Winzerarbeit, die er hier verrichtet sah. Das ganze Seitenthal auf beiden Bergabhängen, die nächsten zwei Bergrücken, die nach dem Strome zu lagen, waren das Eigenthum der weitberühmten Weingrosshandlung von Anton Spurmann, welche nur Eigenbau betrieb, ihre köstlichen Traminer, Rieslinge und Burgundertraubenweine aber in alle Welt verschickte und den Ruf eines der solidesten und leistungsfähigsten Weingeschäfte genoss. Sie verdankte diesen Ruf nicht zum Geringsten dem fleissigen Anbau ihrer Berge, der vorzüglichen Winzerei, welche unter der Oberaufsicht des alten Hans Büttner, des Winzermeisters der Handlung, in den letzten Jahrzehnten hier verrichtet worden war.

Rüdig sah drüben über dem Seitenthale auf der Berghöhe den alten Mann zwischen den Weinpfählen stehen und graben. Er erkannte ihn, trotzdem die Gestalt in der Ferne verkleinert erschien, deutlich und dachte darüber nach, was der Alte wohl sagen würde, wenn er die wundersame Winzerthätigkeit sehen würde, die man trotz seiner erfahrenen Oberaufsicht hier ausgeübt.

Rüdig sah ganz deutlich, dass hin und wieder die Tragreben der Weinstöcke am Rande des Nachbargrundstückes hin in gleich grossen Schenkeln geschnitten waren. Das war ein Fehler, den er schon mit Achselzucken wahrnahm.

„Es wird wohl wieder einmal der Horst gewesen sein, der lüderliche Schelm!“ meinte Rüdig bei sich und unwillkürlich suchten seine Blicke nach Martha, seiner jungen Schwägerin, der Schwester seiner Frau, welche mit der letzteren die Besitzerin des Weinberges war, den er bebaute. Er wusste, dass Martha mit Schneiden der Reben den ganzen Tag verbrachte; sie war darüber, die letzten Tausende ihrer Weinstöcke zu bestellen, nachdem man schon längere Zeit auch gemeinsam den Rebenschnitt besorgt hatte. Rüdig's Blicke suchten vergeblich die Gestalt seiner Schwägerin; aber er wusste, dass sie drunten am Berge stehen musste, wo Schlehdornhecken und Obstbäume sie verbargen. Der Winzer dachte zwar bei sich, dass Martha wohl fleissig und sorgsam ihren Rebenschnitt verrichten würde, denn es war ja im Grunde ihr eigener Wein, ihre eigne ererbte Habe. Aber die Beobachtung beim Nachbarn veranlasste ihn doch einmal nachzusehen, ob das Mädchen, während er der Senkarbeit oblag, alles gut gemacht hätte.



Mimiker Ernst Schulz.
Originalskizze von Fritz Werner.

Bald kam er in das Bereich, wo Martha den Tag über geschaffen hatte. Er sah die Spuren ihres Thuns an allen Stücken auf der Hügelrundung. Die kräftigen, braunen Reben standen überall sauber geschnitten neben den Pfählen in die Höhe; die abgeschnittenen Reiser lagen schon zum Theil zusammengeschichtet am Wegrande, und Rüdig wusste, dass das die kleinen Hände seiner Kinder besorgt hatten. Er lächelte leise und glückselig in seinen blonden Bart hinein. Aus den regelrecht und ordentlich beschnittenen Reben aber floss überall der wasserklare Saft heraus und hing in Tropfen, gleich Thränen, am Rebenende, um langsam auf die Erde hinabzuträufeln. Rüdig sah mit Befriedigung, dass Martha Alles wohlgethan, das kräftigste und tragbarste Holz zum Schnitte ausgewählt und jeden Stock nach seiner Art und seiner Eigenthümlichkeit entsprechend zurechtgeschnitten hatte. Ein Gefühl von stiller Dankbarkeit und freundschaftlicher Zuneigung zu der Ungesehenen kam über ihn. Er sah, dass er gar nichts besser machen konnte und suchte sich endlich mit grosser Mühe ein Rebenende aus, das ihm zu lang gerathen schien. Er beschnitt es heimlich, damit er seinen Weg nicht ganz umsonst gemacht hätte. Zufrieden und lächelnd ging er dann den Weg zwischen den frischen Schnitten zurück, bis er um die Hügelrundung bog und dort seine beiden blonden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, eifrig mit dem Auflesen der abgeschnittenen Rebentheile und Strohbänder beschäftigt sah. Munter häuften sie dieselben, zwischen den Weinpfählen heraustretend, am Wegrande zusammen, damit sie gebunden nach dem Hause hinaufgetragen und zur Feuerung benutzt werden konnten.



Johannes Trojan.
Originalskizze von Fritz Werner.

Der Weg, den die frisch geschnittenen, weinenden Reben bezeichneten, führte noch weiter abwärts am Berge zu den Schlehdornhecken. Hier stand die Winzerin, ein rothleuchtendes Kopftuch tragend, dessen Zipfel ihr leicht über die ovale, ebenmässige Stirn hereinnickte. Sie hatte ihren Rock zur Arbeit hochgeschürzt und wanderte von einem Weinstock zum andern, schnitt mit der Scheere die untauglichen Rebenenden ab und säuberte die Stöcke. Man sah sie die abgefallenen Ranken mit dem Fusse bei Seite schieben. — Martha hielt eben einen kräftigen Schössling vom Vorjahre in der Hand und suchte sich die schönsten Augen aus, um über ihnen den Rest abzuschneiden. Je nach dem Alter der Stöcke pflegte sie zwei, drei, auch vier Augen stehen zu lassen.

Hinter der niederen Weinbergsmauer, die mit Moos und Gras bewachsen war, das seine ersten grünen Spitzen zeigte, tauchte der Kopf eines Mannes vor. Mit heimlich funkelnden Augen, in denen ein wundersamer Schmelz, ein heimliches Schillern zu leuchten schien, schaute Horst dem Mädchen zu, das sich unbeobachtet glaubte. Eine scharfgebogene Adlernase, ein hellbraun gebranntes Gesicht, ein hübscher Mund, in dem die schönsten weissen Zähne sassen, während ein kurzes, weiss-blondes Bärtchen seltsam von seinen schwarzen Augenbrauen und schwarzen Haaren sich abhob, machten diese Erscheinung zu etwas Aussergewöhnlichem. Er beobachtete ein Weilchen die ahnungslose Winzerin mit den niederblickenden Augen in einer stummen, ungeduldigen Leidenschaftlichkeit. —

[Fortsetzung folgt.]

Der Glücksmops.

Von **Ernst Lenbach.**

„Wie gesagt, Herr Director, ich bin mit dem Ergebnisse meiner diesmaligen Inspicirung des Ihnen unterstellten Königlichen Gymnasiums sehr zufrieden! Disciplin, stramme Disciplin, Achtung vor den Autoritäten, das ist die Hauptsache, und die habe ich bei Ihnen gefunden."

Der Director verbeugte sich tief. „Ihre Worte beglücken mich, Herr Schulrath. Es wird stets meine höchste Befriedigung sein, anerkannt zu sehen, dass ich die mir anvertraute Jugend zu ordentlichen Staatsbürgern zu erziehen bestrebt bin."

„Ja, ja", bestätigte der Schulrath und strich sich vorsichtig die Handschuhe glatt, „das ist das einzig Richtige. Nun sagen Sie mal, was ist denn eigentlich aus diesem incommensurablen Menschen geworden, Ihrem ehemaligen Hülfslehrer Dr. Sutorius? Es war hohe Zeit, dass er seine Entlassung aus dem Staatsdienste nahm, in den er mit seinem disciplinwidrigen Eigenwillen so gar nicht passte."

Der Director zuckte die Achseln. „Wie es eben mit solchen verfehlten Existenzen geht! Seine Gönner unter den hiesigen Oppositionsleuten haben ihm einen Posten an der alten städtischen Dombibliothek verschafft, die aber wohl spätestens in einem Jahre aufgehoben wird. Dann wird er wohl ganz unter die Zeitungsschreiber gehen. Er schreibt ja bereits Novellen, in denen er sich nicht entblödet, die Liebesabenteuer zweifelhafter Individuen aus den unteren Volksklassen als tragische Stoffe zu behandeln. Ich habe das von meiner Frau gehört, — selber lese ich das moderne Zeug natürlich nicht".

„Schade um den jungen Mann", meinte der Schulrath und sah nach der Uhr, „— ei, so spät schon? Da muss ich wohl einen Wagen zur Bahn nehmen. — Schade um den jungen Mann, er war nicht ohne Talent, wenn er sich zu subordiniren gewusst hätte, wäre unter Ihrer bewährten Leitung vielleicht doch noch ein tüchtiger Schulbeamter aus ihm geworden".

Während diese Beiden auf dem Schulhofe des Gymnasiums ihre Betrachtungen über den verlorenen Mann austauschten, stieg Doctor Benedict Sutorius selber höchst vergnügt die Treppe des grossen Miethshauses empor, in welchem er mit seiner jungen Frau Clara, genannt Schnurcks, einen bescheidenen Theil des dritten Stocks bewohnte. Unter dem Mantel trug er etwas Rundliches, Zappelndes im Arm, und er bemühte sich, so leise und heimlich aufzutreten wie ein Wäschedieb; die Gattin aber hatte ihn schon vom Fenster aus bemerkt und öffnete in liebender Ungeduld die Thür, als er kaum oben angelangt war. „Liebster, Bester! rief sie und streckte sich auf den Zehen empor, um ihm den Willkommkuss zu geben; denn für gewöhnlich reichte sie dem geliebten Riesen mit ihren Lippen gerade bis an den blonden Kinnbart. Sogleich aber fuhr sie erschreckt zurück, da sich bei ihrer Annäherung unter dem Mantel des Gatten ein dumpfes Knurren vernehmen liess. „Was hast Du denn da, Ben?"

Benedict Sutorius schlug den Mantel zurück und liess seine Last zu Boden gleiten, es war ein Mops von der bei diesen Hunden meist gebräuchlichen silbergrauen Farbe. „Guten Tag, Schnurcks," sagte Benedict und küsste die Erstaunte, „sieh, da hast Du Dich um eine Ueberraschung gebracht, das kommt davon, wenn eine Ehefrau nach sieben Monaten und dreizehn Tagen ihrer Ehe noch so verliebt ist und ihrem Manne vor die Thür entgegen läuft. Ich wollte Dir den Herrn eigentlich ganz leise durch die Thüre hineinschieben und draussen bleiben, damit Ihr Eure Flitterminuten allein für Euch rein auskosten könntet."

„Aber Ben, wie kommst Du denn zu dem Thier?" fragte Clara und betrachtete den fetten Hund, der unterdess ohne weitere Umstände in das Wohnzimmer gewackelt war und eben mit seinen glänzend schwarzen Augen den Abstand maass, um sich mit einem kühnen Sprung auf das Sopha zu schwingen.

„Murcks heisst er, findest Du nicht, dass sich das herrlich auf Schnurcks reimt?" erwiderte Benedict und folgte auch seinerseits mit höchst vergnügten Blicken den Bewegungen des Mopses.

„Du Lieber, Guter, Einziger! — Es ist aber wirklich ein süsses Thier!"

„Ja, nicht wahr? Sieh' nur 'mal dieses kokett geringelte Schweifchen, es liegt etwas Geniales darin. — Aber die Wahrheit zu gesteh'n, ich habe ihn nicht bloss aus schuldiger ehemännlicher Aufmerksamkeit mitgebracht, sondern um einen Mord zu verhindern. Bis jetzt gehörte er nämlich dem Pedell vom Gymnasium. Die Beiden begegneten mir heute früh, durch einen Strick verbunden, den der Pedell in der Hand, Schnurcks aber um den Hals trug. „Na, Küppers", sag' ich, „lassen sich wohl 'n bischen spazieren führen?" Da fängt er an zu jammern, er habe das Thier nun schon acht Jahre, es sei ein Geschenk von seiner seligen Schwiegermutter und garantirt stubenrein, und nun habe ihm der Director stricte befohlen, den Köter unverweilt abzuschaffen, weil er dem Herrn Schulrath heute früh an die Waden gefahren sei. Und nun wolle er das Thier unten am Fluss mit einem Stein um den Hals ertränken. „Nichts da", sag' ich, „der Hund gehört zu mir, sehen Sie das denn nicht ein, Küppers? Er hat sich der hohen vorgesetzten Behörde durch seine Kritik missliebig gemacht, fort muss er, aber warum gleich in's Wasser? lassen Sie ihn in's Privatleben zurücktreten, ich kaufe ihn. Und so gewann ich Murcks. Er lief mir auch sogleich ganz verständig nach, — er liebte mich um meines holden Mitleids willen, wie Othello die Desdemona."

„Aber was hast Du denn dafür bezahlt? Soviel ich weiss, besassest Du —"

„Noch vierundvierzig Pfennig, richtig, Schatz, — sie sind noch da und bilden bis zum nächsten Ersten, der glücklicher Weise morgen tagt, unseren Juliusthurm." Nein, sieh, da habe ich noch eine Fliege mit derselben Klappe geschlagen. Entsinnst Du Dich, sanftmüthigste der Gattinnen, wie unzufrieden Du Dich zu äussern beliebest, als ich vor einigen Wochen das Kirchenbauloos kaufte? Du nanntest es eine überflüssige Ausgabe, und ich habe wohl bemerkt, wie Du seit jener Zeit mich ab und zu mit Blicken geheimer Angst mustertest, wenn ich einen Augenblick vor einem Laden stehen blieb, wo man unnöthige Luxuswaaren feil bot. Nun, lass' Deine Angst fahren, — ich habe meinen Antheil an den Baukosten für die Gereonskirche dahingegeben und dafür diesen holden Liebling der Natur eingetauscht."

„Du bist ein lieber süsser Mann," sagte Frau Clara versöhnt, küsste ihren Riesen lächelnd und bückte sich dann zu dem Hunde nieder, der ihre Liebkosungen wedelnd und leckend erwiderte.

* * *

Von nun an war Murcks, genannt der Glücksmops, anerkannter Haushund des für den Staatsdienst untauglichen Doctors Benedict Sutorius und seiner hübschen verständigen Frau; aber er machte seinem neuen Beinamen wenig Ehre. Von allen Tugenden, die das sterbliche Geschlecht der Hunde theils aus den Händen der Natur, theils durch den bildenden Umgang mit dem Menschenvolke erhalten, besass er anscheinend nur eine, die unbegrenzte Anhänglichkeit und Verehrung für seine Herrschaft. Binnen Kurzem spielte er in dem weitläufigen Hause die Rolle Edom's im alten Testament, — „er war wider Jedermann, und Jedermann's Hand war wider ihn." Von Hausherrn und Miethern liefen mehr Klagen über ihn ein, als einst Nobel der König gegen Reineke Fuchs annahm; seine sanfte Herrin gestand sich seufzend, dass ihre vordem an den störrigsten Schulkindern erprobte Erziehungskunst an diesem rundlichen Unthier machtlos niederglitt, und der einzige, der noch an ihn glaubte und seinen Lebensfaden auch diesmal vor der trennenden Scheere bewahrte, war sein Herr, der Doctor Benedict Sutorius. Er begegnete den Anklagen gegen Murcks mit derselben aufreizenden Gelassenheit, mit welcher er vordem nach Aussage des Gymnasialdirectors zu dessen Sarg so manchen dauerhaften Nagel gespendet hatte. „Er ist eben ein Glücksmops," erklärte er, „sein Beruf ist es, die Menschen zur Ordnung und damit zum Glück zu erziehen, indem er ihre unordentlichen Gewohnheiten ahndet. Wie, wollen Sie es tadeln, Herr Nachbar, dass er Ihnen drei Rindsknochen in ihren Vorgarten



Diana Cooman. Ein Fest in Pompeji. Nach einer Photographie von A. Braun & Co., Dornach.

vergraben und dabei, wie Sie behaupten, etliche Blumen umgegraben hat? — Abgesehen von dem werthvollen Knochendünger, den er durch diese sparsame Handlung Ihrem Erdreich kostenlos zuführt, — werden Sie nicht von jetzt an Ihr Gartenthürchen regelmässig schliessen, und wem verdanken Sie diese Verbesserung Ihres Ordnungssinnes! Einfach dem Glücksmops!"

„Sie sind ein Grobian, Herr!" schrie der Nachbar.

„Das ist mir nichts Neues," antwortete Benedict Sutorius friedlich lächelnd, „das hat mir bereits das Königliche Unterrichtsministerium durch den Mund einiger seiner bemerkenswerthesten Vertreter erklärt." —

„Herr Doctor, es geht nicht länger", erklärte der Hausherr, „Sie wissen, ich schätze Sie sehr, denn Sie sind der einzige Lehrer gewesen, bei dem mein Junge was gelernt hat und vor dem er nicht bange war, — aber mit Ihrem Hunde, das ist nicht mehr zum aushalten. Es geht nicht, ich muss Ihnen wirklich zum nächsten Termin kündigen."

„Bester Herr," erwiderte Benedict, „es wird uns beiden ja einige Mannesthränen kosten, wenn wir scheiden, aber die Kündigung nehme ich an, es ist mir doch zu sehr in der Stadt hier, man sieht nichts Grünes, keinen Baum".

„Liebster Ben", meinte Frau Clara etwas verlegen, „sieh' mal, der Hund, — Du hast mir ja gewiss eine Freude mit ihm machen wollen, und er liegt ja auch augenblicklich sehr nett und possirlich da vor uns, aber sonst meine ich, Murcks —"

„— ist überhaupt ein Goldhund, nicht wahr?" unterbrach sie der Gatte freundlich. „Sprich Dich nur aus, Liebchen, verhehle Deine Empfindungen für ihn nicht. Sieh' nur, wie er dort liegt, die Lavaäugelchen liebend zu Dir hergewandt, wie er mit der länglichen Rosenzunge die schwarze Nase leckt, als wollte er mir winken: Küsse sie doch, thörichter, saumseliger Mann! Hier, Murcks, sieh' her, ich thue was Du begehrest!" — Murcks knurrte behaglich und wedelte mit dem Ringelschwänzchen.

„Ja, und hast Du gehört, was unser Mädchen heute erzählte?“ fing Clara trotz aller Liebkosungen wieder an, „die Pedellsleute, die Küppers, haben mit ihrem Loos dreihundert Mark gewonnen. Wenn wir nun das Loos behalten hätten —“

„So hätten wir das Geld gewonnen, meinst Du, nicht wahr? O Du unfrommes, kleines Schnurcks, wer giebt denn das Geld, die Lotterie oder der liebe Gott? Hatte er es den Pedellsleuten zugedacht, oder der Nummer —“

„Elftausenddreihundertsechsundsiebenzig Littera A“ ergänzte Clara traurig.

„Schön, das hast Du behalten, also freue Dich, dass wir mit dieser klangvollen Loosnummer dem lieben Gott ein wenig geholfen haben, seine Extraspende von dreihundert Mark bei den armen Leuten schonend anzubringen, sie verdienen es wirklich, sie haben sieben lebendige Kinder und wir sollen erst —“

„Aber Ben!“ flüsterte Clara erröthend und barg ihr Köpfchen an der Brust des Gatten, der sie zärtlich auf den braunen Scheitel küsste.

„Uebrigens tröste Dich, Kind,“ sagte er nach einer Weile, „abgesehen von all seinen anderen Vorzügen ist auch dieser altersschwache Mops noch eine Goldgrube für uns — nämlich eine Fundgrube von Motiven für Deinen schriftstellernden Gatten. Seine Verwickelungen mit unseren Mitmenschen, die den tieferen Sinn seiner kindischen Spiele nicht einsehen wollen, haben mir für meinen demnächst zu schreibenden humoristischen Roman mehr Stimmung und Motive gebracht, als der arme Kerl Haare im Gesicht hat.“

Eines Tages aber fand Benedict seine Gattin in Thränen, während Murcks ersichtlich niedergeschlagen hinter dem Ofen lag und an den Pfoten sog — seine gewöhnliche Beschäftigung, wenn er Strafe empfangen hatte. Schreckliches hatte er diesmal verübt: Die Schwiegermutter des Hausherrn, die bei diesem zu Besuch weilte, hatte er in den Strumpf gebissen — tiefer drangen seine Vorderzähne nicht mehr — die alte Dame drohte sogleich „aus diesem Hause voll wilder Thiere“, wie sie sich ausdrückte, wieder abzureisen — und ihr Testament zu ändern, wenn der Schwiegersohn es nicht durchsetzte, dass „die Leute mit dem Hund“ noch diese Woche auszögen.

„Herrlich!“ rief Benedict, „Schnurcks und Murcks, lasst Euch umarmen! Nun kann ich es Dir ja gestehen, Schatz — jenes Gartenhaus hinter der alten grossen Villa draussen am grünen Weg — es stach Dir immer so gut wie mir in die Augen — aber die Miethe war zu hoch, und das alte Fräulein Triller, die Besitzerin, stellte Bedingungen von einer unglaublichen Art. Heute früh versuchte ich noch mal mein Heil. „Nein,“ sagte sie, „Sie haben gewiss zu viel Anhang, Sie sehen gerade so aus, und ich liebe die vielen Menschen nicht in meinem Garten. Und dann könnten Sie ja auch erst in vier Monaten einziehen!“ „Na,“ sage ich, „vorläufig haben wir nur einen Anhang, und der heisst Murcks und ist ein Mops.“ Da springt das alte Dämchen in die Höhe, dass ihr Mädchen ganz erschrocken herbeiläuft. „Hörst Du's Lisette!“ ruft sie, „o Murcks!“ und deutet in die Ecke nach einem Schränkchen — wahrhaftig, steht da ein ausgestopfter Mops unter einem Glassturz, dick, fett, dumm, ganz unser Glücksmops. — „Ach, mein Herr Doctor,“ schluchzt sie, „er hiess auch Murcks! — Und behandeln Sie ihn denn auch gut?“ „Wie einen Engel,“ sage ich, „er sieht übrigens aus, wie der Selige da, nur nicht so lieb.“ Na, wir wurden beide weich — und das Ende war, dass sie uns das Gartenhaus zweihundert Mark billiger lässt, mit freiem Garten, unter der Bedingung, dass wir sogleich einziehen und ihr den Murcks redivivus zuweilen zu Besuch schicken.“

„Wenn er sie nur nicht beisst!“

„Keine Angst“, erwiderte Benedict, „das Fräulein ist doch keine Schwiegermutter. Du sollst sehen, die Beiden finden in einander ihr Ideal, sie werden einen schönen Lebensabend zusammen verbringen. Aber ist er nun nicht unser Glücksmops?!“

* * *

An einem schönen Frühherbsttage zogen sie um. Als Letzter — so hatte es Benedict Sutorius bestimmt — verliess Murcks die leere Wohnung. An der Seite seines Herrn schritt er vorüber vor den Fenstern und Thüren der bisherigen Hausgenossen und Nachbarn, stolz und gefasst wie ein römischer Triumphator, und wie ein solcher geleitet von Zurufen, welche „mit soldatischer Offenheit“ seinen bisherigen Lebenswandel erläuterten. Fräulein Triller war leider nicht zu Hause als er einzog. Sie liess sich aber sogleich nach ihrer Rückkehr von Lisette Bericht erstatten, und als sie erfuhr, dass der lebende Murcks dem ausgestopften an Würde, Wohlbeleibtheit und Wesen zum Mindesten nahe komme, auch wie dieser ein zierliches blaues Schleifchen um den kurzen Hals trage, wuchs ihre Achtung für die neuen Miether des Gartenhäuschens um ein Bedeutendes.

Unterdess ging Frau Clara ihrem Gatten mit weisem Rathe bei der Vertheilung der Möbel in der neuen schönen Wohnung zur Hand. Es passte Alles vortrefflich zu einander, bis auf ein einziges Ausstattungsstück, eine gypsene Büste, die angeblich Beethoven vorstellen sollte und auf einem dünnen, wackeligen Säulchen von dunkelgestrichenem Holz thronte. Bisher hatte „die ungerathene Herme,“ wie sich Benedict auszudrücken beliebte, einen verlorenen Winkel im Studirzimmer ausgefüllt aber in der neuen Wohnung wusste keines von ihnen einen halbwegs befriedigenden Platz dafür zu finden. Zweimal bereits hatten sie, von Murcks begleitet, alle Räume suchend, vorschlagend und verwerfend durchwandelt; beim dritten Male blieb Murcks, gefesselt vom Anblicke einer auf Beethoven's Nase schlummernden sommermüden Brummfliege, zurück, und als die Beiden, von einem plötzlichen Krachen erschreckt, wieder in den Hausflur stürzten, lagen die Bruchstücke der Gypsbüste um das umgestürzte Postament auf dem Steinbelag zerstreut, Murcks aber sass anscheinend ziemlich gefasst daneben und schielte nach dem Flurfenster, wo die seinem Mördersprung entronnene Brummfliege aufgeregt hin und her summte.

„O, der Unglückshund!“ sagte die kleine Frau ärgerlich, der Doctor aber rief: „O, du Glücksmops! Siehst du nun, Schnurcks, wie er uns auf die richtige Bahn geleitet hat? Und wie scheinbar theilnahmslos er da sitzt, — etwas verschämt, ja verlegen, wie jeder grosse Erfinder angesichts der vollendeten That! Schnurcks, theuerste der Gattinnen, ich will Dir die Ahnung nicht verschweigen, die sich mir leise im Busen regt: Unser Glücksmops empfindet sich reif zur Lösung einer höheren Aufgabe, bisher hat er unsere Mitmenschen erzogen, nun beginnt er erst uns zu erziehen!“

„Das kann schön werden!“ seufzte Frau Clara. Voll banger Ahnungen betrat sie eine Stunde später mit ihrem Gatten und dem gefährlichen Hunde das Visitenzimmer Fräulein Triller's. „Wenn er nur nicht gleich nach ihr schnappt!“ dachte sie.

Wie erstaunte sie, als Murcks gegen die alte Dame eine Liebenswürdigkeit entwickelte, deren er selbst seine Herrin in besonders weihevollen Stunden würdigte. Fräulein Triller war entzückt; es war wie ein Wiedersehen von zwei alten Freunden. Und Benedict blickte seine kleine Frau an und strich sich den Bart: „Was habe ich gesagt?!“

Die Besuche des Mopses im Vorderhause wiederholten sich in den nächsten Wochen sehr häufig, und ganz offenbar übten sie einen wohlthätigen Einfluss auf sein ganzes Wesen. „Er hat endlich sein Milieu gefunden,“ bemerkte Benedict, „es ist ihm drüben zu Muthe, wie einem Muselmann in Mekka, und wie dieser bringt er von der geweihten Stätte ein Herz voll Frieden und guter Vorsätze zurück.“

Da that Murcks plötzlich etwas, was seinen ganzen frisch erworbenen guten Leumund bei Frau Clara vernichtete; er that, was er noch nie gethan, — er stahl, und zwar gleich ein ansehnliches Stück rohen Schinken. Frau Clara war untröstlich, denn der Schinken war für den Gatten zum Abendbrod bestimmt, sie hatte ihn noch Mittags beim Abschied darauf vorbereitet, und als sie die schwarze That gewahrte, war es zu spät, für Ersatz zu sorgen. Immerhin hatte sie die Genugthuung, dass ihr Gatte diesmal den Uebelthäter gründlich abstrafte, „denn,“ sagte er, „muthwillig, ironisch, ja menschenfeindlich darfst du sein, Murcks, aber stehlen? pfui, schäme dich, Murcks, du hast dein Maul mit gestohlenem Gut befleckt, und alle Wohlgerüche Arabiens werden dieses kleine Maul nicht mehr reinwaschen!“

Murcks sah ihn mit Augen eines Sterbenden an und winselte wehmüthig.

„Am Ende steckt doch etwas dahinter,“ meinte der Doctor halblaut, „wer weiss, was für ein tieferes Motiv ihn leitete.“

„Die Fresssucht leitete ihn, das Motiv liegt tief genug, unten im Magen,“ versetzte Frau Clara ungerührt. Dann setzten sie sich hin und verzehrten

zum Ersatz für den schönen Schinken einige Eier, die sich glücklicher Weise noch vorgefunden hatten.

„Und er ist doch unser Glücksmops!“ rief Benedict ein paar Tage später triumphirend und reichte seiner erstaunten Gattin die Zeitung. Da stand es, schwarz auf weiss: grosse Trichinenepidemie, entstanden durch Genuss von rohem Schinken aus der Metzgerei von Leberecht Müller, — Alles traf bis auf's Datum zu. „Der Glücksmops hat uns vor den scheusslichen Haarthierchen bewahrt, — nun hat er sie,“ rief Benedict.

„Ob er nun auch krank wird?“ meinte Frau Clara.

„Keine Angst,“ erwiderte der Gatte, „dieser Philosoph lässt sich durch keine solche Kleinigkeiten stören.“

Diese Behauptung schien leider durch die Thatsachen bald widerlegt zu werden. Mochte es nun die Nachwirkung des gestohlenen Fleisches oder eine Folge des inzwischen eingetretenen nasskalten Novemberwetters sein, — der alte Mops wurde von Tag zu Tag hinfälliger und vermochte schliesslich nur mühsam noch einige Schritte weit in den Garten hinaus zu wackeln. Schmerzergriffen stand seine Freundin, Fräulein Triller, vor seinem Lager, Thränen in den Aeuglein und ein Stück weiches Zuckerbrod in der Hand, von dem sie abwechselnd mit ihren zwei Zähnen ein Stückchen für sich abbiss und ein Stückchen dem Leidenden in's Maul steckte.

Noch einmal um die Mitte des Novembers erfocht die Sonne einen kurzen Sieg. Es gab einige fast sommerlich warme Tage, welche selbst auf Murcks einen belebenden Einfluss übten. Leidlich zufrieden lag er neben seinem Herrn, der nachdenklich auf der obersten Stufe der hohen Freitreppe vor dem Gartenhause stand. Ein armer Hausirer in fettigem langem Rock wagte es, sich die Treppe herauf zu winden und dem Doctor seine Waare anzubieten: „Kaufen Se Kämme, Seife, Manschettenknöpf', kaufen Se ä Loos von die neie Geldlotterie zum Besten der inneren Mission unter de Israeliten, können Se gewinnen mit jedem Loos à 3 Mark der Hauptgewinn von 40000 Mark netto comptant, kaufen Se wenigstens ä Kämmche for de schaine gnädige Frau!“ Unfreundlicher, als es sonst in seiner Art lag, wies Benedict den Ueberlästigen ab, Murcks aber that einen wüthenden Ausfall, dass der Händler der Länge nach die Treppe hinunterschlug und unten liegen blieb. Erschrocken sprang Benedict ihm zur Hülfe, da richtete sich der Gestürzte flink wieder auf und sagte mit holdem Lächeln: „Nu wo mich der grausame Hund hat geworfen herunter, werden Se mer doch was abkaufen von meine Waar'!“ Das rührte den Doctor, er griff mit dem alten Leichtsinn in den Beutel und kaufte dem Schmunzelnden ein Loos ab. „Wenn's den Hauptgewinn bringt, sollen Sie zehn Mark extra kriegen,“ fügte er lachend hinzu. Der Händler dankte feierlich und empfahl sich.

„Sieh so, Murcks,“ bemerkte Benedict zu seinem vierfüssigen Schützling, „ein Loos habe ich für Dich hingegeben, nun hast Du mir zu einem andern verholfen. Aber mit Deinem Lebensloose, Du armer Schlingel, scheint es zu Ende zu gehen.“ Und er hatte wahr gesprochen. Eine Woche darauf lag Murcks neben ihm an derselben Stelle, auf einer warmen Decke — sein Herr hatte ihn hinaustragen müssen, es litt sie beide nicht drinnen im Hause, dem Hunde bangte es dunkel vor dem Tode, dem Menschen begann es vor dem Leben zu bangen, denn er hielt einen grossen Brief in der Hand, den er eben erhalten, und dieser Brief hatte ihm unter freigebiger Anerkennung seiner bisherigen Leistungen die amtliche Gewissheit gebracht, dass die von ihm bekleidete Stelle durch Magistratsbeschluss vom Beginne des nächsten Rechnungsjahres an aufgehoben sei. „Es ist hart, Murcks,“ murmelte der Doctor, „gerade heute — aber was wissen die hohen Herren davon, wie es einem werdenden Familienvater ohne Geld und Verdienst zu Muth ist!“ Er lachte hart auf, dann schüttelte er, wie sich selbst verweisend, den Kopf und blickte zum Himmel auf: „Aber nein, es ist thöricht zu verzagen — wem Er Kinder giebt, dem giebt Er auch Brod!“ Eben begann es in leisen feinen Flocken niederzurieseln — der erste Schnee. Murcks stöhnte mächtig — „der Himmel fängt an, Dein Grabtuch zu weben, armer Kerl,“ sagte der Doctor und wickelte ihn mitleidig fester in die Decke ein. Da kam ein Mann eilfertig die Treppe herauf, „ein Telegramm an Herrn Doctor Sutorius,“ rief er. Eine Minute darauf zog der Mann wieder vergnügt ab, das letzte Fünfzigpfennigstück des Doctors in der Faust. Dieser aber starrte auf das Papier nieder und las einmal über das andere:

„Hauptgewinn erhalten, amtliche Liste. Werden Se doch geben statt zehn Mark zwanzig Provision! Heymann.“

„O, Murcks,“ rief Doctor Benedict Sutorius, zu dem Hunde hinknieend, „o, Murcks, mein Glücksmops!“ Und hielt ihm das inhaltschwere Papier hin. Da ging ein schweres röchelndes Stöhnen durch den zitternden Leib des Hundes, noch einmal blickte er mit den dunklen Augen zu dem Herrn auf, leckte nach ihm und zappelte ein wenig in vergeblichem Bemühen, ganz nahe an ihn zu kriechen, dann streckte er sich krampfhaft und war mausetodt. Der Schneefall wurde immer dichter, schon blieben einzelne Flocken auf der Decke haften. Aus dem Hause aber kam eilenden Laufes ein Dienstmädchen gerannt, „Herr Doctor,“ rief sie lachend und weinend zugleich, „Herr Doctor, ich gratulire! Es ist ein Junge!“

Unsere Bilder.

Man hat unserer Zeit oft den Vorwurf des Byzantinismus gemacht, der wahllosen Verehrung der Macht und des Erfolges. Das ist ein ungerechter Tadel, der sich an einen Begriff klammert, ohne seinen Inhalt zu berücksichtigen. Auch die Griechen hatten ihren Heroencultus, aber er beruhte auf der Anerkennung der Förderung des Gemeinwohls. Der moderne Heroencultus hat wesentlich andere Formen angenommen, ohne darum von seiner Berechtigung zu verlieren. Einem Manne wie Bismarck hätte man Hunderte von Statuen errichtet im Alterthum, heute macht man ihn zum Ehrenbürger und ehrt dadurch sich selbst.

Die Anzahl der Bismarckportraits ist Legion geworden, aber, wo ein echter Künstler sich bethätigt, da sucht er nicht zu idealisiren und in das Uebermenschliche zu überhöhen, er begnügt sich damit, den grossen Mann in seiner Eigenart zu erfassen, ihn uns menschlich näher zu bringen. Der Erfolg der zahlreichen Reichskanzlerbildnisse F. von Lenbachs beruht in der restlosen Wiedergabe der machtvollen Persönlichkeit, in der Erschöpfung der Bedeutung eines Mannes, der keinen Grund hat, mit seinem Ich zurückzuhalten. Man braucht nur eine photographische Aufnahme, wie die auf der ersten Seite unserer Nummer, mit einem solchen Lenbachbilde zu vergleichen, um zu erkennen, wie wenig der Künstler seinem Urbilde hinzuzuthun braucht, um seiner Wirkung sicher zu sein. Ob im Kürass oder im schlichten Gehrock, des Altreichskanzlers gewaltige Individualität macht sich geltend durch das ihr innewohnende Schwergewicht.

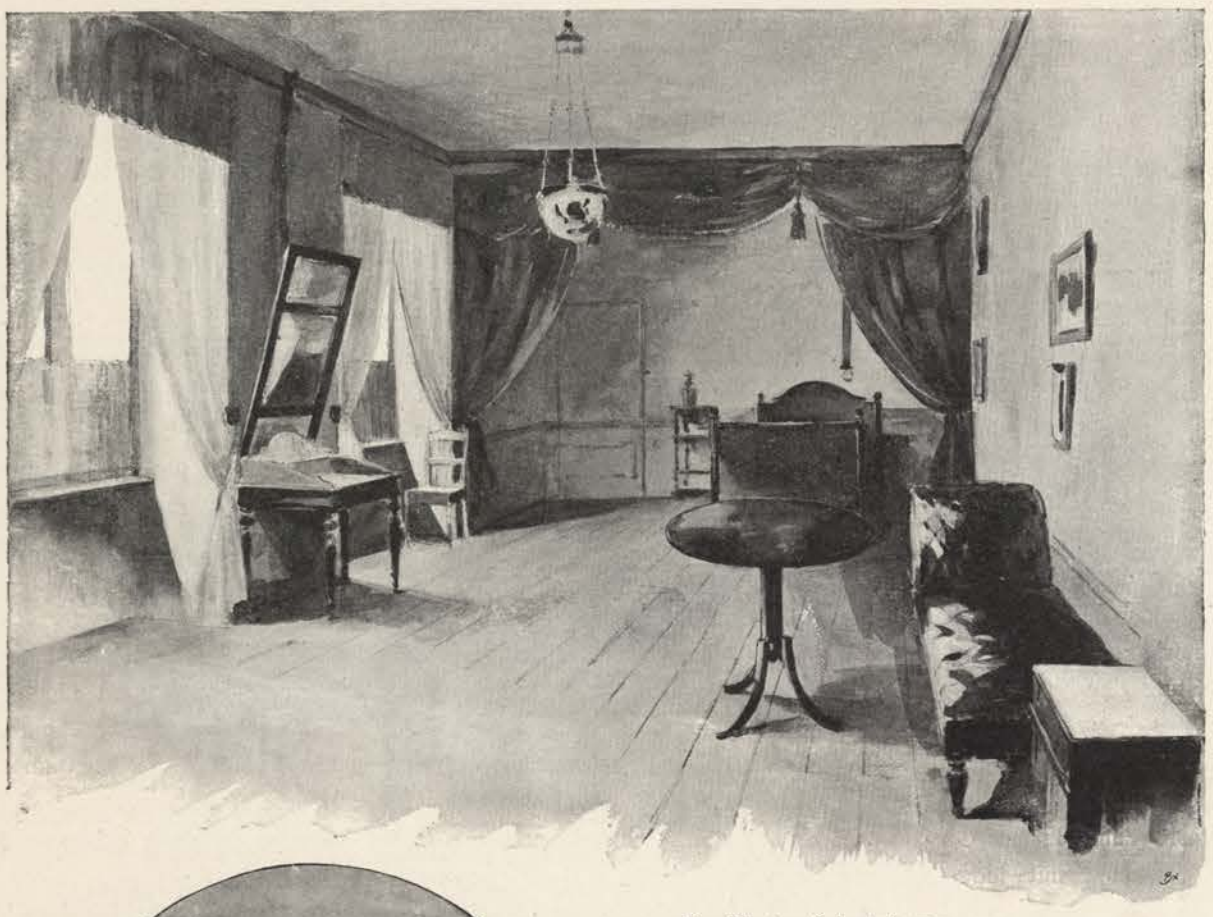
Der moderne Heroencultus hat aber noch ein anderes Kennzeichen, er ist intimer geworden, er sucht seinen Gegenstand in der Alltäglichkeit des Lebens auf. Bismarck am Frühstückstisch die Zeitung lesend, wie ihn Ewald Thiel darstellt, Bismarck als Gutsherr, wie ihn Gustav Marx wiedergiebt, das sind im Bild erfasste Momente, die uns daran erinnern, dass der Mann zu uns gehört mit seiner urdeutschen Anhänglichkeit an die Scholle, mit seinem ausgesprochenen Sinn für Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit. Jede Ovation, die ihm von der als nüchtern verrufenen Bewohnerschaft der Reichshauptstadt dargebracht wurde, seine Begrüssung auf dem Anhalter Bahnhof während der Durchreise, jede Huldigung in Friedrichsruh, trägt den Charakter der freiwilligen Verehrung, gemischt mit dem stolzen Bewusstsein, dass er demselben Stamme angehört und seiner Kraft bestes Theil aus deutscher Eigenart geschöpft.

* * *

In das einsame Hochgebirge führt uns die Landschaft O. Kamecke's, in das Ortlergebiet mit seinen gewaltigen Gletscherbildungen und Schneefeldern, aus denen die Spitze des Cristallo aufragt, um sich dann mit den rebenbedeckten Abhängen des Veltlin bis zu den in südlicher Vegetation prangenden Ufern des Comer See's hinabzusenken. Wirkt hier die Natur durch ihre einsame Grösse, so belebt P. Stachiewicz seinen schmalen Felspfad mit einem seltsamen Zuge. Dornengestrüpp bedeckt das spitze Gestein, über das mit blutendem Fusse die Gestalt einer jugendlichen Heiligen mit gefalteten Händen dahinschreitet. In unabsehbarem Zuge folgt ihr die Schaar der Büsserinnen und Büsser auf dem Leidenswege, hinabschwankend zum dunklen Thale des Todes und doch der Gewissheit des ewigen Lebens voll. Verkörpert sich in diesem Bilde der entsagungsvolle Grundgedanke des Christenthums, so tritt uns in dem Pompejanischen Feste von Diana Cooman die Genussfreudigkeit des Römischen Alterthums entgegen. Man feiert das Fest der Saturnalien, der Fastnacht der Römer. Unten zieht jubelnd der Maskenzug vorüber und von oben überschütten lachende Mädchengestalten die im Festjubel Dahintaumelnden mit duftigen Blüthen.

Zick-Zack

Mit Originalzeichnungen von Ewald Thiel und Karl Storch.



Des Fürsten Geburtszimmer.



Fürst Bismarcks Kindermädchen.

Bismarck's Geburtszimmer! Ein schlichter Raum in einem schlichten Bau — dort hat am 1. April 1815 Junker Otto Eduard Leopold von Bismarck, den die Mitwelt als den eisernen Kanzler feiert, den die Geschichte als den grössten Deutschen nennen wird, das Licht der Welt erblickt. Das Schloss Schönhausen, in das im Hochsommer 1806 Herr Ferdinand von Bismarck seine junge Gattin Luise Wilhelmine, des Königlichen Kabinetsraths Menke schöne und kluge Tochter, heimgeführt, trug aussen und innen den traditionellen Charakter märkischer Einfachheit. Hohe Lindenbäume beschatteten einen schweren, viereckigen Bau mit einem Erdgeschoss und zwei Stockwerken, niedrig waren die Zimmer, bescheiden die Ausstattung, beschränkt der Comfort. Nach dem Hofe zu, der an die Kirchhofsmauer grenzt, liegt das Zimmer, in dem Jung Otto geboren ward. Schon zwei Söhne hatte die junge Freifrau ihrem Gatten geschenkt. Als dreijähriger Knabe war Alexander Friedrich Ferdinand, der älteste, gestorben und noch heute kündet auf dem gusseisernen Kreuz, das sich über einem kleinen Grabhügel im Parke erhebt, die rührende Inschrift: „Er war die Freude und die Hoffnung seiner Eltern, die er nur durch seinen Tod betrübte" den Schmerz des Verlustes. Bernhard, der Zweite, war der Jugendgefährte des künftigen Kanzlers. Klein-Otto war ein kräftiges, gesundes Kind, echt märkische Art, und mit lautem Geschrei verkündete er dem beglückten Vater schon bei seinem Erscheinen, dass er gewillt sei, nicht als Duckmäuser durch's Leben zu pilgern. Vierundzwanzig Jahre später, am 1. November 1839, als noch der „wilde Junker" die Tollheiten der Sturmperiode vollführte, schied die Mutter aus dem Kreise der Ihrigen, sie die vielleicht von Allem zuerst die Art und Bedeutung des Lieblingssohnes scharfsinnig erkannte.

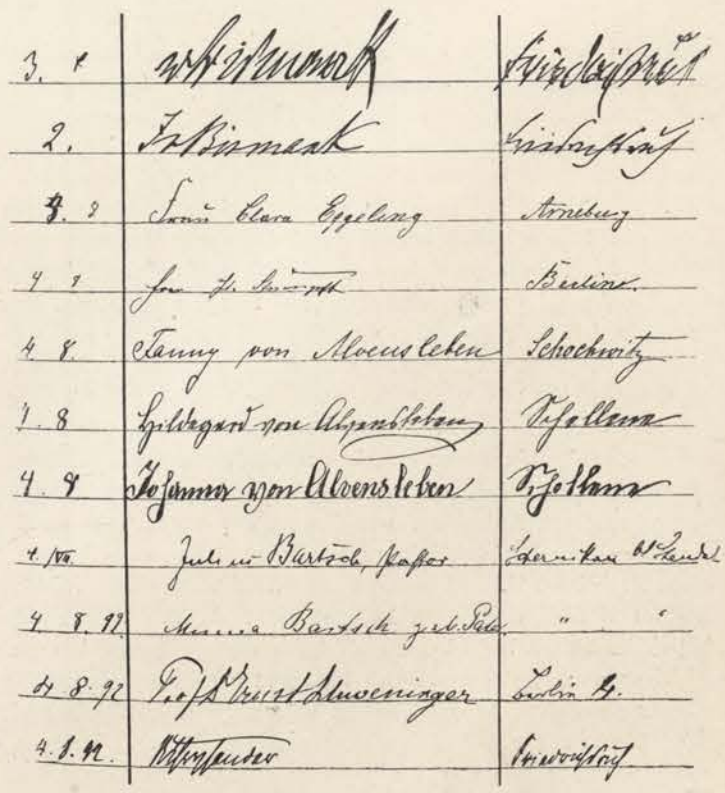
Manch toller Streich des jungen Otto ist uns überliefert; das Kindermädchen, das über den Kleinen die Obhut führte, mag oft genug schwer an ihrer Verantwortung getragen haben. Denn nicht immer wollte der Knabe stillsitzen und ihr mit kindlichem Stolz in seiner unbeholfenen Aussprache vordeklamiren:

„Hanna, ihr Bienen, brummt der Bär,
Gneich gebt mir euren Honig her" —

nicht immer konnte der Vater voll Stolz von dem Söhnchen rühmen: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dasitzt und mit den Beenekens bammelt" — der kleine Junker trieb es oft recht arg. In Garten, Feld und Forst tummelte er sich fröhlich umher, jeder Baum wurde erklommen, jedes Vogelnest aufgesucht. Auch der Teich beim Schlosse weiss von mancher Fährniss zu erzählen, und jammernd rang die treue Wärterin die Hände, als eines schönen Abends der Kleine, triefend und mit Schlamm bedeckt, heimkehrte, um von einem unfreiwilligen Bade zu erzählen. Otto von Bismarck hat stets mit Dankbarkeit der Hüterin seiner Kindheit gedacht, wie er denn immer herzlichen Antheil an den Bediensteten seines Hauses nahm. Köstlich ist es, wie er von der guten Trine Neumann, die während der Gymnasialzeit in Berlin den Haushalt führte, berichtet: Wenn wir ausgingen, ermahnte Trine uns regelmässig „Blievt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken" und regelmässig, wenn wir nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon wie einen Rohrsperling schimpfen: „Na töwt, Jungs, ut Jug ward in'n Lewen nix Vernünftigs; min Kauken sind all wedder afbackt," Trine Neumann hat sich hier nicht als Prophetin bewährt!

* * *

Ein Blatt im Fremdenbuche des Schlosses zu Schönhausen kündet uns, wie nach langen Jahren, in den heissen Augusttagen des Jahres 1892 der Mann, der dort als Knabe gespielt und als Jüngling die ersten Kämpfe durchfocht, zurückkehrte zur trauten Jugendstätte. Welche Fülle gewaltiger Erinnerungen mochte in dem greisen Manne auftauchen, welch schier unendliche Kette von Ereignissen an seinem Geiste vorüberziehen, als er der lieblichen Schwiegertochter, der Gräfin Margarethe Hoyos, in ihrem neuen Heim den Gruss entbot! Nach Schönhausen hatte er selbst einst die jugendliche Gattin geführt, hier hat er nach dem ausgelassenen Treiben von Kniephof die ersten Jahre stillen Familienglücks genossen, hier wurden ihm die Kinder geboren; aber der Ruf seines Königs hatte ihn fortgerissen aus der idyllischen Einsamkeit des väterlichen Schlosses, und als er wiederkehrte, da trug er sich als Fremder in das Fremdenbuch! Kräftig und fest, trotz aller Kämpfe und aller Bitterniss, ist die Handschrift des Mannes von 77 Jahren, neben der schüchtern und bescheiden wie stets die greise Lebensgefährtin den Namen eintrug. Nur die Feder schien widerspenstig, als sie als Wohnsitz „Friedrichsruh", nicht den



Aus der Fremdenliste in Friedrichsruh.

stolzen Namen der Reichshauptstadt schrieb.

* * *

Im Schlachtenlärm an der Seite seines greisen Königs, auf der Tribüne der Parlamente zu scharfem Angriff bereit, im hohen Congresssaal als ehrlicher Makler — so lebt natürlich das Bild des eisernen Kanzlers vor Allem in der Phantasie der Zeitgenossen. Und doch — wer Bismarck verstehen, wer die ganze Tiefe seines deutschen Gemüthes ermessen will, der muss ihn ein einziges Mal gesehen haben im Kreise der Seinen! Dann wird er den Mann, der das Wort von Blut und Eisen in rauhe Wirklichkeit umsetzte, als den weichherzigen, liebevollen Familienvater, als den rücksichtsvollen, stets um das Wohl seiner Gäste besorgten Hausherrn, als den liebenswürdigsten Plauderer, als das Muster eines deutschen Hausvaters erkennen. Schon in Frankfurt war die Häuslichkeit des preussischen Bundestagsgesandten der Mittelpunkt reizvoller Geselligkeit; Behaglichkeit und Geist beleben noch heute das Heim des Achtzigjährigen; selbst der Tod der Fürstin, der dem greisen Helden eine so überaus schmerzliche Wunde schlug, hat den Zauber des Familienkreises nicht zerstört. Mit liebevoller Sorgfalt umgiebt die Tochter, Gräfin Wilhelmine, den Vater, Graf Rantzau übernimmt die äusserlichen Pflichten der Gastfreundschaft, die jubelnden Stimmen der Enkel durchtönen das Haus mit frischem Leben. Freunde und Verehrer des Fürsten lauschen den Worten des Weisen, wenn er aus dem tiefen Schachte seiner Erinnerungen lauteres Gold hervorholt. Aber ganz besonderen Reiz gewährt es, das Verhältniss des Grossvaters zu seinen Enkeln zu beobachten. Welch' tiefe Zärtlichkeit liegt in der Mahlzeit die seinem Blick, wenn vor tollen, wenn sie hübschen Knaben herein- Grossvaters Einer nach dem Andern an Hand küssen, Sessel traben und ihm die frischen, jungen die dann liebevoll über ihre Haar streicht. Wangen und das dunkelblonde und sittsam ihre Und sie nehmen gar artig zieher; anfangs Plätze ein neben dem Er- nachGrossväter- scheu, blicken sie verstohlen Augen keine chen, und wenn sie in seinen Missbilligung lesen, dann geht wohl ein munteres Geschwätz an ihrem Ende los — das helle Blau der Augen des Fürsten aber, das so scharf auf den Gegner zu blitzen und so schnell den Menschen zu durchdringen vermag, wandelt sich in das tiefdunkle Blau der Herzensgüte und Milde.



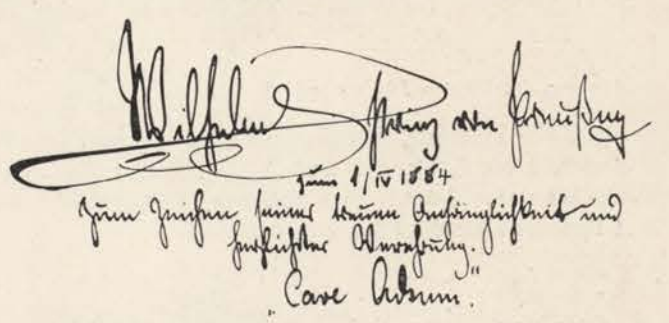
Fürst Bismarck am Familientisch.

* * *

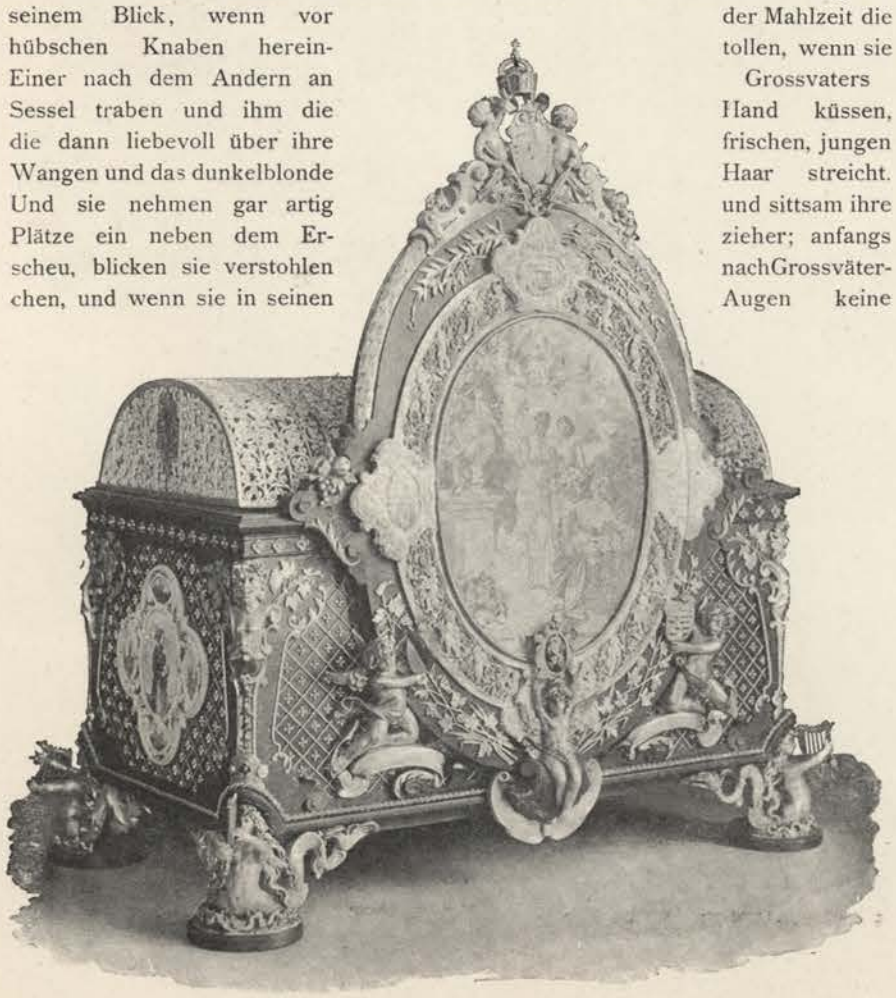
Die Zeiten der Entfremdung zwischen Kaiser und Kanzler sind vorüber; so wird die Inschrift, die einst Prinz Wilhelm dem „Fahnenträger der Nation" mit seinem Portrait widmete, nicht mehr Bitterkeit erwecken. „Zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung — Cave adsum" — so lautet sie wörtlich. Wer sie heute liest, mag sie als bedeutsames Symbol der Zukunft, als das erste Sturmeswölkchen am sonnigen Himmel betrachten. Das Museum in Schönhausen birgt noch manches andere Zeichen der Huld, die Kaiser Wilhelm II. dem grossen Berather seines Grossvaters schenkte, aber zahlreicher noch als die Gaben des jetzigen Monarchen sind die Geschenke Wilhelm I.: Ein ganzer Saal ist ausschliesslich den Erinnerungen an den ersten Kaiser des neuen Reiches gewidmet. Und jedes Geschenk ruft die Erinnerung wach an einen anderen, dem deutschen Volke und seinem Kaiser geleisteten Dienst! . . .

*

Unendlich ist die Fülle der Gaben, die dem Fürsten Bismarck gespendet wurden. Schon seit 1863, als ihm Verehrer aus dem Rheinlande den ersten Ehrendegen mit der Inschrift sandten: „Das Wegekraut sollst stehen lan, hüt' Dich, Jung, 's sind Nessel dran", suchte sich der Dank der Volksgenossen in kostbaren und charakteristischen Gaben Luft zu machen. Kaiser und Könige, Staatsmänner und Künstler, Com munalverbände und Vereine — sie alle haben Zeichen der Bewunderung, der Dankbarkeit und Verehrung dargebracht. Auch Frauen und Jungfrauen haben nicht gefehlt; die freundliche Huld, die Fürst Bismarck der weiblichen Anmuth stets erwiesen, hat auch im Herzen der Frauen Flammen der Liebe entzündet. Hier sendet eine unbekannte Schwärmerin, die zu jedem Festtag sich einstellt, „Marie aus dem Falkenhaus im Waldesrausch, eine deutsche Frau", eine prächtig gestickte Reichsstandarte, dort hat eine andere, aus Süddeutschland, eine Frau von praktischem Sinn, ein paar elegante Cürassierstiefel geschickt, innen mit Blumen in Seide gestickt, und sie hat, damit der Empfänger nicht die Qualen einer Schusterrechnung empfinde, Flecken, Hackenleder und Sohlen zur Reparatur beigefügt. Fehlen doch in der reichen Sammlung, neben zahlreichen, gestickten Halsbändern für Tyras, den populärsten aller Hunde der Gegenwart und der Vergangenheit, nicht der Spinnrocken, der wohl symbolisiren soll, wie Bismarck die Weltgeschichte spann, und — geschnitzte Holzpantinen, die dem Gutsherrn dienen sollen, wenn er nach Pferden und Kühen im Stalle schaut! Frauen und Jungfrauen aller deutschen Gauen haben Werke des häuslichen Fleisses oder auch werthvolle Gaben gesandt, und die kostbare Schatulle der Nürnberger Jungfrauen ist nicht das einzige Zeichen der verehrenden Liebe.



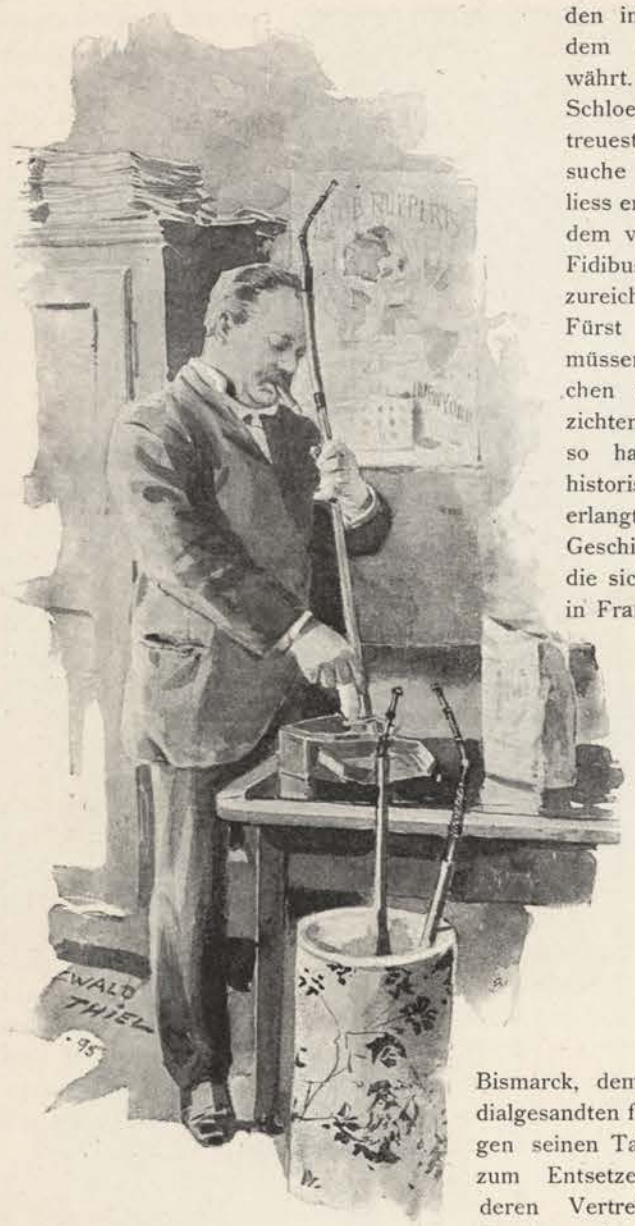
Unterschrift zu einem Bilde des Kaisers Wilhelm II.



Schatulle, Ehrengabe der Nürnberger Jungfrauen.

* * *

Bierkrug und Pfeife, die Symbole ruhigen Behagens, sind die treuen Begleiter des Fürsten Bismarck durch frohe und schwere Tage geblieben. Mit der langen Pfeife trat schon der flotte Corpsstudent vor den gestrengen Senat der Universität Göttingen, die lange Pfeife regierte als Scepter die parlamentarischen Bierabende im Kanzlerpalais zu Berlin. Heute noch, wenn die Mahlzeit beendet, erscheint der getreue Pinnow mit sorglich gestopfter Pfeife — feinster Kanaster, Praetorius litt. s. — und blaue Rauchwolken verkünden den Genuss



Pinnow, des Fürsten Pfeife stopfend.

den immer noch die Pfeife dem Achtzigjährigen gewährt. Als der greise Schloezer einer der Getreuesten, zum letzten Besuche in Varzin weilte, da liess er es sich nicht nehmen, dem verehrten Meister den Fidibus anzuzünden und darzureichen. Der Cigarre hat Fürst Bismarck entsagen müssen, doch auf das Rauchen wollte er nicht verzichten. Aber wie die Pfeife, so hat auch die Cigarre historische Bedeutsamkeit erlangt. Wer kennt nicht die Geschichte von der Cigarre, die sich der junge Gesandte in Frankfurt bei seinem Besuche beim Grafen Thun, dem Gesandten Oesterreichs, gemüthsruhig anzündete, als dieser es versäumte, ihm Stuhl und Cigarre zu bieten? Am 22. März 1852 wurde diese Episode in der preussischen Kammer besprochen. Wer kennt nicht die köstliche Art, wie Bismarck, dem Beispiel des Präsidialgesandten folgend, in den Sitzungen seinen Tabak in Brand setzte zum Entsetzen der Kleinstaaten, deren Vertreter nun auch, ob Raucher oder nicht, zum Glimmstengel griffen? Wer kennt nicht die köstliche Erzählung Bismarck's von den beiden Cigarren, die er auf dem Schlachtfeld von Königgrätz noch besass, wie er die Tasche dem General von Moltke bot und wie dieser „mit sicherem Feldherrnblick" die Havanna herauszog, dem Spender aber die Pfälzer zurückliess!

* * *

Otto von Bismarck hatte schon frühzeitig Gelegenheit, die ursprüngliche Kraft und Klarheit seines Urtheils zu bekunden. Bekannt aber und besonders charakteristisch ist die originelle Art, in der er als junger Referendar ein von ihm gefordertes Gutachten abfasste. Es handelte sich hierbei um die Abfindung von Besitzern, deren Grundstücke wegen „projectirter, öffentlicher Verbesserungsarbeiten" dem Enteignungsverfahren unterworfen werden sollten. Der Herr Referendar v. Bismarck in Potsdam bezeichnete es in seinem Gutachten mit allem Nachdruck als eine Ungerechtigkeit, wenn Eigenthümer durch ein solches Zwangsverfahren zum Verluste ihres Eigenthums genöthigt würden und schrieb wörtlich: „Wie soll man diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junkerdampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipass geben durch alle Gefilde, dass er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füsse trete? — Nein, Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln."

* * *

Im Frühjahr 1838 hat Otto von Bismarck als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam gedient, doch trat er nach dem ersten halben Jahre zu dem in Greifswald stehenden Pommerschen Jägerbataillon über. Von jener Zeit oder doch von einem der folgenden Jahre der Reserveübungen zeugt der altväterische, hohe Helm. Aus seiner Dienstzeit in Greifswald liegt noch das Zeugniss eines Studien- und Waffengenossen vor: „Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog, oder denen er sich nicht selbst freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart oder hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verrieth, mit unverhohlenem Widerwillen und mit Verachtung von sich wies." Der Einjährige von Einst hat es auch in seiner militärischen Laufbahn weit genug gebracht: Heut' ist er preussischer Generaloberst mit dem Rang des Feldmarschalls!



Des Fürsten Landwehrhelm und gestickte Cürassierstiefel.

* * *

Mächtige Buchenwaldungen umgeben das Schloss Friedrichsruh, den Altensitz des greisen Helden. Er liebt sie, die Bäume, das Rauschen der Blätter, das Flüstern der Zweige; das Leben und Streben der Natur in ihrer ganzen träumerischen Poesie versteht und empfindet seine Künstlerseele. Wie einst seine Briefe aus Norwegen, aus Südfrankreich und den Pyrenäen köstliche Zeichen gemüthstiefen Eingehens und feinsinniger Beobachtung waren, so hat auch der Kampfeslärm, der sein Leben erfüllte, ihm nicht die Freude an dem Leben der Blumen und Blüthen, die Liebe vor Allem zum Walde geraubt. Es hat ihn tief traurig gestimmt, als vor wenigen Monaten der Sturm so manchen der alten Bäume im Sachsenwalde niederbrach und als er mit seinem getreuen Oberförster Lange die Stätte des Windbruchs betrat, da beklagte er melancholisch das Scheiden vertrauter Gefährten. Der gewaltige Mann, hausend in stolzer Einsamkeit im uralten Walde, während in herrlicher Klarheit der Sonnenuntergang des Lebens sich naht — ein Bild von urgewaltiger, ergreifender Poesie, ein Bild, das uns mahnt an das Zauberdunkel der Siegfriedszeit.



Fürst Bismarck und Oberförster Lange.



Hans Dahl's Freilicht-Studien auf dem Dach, Berlin W.
Originalzeichnung von Fritz Gehrke.

Ein Maler der Daseinsfreude.

Von **Georg Malkowsky.**

[Nachdruck verboten.]

Nachdem man die Darstellung des Schönen als vornehmsten Kunstzweck einmal aus der Aesthetik entfernt und ihn durch die Wiedergabe des Wahren ersetzt hat, muss man folgerichtig zu dem Schlusse gelangen, dass es sich bei Kunstschöpfungen um Dokumente handelt, die der Wirklichkeit garnicht nahe genug kommen können. Sintemalen nun aber nicht Jeder sich des allumfassenden Blickes erfreut, der zur Erreichung dieses Ideals d. h. zur unterscheidungslosen Abconterfeiung der Natur mit all' ihren Zufälligkeiten unbedingt nöthig ist, wird es nach wie vor Maler geben, die ein besonderes Auge für das Charakteristisch-Hässliche haben, und solche, die absichtlich oder unabsichtlich das Ideal-Schöne vorziehen. Da wären wir denn trotz der modernsten Kunsttheorien nicht viel weiter gekommen, und Meister Hans Dahls Wahlspruch

Und wär' dagegen die ganze Welt,
Ich male doch, wie mir's gefällt!

bliebe zu Recht bestehen, natürlich auch für die Herren von der anderen Observanz. Kunst kommt von Können, und wenn es einmal gelingen sollte, einem geehrten Publikum das Hässliche annehmbarer zu machen als das Schöne, dann wird natürlich die Lehre vom Hässlichen gleichberechtigt neben der vom Schönen stehen. In der Aesthetik haben beide Platz, wie im Leben.

Die Summe des Bösen und Guten, des Schönen und Hässlichen, der Lust und Unlust, des Lachens und des Weinens entzieht sich bisher der statistischen Aufrechnung, die für die Philosophen von grossem Werth sein mag, im Uebrigen aber an der Thatsache nichts ändern würde, dass die Mehrzahl der Menschen die Freude dem Leid vorzieht und lieber lacht als weint. Wenn es denn nun doch Maler der Weltlust und Maler des Weltleids geben soll, so werden jene sicher die Majorität der Lachlustigen auf ihrer Seite haben, während diese sich mit der Minorität der Weinseligen begnügen müssen.

In der Philosophie, wie im Glauben, und schliesslich auch in der Kunst kann Jeder nach seiner Façon selig werden, und auf keinem anderen Gebiete spielen die Fanatiker eine so traurige Rolle, als auf dem zuletzt genannten. Man sollte kaum glauben, dass ein so liebenswürdiges Künstlernaturell, wie das Hans Dahls', sich mancher Anfeindung von Seiten seiner Kunstgenossen und besonders seiner eigenen Landsleute zu erwehren hatte, weil er nun einmal für das „heilge Lachen" eine mindestens entschuldbare Vorliebe hegt.

Die Norwegische Kunst ist eine verhältnissmässig junge. Sie hat überraschende Erfolge erzielt, weil sie eine ganze Entwickelung in wenigen Jahrzehnten durchlaufen musste. Wie jede gesunde Kunst wurzelte sie



Hans Dahl. Im Mai.



Hans Dahl

im Boden der Heimath und ging von der Beobachtung der nächsten Umgebung aus. Nun ist aber Norwegen das Land der Gegensätze. Zwischen wild zerrissene Felsenabhänge und todte Schneeflächen schieben sich saftiggrüne Matten mit wogenden Kornfeldern. Um die Bergkuppen legen sich wallende Nebelschleier, und über das Thal hin fluthet goldiges Sonnenlicht. Einem frostklaren langen Winter folgt ein kurzer warmer Sommer. Da hat denn nun der Künstler die Wahl. Maler wie A. Normann und O. Sinding werden die Gesammterscheinung der nordischen Natur mit einer Art geographischer Treue zu erfassen suchen, L. Morten-Müller hält sich an die düsteren Fichtenwaldungen auf der Grenze zwischen Hochgebirge und Thal, und Hans Dahl malt mit Vorliebe die sonnenumstrahlten Matten. Auch der norwegische Mensch spiegelt die Doppelnatur seiner landschaftlichen Umgebung wieder. Schweigsam und verschlossen dem Fremden gegenüber, giebt er sich im Kreise seiner Landsleute mit ausgelassener Fröhlichkeit. Seine Stimmung ist abhängig von seinem Verhältniss zur Natur. Den Fischer in den felsumstarrten Fjorden macht der Kampf mit den Elementen ernst und kraftbewusst, der Landmann auf den Matten nimmt die Sonnenseite der Natur in sich auf und strahlt sie aus in herzerfrischender Daseinslust.

Sobald die Norwegische Kunst über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinausstrebte, wurde sie naturgemäss von äusseren Einflüssen abhängig. Hatte sie zunächst bei den älteren Düsseldorfern, Schirmer und Andreas Achenbach, Unterkunft gefunden, so wandte sie sich später mit Vorliebe nach Paris und gerieth dort in den Dunstkreis der Plein-air-Maler, der Symbolisten, Impressionisten und wie die auf dem Wege der Sensation nach Anerkennung ringenden Modernen alle heissen mochten. Hier setzte der Antagonismus ein, und man wird heute mit vollem Recht von einer französelnden und einer germanisirenden Richtung in der skandinavischen Kunst sprechen können.

Hans Dahl gehört in seiner ganzen Eigenart der deutschen Richtung an und hat vielleicht gerade aus diesem Grunde bis vor Kurzem in seiner Heimath manche Anfeindung erfahren. Sein gesundes Empfinden hat ihn gleich im Beginn seiner Laufbahn bei der stammverwandten Nation Anschluss suchen und finden lassen. Als Sohn eines norwegischen Officiers auf Store-Graven in Hardanger im Jahre 1849 geboren, war er ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt. Nachdem er seine Studien auf der Kriegsakademie in Christiania mit einem glänzenden Examen als Primus omnium beschlossen, trat er als Officier in die Armee ein, nahm aber bereits 1873 seinen Abschied, um sich ausschliesslich der Malerei zu widmen. Die Professoren Riefstahl und Hans Gude in Karlsruhe, E. von Gebhardt und Wilhelm Sohn in Düsseldorf gewannen maassgebenden Einfluss auf sein Kunstschaffen. Seit 1889 in Berlin sesshaft, kehrt Hans Dahl allsommerlich in seine nordische Villeggiatur am Sogne-Fjord zurück und sucht in der Berührung des heimathlichen Bodens, an der Stätte, wo Ingeborg über die Fluthen hin dem fernen Frithjof ihre sehnsuchtsvollen Klagen nachsandte, neue Stoffe und frische Schaffenskraft.

Hans Dahl ist noch heute ein echter Norweger, nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalt in Deutschland an dem ersten Laut seiner Sprache als solcher erkennbar. Auch sein Heim in der Fasanenstrasse lässt in seiner Ausstattung hier und da die skandinavische Eigenart durchblicken. Mitten aus fein abgetönten Farbenharmonien leuchtet ein bunt bemalter Webstuhl heraus, auf dem Schrank steht ein Bootmodell mit braunen, seltsam gestellten Segeln, und von den Wänden herab lachen Skizzen und Bilder, sonnig und daseinsfreudig, wie er nun einmal die Aussenwelt anschaut. Ein eifriger Turner, Segler und Radfahrer ist er ein Anhänger der natürlichen, auf gleichmässige Ausbildung des Körpers und der Seele hinzielenden Lebensweise und schwört als überzeugter Jägerianer auf die reine Wolle.

Jubelnde Lebenslust, herzerquickende Freude an dem blossen Dasein auf der schönen, ewig gleichen und doch stets neu erscheinenden Gotteswelt, das ist der Grundton, auf den Hans Dahl's Schöpfungen gestimmt sind, die sich mit der Natur sowohl wie mit den Menschen am liebsten dann beschäftigen, wenn sie im Feiertagsgewande erscheinen. Auch das Werkeltagskleid ist ihm werthvoll, aber es dient ihm nur als Vorstudie. Selbst über die harte Arbeit legt sich ihm ein verklärender Schimmer der Lust am rüstigen Schaffen, ein Vorgefühl der späteren wohl verdienten Musse, sie ist nicht erzwungen, sondern frei gewählt. Er sieht seiner eigenen Gemüthsverfassung gemäss in der nordischen Landschaft nur die sonnigen Matten, die glitzernden Wellen, zu denen die Felsabhänge höchstens den dunkleren Rahmen liefern dürfen. Man hat dem Künstler aus dieser „Einseitigkeit" einen Vorwurf gemacht. Aber wer will ihn zwingen, Erdkunde zu malen, wenn es ihm um ein Kunstwerk nach seinem Sinne zu thun ist? Dass die Landschaft da, wo er sie aufsucht, ganz so erscheint, wie er sie sieht, dafür bürgt seine malerische Wahrheitsliebe. Und selbst wenn er die Wahrscheinlichkeit der Wahrheit



Hans Dahl. Weibliche Anziehungskraft, Studie.



Hans Dahl. Weibliche Anziehung.

vorzöge, wer wollte ihm, dem berufenen Darsteller sonniger Naturschönheit, das als Fehler anrechnen, was ihn zum Lieblinge aller derer macht, die noch immer altväterisch genug denken, um die Sonnenseite des Daseins der Schattenseite vorzuziehen?

Helles, ungebrochenes, gleichmässig vertheiltes Licht ist das Medium, durch das Hans Dahl die Dinge sieht. Die schweren Lichtmassen seines Lehrers Riefstahl haben sich ihm gelockert und aufgehellt, die glitzernden und schimmernden Beleuchtungsflächen Hans Gude's sind für ihn zu einem ruhigen Strom geworden, der Landschaft und Staffage umfluthet und die Lokaltöne leise mildernd neben einander stehen lässt. Das ganze Colorit seiner Bilder, besonders seine Fleischtöne sind wie durchschimmert von röthlich pulsirendem Leben. Was Hans Dahl von einem seiner ersten Bilder erzählt, ist charakteristisch für die Kunstauffassung in Düsseldorf vor zwei Jahrzehnten. Er malte ein Mädchen, das träumerisch auf einer Wiesenfläche die Glieder reckt, und erregte allgemeines Entsetzen dadurch, dass er die grüne Fläche des Rasens durch veritable bunte Blumen unterbrach. Das war vor zehn Jahren so naturalistisch, dass ein allgemeines Schütteln des Kopfes nicht ausbleiben konnte.

Von Wilhelm Sohn hat Hans Dahl die Vorliebe für das Ewigweibliche, das Verständniss für gesunde Mädchenanmuth überkommen. Auch hier macht man ihm den Vorwurf eines Verschönerungsstrebens, das es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt, er soll im idealisirten Typus stecken bleiben, anstatt aus dem Individuum das Charakteristische herauszuholen. Aber ist es denn wirklich ein so grosses Unglück, wenn ein Künstler mit allen Kräften über das Modell hinaus zu kommen sucht? Auch darin steckt ein ehrlich Stück Arbeit, und wer einmal Hans Dahl's unzählige Skizzenbücher durchgeblättert hat, der weiss, dass er auf seinen „verwerflichen" Idealisirungstrieb mehr Mühe verwendet, als sich mancher Naturalist, Impressionist u. s. w. träumen lässt. Der norwegische Genremaler ist nicht vergeblich durch Meister Gebhardt's strenge Schule gegangen.

Der grösste Vorzug Dahl'scher Bilder ist die Klarheit des Vorganges. Seine lachenden Mädchen wissen, warum sie lachen und übertragen ihre Daseinsfreude mit unfehlbarer Sicherheit auf den Beschauer. Wer eine Gruppe vergnügter Menschen sehen will, der stelle sich vor ein Bild Hans Dahl's und beobachte seine Bewunderer! Von den Wänden der Ausstellungen starrt uns meist des „Lebens ganzer Jammer" entgegen. Da ist es nicht unerspriesslich, wenn man daran erinnert wird, dass „das heilige Lachen" noch nicht verloren gegangen ist in all' der wehleidigen Trübsal.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Sehen Sie nur nicht zu lange hin, Fräulein Martha, sonst platzen gleich die Weinaugen aus!" rief der Mann endlich über die Mauer, wobei seine Augen wie Rattenfängers Augen lockten.

Martha kehrte sich überrascht und beklommen um; sie wunderte sich, Niemanden zu sehen, ob sie gleich die Stimme erkannt hatte, denn in dem Augenblicke, da sie sich umwenden wollte, hatte der junge Bursch sich hinter die Mauer geduckt. Er wartete so ein Weilchen, dann hob er wieder langsam den Kopf in die Höhe. Martha stand unbeweglich, die Scheere zum Schnitte an die Rebe gelegt, und blickte nach der Mauer. Da sah sie langsam den Kopf des Mannes mit spähendem Ausdruck wieder über den Mauerrand emportauchen.

Martha senkte, von einem ängstlich-seligen Gefühl der Beschämung erfasst, die Augen, und schnitt die Rebe ab, die sie in der Hand hielt. Als das lange Ende abfiel, sah sie, dass sie mitten in ein Auge hineingefahren war und es verdorben hatte. Mit verlegener Hast setzte sie ein Stück tiefer an, um die unnöthig gekürzte Rebe auf einen richtigen Schnitt zu bringen



Des Künstlers Sommerheim (Balholmen-Sogn.)



Hans Dahl. Studie.

„Sehen Sie, Fräulein Martha! das kommt davon!“ sagte Horst, indem er die Beine vom Mauerrande herabschwanken liess. „Jetzt haben Sie vor Schreck über mich gleich daneben geschnitten. Aber wenn Sie wüssten, was ich für Dinge thue, blos, weil ich unter der Arbeit fortwährend an Sie denke, da würden Sie noch einen ganz anderen Schreck erleben. Alle Reben habe ich gleich geschnitten und alle Augen ersäuft und nur, weil ich regelmässig den Verstand verliere, wenn ich an Sie denke!“

Martha bückte sich, um einige Reiser zusammenzulesen. Sie sagte: „Sie sollten nicht solche Sachen reden! Es glaubt's Ihnen kein Mensch und ist auch zu gar nichts Nütze.“

„Nun, wenn man's nicht glauben will, so braucht man sich's nur einmal anzusehen, ob ich lüge oder wahr rede, Sie brauchen blos über die Mauer zu schauen, da werden Sie schon die Bescheerung merken, die Sie angerichtet haben. Denn an Allem, was hier geschehen ist, daran sind Sie schuld, Fräulein Martha Leiser, weil Sie es darauf anlegen, mir gänzlich den Verstand zu nehmen!“

„Ja, was soll denn da geschehen sein?!“ frug Martha von einer heimlichen Neugierde bewegt. „Wer soll denn überhaupt aus Ihnen klug werden?!“ Sie schielte bei diesen Worten von ihrer Arbeit nach der Mauer hinüber. „Kommen Sie nur herüber zu uns und sehen Sie sich einmal die Geschichte an! Und wenn Sie dann noch zweifeln, dass ich der Einzige bin, den Sie gern haben müssen! Warten Sie, ich springe gleich hier herunter und helfe Ihnen über die Mauer hinüber, dass Sie alles sehen!“

Er machte Anstalt von der Mauer herabzuspringen in das Grundstück der Schwestern. Martha warf erschrocken ihre Scheere und Rebe hin, ging ein Stück auf ihn los und sagte:

„Dass Sie sich nicht unterstehen! Auf mein Grundstück dürfen Sie nicht; ich lasse Sie nicht herein. Was Sie da drüben thun und reden, das kann mir einerlei sein, aber meinen Weinberg betreten Sie nicht!“

„Aber ich muss Ihnen doch über die Mauer helfen!“ sagte Horst, etwas kleinlaut über die heftige Aufregung des Mädchens.

„Ich kann auch über die Mauer sehen! Ich brauche nicht hinüber. Ich duld' es nicht, dass Sie hereinspringen! Ich gucke schon so hinüber, wenn Sie's durchaus wollen!“

Sie war bei diesen Worten etwas zögernd gegen die Mauer gegangen. Sie nahm einen losgebrochenen Mauerstein, der am Fusse derselben lag und rollte ihn zurecht, versuchte, ob sich mit ihrem Fusse darauf stehen liess, und, als sie ihn fest fand, trat sie darauf und schaute neugierig in das grosse Nachbargrundstück hinein.

„Nun, habe ich wahr gesprochen?!“ frug er mit einem Tone, in dem sich lauernde Leidenschaftlichkeit und Genugthuung vermischten.

Martha sah, dass wirklich viele von den Reben unrichtig geschnitten waren, wie es kurz vorher Rüdig an einer anderen Stelle gesehen hatte. Sie sah in nächster Nähe unter der Mauer mehrere durch den Saft ersäufte Augen und brach in den Ruf aus:

„Aber, Horst, was haben Sie denn da gethan? Das ist ja der reine Frevel.“ —

„Freveln muss man sein ganzes Leben lang, wenn man Sie nur einmal angeseh'n hat, schönes Nachbarmädchen!“ sprach Horst, indem er auf der Mauer näher an sie heranrückte und sich flüsternd zu ihr neigte. Ein Ton von wilder Leidenschaftlichkeit und Liebeshunger klang aus seiner Stimme; Martha drückte unwillkürlich leise die Augen zu, indem sie von innen lauschte, sie regte sich nicht und war wie heimlich gebannt durch das, was sie sah und hörte. „Freveln muss man an Allem, was man unter die Hand bekommt!“ fuhr Horst fort. „Wenn ich beim Arbeiten Sie drüben im Garten stehen sehe und Sie kehren mir den Rücken zu, ohne mich anzusehen, als merkten Sie mich nicht, gleich muss ich einen Schnitt in den Weinstock thun, dass er bis von der Wurzel herauf ausblutet und kein Tröpfchen Saft darin bleibt. Und wenn Sie nicht da sind und ich warte, dass Sie doch kommen möchten, mache ich alles falsch, ich hacke die Gerinne in der Erde entzwei, ich schneide gleiche Schenkel, mein Verstand ist weg und lauter Verruchtheit geschieht. Ach, wenn Sie doch ein Einsehen hätten, wenn Sie mich ein bischen gern hätten und meine unglückliche Liebe verstehen könnten.“

Martha hatte die Absicht gehabt, den frechen Burschen, der schon seit einiger Zeit ein Auge auf sie warf, stehen zu lassen. Aber die Empfindung, dass man um ihretwillen so grossen Frevel an den edelsten Weinstöcken beging, hatte etwas Bannendes und Lockendes. Sie wusste nicht, dass Horst seine zerstörerische Thätigkeit fast ebenso sehr in einer bewussten Berechnung ausgeübt hatte, wie er in Anfällen eines geistigen Rausches, der unwiderstehlich über ihn kam, wenn Mädchen von Kraft und Schönheit ihm nahe waren.

Martha blickte, von einem Zaubergefühl erfasst, an der langen Reihe der Pfähle hinauf, und die Verrücktheit der Leidenschaft, welche sie aus Horst's Thun empfand, verzauberte ihr Inneres.

„Wenn ich es nun dem alten Büttner oder Herrn Spurmann sage, dass Sie solche Sachen machen!“ fragte sie plötzlich, indem ihre Augen wie von einem heimlichen Blitze erleuchtet unter den Lidern aufflammten.

„Dann schiesse ich mich hier auf der Stelle mit einer alten Vogelflinte todt oder ertränke mich im Mostfass, dass der ganze Wein verdirbt und in die Strassengosse laufen muss!“ flüsterte der Winzer ihr in's Ohr.

„Sie haben das Alles nur im Rausche gethan und wollen mir vormachen, es sei wegen meiner!“ sprach Martha, indem sie mit den Achseln zuckte



Hans Dahl.
Studie eines norwegischen Mädchens.



Hans Dahl. Sonntags-Kirchfahrt. (Fjaerland, Sogn.)



Hans Dahl. Studie.

und starr vor sich hinsah. Sie trinken zu viel; man sollte Ihnen keinen Wein geben; Sie vertragen nichts."

„Oho! Nichts vertragen! Das will ich Ihnen gleich beweisen!" sagte Horst, indem seine Augen übermüthig blitzten und ein weinseliges Lächeln um seinen Mund ging. Er sprang mit einem Satz von der Mauer zurück und schlich ein Stück am Berge hinauf. Dort war in der Terrassenmauerung eine Thüre, welche in ein kellerartiges Gelass führte, bestimmt, um Winzergeräthe zu bewahren und als Wachtschlupfwinkel in der Zeit des Weinhütens zu dienen.

Martha sah, wie der schmucke Mann hineinging und gleich darauf mit einem Kruge voll Wein heraustrat. Er kam ebenso schnell an der Mauer zu ihr wieder herabgeschlichen und sagte:

„Das ist mein Tagtrunk, und ich trinke hier den ganzen Krug vor Ihren Augen aus, wenn Sie mir nicht einen Kuss geben oder selber mit daraus trinken. Da werden Sie gleich sehen, ob ich etwas vertrage oder nicht."

Er schaute mit feurigen Augen zu ihr hinauf. Er sah wie ein Berauschter aus und hatte doch sicher keinen Wein getrunken. „Ich werde erst nüchtern, wenn ich das auf einmal aussaufe!" sprach er. „Der Wein macht mir nichts, aber die Liebe, das ist mein Rausch, süsse Martha!"

Er setzte den Krug an den Mund, als wollte er ihn auf einmal hinunterstürzen.

„Ach, thun Sie doch so Etwas nicht! Da kann Sie ja gleich der Schlag treffen!" sagte Martha leise.

„„Wenn Sie mir über die Mauer einen Kuss geben!" flüsterte Horst ungeduldig.

„Da würde ich eine schöne Nachrede davon haben!" versetzte Martha schnippisch, indem sie mit den Achseln zuckte. Ausserdem ist die Mauer zu hoch und heirathen würde ich Sie doch nicht!"

„Dann trinke ich darauf los und jeden Tag mehr, bis ich am Delirium sterbe!" erwiderte der Winzer. Er setzte den Krug an den Mund und that einen hastigen Schluck. Martha sah ängstlich zu; dann siegte ein gewisses Mitleid; sie sprach rasch:

„Ich will lieber mittrinken, wie Sie gesagt haben!"

„Martha, ist es wahr?! Ach, das ist doch Etwas!" rief der Winzer schnell. „Dann kann ich auch noch mit dem Küssen ein wenig warten. Hier ist der Krug!"

Er reichte das thönerne Gefäss dem Mädchen nach der Mauer hinauf. Martha bückte sich über den Mauerrand und nahm den Krug mit beiden Händen auf. Sie hob ihn an den Mund und bog den Kopf zurück, um einen Schluck zu trinken. Horst schaute ihr mit siegessicherem Blicke zu.

„So, nun habe ich Ihren Willen gethan und nun lassen Sie mich zufrieden!" sprach Martha, indem sie den Krug wieder hinabreichte. Im selben Augenblicke, während er mit der einen Hand den Krug fasste, packte er mit der anderen kräftig in ihren Arm hinein und küsste den Arm wiederholt stumm und heftig, bis er zuletzt einen festen Biss hineinthat. Martha that einen leichten Schreckensruf, riss ihren Arm zurück, beschaute ihn unwillig und sah deutlich den Eindruck der Zähne des wilden Gesellen in ihrem Fleisch. Sie sagte kein Wort, während Horst einen Jubelruf ausstiess, den Krug von neuem an den Mund setzte und mit einem Zuge vollends leer trank. Dann schwang er ihn hoch über seinem Kopfe und schleuderte ihn mit Macht an den Fuss der Mauer, dass er in Scherben auseinandersplitterte.

Martha huschte, erschrocken über die wilde Leidenschaft des Menschen, hinter ihrer Mauer herab und schlich betroffen nach ihren Weinstöcken zurück. Sie beschaute wiederholt ihren Arm mit dem Abdruck der Zähne, und sie wunderte sich, dass sie gar keinen Abscheu dagegen empfand, sondern diese weisslichen Male mit einem neugierigen Interesse und einer gewissen Genugthuung betrachtete. Sehr weh gethan hatte es ja auch nicht; sie schielte scheu, indem sie sich halb verschämt nach ihrer weggeworfenen Gartenscheere bückte, nach der Mauer. Sie sah den wilden Burschen nicht mehr. Er mochte es für gut halten, erst den Erfolg seiner stürmischen Werbungen im Herzen des Mädchens abzuwarten und sie ihren Gefühlen zu überlassen. Die war ihm ja doch mal sicher; das war die Erste nicht und würde vielleicht auch nicht die Letzte sein, denn der halbe Weinberg, den sie besass, war keine Mitgift, die verlocken konnte zur Heirath.

Die Abendröthe brach über den Berg herein; purpurfarbiger, üppigwärmer erschien der rothe Boden; die Fenster des Rüdig'schen Hauses oben auf dem Berge, mit dem rothen, spitzen Ziegeldache darüber, flimmerten wie fluthendes Gold, der breite Strom unten im weiten Thale, wo die Segelschiffe mit gespanntem Segel dahintrieben, wand sich, in bunten Farben schimmernd, in die nebelige Ferne hinein. Der gothische Domthurm der alten Bergstadt in der Ferne hob sich ungewiss aus den röthlichen Nebeln hervor; das Felsenschloss, das über dem Strome herausragt, verdämmerte in unbestimmten Umrissen. Auf den benachbarten Weinbergen sah man die Winzer und Winzerinnen von verschiedenen Seiten über die Hügelrundungen herabgehen und auf den steilen



Hans Dahl. Studie.

Treppen abwärts steigen. Sie trugen ihre Werkzeuge und Geräthe nach den Winzerhäusern, und die Ruhe und Stille des Feierabends legte sich über die weiten Gärten.

Auch Martha hatte ihr Arbeitszeug zusammengelegt, und mit einer heimlichen Erregung ihres Herzens über das Erlebniss der letzten Stunde ging sie nach dem unteren Weinbergspförtchen hinab, um dort nach ihrer Schwester auszuspähen, die doch nun bald mit ihrer Weinkruke und einer Einnahme aus der Stadt heimkehren musste. Wie seltsam war ihr doch zu Muthe geworden beim Thun des raschen Gesellen, das sie Niemandem verrathen mochte und verrathen durfte, und das nun ein gemeinsames Geheimniss zwischen ihr und Horst blieb. Ein leises Zittern ging ihr durch's Herz, wenn sie an den Gesellen dachte; diese Leidenschaft gefiel ihr wohl an ihm, wie ihr ein seidenes Kleid gefallen haben würde, das Jemand ihr geschenkt hätte.

Als Martha unten an das Pförtchen trat und ihren Arm besah, waren die Male schon vergangen. Sie strich mit der Hand unwillkürlich darüber hin, als wollte sie auch die Erinnerung verwischen. Sie blickte dann ein Weilchen den Pfad hinab, der hier zwischen Weinbergsmauern heraufführte, denn der untere Theil des Berges und das ebene Weinland zu seinen Füssen gehörte anderen Weinbauern und zum Theil auch der Spurmann'schen Grosshandlung.

Martha athmete tiefer und erröthete leicht, als sie nach einem Weilchen einen Mann heraufkommen sah, der eine grosse Lederschürze an hatte und die Aermel einer blauen Blouse mit den Händen unter dem ledernen Brustlatz verborgen hielt. Der Mann kam ruhig dahergegangen und wiegte sich hinter seiner Schürze, als verberge er etwas, was ihm selbst gefiel. Er nahm seine Mütze ab und grüsste.

„Guten Abend, Fräulein Martha, ich dachte es mir schon, dass ich Sie hier treffen würde, und da habe ich meine Böttcherei stehen lassen, ein bischen eher Feierabend gemacht und bin ein wenig heraufgegangen."

„Was haben Sie denn da, dass Sie ihre Hände so unter dem Brustlatz verstecken?!" frug Martha neugierig. „Sie können mir ja nicht einmal die Hand geben."

„Ich friere vielleicht an den Fingern!" sprach der Mann schelmisch, indem er die Hände tiefer hinter den Lederlatz steckte. Der Böttcher Henneberg, der unten in dem Marktflecken am Strome wohnte und dort seine Böttcherarbeit für die umwohnenden Weinbauern betrieb, war ein starker Mann mit einem braunen Bart und grossen braunen Augen. Er kam schon seit einiger Zeit hier herauf, bald unter dem Vorwande, Rüdig's zu besuchen, bald, weil er irgend ein Geschäft in der Nähe haben wollte, in Wirklichkeit aber, um bei dieser Gelegenheit mit der schönen Martha ein paar trauliche Worte zu wechseln.

„Ei, warum frieren Sie denn an den Fingern?!" frug Martha, indem sie den Saum ihrer Schürze strich.

„Darum!" sprach Henneberg schmunzelnd. Er zog unter dem Brustlatz einen eingepackten Gegenstand hervor. „Wenn Fräulein Martha es nicht für ungut nehmen würden —! Ich wollte Ihnen auch einmal etwas mitbringen."

Er wickelte sein Päckchen aus und brachte ein seidenes Busentuch zum Vorschein, das er sorgfältig mit seinen dicken Fingern auseinanderfaltete und dem Mädchen etwas zaghaft anbot.

Martha erröthete tief und wollte das Geschenk ablehnen. Es fiel ihr aber ein, dass sie sich doch sehr hübsch mit einem solchen seidenen Tüchlein um die Schultern ausnehmen müsse; die Versuchung war stark; sie sagte:

„Behalten werde ich's wohl nicht können. Aber wenn Sie es nicht falsch auslegen würden, so könnte man's ja wohl einmal probiren. Vielleicht kaufe ich mir einmal ein ähnliches."

„Ach, ja, wenn Sie's wenigstens einmal probiren wollten," sagte der Böttcher verlegen, da er glaubte, sich zu viel herausgenommen zu haben. „Wenn Sie's wenigstens nur einmal umnähmen."

„Gott, ich bin gar nicht danach angezogen!" sagte nun wieder Martha in grösserer Verlegenheit, indem sie ihren Arbeitsrock ansah, der verschlissen und unscheinbar war und alle Spuren der Landarbeit zeigte.

Sie nahm das Tuch behutsam und legte es auf ihren Nacken, dass der spitze Zipfel zwischen den Schultern herabhing. Vorn hielt sie es mit Daumen und Zeigefinger vor dem Halse zusammen; sie nahm mit der anderen Hand das Tuchende auf und betrachtete sich das Muster, indem sie darauf herabschielte.

„Ach, das sind ja Weinblätter und Trauben!" meinte Martha glücklich, indem sie die Stickerei des Tuches besah. Weinblätter und Trauben waren wirklich in regelmässiger Wiederholung in das Fürtuch gedruckt, und das war ein hübscher Anblick auf dem Nacken einer Winzerin.

„Weil Sie doch von Klein auf unter den Trauben aufgewachsen sind!" setzte der Böttcher hinzu. „Und wenn Sie es behalten wollen, weil es ihnen so gut steht —! Es soll nur ein kleines Andenken an mich sein, damit Sie mich nicht gar zu schnell wieder vergessen, Fräulein Martha!"

Martha schwankte ein Weilchen, indem sie bald auf ihre linke, bald auf ihre rechte Schulter verstohlen herabschielte. In ihrem Inneren zitterte etwas wie Scheu, dass sie ein Geschenk annehmen sollte von Henneberg, wo ihr soeben noch der tolle Horst durch den Kopf gegangen war. Nun sah sie aber wieder den Böttcher an und wusste, dass es ein guter, ernster und würdiger Mann war, dem man heimlich gut sein, wie man mit eben solcher Heimlichkeit an die feurigen Augen des Horst denken musste. Sie wusste in ihrem Herzen einen Augenblick weder ein noch aus; dann aber sagte sie rasch, indem sie Henneberg zögernd die Hand reichte:

„Ich danke auch schön, Herr Henneberg, für das feine Tuch; ich würde Sie ja beleidigen, wenn ich es nicht behielte und es ist ja so ein schönes Tuch!"

„Ach, das freut mich aber ausserordentlich, dass Sie von mir etwas nehmen!" erwiderte Henneberg, indem er die dargebotene Hand fasste und leise festhielt und in der seinen ruhen liess. „Und ich will Ihnen auch gleich sagen, Fräulein, dass ich darauf ausgehe, Ihnen, wenn Sie es später einmal gestatten werden, einen Heirathsantrag zu machen, denn ich könnte mir ja nichts Schöneres denken, als wenn Sie zu mir in meine Böttcherei herunterzögen und als Frau Meisterin über meine Gesellen walteten. Entschuldigen Sie meine Grobheit, dass ich mir so etwas herausnehme, aber es ist nur, damit Sie gleich wissen, woran Sie sind."

Martha war leise zusammengeschrocken, als sie das Wort Heirath vernahm. Sie fühlte wohl, dass sie dem Manne gut war und mit ihm glücklich werden musste; aber unerklärliche und unergründliche Gefühle quollen in ihrem Herzen durcheinander; sie musste auf einmal an all' ihre Weinstöcke denken, die sie heute geschnitten hatte, während Horst drüben beim Nachbarn das Frevelhafte that. Sie sah im Geiste alle diese Reben weinen von der Ueberfülle des Saftes; und auf einmal traten ihr selbst die Thränen in die Augen und sie sagte ängstlich und traurig:

„Heirathen, Herr Henneberg. Da müsste ich ja von meinen Weinstöcken und von meinem Berge weg. Ach, ich glaube, ich könnte das nicht überleben!"

Sie hielt die Hand vor die Augen und schluchzte still hinein. Henneberg war betroffen, glaubte aber zu fühlen, dass sie ihn doch lieben müsse und dass die Zeit gewiss die Erfüllung seiner schönsten Hoffnung bringen würde.

„Es giebt sich schon, Fräulein Martha!" sagte er einfach.

„Nun, Herr Henneberg, es soll noch nichts verredet sein!" sprach das Mädchen, indem es unter seinen Thränen ihm leise zulächelte.

Henneberg glaubte aus ihrem Blicke etwas wie stille Verheissung zu lesen. „Es muss aber ganz heimlich bleiben", fügte Martha hinzu, „denn ich weiss noch nicht, wie ich mich entscheiden würde, wenn Sie mir wirklich einmal mit einem solchen Antrag kämen."

„Ich habe es auch gar nicht gewagt", erwiderte hierauf der Mann etwas verlegen. Seine Blicke aber ruhten mit warmer Liebe auf der Gestalt der Winzerin, und es geschah, dass sich nunmehr ein traulich und heimlich geführtes Gespräch zwischen den Beiden entwickelte von ihrer Arbeit, von den Nachbarn, vom Wetter und von den Hoffnungen auf's kommende Weinjahr.

Sie hatten so ein Weilchen geplaudert, als langsam keuchend die Schwester mit ihrem Korbe auf dem Rücken den Berg heraufkam. Als der Böttcher sie bemerkte, verabschiedete er sich etwas verlegen von Martha mit der Begründung, dass er nun nicht länger stören wolle.

Die Schwester kam mit ihrem Korbe an's Pförtchen und lehnte sich mit einem Erschöpfungsseufzer an den steinernen Pfosten. Sie war verstimmt über den geringen Ertrag ihres Hausirhandels. Ein Brod und das Nöthigste für's Essen am nächsten Tage lagen im Korbe, denn sie hatte unterwegs noch eingekauft.

Als sie etwas verschnauft hatte, betrachtete sie aufmerksam ihre Schwester, die das Fürtuch rasch zusammengeschlagen und in die Rock-

tasche gesteckt hatte. Ein Zipfel hing aber verrätherisch aus der Tasche herab.

„Nun, Marthelchen, was war mir denn das? Das war ja wieder einmal der Henneberg, der ist wohl ganz zufällig hier vorübergekommen?!“ frug Anna, indem sie erst die Schwester musterte und dann unten dem Manne nachblickte, der eben um die Ecke einer Weinbergsmauer verschwand.

„Ach ja, ganz zufällig!“ entgegnete Martha mit vollständiger Unbefangenheit.

„So, so“, meinte die Schwester, indem sie von der Seite den Zipfel des Busentuches betrachtete. „Was habt Ihr denn gesprochen?!“

„Gott, was man so spricht, wenn man sich nicht weiter kennt. Er hatte auch nicht viel Zeit, sondern war eben erst gekommen, wie Du da warst.“

Anna verzog keine Miene, obwohl sie längst zu wissen glaubte, was die Glocke geschlagen habe. Sie frug auch mit keinem Worte nach dem Zipfel, der da aus der Tasche hing, sondern ging voran und lächelte wehmüthig-glücklich vor sich hin wie eine erfahrenere Frau, wenn sie irgend wo ein heimliches Liebesglück spürt.

Martha stieg mit gesenktem Blicke hinter ihr drein. Sie fühlte, dass dieser Tag einen Schicksalsanfang für sie und andere enthielt, und es wurde ihr eigenthümlich schwer um's Herz. Die Gestalten der beiden Männer, die um sie geworben hatten, kamen ihr abwechselnd in den Sinn. Sie sann, für welchen von Beiden sie sich wohl einmal entscheiden würde, aber sie konnte nicht aus sich selber klug werden. Und doch war ihr Herz so voll, und ihr Wesen stand in einem inneren Aufblühen und Duft, wie die junge Weinblüthe im Juni, wenn sie an der Rebe sich aufthut und ihre zarte Blume verhaucht. Und so kam sie sich wie verzaubert in ihrem Inneren vor und wie verzaubert, träumerisch und traumbefangen folgte sie der Schwester hinauf nach dem Hause.

Unterdessen war es dunkel geworden; ein kühlerer Wind blies über die Berge, Martha ging in's Haus, um in der Stube Licht zu machen, wo Rüdig und die Kinder bereits in der Dämmerung sassen, alle drei nebeneinander auf dem Sopha, und auf das Abendessen warteten. Anna ging in den Keller, um ihren Weinkrug dort abzustellen, mit dem sie morgen von Neuem zu hausiren dachte. Dann machte sie schnell von dem Eingekauften das Essen zurecht und ging in's Zimmer, beklommen über den geringen Ertrag des Tages und den allzubilligen Preis, den sie hatte machen müssen. Nach einem Weilchen sassen alle am Tische, assen ihr Brod und ein Stück Käse dazu und waren still und einsilbig. Martha träumte von ihren Erlebnissen, Anna war voll Sorge, Rüdig ermüdet und sorgenvoll zugleich. Endlich frug der Winzer, weil seine Frau so wenig sagte:

„Hast Du denn gute Geschäfte gemacht, Anna, heute den Tag über?“

Anna schluckte mühsam ihr Brod und sagte mit künstlicher Sorglosigkeit:

„Ach, ja, ganz leidlich. Ich muss morgen freilich noch einmal gehen, aber für's Erste reicht es ja wohl. In der Stadt hat sich ja auch Manches geändert.“

„Wie viel hast Du denn eingenommen?!“ frug Rüdig.

„Ich hab's noch gar nicht gezählt“, entgegnete rasch die Frau.

„Was hast Du denn für den Liter bekommen?!“

„Nun, wie gewöhnlich — Du weisst ja —“

Anna stockte im Reden. Sie wollte es verheimlichen, dass sie heute zu billig und nur an arme Leute verkauft hatte. Sie wusste, wie stolz ihr Mann auf seinen Wein war, wie er lieber gehungert, als sein reines, edles Getränk verschleudert hätte, das die Kenner bewunderten, wenn er auch nur wenig auf dem Berge der Schwestern bauen konnte.

Rüdig athmete etwas erleichtert in dem Glauben, dass das Geschäft leidlich ging.

„Du kannst mir einmal Dein Geld geben, Anna. Ich brauche für morgen Geld. Ich muss hinunter in die Weinbauschule und amerikanische Reben kaufen. Es glückt mir damit. Ich habe heute gesehen, dass die vorjährigen Stecklinge, die ich veredelt habe, gute Augen treiben. Ich will nun mehr anpflanzen, um den Berg zu schützen. Drüben hinter den alten ausgerodeten Staatsweinbergen haben sie neue Rebläuse entdeckt. Damit sind auch wir nicht mehr gefahrlos. Man kann nicht wissen, was aus unsern Bergen wird. Bei Spurmann's geht auch nicht Alles mehr so ordentlich zu; der Horst ist leichtsinnig, der alte Büttner will nichts von Neuerungen wissen und hegt die alten Stöcke. Man muss vorbauen, sich einrichten und bei Zeiten für amerikanische Stöcke sorgen, welche der Reblaus widerstehen, um für den Nothfall die alten Gerinne und Wurzeln heraus zu werfen. Also gieb mir nur, was Du hast.“

Anna war über diese Rede ganz bleich geworden. Sie sah, dass sie nichts mehr verheimlichen konnte. Sie reichte ihr Geldtäschchen mit einem traurigen Ausdrucke dem Winzer über den Tisch und sagte, indem sie sich die plötzlich thränenden Augen wischte:

„Ich muss Dir's nur sagen, Gotthelf, ich habe nur noch ein paar Pfennige darin. Ich habe nur ein paar Liter verkauft, dass es gerade zum Essen für morgen Mittag noch zureicht. Ich habe auch den Wein billiger geben müssen, als ob's irgend ein leichter Hauswein wäre, sechzig Pfennige. Es haben nur die armen Leute gekauft.“

Da Rüdig diese Worte hörte, legte er, als sei ihm auf einmal die Lust am Essen vergangen, sein Brod und das Taschenmesser auf den Tisch, womit er sich die Brodstückchen abschnitt. Er blieb eine Weile stumm; dann erhob er sich und ging im Zimmer auf und ab.

„Meinen Wein!“ stammelte er endlich. „Und an arme Leute! Und zu so einem Preise! Und darum schindet man sich den ganzen lieben Tag und das ganze lange Jahr, pfählt und schneidet und räumt und bricht und muss jede Stunde hinter der Arbeit sein, und wenn die eine vorüber ist, gleich fängt die andere an, dass man sein Rückgrat noch im Grabe spüren muss, wenn man längst der Länge lang daliegt! Einen solchen Wein, wo jeder Tropfen kostbar ist! Ach, mein Gott!“ [Fortsetzung folgt.]

Die Nixe.

Novellette von **Schmidt-Hässler.**

[Nachdruck verboten.]

Ueber den Feldern glüht die Sonne. Blendend und in fast verletzender Weisse streckt sich die stolze Front des Herrenhauses dahin, träge und schläfrig scheinen die sandsteinernen Löwen am Eingangsthor auf ihren Sockeln zu liegen, die grünen Jalousien sind herabgelassen, die Fenster verhüllt.

Mit festgeschlossenen Augen träumt ein grosser Bernhardiner auf den breiten Stufen, nur zuweilen wedelt leise im Schlaf der zottige Schweif, oder halb öffnet sich sein Auge, um für einen Moment einer vorübersummenden Biene nachzuschauen.

Nur der dichte Buchenwald spendet Schatten!

Ein Fenster im ersten Stock hinter Epheu und wildem Wein öffnet sich langsam, und im Rahmen erscheint eine blühende Mädchengestalt. Grosse blaue Augen, ein kleiner Kindermund mit anmuthig geschwungenen Lippen, hinter denen die weissen Zähne hervorblitzen, eine Fluth goldigrother, leicht gewellter Haare und ein blendender Hals und Nacken vollenden das Bild bestrickender weiblicher Reize.

Nur im leichtesten Négligée hat sie sich vom Lager erhoben. Es zieht sie in's Freie, hinaus in den schattigen Wald, in's sammetne Moos.

Eine halbe Stunde später wandert sie langsam dem Forste zu, den Strohhut über den Rücken, unter dem Arm ein grosses, leinengebundenes Skizzenbuch.

Drei lange Wochen schon lebt sie auf dem väterlichen Gute, durchstreift die Forsten zu Fuss und zu Ross. Heut' aber langweilt sie sich und zwar besonders in dem Gedanken, in drei Wochen schon als Gattin eines Mannes, den sie kaum kennt, eine Hochzeitsreise antreten zu müssen in ein Land, das für sie kein besonderes Interesse hat.

Sie hat sich vorgenommen, diese letzten drei Wochen auszugeniessen und hat die unbestimmte Ahnung, dass der Wald ihr noch ein Geheimniss erzählen müsse, bevor sie von ihm Abschied nimmt.

Sie schlägt den schmalen Fusspfad ein, weiter und immer weiter wandert sie in die grünen Buchengruppen hinein, bis auf einer einsamen Lichtung ein



Carrier-Belleuse. Erziehung des jungen Bacchus.

Die Erziehung des Bacchus.

[Nachdruck verboten.]

Im Haar der Rebe Schmuck und des Epheus Grün,
Den Becher schwingend, zeitig, in Kinderlust,
Von lieben Armen sanft umschlungen,
Jubelt ins Leben der junge Bacchus.

Die Nymphe neigt sich lächelnd dem Göttersohn,
Sie weigert nicht, was kindlicher Wunsch begehrt,
Und zart gepflegt gedeiht der Knabe,
Selig in Wein und in Liebe schwelgend.

So mancher Knabe wünscht sich auch heute noch
Ob auch die Welt ihn schon einen alten nennt —
Ja dann zumeist — nach Tagesmühen
Seliges Schwelgen in Wein und Liebe.

kleines Waldhäuschen vor ihr liegt, ihr Lieblingsplatz, halb versteckt zwischen wild wucherndem Eichengebüsch.

Hier setzt sie sich nieder, das Skizzenbuch gleitet von ihrem Schooss zwischen die zitternden Gräser, sie kreuzt die Arme unter das goldlockige Köpfchen, lehnt sich weit zurück und blinzelt unter den langen Wimpern zu dem grünen Blätterdach empor.

Lange, wohl eine Stunde liegt sie im Wald, da knackt und raschelt es im Gezweig, ein schlankes Reh tritt aus dem Gehölz, sieht mit grossen Augen auf das schlafende Mädchen — stutzt — und huscht über den Weg.

Auf dem Waldpfad nähert sich ein fester, jugendlicher Schritt, und gleich darauf taucht aus den Bäumen die schlanke Gestalt eines kaum zwanzigjährigen Bauernburschen. Wildes kastanienfarbnes Haar fällt in die gebräunte Stirn. Unter der sammetnen Haut leuchtet rosig das purpurne Leben hervor, und unter den dunklen Wimpern lachen fröhliche Augen sorglos in die sonnige Welt.

Wer Märchen gelesen, denkt sich so den zum Bauernburschen verwandelten Königssohn, dessen trotzige Burg zwischen den höchsten Tannen auf schroffer Felsenhöhe steht, wo Adler und Falken horsten.

Wie das Reh stutzt auch er vor dem schlafenden Mädchen, aber er läuft nicht davon, sondern steht wie angewurzelt und starrt in das wunderliebliche Gesicht mit dem Ausdruck maasslosen Entzückens.

Da öffnet auch sie im Halbschlummer die Lider, aber ein wenig nur — ein ganz klein wenig und sieht, überfluthet vom blendenden Sonnenlicht, den Burschen vor sich stehen, die grossen dunklen Augen fest auf sie gerichtet.

Langsam, ganz langsam richtet sie sich empor, aber wie gebannt bleibt der junge Mensch stehen, wagt nicht zu athmen, und glühende Röthe flammt über sein schönes Gesicht! —

Einen Augenblick starren sich die beiden an, dann bricht sie in ein helles, lustiges Lachen aus und ruft dem verdutzten Burschen zu:

„Bitte, bleib' so stehen und rühre Dich nicht! Ich will Dich zeichnen!"

Er gehorcht willenlos ihrem Befehle, an den Stamm einer Tanne gelehnt, ohne zu antworten. Aber das Herz klopft ihm zum Zerspringen.

Und sie greift zum Skizzenbuch und beginnt ihn zu zeichnen.

Dabei plaudern sie beide harmlos und ungezwungen wie ein paar grosse Kinder.

Er hat sie oft schon gesehen, die Tochter seines stolzen Gutsherrn, aber von Weitem nur, ganz von Weitem, wie eine Heilige hat er sie angestaunt und sich heimlich immer gefragt, wer schöner sei, sie oder die Madonna in der kleinen Ortskirche, von der sie sagen, dass ein berühmter Maler sie geschaffen.

Er ist Holzfäller, wie sein Vater, wie seine Brüder, armer Leute Kind, aber auch er hat eine Kunst gelernt, ganz aus sich selbst, die Holzschnitzerei, und schüchtern bittet er sie, ihr seine kleinen Werke zeigen zu dürfen.

Ein undefinirbares Etwas drängt ihn, sich gerade ihr in günstigem Lichte zu zeigen, seine bescheidene Kunstfertigkeit vor ihr glänzen zu lassen.

Sie kann ihre Skizze heut nicht vollenden, sie hat mehr geplaudert als gezeichnet und lachend klappt sie das Buch zu.

Gern, sehr gern verspricht er ihr, morgen wieder zu kommen, früher als heut, denn morgen ist Sonntag, ein arbeitsfreier Tag für ihn, und wie könnte er ihn schöner verwenden!

Er verabschiedet sich von ihr, und sie streckt ihm ihre weisse Hand hin, die er kaum zu ergreifen wagt, und wie im Fieber kommt er heim.

* * *

Und wieder glüht die Sonne auf das durstende Land, wieder rührt sich im Geäst der Bäume kein Blättchen und wieder sitzt im weichen Moose die junge Gräfin und zeichnet ihr Modell. —

An die Tanne gelehnt steht er wie ein marmornes Bild, nur die Augen leben und sprechen ihre beredte stumme Sprache, sagen wortlos tausend Dinge, die der Mund niemals auszusprechen wagen würde.

Seine kleinen Kunstwerke gefallen ihr, und das macht ihn stolz und glücklich, unsagbar glücklich. Es ist der schönste Sonntag seines ganzen Lebens.

Am Abend tanzen im Dorf unter der Linde die Burschen und Mädchen, er aber geht heute nicht dorthin sich unter die Kameraden zu mischen wie sonst. Im Mondschein streift er durch den Wald, nach dem Waldhäuschen hinaus, und dort im thaufeuchten Gras sucht er die Stelle, wo sie gesessen. Dort kauert er sich nieder, starrt vor sich hin und träumt mit offenen Augen stundenlang. Er hat einmal ein Märchen gelesen von einer wunderschönen Nixe, die den Hirtenbuben hinabzog in ihr feuchtes Königreich und ihm dort die funkelnde Krone aus Corallen und Muscheln auf's Haupt setzte. Aber der arme Erdensohn starb an der Ueberfülle des Glücks.

Er hatte es früher nie so recht begriffen, aber heut schleicht er nach Haus, kramte das alte Kinderbuch mit seinen bunten Bildern unter altem Gerümpel hervor und liest das kleine Märchen, bis er es auswendig weiss! —

Am nächsten Tage treffen sich die beiden, obwohl sie nichts verabredet haben, auf dem Wege zu dem kleinen Häuschen tiefer im Walde, als er von der Arbeit zurückkommt.

Heut zeichnet sie nicht, sie plaudert mit ihm, und dabei kommt ihm das unglückselige Märchen nicht aus dem Sinn.

Immer ist es ihm, als schlängen sich weiche, wonnige Arme um seinen Nacken und zögen ihn hinunter in eine bodenlose Tiefe!

Und geheimnissvoll schwieg der Wald ringsumher, die Zweige wölben sich dicht und schattig, und die Tannen duften dazwischen.

Plötzlich rauscht ein Windstoss über sie durch die Wipfel, und in der Ferne grollt es dumpf und ahnungsvoll herüber.

„Es kommt ein Gewitter!" ruft sie erschrocken, „ich bitte Dich, begleite mich zum Schloss!" —

Und schweigend schreiten sie neben einander her.

Aber schnell zieht das Wetter empor, immer finsterer wird's um die beiden, immer näher hallt der Donner, die Blitze folgen immer schneller und leuchtender aufeinander, und einzelne dicke Tropfen fallen durch das Geäst! —

Sie beschleunigen ihren Schritt, um wenigstens die Waldhütte zu erreichen, aber das Wetter holt sie ein.

Ein flammender Blitz taucht secundenlang alles in bläulich-violetten Schein, ein mächtiger Donnerschlag begleitet ihn, und mit einer unwillkürlichen Bewegung des Erschreckens schlingt sie fest den Arm um ihn.

Als hätten Blitz und Donner ihn getroffen, zuckt er zusammen bis in's Mark, alles Blut schiesst ihm in heisser Welle in's Gesicht. Sie halten einen Moment unter einer breitästigen Eiche. In Strömen rauscht jetzt der Regen um sie hernieder.

Aber nicht weit von ihnen winkt schon die Lichtung, an der das Waldhaus ihnen ein schützendes Obdach bietet.

Am Stamm des Baumes bietet sich in kleinem Kreise ein dürftiger Schutz.

Willenlos lehnt sie sich an seine schützende Brust.

Auch ihr ist es, als zöge eine unwiderstehliche Gewalt sie in Donner und Blitz zu ihm hin.

Sie hebt die Arme und legt sie um seinen Hals, und er denkt wieder der Nixe, die ihn wie im Märchen zu sich hinabzieht in die feuchte Tiefe.

Da hält es ihn nicht mehr. Er beugt sich nieder, umfasst die zarte Kindergestalt, hebt sie mit spielender Leichtigkeit auf seine kräftigen Arme.

Ihr lockiges Haupt sinkt auf das seine, ihre Lippen berühren seinen Scheitel und durch den rauschenden Regen trägt er sie in wilden Sätzen über die Lichtung bis zu dem kleinen Waldhäuschen, dessen Thür er mit kräftigem Fusstritt aufstösst.

Und weiter rollt der Donner, der Regen strömt hernieder und die blauen Blitze erleuchten wie dämonische Fackeln den einsamen Forst, während in den rauschenden Zweigen die Geister des Sturmes ihr jauchzendes Lied singen.

Nach Stunden erst klärt sich der Himmel.

Von Strauch und Baum tropfen im Abendsonnengolde wie Diamanten funkelnde Regentropfen, und an der Thür der Hütte lehnt das blonde Weib an der Brust des schönen Burschen, der auf sie niederschaut mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Verklärtheit, während sie leise vor sich hinlächelt und einem bunten Falter nachschaut, der im Sonnenlicht seine farbigen Flügel badet! —

* * *

Drei Wochen sind vergangen.

Im Grafenschloss herrscht reges Leben. Blumengewinde kränzen die hohen Säulen und bunte fremde Livréen drängen sich auf Treppen und Corridoren.

Abend für Abend steht am Eingange des Parkes ein junger Bauer mit unheimlichen dunklen Augen, presst die heisse Stirn an die kühlenden Pfeiler und schaut unverwandt durch das vergoldete Gitterwerk nach dem Eckfenster im ersten Stock, bis hinter dem dichten Blättergerank dort die nächtliche Lampe erlischt. Dann stöhnt er auf, tief und schmerzlich wie ein zum Tode verwundetes Wild und geht wie ein Träumender kopfschüttelnd heim, zu den letzten Häusern im Dörfchen, wo die armen Holzfäller wohnen!

Heut' ist auch die Schlosscapelle festlich erleuchtet gewesen, das ganze Herrenhaus schwimmt noch in einem Meer von Licht, und auch der Park glänzt in seinen träumerischen Alleen von bunten Lampions und farbigen Windlichtern.

Noch heut' Nacht reisen die Neuvermählten ab.

Die Gräfin betritt, während die Musik vom Garten herüberklingt, zum letzten Mal ihr lauschiges Mädchenzimmer, um das langschleppende Brautgewand mit dem Reisekleid zu vertauschen!

In Kranz und Schleier tritt sie zum off'nen Fenster, da fällt ihr Blick auf ein Buch, das offenbar von unten während des Festes in's Zimmer geworfen ist und nun halb aufgeblättert auf dem Fensterbrett liegt! —

Ein Märchenbuch ist es, zerlesen und vergilbt. Ein sorgfältig befestigter Strauss verwelkter Glockenblumen bezeichnet ein kurzes Märchen von der goldhaarigen herzlosen Wassernixe, die den armen unseligen Hirtenbuben mit den schneeigen Armen umschlingt und hinabzieht in die schweigende Tiefe! —

Darunter steht ein Kreuz und ein Datum, das heutige — wie man Todestage zu bezeichnen pflegt. Sonst nichts! —

Als die Zofe in's Zimmer tritt, steht die Gräfin am Fenster, bleicher als die matte Seide ihres bräutlichen Gewandes, hinausstarrend zum Walde, beide Hände auf's Herz gepresst, und langsam rollt eine Thräne über ihr Gesicht und fällt zwischen die funkelnden Edelsteine ihres Geschmeides.

Langsam wendet sie dem Mädchen das Gesicht zu, in dem ein maassloses Leid sich spiegelt, reicht ihr das kleine Buch und sagt mit zitternder Stimme, während sie den Kranz aus den rothen Locken nimmt:

„Leg' beides zusammen, es gehört zu einander!"

Nur die Nixen und Wasserrosen wissen, wo der junge Bursche geblieben.

Zick-Zack



Tanzmeister Eduard Rabensteiner.

Der Saisonschluss macht nachdenklich, etwas wie Katerstimmung schleicht sich in die Empfindungsnerven der Balllöwen und -Löwinnen und besonders bei der älteren Generation steigen Reminiscenzen an vergangene, glücklichere Zeiten auf. Man lebte leichter und froher damals vor 20 bis 30 Jahren, als noch der Rabensteiner auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stand. Jetzt ist er 56 Jahre alt und feierte jüngst sein 40 jähriges Jubiläum — als Tanzmeister. Aber der war aus ander'm Holze als die heutigen, die unwillkürlich an dressirte Oberkellner erinnern. Damals, d. h. in der Glanzzeit von Dammayer's Casino, damals, als Johann Strauss persönlich auf den „Harmoniebällen" dirigirte, da war kein Tanzfest ohne Eduard Rabensteiner denkbar, und er allein verstand es, über das Ganze jene sonnenheitere Stimmung zu breiten, die früher in Wien heimisch war. Freilich trank man damals auf Bällen und Redouten mehr Champagner, als heute Bier. — Der Rabensteiner war aber auch nicht das bestellte Individuum, das seine paar bezahlten Stunden mit der Leitung der Geschichte hinbringt, er vertiefte sich mit Liebe in die Details des Festes, er wusste den Verhältnissen jedes Patrizierhauses Rechnung zu tragen, er war der Vertraute jener Familien, deren Kinder er nicht nur tanzen, nein auch stehen und gehen und sprechen und schweigen lehrte. Wieviel zarte Bande sind durch ihn geknüpft worden — er wusste Alles und wusste Allen Rath, aber stets in der tactvollsten Form als vollendeter Cavalier. Er hat sich im Laufe der Zeit wenig verändert, fast scheint er die ewige Jugend gepachtet zu haben. Seine engen Pantalons, sein französisch geschnittener Frack, sein Zweispitz, den er statt des Claque schwingt, sind stereotyp. So steht er heute vor uns, der Jubilar des Parquets, das Prototyp des tanzenden, lustigen Wiens der vorigen Generation.

* * *





Medaille zum Gedächtniss an den Brand der Petrikirche in Hamburg.

Ein furchtbarer Brand zerstörte vom 5. bis 8. Mai 1842 einen grossen Theil des inneren Hamburg. 4219 Gebäude, darunter drei Kirchen, sanken in Asche und 20000 Menschen verloren ihr Obdach. Am 7. Mai ergriffen die Flammen die ehrwürdige Petrikirche, einen gothischen Bau aus dem 12. Jahrhundert und die Kirche wurde bis auf die Grundmauern zerstört. Das Kupfer des Daches schmolz in der Gluthhitze, und aus den davon übrig gebliebenen Resten wurden die heute von uns reproducirten Medaillen geprägt, deren Erlös beinahe so viel ergab, dass die Kosten des Daches der neuen Kirche, welche die Architekten de Chateauneuf und Fersenfeld 1843—1849 erbauten, gedeckt wurden.

* * *

Das Tätowiren ist in der guten englischen Gesellschaft salonfähig geworden, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die närrische Mode in Kurzem auch ihren Weg über den Canal gefunden haben. Ein Schotte, Mr. Sutherland McDonald, hält seine Ateliers für Herren und Damen in London offen und macht ein glänzendes Geschäft. Er ist ein vorzüglicher Zeichner und bevorzugt dem neuesten Geschmack entsprechend den japanischen Stil, dessen feine Umrisslinien sich vorzüglich für seine Technik eignen. Er hat sich ein Patent auf sein Tätowiren vermittelst des electrischen Glühstifts geben lassen. Die dreieckige Nadel bewegt sich mit einer Schnelligkeit von 40 Punctirungen in der Secunde über die Hautfläche. Die Farbe wird mit einem anderen Stift eingedrückt. Die ganze Operation geht schmerzlos vor sich und hinterlässt nur ein leichtes Jucken. Während die Japaner drei Farben anwenden, weisen die Tätowirungen des Schotten deren fünf auf, Ultramarin, Blau, Sienna-Braun, Chinesisch-Schwarz, Zinnoberroth und ein eigenartiges, mineralisches Grün. Mr. McDonald zählt zu seinen Clienten den Hof, die Gesandtschaften und die ganze vornehme Gesellschaft. Besonders Club- und Sportleute lassen sich ihre Abzeichen auf die Haut ritzen. Eine Lieblingszeichnung sind Familienwappen. Die Damen lassen sich mit Vorliebe die Anfangsbuchstaben des heimlich Geliebten auf den Leib tätowiren, oder Phantasie-Motive, wie ein lesendes Kaninchen, oder einen in feurigem Roth strahlenden Mephisto. Der nebenstehend abgebildete japanische Drache umwindet die Brust des tätowirten Salonlöwen, und von einem Kahlkopf erzählt man sich, er hätte Mr. McDonald gebeten, ihm eine Spinne im Netz auf die Platte zu graviren, um so die Fliegen zu verscheuchen. Der Künstler führt ein fein ausgeführtes Musterbuch, aus dem seine Kunden die Wahl treffen dürfen.



Tätowirtes Portrait einer exotischen Geliebten.

* * *

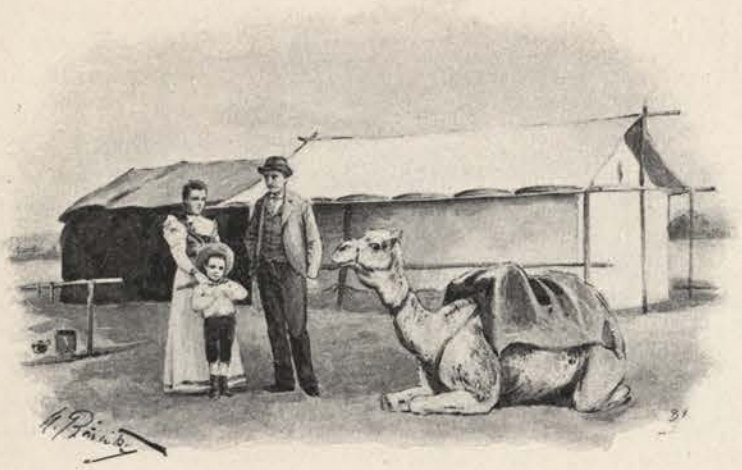
Der Schneiderkönig Worth ist todt. Der Verstorbene, der ein Alter von 76 Jahren erreichte und eine Grossmacht auf seinem Gebiete vorstellte, war eine interessante Persönlichkeit. In England geboren, übersiedelte er zur Zeit des ersten Kaiserreiches von London nach Paris und errichtete dort einen Modesalon in bescheidenem und kleinem Maassstabe. Einst wendete er sich an eine hochstehende Dame und bestürmte sie mit Bitten, sich bei ihm ihre Toilette zum bevorstehenden Hofballe anfertigen zu lassen. Die Dame gab dem Wunsche nach, und ihre Toilette fiel beim Balle sofort der Kaiserin Eugenie auf, welche nach dem Autor der schönen Kleiderdichtung fragte. Dies bildete — wie die Chronisten der Modewelt erzählen — den Grundstein seines Glückes, und bald war Worth der gesuchteste Schneider der vornehmen Welt von Paris. Im Sommer pflegte Herr Worth häufig in der Schweiz in fashionablen Curorten zu weilen, und der Fremde erhielt hier ein Abbild der grossen Popularität, welche dieser Damenschneider in der Frauenwelt genoss. Die Damen machten ihm förmlich den Hof, und er nahm gnädig die Huldigungen seiner Clientinnen entgegen und ertheilte väterlichen Rath in verzweifelten Robenfragen. Er kleidete sich auf der Reise höchst bizarr. Man hätte den hochgewachsenen beleibten Herrn, der in bunten Plaids und Shawls eingehüllt erschien, eher für einen excentrischen Amerikaner als für den Gesetzgeber der Pariser Mode halten können. Um so eleganter tritt sein Sohn, einer seiner Nachfolger, auf, ein Gentleman von Kopf bis zu Fuss — ein Cavalier würde man in Wien sagen — der übrigens selten von seinem Specialfache, sondern vorwiegend von Sport, Theater und Literatur spricht, wie auch das Haus Worth überhaupt in Paris mannigfache Beziehungen zur guten Gesellschaft unterhält. Der alte Worth und seine Familie waren besonders in Malerkreisen sehr beliebt, und der Chef des Hauses galt als eifriger Kunstsammler. Zur Zeit seines Glanzes unter der Modeherrschaft der Kaiserin Eugenie schätzte man den Umsatz des Hauses Worth auf dreizehn Millionen Franken; unter der Republik sanken diese enormen Einnahmeziffern allerdings, doch noch immer galt es auch jetzt als das letzte Wort der Eleganz, sich bei Worth kleiden zu lassen. Herr Worth liebte vorwiegend aristokratische Kundschaft, welcher er fortwährend Grazie und Einfachheit predigte; verlangte eine reiche Dame eine prunkvolle lärmende Robe, so antwortete er wohl, auch wenn ihm die höchsten Summen geboten wurden, mit göttlicher Herablassung: „Das macht



Japanisches Tätowirungsmuster.



Herr Worth,
ein König im Reich der Mode. †.



Eine Villa in den afrikanischen Goldminen.

ein Worth nicht, wozu sind denn die grossen Confectionsgeschäfte da?“ In den letzten Jahren war Herr Worth sehr kränklich; die Firma wird von seinen zwei Söhnen fortgeführt.

* * *

Das Coolgardie-Goldfieber ist noch immer im Zunehmen begriffen. Durch die Actiengesellschaften, die sich zur Ausbeutung der Afrikanischen Minen gebildet haben, ist die Speculation nur in ein ruhigeres Fahrwasser geleitet, und die ersten Spuren der Civilisation machen sich bemerkbar. Coolgardie beginnt Villenstadt zu werden. Nach des Tages Last und Hitze findet der glückliche Goldgräber sein Buen retiro. Allzu grosse Ansprüche an Comfort darf er allerdings nicht machen, und seine Villa gleicht in den meisten Fällen einem auf leichtem Holzgerüst errichteten Leinwandzelt, das geduldige Kameel ersetzt das Reitpferd, und der im Freien aus ein paar Stäben über einem Feuer hergestellte Kochapparat lässt an Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig. Dagegen hat es die Dame des Hauses mit ihrem jüngsten Sprössling schon zu einem ganz respectablen Strassen-Costüm gebracht.

* * *

Am 4. März wurde in New-York die jüngste Tochter Anna des verstorbenen M. Jan Gould mit dem Grafen Castellane, Sohn des Marquis Castellane in Paris, getraut. Zur Ausschmückung des Hauses Gould in der fünften Avenue waren fünfzig Gärtner und ganze Wagenladungen kostbarer Blumen aufgeboten worden. Von den Gästen erhielt Jeder ein grosses, aus Silber gearbeitetes, innen stark vergoldetes Herz zum Geschenk, das mit Hochzeitskuchen gefüllt war. Den Brautführern und Brautjungfern wurden Brillantnadeln mit den Initialen G und C überreicht. Unter den Brautgeschenken befand sich eine herzförmige Vorstecknadel deren Mitte der berühmte Diamant Esterhazy bildet, um den sich elf grosse Diamanten gruppiren: ein Geschenk der Miss Helen Gould, George J. Gould und Frau spendeten ein Perlenhalsband, dessen zehn Reihen von Platinstreifen durchkreuzt sind, von denen jeder zwölf grosse Diamanten trägt. Mr. Frank Gould spendete eine Kette aus 200 Diamanten etc. Der Marquis v. Castellane und dessen Frau hatten ein Halsband mit fünf Perlenreihen und vierundzwanzig Diamanten, sowie einen aus Rubinen und Saphiren bestehenden Ring gewidmet.



* * *

Auch die Hunde haben ihre Mode und naturgemäss auch ihren Schneider. Herr Ledouble im Palais Royal in Paris ist der Worth der vierfüssigen Damenlieblinge. Ihre pelzbesetzten Sammetmäntel und gestickten Tuchjacken harmoniren in der Farbe mit dem Costüm ihrer schönen Herrinnen. Mackintoshes für Regentage, phantastische Hüte und anmuthig im Maul balancirte Regenschirme erregen kaum noch besondere Aufmerksamkeit. Für die gefährliche Uebergangszeit mit ihrem jähen Temperaturwechsel sind Paletots mit hohem Medici-Kragen besonders empfehlenswerth. Die Tasche an der Seite trägt ein zierliches Taschentuch, mit dem die Eigenthümerin ihrem Liebling Näschen und Pfötchen putzt, bevor sie einen fashionablen Modeladen betritt, und Monogramm und Wappen ermöglichen das Wiederfinden des verlorenen vierfüssigen Mignons.





* * *

Herr Guillaume, der Messerschmied aus Cette, der dem Anarchisten Caserio den Dolch verkaufte, mit welchem der Präsident Carnot ermordet wurde, verkauft noch immer eine fast unglaubliche Anzahl von Nachbildungen dieser Mordwaffe! Dieser Tage ist er nach Nizza gekommen und hat im Garten des Hôtels zu den „Britischen Inseln“ eine Zweigniederlage eröffnet, in welcher er seine Dolche verschachert, unter der Garantie, dass sie dem von Caserio benutzten Dolche vollständig ähnlich seien. Er lässt ungeheur grosse Reclamezettel auf den Strassen vertheilen und in die Häuser tragen; auf diesen Zetteln kündigt er seine Ankunft und den Preis des Caserio-Dolches an.

* * *

Die Photographie hat sich wie auf vielen anderen Gebieten, so auch auf dem der Kriegführung, als wirkungsvolle Helferin erwiesen. Dass sie auf dem Schlachtfelde nicht immer mit der nöthigen Bequemlichkeit und Ruhe ausgeübt werden kann, beweist die Situation des Lichtkünstlers, wie sie die einem japanischen Buch über den chinesischen Krieg entnommene Abbildung schildert. In Lederriemen an dem Ballon hängend drückt der Photograph soeben auf den Gummischlauch, der den Verschluss des Apparats für Momentaufnahmen öffnet. Zur Entwickelung der Platte dürfte sich seine Position allerdings kaum eignen. Aber er hat die Stellung des Feindes, die Lage der Forts sicher Schwarz auf Weiss oder umgekehrt auf der sorgfältig präparirten Platte. Ein Druck auf einen zweiten an seinem Rücken befestigten Schlauch, der Ballon lässt einen Theil des Gases entweichen, und der Künstler sinkt mit seiner Aufnahme aus der Vogelperspective auf den Boden herab, — wenn nicht durch eine feindliche Kugel seiner Luftpartie ein vorzeitiges Ende bereitet wird.



Ein japanischer Kriegsphotograph.

* * *

Wie die in Yokohama veröffentlichte „Eastern World“ berichtet, geht eine Anzahl von japanischen Patrioten in Tokio mit dem Gedanken um, dort zur Erinnerung an den Sieg Japans über China einen eisernen Thurm im Stil Eiffels zu errichten. Er soll 1000 Fuss hoch sein. In dem untersten Stockwerk beabsichtigt man die verschiedenen Landeserzeugnisse auszustellen; die Halle wird 7000 Personen fassen können. In den oberen Stockwerken gedenkt man die Bildnisse der Japaner, die ihrem Vaterlande hervorragende Dienste geleistet haben, anzubringen. Die Kosten des Baues dieses Thurms, für den bereits mehrere Pläne von europäischen Eisengiessereien eingelaufen sind, sollen sich auf etwa 350 000 Dollars belaufen, eine Summe, die aufzubringen zur Zeit nicht sehr schwer fallen dürfte.

* * *



Promenaden-Kostüme für Damenhunde.

Bei dem Banquet, das die verschiedenen elektrischen Industrien veranstalteten, hielt der Generalcommissar der Weltausstellung von 1900, Alfred Picard, eine interessante Rede, aus der folgende bemerkenswerthe Stelle wiedergegeben sei: „Einer der charakteristischen Züge dieses grossen industriellen Unternehmens wird die Anfügung einer retrospectiven Centennal-Ausstellung an die Gegenwarts-Ausstellung sein. Jede der Gruppen, und soweit es angeht, auch jede der Unterabtheilungen, wird als Annex ein Museum haben, in welchem die hauptsächlichsten Entwicke-

lungsperioden der betreffenden. Dieser synthetische Rückblick über das Jahrhundert, der möglichst knapp und scharf gehalten sein wird, wird für die Besucher ein ebenso lehrreiches Beispiel als ermuthigendes Schauspiel bilden.“ Hoffentlich kommt es den Herren Frantzosen bei dieser retrospectiven Ausstellung zum Bewusstsein, dass Frankreich nicht immer an der Spitze der Civilisation marschirte.

* * *

Dinerköpfe — das klingt räthselhaft, und des Räthsels Lösung ist natürlich eine neue Pariser Gesellschafts-Caprice. Wer mit seinem ihm angeborenen und zeitgemäss frisirten Kopfe nicht zufrieden ist, arrangirt sich einen historisch beglaubigten oder ethnographisch bekannten Typus. Es ist jedenfalls ein hübscher Einfall, sich mit Maria Stuart und der Tochter Tizian's zu Tische zu setzen, nach rechts hin in der Sprache Shakespeare's, nach links in der Dante's zu conversiren und dabei von der orientalischen Schönen vis-à-vis kein Auge zu verwenden. Eine solche Maskerade, an die Diner-Tafel übertragen, ist wohl geeignet, die Unterhaltung von der modernen Oberflächlichkeit, vom Gesellschafts- und Coulissen-Klatsch abzulenken und eine Art von Faschingsfreiheit zu gewähren. Natürlich ist auch dem Humor der ihm gebührende Platz eingeräumt, und wenn es eine Dame wagen darf, auf ihrer Coiffure einen zierlichen fauchenden Kater anzubringen, ohne ihrer Schönheit Abbruch zu thun, so geschieht es auf eigene Gefahr. Natürlich folgen die Herren dem Beispiel der Damen: Maria Stuart findet ihren Leicester, Diana ihren Aktäon, und wenn die Zeitfolge nicht immer gewahrt wird, so mag man sich damit trösten, dass Sage und Geschichte sich vielfach berühren und in einander übergehen.



Diner-Köpfe.

* * *

Fern im Süd' das schöne Spanien, reich an so vielem Interessanten hat uns in die Reichshauptstadt in diesen Tagen ein eigenartig Völkchen gesandt: die Gitano's. Unter dieser Bezeichnung hat man nun nicht einen Volksstamm aus dem Völkerconglomerat Spaniens zu verstehen, sondern die Gitano's sind eine Reihe von Familien, die in dem kleinen Orte Triana bei Sevilla wohnen, die Pflege der Tanzkunst zu ihrer Aufgabe gemacht haben, und dann durch die Städte Spaniens ziehen, um bei grösseren Festen ihre Fertigkeiten zu zeigen. Aehnlich haben wir ja auch bei uns einzelne kleine Dörfer, die unserm fahrenden Volk, den Seiltänzern, den Bärenführern, den Zauberkünstlern und wie sie alle heissen, während der todten Saison als Aufenthalt dienen, wo sie nicht nur üben und lernen, sondern auch das nach dem unstäten Nomadenleben doppelt süsse Familienglück geniessen. Die Tänze, welche die Gitano's im Berliner Passage-Panopticum aufführen, sind Volkstänze; theils Massentänze, theils Solos oder Duos etc. und bestricken durch die ausserordentlich graciösen Bewegungen der Tänzerinnen. Wir sahen ein Pas de deux, das jedem Hofballetcorps zur Ehre gereicht hätte. Und doch sind diese Tänzerinnen in ihren langen, meist hoch geschlossenen und etwas schleppenden Kleidern aus Kattun oder leichter Seide, mit ihren bunten Tüchern ganz verschieden von unsern Ballerinen, uns ein neuer, ungewohnter Anblick. Volkstänze haben etwas Gemeinsames, sie drücken die ursprünglichsten Regungen der Volksseele aus, die Freude, den Siegestaumel, die Liebe, die Sehnsucht, und die Grundidee ist dieselbe, sei es in der Bauernschenke Tyrols, auf dem Tanzboden im Schwarzwald oder vor der Dorfschenke Spaniens — nur a bissel zierlicher verstehen sich die Töchter des Südens zu drehen und zu wenden! Schönheiten sind es nicht, weder die Frauen, welche wenn auch sicher graciös, so doch klein sind und noch weniger die Männer, denen etwas sehr Theatralisches anhaftet. Sehenswerth sind die Aufführungen und wer nicht nur einmal, sondern wiederholt ihnen beiwohnt, wird bald über den ersten fremdartigen Eindruck hinwegkommen und seine helle Freude an den Tänzern sowohl wie an den dargestellten Volksscenen — besonders dem Stierkampf — Parodie — haben. Der Gesang der Gitano's hat uns nicht imponirt. Die Stimme klang uns zu guttural. Aber was das Völkchen nicht in der Kehle hat, hat es eben in den Beinen! Und Temperament haben sie auch. Das fliegt und wirbelt alles — — ja, ja, die Spanierinnen!

* * *

Mit Ismail Pascha, dem ehemaligen Vicekönig von Aegypten, ist eine der interessantesten Regentengestalten unserer Zeit aus dem Leben geschieden. Als Sohn Ibrahim Pascha's am 31. December 1830 zu Kairo geboren, hatte er eine durchaus europäische Erziehung in Paris genossen. Nach seiner Rückkehr trat er in den ägyptischen Staatsrath ein und wurde mit verschiedenen diplomatischen Missionen in Konstantinopel, Rom und Paris betraut. 1863 wurde er der Nachfolger Said Pascha's in der Regierung und setzte das von seinem Vorgänger begonnene Reformirungswerk fort. Seine militärischen Operationen, besonders ein Angriff auf Abessinien, waren von keinem besonders glücklichen Erfolge begleitet. Dagegen erwarb er sich grosse Verdienste um die industrielle Hebung Aegyptens. Sein Triumph war die Eröffnung des Suezcanals im Jahre 1869. Leider hatte die Verschwendungssucht Ismail Pascha's die ägyptischen Finanzen so zerrüttet, dass ihre Controle im Jahre 1879 den Vertretern der Grossmächte übertragen werden musste. Als er diese Bevormundung beseitigen wollte, wurde er zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Tewfik Pascha gezwungen. Mit einer Pension von 50000 Pfund Sterling begab sich Ismail Pascha nach Rom und später nach Konstantinopel, wo er ohne politischen Einfluss bis zu seinem Tode als Privatmann lebte.



Ismail Pascha †.

* * *

Glänzend begabt, vortrefflich erzogen, durch den Vater, dem als Polizeidirector die höchsten Kreise sich erschlossen, bei den Besten der politischen und wissenschaftlichen Welt einge-



Die Gitanos im Passage-Panopticum.



Sacher-Masoch †.

führt, eröffnete vor vierzig Jahren Dr. Leopold Ritter von Sacher-Masoch (geboren am 27. Januar 1835 zu Lemberg) seine literarische Thätigkeit mit einem Roman aus der Sittengeschichte seiner galizischen Heimath. Dem erfolgreichen Erstlingswerke, das ihn veranlasste, seine akademische Lehrthätigkeit aufzugeben, schlossen sich in kurzen Abständen zahllose andere an, so viele, dass kaum er selbst noch alle Titel kannte und längst sich scheute, etwa für Lexika eine vollkommene Liste seiner nach Werth und Inhalt grundverschiedenen Schöpfungen zu liefern. Anfangs schrieb er, weil das Problem ihn reizte und um Ehre und Ruhm zu ernten, später zwang dauernde Noth ihn, zum flüchtigen Vielschreiber zu werden, der in den letzten Jahren gar manche seiner Arbeiten einem Stenographen aus dem Stegreif in die Feder diktirte; die Stoffe dazu hatte er während des ganzen Lebens sorgsam gesammelt, und in sauber geordneten Kasten fand man bei ihm im Vorrath Charakterstudien, Novellenstoffe, Sittenbilder und alle erdenklichen „Stimmungen", aus denen er von Fall zu Fall wählte, was passend erschien. Als Meister der Novelle hatte er begonnen; schärfste Naturbeobachtung vereinte sich mit gluthvoller Schilderung; er wurde zum Vater der realistischen Darstellung und war dabei doch nur ein empfindsamer Schwärmer. — Sacher-Masoch war der vollkommenste Typus des vertrauensseligen, leichtlebigen Oesterreichers; er vertraute seinem Weibe, seinen Freunden, seinen Collegen und seinem Glück — sie betrogen ihn alle. Mit der Flucht seiner ersten Gattin, Wanda v. Rümelin, die ein Redactionscollege, der als Jaques St. Cère jetzt im Pariser „Figaro" die Geheimnisse der europäischen Politik zu ergründen sucht, ihm entführte, begann das Unglück des kindlich naiven Mannes, der zeitlebens ein verwöhnter Günstling der Frauen war. Um die Schuldenlast abzutragen, die auf ihn sich gehäuft hatte, liess er sich verleiten, am Verderb des Geschmacks durch pikante, später direct schlüpfrige Geschichten mitzuarbeiten.

Die begreifliche Abneigung sittenstrenger Kreise gegen nicht immer ganz correcte Werke führte dazu, dass manches Vortreffliche, das unter den Publicationen der letzten Jahre sich noch fand, ohne Erfolg im grossen Strom verschwand; er gehörte als Lebender schon zu den Todten . . . Was wird von ihm bleiben? Leider vielleicht nur das Schlagwort „Masochismus", mit dem ein Grazer Professor jenes psychopathische Zurückweichen der männlichen Energien vor den Herrschaftsgelüsten des Weibes bezeichnete, das, nachdem es belletristisch als etwas Abnormes geschildert worden, in der Medizin und Jurisprudenz eine ungeahnte Bedeutung gewonnen hat.



Aus dem Harem herausgeworfen.

* * *

Der jüngst verstorbene Fürst Richard Clemens Lothar Metternich, geboren am 7. Januar 1829, war der Sohn des Staatskanzlers Clemens Wenzel Fürsten Metternich aus dessen zweiter Ehe mit Maria Antonia Freiin Leykam, Gräfin von Beilstein. Prinz Richard erhielt eine Erziehung im liberalsten Sinne. Nachdem er 1848 seine Studien vollendet hatte, begleitete er seinen Vater nach London und Brüssel und kehrte 1851 nach Oesterreich zurück. Am 2. December 1852 wurde er Gesandtschafts-Attaché in Paris, am 2. December 1854 Legationssecretär, worauf er am 22. Mai 1856 als Gesandter in Dresden accreditirt wurde. Am 30. Juni 1856 vermählte sich der Fürst mit der 20jährigen Comtesse Pauline Sandor. Im Juni 1859 starb sein Vater, der einst mächtige Staatsmann. Wenige Tage danach erhielt Fürst Richard den Auftrag, sich auf den italienischen Kriegsschauplatz in das kaiserliche Hauptquartier zu begeben, um die diplomatischen Unterhandlungen zu führen; er hatte hier Gelegenheit, mit dem französischen Kaiser, in dessen Nähe ihn schon seine frühere Thätigkeit geführt hatte, persönlich in engere Berührung zu kommen, und nach dem Züricher Frieden wurde er zum Botschafter in Paris ernannt.

Fürst Metternich war in Paris vom 14. December 1859 bis Ende 1871 accreditirt. Er dankte seine bevorzugte Stellung am französischen Hofe seinen vorzüglichen gesellschaftlichen Talenten, seiner Liebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit, seinem ausgezeichneten Clavierspiel und vor Allem seiner Gemahlin, der Fürstin Pauline; sie beherrschte mit ihrem Geschmack die Mode und mit ihrer Excentricität den sonst etwas eintönigen Hof des melancholischen Imperators. Politisch hat der österreichische Botschafter dem Tuilerien-Hofe eher geschadet als genützt.

Einen letzten Dienst erwies er den Bonapartes nach dem Zusammensturz 1870. Aber selbst hier hatte er das Unglück, zu spät zu kommen. Es handelte sich darum, die Kaiserin Eugenie aus den vom Pöbel umlagerten Tuilerien zu retten und insgeheim über die Grenze zu schaffen. Metternich präsentirte sich mit seinem italienischen Collegen Nigra im Palast und bot ihr seinen Schutz an. Metternich gab der Kaiserin den Arm und führte sie, nachdem das Entkommen aus den Tuilerien selbst unmöglich geworden war, durch die langen Galerien des Louvres nach der Ostseite des grossen Palast Complèxes. Er wollte Eugenien und ihre getreue Kammerfrau Lebreton in seinen Wagen setzen, aber dieser Wagen hielt an der von der Menge belagerten Südseite. Er ging daher weg, um in grösserer Nähe eine Droschke zu suchen, aber bevor ihm dies gelungen, hatte Frau Lebreton, die mit der Kaiserin an der kleinen Pforte der assyrischen Sammlung stehen geblieben war und jeden Augenblick eine Erkennung fürchtete, einen vorüberfahrenden Kutscher angehalten und war mit der Kaiserin eingestiegen. Es war höchste Zeit, denn im Augenblick, da der Wagen abfuhr, rief ein Gassenjunge: „Tiens, voilà l'impératrice!" Der Ruf wurde vom Wagengerassel übertönt. Als Metternich mit seiner Droschke anderen Ritterdienste kam, waren seine weiteren amerikanische überflüssig geworden. Der chem Frau Lebre- Zahnarzt Evans, zu welton ihre Zuflucht nahm, ersetzte ihn vollkommen, wenn er auch kein Cavalier war.



Fürst Metternich †.

* * *

Die englische Pantomime ist eine eigenartige Kunstform, die sich mit all' ihrem derben Humor auf dem Continent nicht so recht einbürgern will. Die Spässe wiederholen sich, man weiss fast immer im Voraus, was passiren wird, da es sich meist um ein Hinauswerfen oder um Fusstritte handelt, aber der Engländer hat nun einmal seine naive Freude daran. Das jüngst im Berliner Lindentheater aufgeführte Stück „Marocco-bound" schildert die Schicksale einer englischen Amateur-Truppe, die um einer hohen Laune willen nach dem Orient geht, um dort ihre dilettantischen Künste zu zeigen. Es wird natürlich viel geprügelt, hinausgeworfen und vor Allem getanzt. Aber unsere Ballet-Habitue's sind an „die höhere Kunst" im Gazeröckchen gewöhnt und können das Beinewerfen im anderen Costüm nicht ertragen. Die burlesken Scherze verpufften unbelacht, da man einmal die Laune hatte, sich ungeheuer gebildet vorzukommen. Man glaubte, dass in Berlin durch das Adolph-Ernst- und Residenz-Theater genug für die komische Muse gethan sei und liess die Engländer, die mit den glänzendsten Hoffnungen gekommen waren, ohne Geld u. Lorbeeren über den Canal zurückkehren.



Marocco-bound im Theater Unter den Linden in Berlin.



H. NIEMEYER.

Blumengruss.

Von Gustav Klitscher.

Das war die schönste Zeit im Jahr,
Als das erste Veilchen den Lenz begrüsst,
Da hat sich ein junges Menschenpaar
In keimender Frühlingsliebe geküsst.

Er zog hinaus in's fremde Land —
Nun hat er fröhliche Botschaft gesandt,
Von der Alpen wellenumbrandetem Fuss,
Des sonnigen Südens duftenden Gruss.

Er schreibt einen glühenden Brief dabei,
Wie Gottes Erde so herrlich sei,
Das Meer so blau und der Himmel so klar
Und der Rosen Blühen so wunderbar.

„Und doch, so prächtig mir alles gefällt,
Des Veilchens denk' ich, das treu mir blieb,
Denn schöner als Gottes prangende Welt,
Bist Du, bist Du, mein einziges Lieb!"

Der Klosteresel.

Von **Ernst Lenbach.**

Drunten durch's Thal schlängelt sich der Bach gemächlich dem fernen Strome zu, umgeben von Dörfern und Weilern mit rothen Schindeldächern und rauchenden Schornsteinen; droben auf dem Berge aber ragt freundlich ernst das Franziskanerkloster. Vier Gnadenwege führen hinauf, tief eingeschnitten in den bröckeligen Lössboden, geschmückt mit Stationsbildern, zwischen ihnen dehnen sich grüne Halden, mit Kirschbäumen bepflanzt; es sieht sehr anmuthig aus, wenn im Frühling die blühenden Bäume den ganzen Berg mit einem duftigen Schneemantel umhüllen, aus welchem sich das röthliche Gemäuer des Klosters erhebt. Bei den Bauern drunten stehen die Patres in grossem Ansehen. Wenn sich eine braune Kutte auf der Dorfstrasse sehen lässt, so laufen die Kinder mit ungewöhnlichem Grusseifer herbei; sie wissen, dass die Klostermänner immer etwas für artige Kinder bereit haben, ein buntes Heiligenbildchen und dergleichen, aber auch wohl einen schönen rothbäckigen Apfel oder eine Hand voll Kirschen. Damit gewinnen sie sich die Herzen der Kinder und folglich auch der Mütter. Die Männer aber wissen ganz besonders ihre Predigten zu schätzen. Die Beredsamkeit der Patres ist noch nicht angekränkelt von der kunstvollen Zucht der Seminare, sie verstehen ganz anders als Pfarrer und Caplan, den Bauern an's Fell zu greifen. Von den Herrlichkeiten des Himmels und den Gluthqualen der Hölle berichten sie mit einer Anschaulichkeit, die vom Bösen abhält und zum Guten ermuntert. Es weht durch ihre Predigten ein kräftiger Zug des Mittelalters, der dem Bauern so eindringlich und vertraut in die Nase steigt, wie der derbe Erdgeruch des frischgepflügten Ackers. Auch der geizigste unter den ländlichen Hausherren lässt es sich nicht verdriessen, mit reichlichen Gaben ess- und trinkbarer Natur den guten Patres für ihre Bemühungen um sein Seelenheil zu danken. Weiss er doch obendrein, dass sie durch ihre mächtige Concurrenz dem Pfarrer viel Aerger bereiten; und das freut ihn trotz aller schuldigen Achtung.

Früher lag das Einsammeln der milden Gaben einem der Mönche ob, der von Haus zu Haus zog, begleitet von zwei Laiengehülfen mit riesigen Körben, und niemals ohne eine reiche Ausbeute an Eiern, Fleisch, Butter, Gemüse, Mehl, Milch und auch wohl minder kindlichen Getränken heimkehrte. Mit der Zeit aber wurde den Patres die Zeit immer kostbarer, auch war zu erwägen, dass das ergiebige Gebiet auf die bisherige Betriebsart nur oberflächlich ausgenutzt wurde. Somit kaufte der Pater Präses einen schönen starken Esel, der schon wegen seiner ungewöhnlichen, braunen Farbe zu diesem Dienste vorbestimmt schien, ein ländlicher Stellmacher baute um Gotteslohn einen geräumigen Karren, und ein alter Junggesell' aus einem der Dörfer fand sich bereit, gegen Kost und Wohnung im Kloster mit der Leitung des Fuhrwerks auch die gewissenhafte Einsammlung der milden Spenden zu übernehmen.

Anfangs hatte der Pater Präses alle Ursache, mit seinem Eingehen auf den modernen Grundsatz möglichster Hebung der Verkehrsverhältnisse zufrieden zu sein. Die Gewissenhaftigkeit des neuen Einsammlers erwies sich eben so tadellos wie die Zugkraft des braunen Esels, und der dicke Pater Cölestin, dem die Oberaufsicht über die leibliche Versorgung seiner Brüder oblag, schmunzelte überaus vergnügt, wenn er den geräumigen Karren wiederkehren sah, eben so wohlgefüllt wie vordem die beiden Körbe. Aber der Teufel ist allezeit wach und geschäftig, und wo irgend ein frommer Mann etwas zur Besserung des Erdenlebens aussinnt, da legt er sogleich seinen Schwanz darauf. Es ist ein gemeiner Brauch in jener Gegend, dass jeder freundliche Besucher vorab vom Hausvater mit einem Gläschen selbstgebrauten Schnapses bewillkommt wird. Auch der Führer des braunen Esels hatte diesen Brauch von Jugend auf geübt und genossen, und er war immerhin wohl im Stande, die Freuden einer ziemlichen Reihe von Hausbesuchen an einem Tage ohne sichtbare Folgen zu ertragen. Was aber in dieser Hinsicht jetzt von ihm verlangt wurde, wo er tagsüber an einigen dreissig bis vierzig Häusern Halt zu machen hatte, das ging über seine Kräfte. Die guten Patres mussten mit Schrecken wahrnehmen, dass der Braune von jeder neuen Ausfahrt wieder etwas später heimkehrte, während sein Führer jedesmal weniger im Stande war, über seinen geistigen Zustand Rechenschaft abzulegen. Sie kannten die menschliche Gebrechlichkeit und waren gewohnt, keinen allzu strengen Maassstab bei der Beurtheilung von Leuten anzulegen, die ihnen im Uebrigen treu und redlich dienten; aber schliesslich erforderte doch die Reputation des Klosters und ebenso sehr die bedrohte Sicherheit des Proviantkarrens ein strenges Einschreiten. Der Alte wurde seines Dienstes entsetzt und an seine Stelle der bisherige Gärtnergehülfe des Klosters erhoben, ein blasser stiller Jüngling, der von klein auf dort oben gewesen war und über jeden Verdacht sträflicher Neigung zu scharfen Getränken erhaben war.

Etwas verdrossen, die langen Ohren platt an den Kopf gedrückt, aber anscheinend in sein Schicksal ergeben, folgte der Braune seinem neuen Führer thalabwärts; der Pater Präses sah ihnen zufrieden nach, nahm eine Prise und glaubte sich nun aller Sorgen enthoben. Als es aber Abend wurde, dunkel und immer dunkler, ohne dass die Beiden zurückkehrten, begann sein Gemüthsbarometer mit wachsender Schnelligkeit zu fallen. „So lange ist der Andere doch niemals ausgeblieben", klagten die Brüder. „Wenn dem Jungen nur kein Unglück zugestossen ist", meinte Pater Cölestin, gerade heute, wo er das Fass Bier mitbringt, — es wäre schrecklich." Der Pater Präses verwies ihm seine Kleinmüthigkeit mit ernsten Worten, aber ihm selbst wurde es immer weniger geheuer. Schliesslich machte er sich in Person auf, um gemeinsam mit dem Pater Cölestin dem Vermissten entgegenzuwandern und nöthigenfalls im nächsten Dorfe Leute zu weiteren Nachforschungen aufzubieten.

Der Abend war schwül und finster, der Weg war abschüssig und holprig, nur wenig vermochten die beiden wohlbeleibten Herren beim Scheine ihrer Laterne zu erkennen, sie schwitzten und seufzten erklecklich unter ihren dicken Kutten. Als sie aber ungefähr zwei Drittel des Hohlweges hinter sich hatten, hörten sie vor sich Lärm, scheltende Menschenrufe und Schläge und dazwischen ab und zu die wohlbekannte Stimme ihres Braunen; — „das sind sie, Gott sei Dank!" stöhnte Pater Cölestin, der Pater Präses versetzte sorgenvoll: „Mir scheint, er hat noch einen viel schwereren als der Vorige, — der konnte doch wenigstens sich und den Esel bis zu uns herauf bringen." Nun trat auch der Mond aus den Wolken heraus und beleuchtete sehr schön und hell den Hohlweg. Da sahen sie ihre Sorgenkinder vor sich. Der Karren stak mit dem einen Rad im Wassergraben seitwärts der Strasse, der Esel stand unbeweglich davor, und neben dem Esel lehnte der junge Kutscher, durchaus nüchtern, aber heiser und erschöpft von Rufen und Prügeln. Er klagte und weinte beinahe, mit dem Thier sei nichts anzufangen. Auf dem Hinwege habe es sich ja soweit ganz ordentlich benommen, und auf dem Rückwege anfangs auch noch ziemlich; dann sei es aber zusehends immer tückischer und fauler geworden, habe ihn ganz niederträchtig angeschielt, und schliesslich sei es eben ganz stehen geblieben und lasse sich durch nichts von der Stelle bringen. Der Esel bestätigte diesen Bericht mit unzufriedenem Schnaufen und Ohrenspiel. Nun versuchte der Pater Präses an ihm seine Ueberredungskraft im Guten und im Bösen, aber es half nichts; er musste es erfahren, dass es viel leichter ist, eine ganze Bauerngemeinde zur Reue und Busse zu bringen, als einen widerspenstigen Esel zu meistern. Pater Cölestin hatte sich inzwischen vergewissert, dass das Fahrzeug seine gehörige Fracht und vor Allem das Fass Bier an Bord hatte. Diese Wahrnehmung schärfte seinen Geist, — „halt, ich hab's!" rief er, stellte sich vor den Esel und begann den Weg hinauf zu schwanken, in seltsamen Zickzacklinien, hin und her torkelnd und heftig mit den Armen schlagend; es sah sehr sonderbar aus im Mondschein, dem Esel aber schien die Sache ausnehmend zu gefallen, angenehm berührt, reckte er die Ohren in die Höhe, that einen Ruck und schickte sich an, hinter dem neuen Wegweiser herzutraben. Der Pater Präses klappte den Mund ein paar Mal auf und zu, wusste aber zunächst nichts vorzubringen als: „Ah!"



Rich. Fuchs. Arabisches Dörfchen.

Aquarellfacsimilieholzschnitt von Rich. Bong, Berlin W.

„Ja," meinte der junge Kutscher, „wenn ich das gewusst hätte! Aber so schön wie der Herr Pater hätt' ich's doch nicht gekonnt. Es sieht ordentlich aus, als wenn es ernst wär'."

„Hm, ja," murmelte der Pater Präses und nahm eine Prise, „ein tiefer Geist, unser Bruder Cölestin! Der Herr hat ihn mit mancherlei Gaben gesegnet."

Bis zum Kloster kamen sie ja nun diesmal noch glücklich, aber es verstand sich, dass der Braune jetzt bis auf Weiteres als ebenso dienstuntauglich erachtet wurde wie sein früherer Treiber. Zum Glück traf sich auch für ihn sogleich ein Ersatz. Es wohnte da in einem der Dörfer unten eine Krämersfrau, die ausser einer hübschen pausbackigen Tochter auch einen Esel besass, einen richtigen grauen; er diente ihr als Zugthier, wenn sie im Herbst und zu Weihnachten die Märkte beschickte, zur Zeit stand er als unnützer Fresser im Stalle, und die Besitzerin willigte gern ein, dass ihr die Mönche für ein billiges Entgelt und Versprechen guter Fütterung den Grauschimmel bis Ende des Sommers abnahmen. Bis dahin hoffte man im Kloster den Braunen durch strenge Zucht und Fernhalten aller alkoholischen Einflüsse von seiner Besessenheit geheilt zu haben.

Mit dem neuen Esel ging es ganz herrlich. Er übertraf seinen Führer noch an Gleichgültigkeit gegen alle Ursachen und Aeusserungen der Trunksucht, und es war ordentlich, als ob sie beide jedesmal frischer und lebensfroher von ihrer Ausfahrt zurückkehrten. Die Paters hatten ihre Freude an den Beiden, besonders Pater Cölestin, der ja auch der Nächste dazu war.

Eines Tages aber, als schon der Weizen geschnitten war, liess sich die Eigenthümerin des Grauen bei dem Pater Präses melden und bat um ein Gespräch unter vier Augen, und da fragte sie, wie das denn nun werden solle mit ihrer Tochter und dem jungen Kloster-Gärtner und Eselstreiber, da die beiden wohl schon lange einig wären mit einander. Der Pater Präses war auf's höchste erstaunt und bekundete ihr, dass er von dem allen ja noch kein Sterbenswörtchen wisse. Da erschrak sie sehr und erklärte unter mütterlichen Thränen, gerade so sei es ihr ja auch bis vor Kurzem ergangen; aber gestern habe ihre Tochter gesagt, sie wolle doch einmal einen Bittgang den Klosterberg hinauf machen, wie sie das in der letzten Zeit öfter gethan habe; hernach sei ihr beigekommen, sie dürfe sich doch von der Tochter nicht an Frömmigkeit so sehr übertreffen lassen, sie habe auch denselben Weg genommen, und wie sie da unten am Wäldchen vorbeigekommen sei, da habe der Klosterkarren mit ihrem Esel allein gestanden, abseits aber unter den Hagerosen hätten die Zwei beieinander gesessen; und das Mädchen habe ihr nachher unter Anderem auch gestanden, dass ihre Wallfahrten in der letzten Zeit immer nur bis zu dem Wäldchen gegangen seien. Ueber diesen Punkt wurde der Pater Präses mit Fug besonders böse, er liess den jungen Duckmäuser herbeirufen und auch den Pater Cölestin, und die beiden alten Herren hielten dem verliebten Eselstreiber nun eine sehr gründliche Rede, kräftig unterstützt von der zukünftigen Schwiegermutter. Der gab sein unklösterliches Verfangen offen zu, erklärte aber, an der ganzen Geschichte sei eigentlich nur der Esel schuld. „Denn," so erläuterte er diesen Satz auf die erstaunten Fragen der Patres, „ich hatte ja bei der Frau Drückes gar nichts abzuholen; aber allemal, wenn ich da vorbei wollt', da hielt das Grauchen still und war nicht voranzubringen, — accurat wie der andere dazumal im Hohlweg; — bis dann das Trinchen herauskam und ihm was zu fressen gab. Und dann hatte der Esel eine Freude! und ich auch. Und dann meinte ja die Frau Drückes selber, ob ich nicht auch 'mal was hereinkommen wollt? Und das that ich dann auch. Und da wurden wir so langsam bekannter mit einander, — die Frau Drückes hat ja auch den ältesten Jungen von meiner Tant' ihrer Schwester ihrem Schwager selig über die Taufe gehalten, so halb und halb sind wir ja dann noch verwandt. Nu, und das ging dann so, ich kam auch schon mal vorbei, wann die Frau Drückes gerad' nicht zu Haus war, aber das Grauchen hielt allemal still vor dem Haus, und was das Trinchen ist, die war auch da. Und einmal, als es so von links an dem Esel stand und ich von rechts, da sah es mich so an, und da packte ich es um den Hals und gab ihm einen Kuss, weil doch gerad' Keiner zusah als der Esel, und von da ging es dann so weiter. Lieber Gott, wer kann für sein Gefühl!"



E. Enke. Lotosblume.

Während dieser Erzählung nahm der Pater Präses mehrere Prisen, bot auch die Dose dem Pater Cölestin, der sagte halblaut: „Da es erlaubt wird," griff zu und schneuzte sich mächtig. Und schliesslich hielt der Pater Präses noch eine zweite eindringliche Rede an den Angeklagten, die aber allmählich in eine sanftere Tonart überging und mit der Verheissung freundlicher Hülfe des Klosters bei der baldigst festzusetzenden Trauung und der ersten Ausstattung des jungen Paares schloss.

„Freilich," setzte der gütige Redner mit einem Seufzer hinzu, „mit dem Esel darfst Du uns hinfür nicht mehr gehen, mein Sohn! Auch wird die Frau Drückes den Grauen jetzt bald wieder selber brauchen! Und so werden wir wohl, Bruder Cölestin, doch wieder zu dem Braunen und unserem alten Martin zurückgreifen müssen!"

„Mit Verlaub," versetzte die befriedigte Frau Drückes, „da wüsst' ich wohl einen Ausweg. Ich bin die Krämerei jetzt satt, mein Auskommen hab' ich, und wenn der da jetzt mit der Trinchen das Hauswesen und das Geschäft übernimmt, mag ich doch nicht der Nichtsnutz im Haus sein. Und ich bin alt, und es ist Zeit, dass ich der Kirche einen Dienst thu', und an die Esel bin ich auch von lang her gewöhnt. Lassen Sie den da nur einstweilen noch den Esel führen, Hochwürden, ich werd' schon sorgen, dass das Trinchen ihn nicht zu lang' unterwegs aufhält, und wenn es Ihnen recht ist, nehm' ich dann später einstweilen den Braunen und geh' für Sie sammeln. Wir zwei werden schon immer früh genug zurück sein, dass ich noch zum Schlafen hinunter in's Dorf komm', — ich bin eine alte Frau, unsereins hält sich nicht so lang unterwegs auf wie die Mannsleut'."

„Ja, aber . . .," meinte der Pater Präses nach einigen wohlgesetzten Lobsprüchen, „werden Sie denn auch den Braunen zwingen können und ihn von seiner bösen Sucht befreien?"

Aber da kam er nett an. „Hochwürden," sagte die Frau Drückes, „ich hab' einen Mann untergekriegt und vom Suff gewöhnt, ich werd' auch noch mit Ihrem Esel fertig!" Und dabei blickten ihre Augen so kräftig, dass die beiden geistlichen Herren unwillkürlich einen Schritt zurücktraten und Pater Cölestin einen Blick theilnahmvoller Sorge auf seinen bisherigen Eselstreiber warf.

Seitdem führt die Frau Drückes den braunen Klosteresel; und bisher hat weder das Kloster, noch der Esel sich gegen sie aufzulehnen gewagt.



Auf dem Mandelbaum.
Originalzeichnung von E. Rosenstand.

Frühling in Nizza.

Von **Ludwig Hevesi.**

Frühling, das ist in Nizza ein sehr elastisches Wort. Wenn man den Pensionsbesitzerinnen glaubt, deren Beruf es ist, die einnehmenden Honneurs der Stadt zu machen, so ist December der Vorfrühling, Januar der Frühling, Februar der Hochfrühling, März der Spätfrühling, April der Nachfrühling und Mai — der ewige Frühling. Und, Hand auf's Herz (das dicht unter der Brieftasche pocht!), sie haben Recht. Man mag sich noch so gerupft fühlen, das Alles ist Frühling. Man riecht ihn aus Allem heraus, als lägen seidene Parfümsäckchen unter den Pflastersteinen, in den Gabelungen der Aeste, auf den Balkons der Häuser. Ganz Nizza ist ein solches sachet. Und diese Frühlingssonne, die kein Ende nehmen will! Sie spendet so manchen Lungenkatarrh, der stolz in das nordische Heim mitgenommen wird, als purpurnes, auf lange Zeit hinaus thaufrisches Gastgeschenk des seligen Südens. Wer praktisch ist, geht daher vor Allem unter die Arkaden der Place Masséna, wo er einen Optikerladen finden wird, mit der provinznaiven Aufschrift: „au trésor de la vue". Dort wird er eine recht schwarze Brille kaufen und sich bei dieser kleinen Privat-Sonnenfinsterniss ganz wohl befinden. Aber die Nizzafahrer sind ja nicht praktisch, sonst würden sie schon, wenn sie sich vom Bahnhofe nach der Stadt begeben, im weissen Marmorpalast des Crédit Lyonnais vorsprechen, der gewiss nicht ohne guten Grund gleich an der Avenue de la Gare steht. Dort kann man sich tüchtig mit Baarmitteln versorgen, ohne die der Frühling von Nizza viel von seinem Glanze verliert. Auch würden praktische Leute, wenn sie auf der Place Masséna von den Kutschern der niedlichen Korbwägelchen mit den weissen, rothbetröddelten Zeltdächern angerufen werden: „Herr Graf, nach Cimiès!" . . . „nach St. André, Herr Graf!" u. s. f. — sie würden, sage ich, stets nach Adolphe fragen. Adolphe ist nämlich ein Pathenkind der Pächterin der Grotte St. André, und wer mit ihm gefahren kommt, braucht die 50 Centimes für die berühmte kleine Drahtbrücke nicht zu bezahlen; das ist eine besondere Vergünstigung, durch welche die wackere Dame das Fahrgeschäft ihres Pathen heben will, der sich dafür allerdings um 1 Franc mehr bezahlen lässt. So kann ein Tourist, der sein Nizza kennt, mancherlei Ersparnisse machen.



Strasse in Alt-Nizza. Originalzeichnung von E. Rosenstand.

Glücklicherweise bin ich steinreich, und der liebe Leser auch; wir dürfen uns den Frühling gönnen, ganz wie er im ersten Aufzug von Sardou's „Dora" inscenirt ist. Warum sollten wir nicht mit einem roth geschirrten weissen Maulthiergespann vom Bahnhof nach dem „Métropolitain" fahren? Ach, wir haben dieses Haus noch als gemüthliches Hôtel Chauvin gekannt und in dessen oberstem Stock gewohnt, wie Fürsten. Diesen Chauvinismus liessen sich damals namentlich die Deutschen gern gefallen. Da unten in seinem Square stand vor uns der gute bronzene Feldherr Masséna, dessen Name am Sockel in der Nacht nach der Aufführung des „Königs von Lahore" von unbekannter Hand in den des Komponisten Massenet umgepinselt wurde. Und als der Graf Malausséna Maire von Nizza wurde, verwandelte der nächtliche Strassenwitz der Nizzarden den Namen jenes Marschalls wieder in den dieses Bürgermeisters. Die Aufregung über diese politischen Umwälzungen war nicht gross, denn fieberische Zustände können hier, wo die Bürgersteige mit Eucalyptus globulus, dem

Fieberbaum aus Australien, bepflanzt ist, nicht gut aufkommen. Sie verstehen nichts von Politik, die guten Nizzarden. Als Italien sie an Frankreich abtrat, wurde ihr Haar keineswegs über Nacht weiss, und die Trikolore der Schönen von Nizza ist die nämliche geblieben; weder italienisches Grün-Weiss-Roth, noch französisches Blau-Weiss-Roth, sondern nizzardisches Blau-Schwarz-Weiss. Nämlich blaue Augen, schwarzes Haar und weisser Teint, was anerkanntermaassen unter die schönsten Nationalfarben gehört.

Der einzige Krieg, der hier allerdings jedes Jahr ausbricht, heisst Carneval und fällt in den eingangs erwähnten Hochfrühling. Da werden regelmässig drei Schlachten geschlagen: die Confettischlacht, die Blumenschlacht und die Moccolischlacht. In jeder der drei kann sich der Tapfere nach Herzenslust auszeichnen. Wer am Confetti-Tage in Cylinderhut und schwarzem Paletot durch die Strasse des heiligen Franziskus von Paula, über den Corso und an der Präfectur vorbeigegangen ist, der hat mehr gewagt, als Bonaparte auf der Brücke von Arcole. Dieser wurde nicht mit Confetti, sondern nur mit Kartätschen angehagelt und kam nicht vom Kopf bis zu den Füssen angegypst, als sein eigener Gypsabguss heim. „Einmal und nicht wieder," sagte ich mir, obgleich ich damals noch verhältnissmässig jung war, im Jahre 1875. Unsere ganze Pension war in corpore ausgerückt, im Zuge selbst, weil das nichts kostete. Wir waren als „englische Faune" gekleidet, mit hohen grauen Cylinderhüten, rothen Backenbärten, blauen Brillen, gelben Nankingfräcken und struppigen Bocksfüssen dazu. Es schneite an jenem Tage und wir kamen mit weissen Epauletten aus Schnee und einem gemeinsamen Pensionsschnupfen heim. Das Confettiwerfen war den Leutchen damals verleidet, aber ich entging ihm doch nicht. In der Altstadt, jenseits des Paillon, wo jedes Gässchen ein Treppchen ist und in einen finsteren Sack mündet, fand es statt. Ich ging nach der „tollen Woche" hinaut, um mich auf der kleinen Levkojenterrasse der sogenannten „Mausefalle" — sie ist halb Capelle, halb Osteria — zu sonnen. Man trank dort einen rothen Bellat, den die Ortskundigen selbst dem noch rötheren Falicon vorzogen und den die Frühlingssonne köstlich durchwärmte. Dazu kochte einem die alte Maus — die Wirthin hiess nämlich Madame Souris — ein „Ravioli", für das man in der russischen Taverne des Casino neun Francs bezahlt. Ihre Hühner hatten die Eier dazu eigenhändig gelegt, sagte sie, und den Käse dazu bezog sie aus St. Martin de Lantosque, hochoben in der „maritimen Schweiz", wo ihr Sohn eine Almerei hatte. Und das Gemüse dazu kaufte sie von ihrer neunzigjährigen Mutter, unten am gelbsprudelnden Var, deren Gemüse wie lauter Blumen aussah. Und so wie Madame Souris wusste Niemand diese Dinge feinzuhacken, zu mengen, zu buttern (beurrer à l'huile, sagte sie) und über einem liebevollen Feuer (feu amoureux, sagte sie) zu bräunen. Der Ravioli, das war der Speck in der Mausefalle. Und man hatte dabei die Aussicht, in sieben verschiedene Gossen (mit o) hinab, die nicht gerade parfümirt waren, und über ungezählte ziegelbraune Dächer, auf denen mit Flobertgewehren Katzen geschossen wurden, miauende Kaninchen für die Gibelotten in so mancher Casserole der Altstadt. Ringsum aber starrten Hunderte, nein, viele Tausende von umgestürzten irdenen Blumentöpfen, die lauter Schornsteine waren und deren hellblaue Athemzüge sich als Rauchwölkchen vom tiefblauen Himmel abhoben. Und die Eleganten mit vergoldeten französischen Schuhabsätzen liessen sich auf Tragstühlen hinaufbringen, während ihre Begleiter in genagelten, juchtenen Schnürschuhen über die vielen glitschigen Pflasterstufen nachstolperten. Und siehe da, am Sonntag nach der tollen Woche machte sich die Jugend von Alt-Nizza da oben ihre eigene Confettischlacht mit den in Rue St. Vincent de Paula zusammengekehrten Geschossen. Das war ein noch ganz anderes Kreuzfeuer als unter den Augen Monsieur le Préfets. Die hohe Gaminerie von Nizza macht nämlich da oben der eleganten Welt all das parodistisch nach. Auch die Balgerei mit den Lichtlein, die ausgeblasen und wieder angesteckt werden. Sie sammeln auf dem Corso die weggeworfenen Stümpfchen und was unten noch Moccoli war, wird oben Moccolatti. Nur ihr Feuerwerk ist weniger glänzend, als unter dem zweiten Kaiserreich, wo Mr. Gavini, der unsterbliche Präfect von Nizza, der Altstadt, jeden pyrotechnischen Unfug gestattete, allerdings auch die Pompiers fortwährend bereit hielt.

Der Blumencorso der Altstadt blieb freilich hinter dem der englischen Stadt zurück. Dazu bedarf es nun einmal einer Promenade des Anglais und zweier Equipagenreihen voll nobler Leute mit einem Gesichtsausdruck, als hätte jeder



Maler in Nizza.
Originalzeichnung von
E. Rosenstand.

einzelne gerade ein pralinirtes Bonbon von Rumpel, dem Weltberühmten, im Munde. Oben warfen sich die Leutchen mit Rüben und Zwiebeln, unten mit Doppelveilchen und Camelien. Ein Faschingmontag bringt eine halbe Million Francs in Göttin Flora's Sparbüchse. Man hat Nizza schon als alles Mögliche bezeichnet: als „mittelländisches Babel", als „Stadt der Väter" (wegen der Väter Garibaldi's, Gambetta's und Sardou's), als „Avenue de l'Opéra am Südmeer", als „Residenz des Frühlings" und „Mylordopolis"; eigentlich aber und vor allem ist es doch die Blumenstadt. Es ist unbegreiflich, warum man noch heute „violettes de Parme" (und Parmesankäse) sagt. Selbst aus Florenz werden keine 100 000 Schachteln Blumen in einem Winter versandt. Nizza ist die Stadt Alphonse Karr's, des Verse- und Blumenzüchters, der einst von sich sagte: „Ich habe Nizza in das Knopfloch von Paris gesteckt." Er hat Nizza zu einer Blumengrösse gemacht, und dann wurde ihm selber vor dieser Herrlichkeit bange und er entfloh in die Stille von Saint-Raphael. Noch jetzt heisst ein Blumenladen am Jardin Public, „Zum Alphonse Karr". Darum war Karr auch der Vater Solignac's, des grossen, unerreichten Solignac's, des Königs der Bouquetièren. Der kleine, grauköpfige Gärtner, der als anerkannte Weltberühmtheit noch in Hemdärmeln Rosen zuschnitt und Veilchen begoss, war zugleich das bahnbrechende Genie für Blumenarrangements. In London und St. Petersburg prangten Ballköniginnen mit Solignac'schen Blumensträussen zu 1000 Francs. Seine Knopflochabonnenten allein, denen er jeden Tag eine gefüllte Nelke zu liefern hatte, machten ihn reich. Solignac war ein Dichter und Maler in Blumen; ein Bouquetgelehrter. Er skizzirte Kränze in Aquarell und ersann dabei förmliche Symphonien. Ein von ihm geschmückter Fächer, eine von ihm umrahmte Photographie waren Musealstücke. Eine Petroleumkönigin erschien einst auf dem Blumencorso in einem Schlitten, der eine Eisgrotte darstellte und dicht mit Eiszapfenbehängen aus Silber und echten Maiglöckchen drapirt war. Man rieth hin und her, wie viel Petroleum Solignac wohl dafür erhalten haben mochte. Bei Solignac hing als weltgeschichtliches Andenken unter manchen anderen die Photographie der chapelle ardente des Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch, die er ausgerüstet



Im Casino in Nizza.
Originalzeichnung von E. Rosenstand.

hatte. Der junge Prinz war in Nizza gestorben (1865) an der damals neu eingeführten epidemischen Meningitis cerebrospinalis. Ich war damals Student der Medicin in Wien, und unser vielbeliebter Professor Oppolzer wurde zu ihm nach Nizza berufen. „Er ist gerettet," sagten wir alle im vorhinein, denn Oppolzer galt als unfehlbar; aber er brachte nichts heim, als einen Abdruck eben jener Photographie. Nun, Solignac ist todt, es lebe Vaillant-Rozeau! Auch Jeanne Disdonc ist todt, die leitende Bouquetière in den ersten Jahren der Wettrennen des Var. Sie war eine ausserordentliche Pferdekennerin, so dass sie stets das Sträusschen für das siegreiche Pferd in den Farben des Besitzers bereit hatte. Und auch der Baron von Derwies, der 62000 Francs täglich ausgab, ist todt; einer der grössten Blumenverbraucher vor dem Herrn. Nur die Blumen leben, die sind unsterblich, obgleich nur Eintagsgeschöpfe.

Und so folgen in Nizza alljährlich die verschiedenen Frühlinge aufeinander, ein halbes Jahr lang. Sie gleichen einander auffallend, die Elemente sind die nämlichen. Es ist immer dieselbe Promenade des Anglais mit ihren lackfunkelnden Reihen von Broughams und Victorias, Landauern und Char-à-Bancs, Daumonts und Gigs, Dog-carts und Breaks, Buggies und Batards. Oesterreichische Cavaliere haben ihre Neutitscheiner eingeführt, und hie und da im Fasching kommt ein indischer Engländer sogar im Rickschaw, der von Kulis in braunen Tricots gezogen wird. Haushohe Mail-Coaches mit blasenden Postillons schwanken dazwischen entlang, und Lord Dundreary lenkt gravitätisch seinen tanzenden Four-in-Hand, während ein tschetschenzischer Fürst seine eisengrauen Orlowtraber spazieren fährt. In manchem Jahr ist das alles mehr siegellackroth, in manchem mehr „postgelb", in manchem wieder entschieden vert varech (alpengrün), je nachdem der Kutschenlack das Bedürfniss fühlt, eine andere Farbe zu spielen. Und mitten in dieser an sich selbst vorüber rollenden Eleganz humpeln bescheidene, aber überglückliche Einspännerchen, in



A. Rontini. Frühlingsdüfte.

denen ein bürgerlicher Honigmond aus dem Norden sich als das höchste high-life fühlt. Wie mancher ironische und doch träumerische Blick aus schönen Augen folgt diesen knarrenden, verstaubten Triumphwagen der Liebe. Dort jenseits auf den waldigen Höhen des Mont Gros, wo die riesigen Teleskope der Bischoffsheim'schen Sternwarte durch die Schlitze der weissen Kuppeln die Venus suchen, sieht man nichts Schöneres, so weit das Himmelsgewölbe reicht. Hier ist die „Bucht der Engel". Hier erscheinen Leutchen, denen Schiller's „kleinste Hütte" ein Splendid-Hôtel ist, neben grossen Leuten aus dem Riviera-Palace, das draussen auf der Anhöhe von Cimiès steht und einen schwarzen Prinzen sucht, um ihn als Groom bei strohgelb gelockten Ladies anzustellen. Und über Allen glänzt die nämliche Frühlingssonne, diese himmlische Reclameheldin, von der unsere Federn in der Zeitung die unglaublichsten Dinge berichten: wie sie selbst greises Silberhaar vergoldet und die schlimmsten Bacillen in ein kerngesundes Nichts verflüchtigt. Ein Geflimmer und Geknister von Licht liegt auf Allem, der Rückschein des glitzernden Wellengewimmels spielt über die bunte Menge von Wandelnden, Sitzenden, Fahrenden hin. Den etwas hageren Palmenwedeln fällt es nicht ein, störende Schatten zu werfen; sie haben gläsernes Laub, wie der Algerier sagt, durch das die Sonne scheint. Wer denkt an die Weltgeschichte, die sich in den Villen längs dieser internationalen Wandelbahn abgespielt hat? In lauter einzelnen Krankengeschichten. An Villa Carlone knüpft sich das Andenken der schönen Pauline, Napoleon's Lieblingsschwester; hier hustete sie drei Winter, nachdem sie Canova als Modell für die Venusstatue in der Villa Borghese zu Rom gesessen. Dort die Villa Lyons, wo einst König Ludwig II. von Bayern gewohnt. Weiter die Villa Avigdor; ihr Besitzer war britischer Consul und hat sich erschossen. Ja, es giebt auch hier Schatten. Gefürchtete Schatten sogar, z. B. den des Mont Boron, in dem sich schwerlich ein Brustschwacher ansiedeln wird. So wenig, als längs des guten, wasserlosen



Auf der Fahrt zur Blumenschlacht
in Nizza.
Originalzeichnung von E. Rosenstand.

Paillon, in dessen Kiesbett die Wäscherinnen reihenweise knieend Wäsche waschen; womit, das hat noch kein Naturforscher ermittelt. Die Wäscherinnen des Paillon, o, die halten den scharfen Luftzug aus, der von den Schneehöhen des Col di Tenda durch diese Stromschlucht niederfährt, schraubenförmig einherwirbelnd, wie die Spitzkugel aus einem gezogenen Flintenlauf. Ein berühmter Luftzug das; kein Wunder, dass das von ihm bestrichene Casino schon einmal verkracht ist. Dieses Stückchen Klima ist das ungünstigste unter den zwölf verschiedenen Klimas, die es in Nizza giebt und deren jedes der Arzt nach Bedarf verschreibt.

Ungefährlicher ist es unter den Palmen, Caroubiers und Araucarien des Jardin Public, wo die Magnolie blüht und die berühmte Goldorange duftet. Das ist die grosse Flirtstation, in deren Mitte ein Pavillon voll Musik steht, wie eine riesige Volière voll Singvögel in einem Thiergarten. Hier flirtet Alles, selbst jene Wäscherinnen, die hier — zwanzig Jahre, ehe sie in den Paillon steigen und auf nasses Linnen losklatschen — pikante junge Bonnen und dergleichen sind. Wer vornehme Ohren hat, geht freilich lieber zu der kostspieligen Musik im Cercle de la Méditerranée, im mittelländischen Club. Da sitzen die Damen steif, als würden ihnen bei der ersten Bewegung goldene Kronen vom Haupte fallen. Da geben sich die Brillanten ihr funkelndes Stelldichein und Toiletten des seligen Worth messen einander mit hochfahrenden Blicken. Noch schöner freilich ist es auf der grossen Estacade, der jetée promenade, die zum Casino marin führt. Da sieht es asiatisch aus; ein japanisch-chinesischer Krieg von Bauformen, mit etwas Koreanisch gemischt, und mit etwas Russisch gemischt; modernes Alhambra, für tausend und eine Nacht aufgebaut und dann abgebrannt. Aber einstweilen ist es schön. Ein Märznachmittag, oder ein Aprilabend, oder eine Mainacht auf diesen Terrassen, unter diesen bunten Zelten, mit einer Schaar rosenrother Balletbeine vor sich in der Luft, . . . ach, Verzeihung! es kann ja auch zufällig nur leichtgeschürzte Pausencomödie oder Operette sein, oder eine Tombola, oder eine Kermes, oder eine russische Bauernhochzeit mit einem vorzüglich nachgemachten Admiral Avelan, oder eine Bouille-à-Baisse, ein aristokratisches Fischessen zu 20 Francs, oder ein Sportfest in Jockeycostümen, die Kleider hochgeschürzt, um die Kappenstiefel, die „hessians“ zu zeigen, oder eine andalusische Nacht mit Seebad-Nixen in lampionbehangenen Gondeln, unter Guitarrenklang und Castagnettengeklapper, oder . . . Was weiss ich? Es ist der Frühling in seinen tausend Formen, mit seinen ungezählten Reizen; der Frühling im reichen Süden, am gnädigen Meer, wo der Vollmond eine Sonne ist und die Sonne eine zauberhafte Gralsschüssel, und jeder Mensch ein König, ein Gott . . . sofern er nur das nöthige Baargeld mitgebracht hat.

Frühlingsstimmungen.

Von **Paul Oscar Höcker.**

Aus dem grämlichen Winterhimmel lugte die Sonne verstohlen hervor. Verschleiert war ihr Blick und kühl. Selten nur durchdrang sie in voller Pracht die neidischen Nebelwogen, sieghaft leuchtend und wärmend. Doch wenn es geschah, dann freute sich alles, was Odem hatte. Als ob Feiertag sei, so glänzten die Menschenaugen. Und frohe Ahnung zog in die Brust der unter dem Druck des harten langen Winters seufzenden grossen und kleinen Lebewesen. Fürwitziges Volk gefiederter Sänger wagte sich auf weite gefährliche Reisen, die Schnecke, die Eidechse und die Fledermaus ermunterten sich vom langen Winterschlaf, neugierig lugte der Dachs aus seiner Erdhöhle, in der er sich behagliche Kissen aus Heu und Baumblättern bereitet hatte — und der steuerzahlende Bürger der grossen Stadt stand in der geheizten Stube, sah mit seiner Brille durch's Doppelfenster, constatirte, dass der Frühling da sei — und nahm eine tiefsinnige Statistik auf über städtische Schneefall-Unkosten, über Kohlenverbrauch und Influenza. — Doch die Sonne hatte sich nur einen tückischen Spass erlaubt. Ihr Lächeln war geschminkt — und der Jubel verfrüht. Manch' bunter Sänger, der von ehrenreichem Gastspiel fern an afrikanischer Küste zurückkehrte, sah unter dem trügerischen lichtblauen Himmel der Heimath seiner kurzen Carrière ein jähes Ziel gesetzt — und der undankbare Mensch, der im schärferen Licht des ersten goldenen Sonnenstrahls an seinem Winterpelz mit einem Mal so gar viel auszusetzen hatte, dass er seinen mondelangen Begleiter verschämt daheim liess — er holte sich ohne Gnade einen Schnupfen.

* * *

Endlich aber hat Frau Sonne ein Einsehen. Die Schneedecke, die wie ein grosses Leichentuch sich ausgebreitet hat über Wiese und Ackerland, zerschmilzt vor ihren alles durchdringenden Sendboten — die langgestreckten Eisflächen der Flussläufe biegen und krümmen sich und zerkrachen in Milliarden von Schollen, die ungestüm zu Thale treiben. Höher und immer höher erhebt sich die Himmelskönigin. Die Natur hat ihr Winterkleid abgestreift. Nun liegt sie da in ihrer herben unberührten Schöne, jungfräulich schier; und doch schlummert schon in ihrem Schooss die unerschöpfliche Fülle reichster Segenspenden. Ein wohliger würziger Hauch geht durch das Land. Es sprosst und keimt und treibt und quillt — doch blüht's noch nicht. Kein Gras, kein Halm deckt die Blössen der schwärzlichen thaufeuchten Erde. Und dennoch duftet's auf der Wiese, im Garten, am Waldesrand, am Wasser — aufregend und lindernd, kräftigend und wonnig ermattend — zart und keusch gleich dem Hauch aus jungfräulichem Munde. Frühlingsdüfte! . . . Doch nicht nur in nordischen Landen weckt Frühlingsahnen neues Hoffen und neues Leben. Inbrünstiger noch als diesseits

der Alpen wird jenseits des Mittelmeeres in den heissen Sandgebieten des Aegypterlandes der Frühling herbeigesehnt, der Frühling, der dem durstigen Nilthal die „Nacht des Tropfens“ bringen soll und damit Gedeihen und Fruchtbarkeit. Die Thränen der Isis, die sie um den todten Gatten weint, sie seien es, die den Nil schwellen machen — so wissen die der uralten Sage kundigen Aegypter zu berichten, so oft die Frühjahrsregengüsse sich mit den Schneewassermassen vereinigen, die von dem abessinischen Hochgebirge brausend und donnernd herabstürzen. Allein die Sage irrt. Thränen des Mitleids sind es: Die heilige Blume des Nils ist todt und muss zu neuem Leben erweckt werden — das Kind des feierlichen alten Wunderlandes — die Lotosblume! Wenn der Nil im Frühling zu schwellen beginnt, dann erwacht auch die Lotosblume im tiefen Grunde des Stromes wieder zum Leben, dehnt und streckt sich, bis ihr himmelblaues oder saphirgrünes Köpfchen über die Wasserfläche reicht, wenn der Strom seinen reichen Segen spendet, dann entfaltet sie auf den grünen schimmernden Fluthen ihre feinadrigen Blätterteller und zarten tulpenartigen Blüthen, und wenn der Strom allmählich zu sinken beginnt, dann stirbt sie langsam ab — die keusche Nymphäe, die nur des Nachts dem milden Glanz des Mondlichts ihre Blüthe öffnet, sie aber schämig schliesst vor den sengenden Strahlen der Sonne. — Den unbewölkten Himmel, der brennende Gluth verbreitet, hasst der Lotos nicht allein. Gleich ihm und seinem gebräunten Landsmann, dem Aegypter, ersehnt der Fellah Arabiens den regenspendenden Frühling, der den wasserlosen, einförmigen und afrikanisch dürren Boden endlich zur grünen Flur machen wird. Beim Untergang der Sonne sitzt der Fellah hinter dem arabischen Dörfchen, der freundlicheren Nacht mit ihren flammenden Sternen und ihrem kühlenden Niederschlag, dem einzigen Labsal der schmachtenden verkümmerten Natur, harrend. Sein Auge erquickt sich nicht an dem wonnigen, berauschenden Farbenspiel des gluthgebadeten Westens; es ist müde und heiss von der Qual des dürren Tages. Und wenn er schlaftrunken in sein armseliges Zelt kriecht, so kennt seine Seele nur den einen Wunsch: dass Allah Fruchtbarkeit gebe dem durstigen Lande. Nach Mekka gewandt betet er's zum fünften Mal am Tage, und so täglich, täglich — auch wenn Allah jahrelang das Frühlingsgebet des armen Fellah nicht hört. Doch der ist zäh und gottergeben und verzagt nicht; gleich Hiob, dem grossen Philosophen, der vor Jahrtausenden an gleicher Stelle seine Heerden trieb und seine demüthigen Gebete sprach.

* * *

Im Mittelalter schaarten sich die Glaubensritter in demüthiger Verehrung um die geweihte Reliquie, die an diesem Tag Zeuge der Leiden Christi gewesen — um den heiligen Gral, das smaragdene Gefäss, das des Gekreuzigten Blut aufgefangen. In süssem Dämmer vermischen sich poetische heidnische Vorstellungen mit der rührenden christlichen Legende. Auf dem Boden der Provence entsteht die Sage vom Chevalier des fleurs, Wolfram von Eschenbach verflicht sie mit der Parsifals und des Grals, und der Bayreuther Meister knüpft daran an, wenn er den von seiner Mutter Herzeleide fortziehenden reinen Thoren durch seinen ritterlich gläubigen Sinn die lockenden Verführungen liebeheischender holdduftender Mädchengestalten siegreich überwinden lässt. Das war noch nicht das galante Ritterthum der späteren Zeit.

* * *

Ein Widerspiel der Minne ist dem ritterlichen Recken die Jagd! Nicht anbetend staunen will er mehr — in wilder Lust erjagen, bei schmetterndem Hörnerklang das kostbare Wild erbeuten! Des Ritters Schildzeichen ist der kühne listige Falke. Und dieser schlanke Räuber ist auch der Liebling der minnigen Frau, die ihn auf ihrem zierlichen Daumen trägt, wenn sie hoch zu Ross den Stöberhunden folgt auf der lustigen Reiherjagd. In verschwiegenem Horst hoch oben im Gezweig liegt das Falkennest, das der kühne Wandervogel im Frühling bei seiner Rückkehr aus dem fernsten Süden sich erbeutet hat. Trotz seiner räuberischen Natur, die unter anderem gefiederten Volk, den Tauben, Rebhühnern und Kiebitzen, die ärgsten Verheerungen anrichtet, beweist er dem Weibchen, das im Nest bei den piepsenden und die Hälse aufsperrenden Jungen zurückbleibt, eine ritterliche Zärtlichkeit. Er wagt sich für das hungernde Völkchen weit, weit fort über Wald und Felsgebirge, ja, bis in die Städte und zu den Burgen. Im Flug erhascht er die Nahrung, indem er von oben her auf sein Opfer stösst; an abgelegener Stelle rupft und enthäutet er das zuckende, noch warme Thier — dann bringt er die Beute zum Neste heim, wo er das Weibchen mit zärtlicher Sorgfalt füttert. Der Falke ist der Raubritter unter den Vögeln. Allein, auch er ist räuberischen Ueberfällen ausgesetzt. Bald naht der Falkenier seinem Horst, um die flügge gewordenen Jungen einzufangen, ihre Füsse mit schlanken Lederriemen zu fesseln und ihnen die Kappe über die Augen zu ziehen, die sie hilflos und willig macht, sich für die Beizjagd abrichten zu lassen. Armer zappelnder kleiner Räuber! Doch gedulde dich; wenn du das Glück hast, Ritter und Edelfrauen noch zu deinen Zeitgenossen zu zählen, so wirst du Zeuge sein blumiger, verliebter Reden, heisser Werbungen und loser Schelmerei — auf dieser Jagd der Minne, auf der nicht nur dem Wilde Gefahr droht, sondern auch dem Jäger.



C. Fröschl. Der neugierige Amor.

* * *

Durch dunkelnde Wälder rast die Jagd — der Fuss des Rosses sinkt in tiefe Gruben — unheimliche Nachtvögel umkreisen den Jäger — der Zelter scheut vor den höhnenden Irrlichtern der Wildniss — und Ross und Reiterin, denen der stürmische Ritter mit kühnem Liebesfordern folgte, sie wandeln sich in gespenstische Gestalten. Ein leuchtendes Gewand umfliesst den wonnigen jungen Leib — goldschimmerndes Haar umrauscht das herrliche Antlitz. Es ist die Hexe Lorelei, die dem Jäger im nachtdunkeln Wald Verderben bringt — wie dem Schiffer, den ihr vom hohen Felsen herabklingendes Zauberlied berückt hat! . . .

* * *

Da ertönen weihevolle Chorgesänge — feierlich schallt Orgel- und Glockenklang zur sündigen Menschheit. Der Zauberspuk verfliegt. Ernst und ergreifend erklingt der Chor der Engel: „Christ ist erstanden!“ Und das Gebet wird brünstiger Genuss. Dies Lied der himmlischen Wunderbotschaft tröstet den Verzweifelnden und Elenden, faustisches Ringen löst sich in süss erquickende Zähren auf. Der Frühlingsfeier frohes Glück geniesst Jung und Alt. — „Jeder sonnt sich heute so gern; sie feiern die Auferstehung des Herrn: denn sie sind selber auferstanden, aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Strassen quetschender Enge, aus der Kirchen ehrwürd'ger Nacht sind sie alle an's Licht gebracht.“ — Auf der Landstrasse ziehen sie dahin, die Schaaren gläubiger Christen. Das Wort des Priesters war in der heiligen Ostermesse tröstlicher, erhebender und freudiger als während der langen Charzeit; neu erfrischt ziehen Bauer und Bäuerin, die in ihren schmucken bunten Trachten von des Berges fernen Pfaden herab-wallfahrteten, heim zum Osterschmauss.

* * *

Vorsichtig wagt sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher vor das Stadtthor, wo die Bürgerstöchter heute die ersten sommerlichen Toiletten bewundern lassen. Die Wirthsgärten mit den blankgescheuerten Tischen und Bänken füllen sich, die schlanken knospenden Birken, die stämmigen Eichen vernehmen funkelnagelneue, zärtliche Geheimnisse verstohlen flüsternder Liebespaare, und sie nicken behäbig und überlegen wie Ben Akiba. Unter die festliche Menge auf der Landstrasse drängen sich fliegende Händler und Musikanten, die ihre schlechte Waare um gutes Geld loswerden; denn heut ist alles in Gebelaune. Nur der kleine schmutzige Böhm', der auch an solchem Tag seinem Gewerbe nachgeht, macht keine glänzenden Geschäfte. Wo er Menschen sieht, tritt er mit demüthiger Miene näher, und radebrecht eine Aufzählung seines Musterlagers, denn er ist sein eigener Reisender. So kommt er auch zu dem holden Mädchentrio, das in duftigen Frühlingsgewändern eng aneinander geschmiegt auf der Bank in der Stadtanlage sitzt; es ist in die Lecture eines Büchleins vertieft, das — die elegante Lederfassung und der blitzsaubere Goldschnitt sind Verräther — ohne Zweifel gereimten Inhalt hat. Ein sonderbares Angebot bringst du da an, armer, kleiner Böhm'! Du verstehst nicht die Komik der Situation, denn du hältst die verlockend dargebotene Mausfalle für ein durchaus ernst zu nehmendes und der angehenden Hausfrau Aerger und Leid ersparendes Ausrüstungsstück. Die Vorleserin sieht dich aber strafend an. Hättest du nicht so rührend hübsche Augen, armer, kleiner, schmutziger Böhm' — — —

Versuch's lieber bei den Mädchen am Brunnen! Da plaudert sich's gut an lauschiger Stelle, denn das Laub schützt vor scharfen Augen und Ohren, für die Herzensgeheimnisse nicht geschaffen sind. Und wenn man von Liebesglück erzählt, geht das Herz auf und man kann eine Bitte nicht abschlagen, selbst wenn sich's nur um Mausefallen handelt. Den gefährlichsten Lauscher sehen die Mädchen ja doch nicht: den neugierigen Amor, der „hinter dem Zaune“ lauscht und sich lachend auf Blüthenzweigen wiegt. Er war von jeher ein gefährlicher Bursche, besonders wenn im Lenz alles grünt und blüht, und neues Leben sich regt all überall. Da kommt jenes Sehnen nach süssem Nichtsthun über Einen, das die Glieder löst und ein Frühlingsidyll aufkeimen lässt, wie draussen in der Natur, so drinnen im Menschenherzen. Ruhig weiden die Schafe, vom treuen Hunde bewacht, denn der Schäfer ruht im Grase und sieht in die Augen der Schäferin, in denen ein anderer, ebenso sonniger Lenz aufleuchtet.



Der Reichsbank-Präsident Dr. R. Koch.

Die Reichsbank.

Von **Dr. Meyer.**

So viele Jahrhunderte auch dahinflossen seit dem Beginn der Entwicklung der Geld- und Creditwirthschaft, entscheidend für ihre Ausbildung ist doch unser Jahrhundert geworden, und zwar durch die Mitwirkung der grossen Centralbanken. Zu den vornehmsten zählen wir die Bank von England, die Bank von Frankreich und die Deutsche Reichsbank. Eine solche Einrichtung vergleicht sich am besten mit einem grossen Reservoir, in das durch Tausende von Canälen die Aufsaugung des Capitals in Geldform sich vollzieht, um von diesem Mittelpunkt aus alle diejenigen mit Capital zu versehen, denen es zur Zeit daran mangelt. Der Finanzmann, der Industrielle, Kaufmann, Gutsbesitzer, Gewerbetreibende finden es weit vortheilhafter, statt ihr Geldcapital in eigene Verwahrung zu nehmen, um es häufig eine Zeit lang zinslos daliegen zu lassen, es der grossen Centralbank anzuvertrauen, die dadurch in die Lage gesetzt ist, über riesige Summen zu verfügen und dem Bedürfenden gegen sichere Pfänder (Lombarden) oder rechtsverbindliche Versprechen (Wechsel), sowie gegen Erlegung eines Zinses (Discont) zu überlassen. Als Gegendienst gegen die Einzahlung von Geldern (Girogelder) übernimmt die Bank die Rolle eines Banquiers für den Einleger, indem sie auf Grund seines Conto-Guthabens Cassa für ihn führt, Zahlungen leistet, ihm Credit gewährt und ihm die ganze Mühe seines Geldverkehrs abnimmt, nicht nur für den Bereich der Hauptbank in Berlin, sondern mit Hülfe ihrer nach Hunderten zählenden, netzartig über das ganze Land verbreiteten Filialen, auch für den Aussenverkehr und zwar in billigster und sicherster Weise. So wird die Centralbank zum Mittelpunkt des gesammten nationalen Geld- und Creditverkehrs, sie ist die Bank aller Banken und der gesammten Geschäftswelt, wenigstens leitet sie den Hauptstrom der Geld- und Creditmittel durch sich hindurch. Dadurch, dass der Staat der Bank das Privileg ertheilt hat, an Stelle des baaren Geldes auch Noten auszugeben, hat sie die Möglichkeit gewonnen, diejenigen Summen, welche der Verkehr gebraucht und für welche das Mettallgeld bei Weitem nicht ausreicht, die

in ihrer Grösse nach der wechselnden Stärke der Umsätze zeitweilig eine Ausdehnung oder Einschränkung benöthigen, zu beschaffen, zumal es nicht anginge, das Metallgeld so rasch zu vermehren oder zu vermindern, wie die bewegliche Note. Da die Note fundirt, ihre Einlösbarkeit gegen baares Metallgeld, in der Regel gegen Gold, jederzeit gesichert ist, so leuchtet ein, dass die Note nicht nur zur Bequemlichkeit des Publikums dient, sondern zugleich den Geldumlauf elastisch, d. h. mit der Menge der im Verkehr befindlichen Umlaufsmittel in stetem Einklang erhält und dadurch der Bank die Herrschaft über den Geldmarkt thunlichst sichert.

Wir müssen, um das volle Getriebe der Bank zu übersehen, der Rolle gedenken, die sie für die Wahrung der nationalen Währung übernimmt. Wir verstehen unter Währung das Geld im Rechts- und Staatssinne, das allein zur Erfüllung von Geldverbindlichkeiten zulässig und das Jeder zu nehmen und zu geben durch Gesetz gehalten ist. Seit dem Jahre 1873 haben wir im Deutschen Reich die Goldwährung, die als einzig geeignet zu erachten ist, auch die Zahlungen oder die Verbindlichkeiten gegen das Ausland, namentlich gegen die hochstehenden Goldländer zu vermitteln. Der Centralbank erwächst damit die Aufgabe, das Gold des Landes zu schützen gegen zeitweilige Versuche des Auslandes, den Goldschatz zu schwächen. Solche Versuche sind in der Regel freilich nicht willkürliche Maassnahmen des Auslandes, sondern zumeist die Schuld unserer eigenen Handels- oder Creditoperationen, besonders wenn unsere Verpflichtungen gegen das Ausland grösser werden als unser Guthaben. Die Centralbank erkennt diesen Stand der Dinge an gewissen Anzeichen des Geldmarktes, und nun ist der Augenblick zum Handeln gekommen. Das bewährteste Mittel zum Schutze unseres Goldes ist die Vertheuerung der Goldentnahme durch das Anziehen der Zinsschraube. Ausser diesem negativen Verhalten der Bank, den Goldstrom in's Ausland zu stauen, hat sie noch die positive Verpflichtung, günstige Verhältnisse zum Heranziehen von Gold aus dem Auslande auszunützen.

Um dem Laien einen ziffernmässigen Begriff von der Leistungsfähigkeit der Centralbank zu geben, schlagen wir den neuesten Jahresbericht der Reichsbank auf. Wir finden, dass die Bank mit einem Grundcapital von 120 Millionen Mark und 30 Millionen Mark Reserven ausgerüstet, über einen Bestand fremder (Giro-) Gelder durchschnittlich im Betrage von 262 Millionen Mark zu verfügen hatte. Weit grösser sind indess die Umsätze des Giroverkehrs, die insgesammt über 84 Milliarden Mark umfassten. Das Hauptinstrument dieses Verkehrs ist, beiläufig gesagt, der Check oder auch die gewöhnliche Anweisung. Der Notenbestand der Bank betrug durchschnittlich im Jahre 1894 1 Milliarde Mark. Wie sicher die Fundirung der Noten ist, geht aus der Thatsache hervor, dass die Bank über einen Metallbestand von durchschnittlich 934 Millionen Mark verfügte; am 31. December 1894 besass die Bank 714 Millionen Mark in Gold und circa 300 Millionen Mark Silber, so dass die Notendeckung ca. 93 Procent betrug. Seit Bestehen der Reichsbank sind von der geschickten und umsichtigen Leitung über 2 Milliarden Mark Gold vom Auslande angekauft worden, im Jahre 1894 allein 241 Millionen Mark. Auf der Grundlage dieser reichen Geldmittel ist die Reichsbank in der Lage, in umfassender Weise dem Credit zu dienen, wobei sie allerdings alle solche Geschäfte grundsätzlich ablehnt, welche ein erhebliches Risiko in sich schliessen. Die grösste Vorsicht waltet beim Ankauf (Discontirung) von Wechseln und der Beleihung von Werthpapieren ob. Gleichwohl hob sich der Umsatz in Wechseln auf rund 4,8 Milliarden Mark, im Lombardverkehr auf 825 Millionen Mark. Der Gesammtumsatz der Bank hat sich von rund 36 Millionen Mark im Jahre 1876 auf rund 111 Milliarden Mark im Jahre 1894 erweitert; die Zahl ihrer Filialen beträgt gegenwärtig 268.



Deponirung der Werthpapiere vor der Badereise.

Ausserordentliche Dienste leistet die Reichsbank dem Publikum durch die Einrichtung des „Contors der Reichshauptbank für Werthpapiere", für das ein eigenes stattliches, vor allem feuer- und diebesfestes Gebäude errichtet worden ist. Am Schluss des Jahres 1894 befanden sich in diesem Contor an offenen Depots 255 605 Stück mit einem Werthe von über 2630 Millionen Mark in 3665 verschiedenen Gattungen von Papieren. Die zahlreichen Beamten besorgen neben der sicheren Verwahrung zugleich die Verwaltung der Werthpapiere, deren Verloosung und Convertirung controlirt wird, deren Coupons eingelöst und die Zinsen dem Deponenten entweder kostenfrei bei den Zweiganstalten zur Verfügung gestellt oder auf Verlangen sogar durch die Post zugeschickt werden.

Der Verkehr nimmt von Jahr zu Jahr immer grössere Dimensionen an. Vor dem grossen Eingangsportal in der Niederwallstrasse hält eine herrschaftliche Equipage, der eine vornehme Dame entstiegen ist. Ein



gallonirter Bedienter trägt ihr die schwere Cassette nach, die mit einem reichen Schatz von Werthpapieren gefüllt ist. Sie bringt diesen werthvollen Besitz, bevor sie die Badereise antritt, in Sicherheit. Sie sucht zunächst die grosse Eintrittshalle auf mit ihren, von mächtigen Säulen, die eine hochgewölbte Kuppel tragen, eingefassten Mittelgang, an dessen Seiten sich die verschiedenen Schalter für die Niederlegung und Rückgabe der Depositen befinden. Unter dem Publikum, das überwiegend den wohlhabenderen Classen angehört, bilden die Damen die Mehrheit, die naturgemäss am meisten das Bedürfniss nach einer sicheren und geschäftskundigen Verwaltung ihres Vermögens empfinden, zumal wenn sie allein stehen. In einem besonderen, sehr comfortabel eingerichteten Raum können vom Publikum die verschiedenen zur Niederlegung erforderlichen Formulare ausgefüllt werden. Im zweiten Stock befindet sich die Couponcasse, eine bequeme, mit weichem Teppich bedeckte Freitreppe führt zu diesem Eldorado hinauf, nach welchem alle diejenigen sehnsüchtig blicken, die nicht mit Werthpapieren gesegnet sind.

Minder vornehm geht es an der sogenannten Umwechselungscasse im alten Reichsbank-Gebäude zu, wo Leute aller Stände im bunten Gewirre Gold und Papier, grosses und kleines Geld zum Umtausch heranbringen. Hier heisst es, Queue stehen und geduldig warten, bis die Reihe herankommt, mag auch der Geschäftsherr, die Bank, der Bäcker oder Schlächter, die des Geldes am Zahltage benöthigen, noch so grosse Eile haben.

In dem Vorderhause befinden sich ausser der Reichsbankhauptcasse auch die Reichshauptcasse, das Lombard-Contor und das Giro-Contor, das Contor für verschlossene Depositen, das Archiv, die Bibliothek, und eine Treppe hoch der Sitzungssaal des Reichsbankdirectoriums, das Sprech- und Lesezimmer und die Zimmer der Mitglieder jener Behörde, das Präsidialbureau, die Hauptbuchhalterei, Geheime Registratur und sonstige Geschäfts- und Bureau-Räume.

Wir können unsere Darstellung der Reichsbank nicht schliessen, ohne des Mannes zu gedenken, der an der Spitze dieses grossartigen Instituts waltet. Sein wohlgetroffenes Portrait lässt den pflichtgetreuen Beamten, den gedankenvollen, scharfsinnigen Mann geistiger Arbeit sofort erkennen. Dr. Richard Koch, Excellenz, seit April 1890 Präsident der Reichsbank und bald darauf auch Mitglied des Herrenhauses, Kronsyndicus und Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rath, hatte eine lange, ehrenvolle und verdienstvolle Laufbahn hinter sich, ehe ihn das Vertrauen des Kaisers auf seinen jetzigen verantwortlichen Posten berief. In seinem geistigen Entwickelungsgange hat das juristische Element überwogen. Dr. Koch war früher Richter, noch im Jahre 1870 als Schriftführer der norddeutschen Civilprocesscommission thätig. Indess behandeln die meisten seiner Arbeiten, die in Fachkreisen ausserordentlich geschätzt sind, die Grenzgebiete zwischen Recht und Wirthschaft, insbesondere das Handelsrecht und die Geld- und Werthpapiertheorie. In der letzten Zeit lag Präsident Koch die schwierige Aufgabe ob, die Verhandlungen der grossen Börsen-Enquête zu leiten, die als Grundlage der Börsenreform dienen sollte. —



Die Umwechselungscasse der Reichsbank.

Die Philosophin.

[Nachdruck verboten.]

Abseits der Strasse sich ein Pfützlein zeigt,
Ein alter Holzschuh drauss' als Insel steigt.

Ein windverwehtes dürres Blatt liegt drin,
Und auf dem Blatt sitzt eine Wasserspinn'.

Sie staunet, wie das Blatt im Winde bebt,
Und wie ihr Schatten wandernd sie umschwebt.

Sie sinnt und sinnt, bis endlich sie erkennt:
„Um einen Punkt dreht sich das Firmament.

Am Tag die Sonne, Nachts die Sternlein klar,
Das Meer, die Insel, und das Blatt sogar,

Gehorsam wirbeln sie und drehen sich,
Um einen Mittelpunkt, — und das bin ich!"

Ernst Lenbach.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Rüdig setzte sich am Fenster auf den Stuhl und lehnte den Kopf in die Hand, den Arm auf's Fensterbrett stützend. Die Kinder sahen den Vater ängstlich an; die Mutter starrte auf ihren Teller und wischte sich von Neuem die Augen.

„Man muss doch leben!" sagte sie endlich. „Und lieber das Eigene einmal billig geben, als borgen. Wenn wir nur erst über den Frühling hinaus sind, vielleicht werden die Erdbeeren gut, da haben wir für's erste doch wieder baar Geld und Gott wird auch helfen."

„Ja, ein gutes Weinjahr!" meinte Rüdig bitter. „Das ist leicht gesagt! Die letzte Nacht hat mir schon viele Augen erfroren, wo der Wind hintrifft, und wenn wieder solche Nachtfröste kommen, kann Alles hin werden. Und was wird dann? Wenn wir wieder ein schlechtes Jahr haben, dann müssen wir den Wein im Keller verauctioniren und das reicht so lange, bis wir borgen müssen und wenn wir einmal so weit sind, dann versteigern sie uns auch noch den Berg und wir müssen froh sein, wenn sie uns als Weinbergsarbeiter auf irgend einem grossen Weingut annehmen!"

„Ach, Gotthelf, verzage nur nicht! Gott hat meinen Eltern vierzig Jahre lang geholfen, dass immer wieder einmal schöne Trauben wurden, und unsere Stöcke wissen's ganz genau, wenn sie wieder einmal vollhängen müssen.

„Und wenn Du das weisst, warum giebst Du dann den Wein so billig her?" versetzte der Mann. „Es müsste ja jedem Weinstock bis in die Wurzel weh thun, wenn er wissen könnte, wie man seinen besten Saft und sein innerstes Blut verschüttet um einen Judaslohn und wie die armen Leute es trinken, als wär's saures Bier, Leute, die es nicht zu würdigen wissen und vielleicht denken, sie haben irgend eine Manscherei um billiges Geld gekriegt! Sagen Sie, Martha, können Sie das nun zugeben, dass Ihre Schwester den Wein so billig hergiebt, wo wir so hart arbeiten müssen, dass er gedeiht?!"

Martha hatte nur mit halben Ohren dem sorgenvollen Gespräche der Schwester und des Schwagers zugehört. Sie war ganz wie in einen Traum versenkt und es war ihr in diesem Augenblicke so gleichgültig, ob man ihren Wein billiger oder theurer trank. Auf die Frage des Schwagers erwiderte sie:

„Es giebt doch jedes Jahr neue Reben und warum soll man nicht auch einmal verschenken, was umsonst wächst wie die Liebe umsonst wächst?!"

Sie blickte träumerisch vor sich hin, zog die Kinder an sich und küsste sie sanft. Rüdig schüttelte den Kopf. Er verstand die Schwägerin nicht. Anna sah mit grossen Augen auf ihre Schwester und eine tiefe Angst und Sorge um das Mädchen, um sich selbst, um sie Alle zog ihr auf einmal in's Herz, sie wusste nicht, warum.

„Ist es denn wahr, Gotthelf, dass die Reblaus in der Nähe ist!"

„Ach, ja, nur zu wahr!" versetzte der Mann, indem er seufzte.

„Und wenn sie kommt, dann werden die Weinberge ausgerottet und die Stöcke herausgerissen und der Boden mit Petroleum überschwemmt?!"



Ausfüllung der Formulare für Deponirung von Werthpapieren.



Abtheilung für Werthpapiere im Neubau der Reichsbank.



Die Tresore der Reichsbank.

„Ohne Erbarmen, grausam und unnütz. Aber die hohe Regierung thut's einmal nicht anders. Und darum brauche ich Geld, brauche amerikanische Reben, um uns zu sichern und sitze nun da und soll warten, dass Du mit Hausiren es pfennigweise einbringst. Man möchte närrisch werden!"

Martha brachte die Kinder zu Bette. Rüdig setzte sich an den Tisch wieder hin und las beim Lampenscheine eine landwirthschaftliche Zeitung, die über den Weinbau in allen möglichen Fällen ihre Rathschläge ertheilte. Er las mit leise sprechenden Lippen und merkte es selber nicht. Anna nahm einen Strickstrumpf und strickte, indem sie sich gegen die Lampe neigte. Die alte Wanduhr mit dem grossen Pendel schlug in regelmässigen Absätzen ihr Tik-Tak in die Stille hinein; manchmal schnarrte es in ihrem Inneren, als wollte sie schlagen, aber es kam nicht dazu, der Laut erstarb wie das Wort im Munde eines Taubstummen. Nach einem Weilchen entsank Anna der Strumpf mit der Hand in den Schooss; sie entschlief vor allzu grosser Müdigkeit. Rüdig las mit leise sprechender Lippe weiter, ohne zu merken, dass die gute Frau schlummerte. Endlich rührten sich auch seine Lippen nicht mehr, und er starrte nur stumm und sorgenvoll vor sich auf's Papier, Droben in ihrer Kammer aber sass Martha am Fenster und schaute nach dem wandelnden Monde hinauf, der hinter brandig beschienenen, weissen Nachtwolken, die über ihn hineilten, zögernd zurückzubleiben schien. — —

Es war dunkel über den Bergen, wenn ein Wolkenschatten darüber hinging.

Nur in dem Spurmann'schen Berge regte sich zwischen den Weinpfählen, die beim Hervorbrechen des Mondlichts ihre Schatten wie ein unübersehbares Gitter vor sich hinwarfen, eine einsame Gestalt. Sie bewegte sich langsam um eine grössere Stelle in der Mitte des Berges, bückte sich, untersuchte die Weinstöcke mit einer Blendlaterne, hackte die Erde auf am Fusse eines Weinstockes und suchte bis auf das Gerinne zu dringen, wo die alten Wurzeln und Senken in dicken Strängen bei einander knietief unter der Erde lagen und ein grosses, zusammenhängendes Netz bildeten, zum Theil von uralten Wurzelläufen. Wenn die Wolken vor dem Mond schwanden, musste der Alte regelmässig im Nachforschen innehalten; wurde es wieder dunkel, so bückte er sich tief in die Grube, untersuchte die Thauwurzeln an den Wurzelstöcken und die Gerinne, brachte Stücken davon dicht an seine Augen bei der Laterne und athmete oft dabei schwer auf. — Der alte Büttner hatte eine unheimliche Entdeckung gemacht, deren nähere Erforschung er nur heimlich betreiben konnte, ungesehen von seinen Winzern und Weinbergsarbeitern und ohne Wissen des Weinbergbesitzers. Seit vierzig Jahren war er in diesen Weingärten gewesen; diese alten Wurzeln und Wurzelgerinne, zu denen er jetzt in die Erde hinabgrub, waren erstarkt und dick geworden, hatten den ganzen Berg in ein festes unterirdisches Geranke eingesponnen in der Zeit, da er hier das Treiben und Gedeihen der Trauben überwacht hatte. Vieles hatte er mit ihnen durchgemacht, den Rebenstecher und den Sauerwurm; die Gelbsucht und manche Krankheit hatte er glücklich bekämpft, und wenn diese Dinge bei anderen grossen Verlust anrichteten, so hatte er ihre Schädlichkeit gleich im Keime zu ersticken gewusst. Unter seiner Pflege waren die Spurmann'schen Weine zu einem Weltruf gelangt, weil er, wie sein Schüler Rüdig das beste Gewächs in der gesundesten Weise zu züchten wusste. Aber seit dem letzten Jahre war etwas in seinen Berg gekommen, was er sich nicht zu erklären vermochte. Aber schon im letzten Sommer hatte er eine Stelle gefunden, wo etwa dreissig Stöcke bei einander standen, die nicht recht wachsen wollten, wenig Holz trieben und nur kümmerliche Träubchen ansetzten. Schon im August waren die Blätter gelb geworden und zeitig abgefallen an zwei oder drei Stöcken, während die anderen nur kümmerlich trieben. Es war ihm aufgefallen und er hatte geglaubt, der Wurzelpilz sei hineingekommen. Er hatte die Stöcke steh'n lassen, um zu seh'n, ob sie sich im nächsten Frühjahr erholen würden. Jetzt aber, wo die neuen Triebe aufzuschwellen begannen und der Rebschnitt sein Ende erreichte, hatte er mit Missfallen gesehen, dass von diesen Stöcken einige gar keine Augen mehr angesetzt hatten und auf einen grösseren Raum, dahin und dorthin auslaufend, auch weiterhin der Ansatz sich sehr spärlich zeigte.

Diese Erscheinungen hatten ihn aufgeregt; es galt zu erforschen, was die Ursache solcher weiterfressenden Erkrankung war. Er hatte selbst dem Chef des Hauses nichts gesagt, weil der ihn vielleicht selbst für die unheimliche Erscheinung verantwortlich gemacht hätte. Der alte Mann blickte öfters scheu umher; was er aber an den Wurzeln entdeckte, war geeignet, ihn mit einem heimlichen Grauen zu erfüllen. Er fand an den jungen Saugwürzelchen der tief vergrabenen Wurzeln, an den jungen Saugfasern, welche die Frühlingswärme bereits aus dem Stocke getrieben hatte, viele Anschwellungen von der Form kleiner Sicheln, Birnen und Knoten. Immer wieder nahm er mit seiner dürren, braunen Hand, mit dem hageren Arm in die Grube fassend, neue Proben vom Wurzelgefaser, die er gegen seine bedeckte Laterne hielt, um überall diese entsetzlichen kleinen Anschwellungen zu finden.



Kassenscheine und Goldbarren.

Der alte Mann setzte sich in die aufgehackte Grube hinein auf den Erdrand und stützte den Kopf in beide Arme, die er auf die Kniee stemmte. Sein weisser Bart schimmerte im silbernen Mondlicht, dann wieder verschwand er im Schatten, der von den Wolken über den Alten fiel. Zweiundsiebzig Jahre war er alt geworden. Und das Entsetzliche sollte er im

Alter erleben, dass hier der ganze Berg dem Untergang geweiht war, wenn die Entdeckung, die er gemacht, auch Anderen bekannt wurde. Vernichtung entweder durch die Behörde oder aber im Laufe der nächsten zwei und drei Jahre ein allgemeines Absterben, einen allgemeinen Tod der Weinstöcke, mit ihm des Wohlstandes eines grosses Handelshauses und die Zerstörung seines eigenen Lebenswerkes, ganz abgesehen von der Gefahr, in welcher die übrige Nachbarschaft schwebte.

Sollte er heimlich alle diese erkrankten Stöcke ausreissen und neue pflanzen?! Vergebliches Unternehmen! Die junggepflanzten Stöcke würden von derselben Krankheit erfasst werden; das Schlimmere würde eintreten, die heimlichen Verderber, die unsichtbar an den Wurzeln frassen, würden weiter wandern auf die anderen Stöcke, würden sich erst recht in's Unendliche vermehren und das Absterben der Weingärten nur beschleunigen. Wenn er aber and're Mittel ergriff, wenn er versuchte, die kranke Stelle unter Wasser zu setzen oder mit Erdöl auszubrennen, so musste es bemerkt werden, es wurde der Behörde vermeldet, ja, er war selbst zur Anzeige verpflichtet und er wusste, dass dann der ganze Berg mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde, um mindestens fünf Jahre brach zu liegen und, wie hier die Culturverhältnisse standen, vielleicht in zehn, zwanzig Jahren erst wieder die Ergebnisse zu liefern, die jetzt vorlagen. Er hatte die Staatsweinberge einer nicht weit entfernten Gegend gesehen, die als ein ungeheu're s, ödes, kahles Gebiet dalagen mit verfallenen Treppen und eingestürzten Terrassenmauern, über welche die Erde herabrutschte und die thauenden Gewässer im Frühling in tiefen Erdrissen herabflossen, wo an den ausgestorbenen Winzerhäusern die Thüren aus den Angeln hingen und faulten und die Wachtlöcher der Unterschlupf für obdachlose Landstreicher wurden.

In tiefer Angst und Bekümmerniss, in völliger Rathlosigkeit sass er in der Grube. Ohnmächtig war er mit all' seiner alten Erfahrung dem Neuen, Furchtbaren gegenüber, das unsichtbar frass und das zarte Leben der Pflanzen tödtete, unersättlich, unüberwindlich und mit entsetzlicher Vermehrungskraft. Ganze Provinzen hatte es bereits verödet, in Frankreich und Oesterreich, in Italien und Spanien, in Afrika, in Amerika, im fernen Australien.

Aber vielleicht täuschte er sich! Vielleicht war es nur der Wurzelpilz oder eine and're Krankheit, die leicht zu bekämpfen und auf ihren Heerd zu beschränken war. Aber diese Schwellungen, diese vogelkopfartigen Verdickungen, wiesen sie nicht mit grauenerregender Gewissheit auf das Schlimmere, Unabwendbare hin?! Verschwieg er, was er gesehen, so brachte er die ganze Gegend in Gefahr. Sprach er, so war der Berg sofort verloren; um and're zu retten, wurde er geopfert. Ach, vielleicht würde die Natur sich selber helfen und widerstehen. Aber wo hatte man das erlebt? Bittere Thränen traten dem Alten in die Augen, in seinen Bart floss es nieder; er krümmte sich in sich selbst zusammen und liess den Kopf zwischen den Beinen niederhängen.

Es war wieder finster vor einer Wolke. Nur fern von der Höhe schimmerte ein einsames Licht. Das kam aus Rüdig's Stube; der Alte sah, als er aufblickte, wie es plötzlich verlosch. Dort mochten sie wohl eben ahnungslos zu Bette gehen. — Büttner erhob sich. Er nahm leise die Schaufel und scharrte die aufgegrabenen Stellen wieder zu. Jeder Klang der Schaufel, wenn sie an einen Stein traf, erschreckte ihn. Schweigen, Schweigen war wohl noch immer das Beste. Noch ein Jahr lang warten, über ein Jahr würde sich ja zeigen, ob es weiter frass; im Sommer schon würde er an den gelben Blättern und abgestorbenen Stöcken sehen, ob sich die Sache ferner verheimlichen liess. Unterdessen konnte man nach Mitteln forschen, um heimlich das Uebel zu vertilgen, vielleicht wusste Dieser und Jener doch eins. Vielleicht hatten die Menschen es früher gewusst, denn sie hatten ja Jahrtausende lang den Wein gebaut, ohne dass dieses tödtliche Wesen solche Kraft erlangt hatte; gewiss hatten sie Mittel gehabt; gewiss gab es alte Weiber oder andere erfahrene Winzer, die noch etwas davon wussten.

Büttner sann nach. Die kranke Stelle war mitten im Weinberge, wenn sich die umliegenden Stöcke belaubten und rings ihr dichtes Grün bildeten, konnte man sie nicht so leicht bemerken. Man konnte den Horst, der leichtsinnig schien und über Vieles hinwegsah, weil ihm immer der Wein und die Mädchen im Kopf steckten, dieses Gebiet während der Breche, Räume und Ernte besorgen lassen; der würde überhaupt nichts merken, allenfalls sich denken, dass die Gelbsucht in den Stöcken sei und in dem Glauben konnte man ihn lassen. Nur jetzt noch nichts verrathen, nur jetzt noch abwarten, wenn man auch auf seine alten Tage wie das leibhaftige böse Gewissen, wie ein weisshaariges Berggespenst zwischen den Weinpfählen einherirren würde! Nur schweigen, schweigen!

Der Alte hatte seine Gruben wieder zugescharrt und die Spuren seiner Thätigkeit zu verwischen gesucht. Von der Höhe des Berges stieg er auf der steilen Treppe tastend nieder; ihm war, als seien seine Augen trüber geworden von dem grossen Kummer und der dunklen Angst in ihm. Aengstlich tappte er mit den Füssen auf der schmalen, fast senkrechten Steintreppe hinab.

Auf einmal stand er wieder im Hellen. Der Mond war aus den Wolken getreten. Im selben Augenblicke sah er drüben, wo Rüdig's Gartenmauer am Berge hinabführte, eine Mannsgestalt sich über die Mauer herüberschleichen und sich rasch in den Mauerschatten ducken, um sich vor dem hellen Mondschein zu verbergen. War das nicht die Gestalt des Horst, an den er eben gedacht hatte? Wusste der auch etwas? Aber wie kam er dazu, aus Rüdig's Grundstück in seinen eigenen Berg zu steigen?

Jetzt sah der Alte, wie der Mann versuchte im Mauerschatten abwärts zu schleichen. War das ein Einbrecher? War es Einer, der hier heimlich nachforschen sollte, ob die Reblaus im Berge sei?

Der Alte spähte athemlos. War es so, war es ein Kundschafter, so wollte er lieber einen Mord begeh'n, als das Geheimniss herauskommen lassen. Mit dem Schaufelrande ihm den Schädel spalten! — Der Alte fasste den Griff fester, als probte er seine Kraft. Es war ein Spion, es war ein Verräther! Kam er nicht langsam hinübergeschlichen, gerade auf die Stelle zu, wo oben die kranken Stöcke standen?!

Lauter und lauter rief es in dem Alten: es ist ein Spion, er will's verrathen. Hin muss er werden, er oder ich! Geht er nicht dort oben zwischen den Pfählen hin? Sind die Augen nur so trüb' geworden, dass man nicht unterscheiden kann, ob's der Horst oder ein And'rer ist?

Büttner wurde von einer Art Wahnsinnsangst erfasst. Wenn der Kundschafter oben nachgrub, wie er selber gegraben hatte? Nein, er durfte gar nicht hingelangen, man musste ihn fassen und im Nothfalle erschlagen wie einen Hund.

Der Alte sprang die Treppe hinauf. Ganz deutlich sah er jetzt oben die Gestalt zwischen den dunklen Pfählen huschen. Er begann athemlos, schweigend, keuchend zu rennen, um den Fürchterlichen einzuholen. Er schwankte gegen einen Pfahl und warf ihn um. Ein Schlag gegen einen anderen Pfahl gab einen lauten Ton. Der Fremde oben schien zu erschrecken; er wendete sich um und sprang drüben am Berge abwärts. „Hund! Verräther!“ murmelte der Alte, wie von einer fixen Idee erfasst. Er kehrte gleichfalls um und stürzte dem Manne am Rande einer Terrassenmauer von der Seite entgegen; im Schweiss der Angst gebadet und in seinem Gehirne von der Vorstellung erfüllt, von wimmelnden Haufen winzig kleiner wachsgelber Läuse mit rothen Augen, mit rothen Augen, die der Fremde oben im Schatten an den Wurzeln seh'n musste, sowie die Sonne heraufkäme hinter dem Berge. Und diese Haufen von gelben Läusen mit den rothen Augen überflutheten plötzlich seine Augen, sein ganzes Innere, und ein Schmerz, als zerrisse er innerlich, wurde gefühlt, indem alle die rothen Augen in einen grossen Blutstrom zusammenliefen. — Ein dumpfer Fall wurde im Berge vernommen. Eine Gestalt stürzte von der Mauerterrasse herab und riss mit dumpfem Schmerzenslaut einen anderen Gegenstand unter sich zu Boden. Ein leises Wimmern, ein tiefer Seufzer — der greise Winzer lag leblos zu Füssen der Mauer, auf einen Weinpfahl gepfählt, den er im Herabsturz zugleich umgerissen hatte. Mit einem kurzen Seufzer war auch sein altes Leben von ihm gewichen.

Der Flüchtling oben im Berge bemerkte nichts von alle dem. Er ging auch nicht nach der kranken Stelle, um sie zu erforschen; er huschte leise hinunter nach dem Winzerhaus und als der Mond wieder ihn begrüsste, pfiff er stille ein seliges Liedchen vom schönsten Mädchen und der heissen Liebe. Heimlich schlich er in's Haus und verschwand darinnen.

Der Leichnam des Alten aber lag in sich zusammengekrümmt am Fusse der Mauer. Sein Bett hatte er nicht gefunden, in dem er vergebens den Schlaf suchen würde; ihm war ein anderes Lager bereitet, wo man tiefer und ruhiger schlummerte. — —

Drittes Kapitel.

Herr Weingrosshändler Anton Spurmann durchwandelte in Begleitung seines ersten Weinreisenden, des Herrn Désiré Müller, dem man in weiten Kreisen auch den Namen des „Grafen“ beilegte, die Kellereien der Handlung. Herr Désiré Müller war eben erst von einer längeren Reise zurückgekehrt, auf der er besonders glücklich gewesen. Er hatte unterwegs nicht nur zahlreiche Geschäftsempfehlungskarten der Firma bei Gutsherren, Hôtelinhabern und Weinstubenbesitzern, auch bei mancherlei Privatleuten abgegeben, sondern auch von den verschiedensten Orten aus reichliche Bestellungen für sein Haus aufgegeben. Mit einem Notizbuch voll von weiteren Aufträgen war er eingetroffen, hatte sich im Comptoir bei dem Chef angemeldet und bereits vieles Wichtige auf das Geschäft und auf ihre Weine Bezügliche abgehandelt.

Er führte nicht umsonst den Namen des „Grafen“, denn er bewegte sich ganz in den ausgesuchtesten Manieren des Weltmannes und Feinschmeckers, legte selbst in den Kellereien seine Handschuhe nicht ab, war mit einem Cylinder nach neuestem Schnitt bedeckt und trug leichte Reisegamaschen über den aristokratisch geformten Spitzschuhen an seinen Füssen. Ein goldener Kneifer, den er sehr geschickt auf die Nase zu setzen wusste, vervollständigte den Eindruck des gewiegten Gesellschaftsmannes, dem man nicht gut widerstehen konnte, wenn er den Damen seine Gefühle, den Hôtelbesitzern aber seine Weine anbot. Er trug den blonden Bart auf spanische Weise zurechtgeschnitten und war ein Mann von etwa siebenunddreissig Jahren, dem Niemand ansah, dass er in jüngeren Zeiten ein protestantischer Geistlicher gewesen war, zu dessen Predigten sich die Damenwelt mit allgemeiner Begeisterung gedrängt hatte wegen des melodischen Klanges und des überaus rührenden und feurigen Inhalts seiner Rede. Diese Begeisterung der Frauenwelt indessen hatte Folgen gehabt, welche sich mit seiner Stellung als Seelenhirte nicht vertragen wollten; er hatte in der Residenz, in welcher er an der Hauptkirche angestellt gewesen war, sein Amt niederlegen müssen, hatte die Gottesgelehrsamkeit in Folge dessen ganz an den Nagel gehängt und sich einen neuen Beruf gewählt, wo er ein Weltkind unter Weltkindern zu sein vermochte. Seit sechs Jahren bereits reiste er für das Spurmann'sche Geschäft, und wie er einst ein Kenner des göttlichen Wortes gewesen, so war er nun ein Kenner der Weine.



Grosse Treppe im neuen Anbau der Reichsbank.

Neben ihm schritt Herr Spurmann, ein mittelgrosser Mann, der an der Schwelle des sechzigsten Lebensjahres stand, einen langen, weissen, vollen Bart und auf dem Kopfe eine leichte Mütze trug. Ein ehrliches und joviales Gesicht, das nur ziemlich stark geröthet war und verrieth, dass der Weinhändler der täglichen Versuchung seiner Fässer nicht widerstand, erweckte Vertrauen.

Die beiden Männer hielten im Spülraum der grossen, ausgedehnten Kellereien Spurmann's, welche vielfach die Neuerungen der Zeit und ihre praktischen Einrichtungen eingeführt hatten. [Fortsetzung folgt.]

Kork-Teppiche.

Wenn wir die öffentlichen Lokale durchwandern, die — an Grösse und Pracht der Ausstattung einander überbietend — dem Weltstadtgepräge des neuen und neuesten Berlin so charakteristische Züge verliehen haben, oder wenn wir in eines der neueren Theater uns begeben, um über die Leistungen der modernen Bühne uns zu freuen oder auch — gründlich zu kritisiren, so wird uns, während das Auge die Wunder der modernen Decorationskunst wohlgefällig betrachtet, gleichzeitig von dem dahinschreitenden Fusse ein eigenartiges, doch recht angenehmes Gefühl übermittelt. Was ist das, worauf wir gehen? Es ist kein Holzboden, denn wir sehen keine Fuge, auch ist dafür der Schritt zu elastisch; es ist kein Wachstuch, denn dieser veraltete Bodenbelag war kalt und hart; es ist auch, trotz des weichen Ganges, kein Wollteppich, denn von dem Staub, der diesem selbst bei grösster Reinlichkeit immer anhaftet, merken wir nichts. Es scheint uns als ob es ein Bodenbelag sei, der, frei von den Unannehmlichkeiten aller früheren Belagsarten, nur deren Vorzüge in sich vereinigt. Bei genauerem Zusehen erkennen wir denn auch leicht, was wir vor uns, resp. unter den Füssen haben — es ist Linoleum oder Korkteppich.

Der fremde, nun aber längst dem deutschen Sprachschatze einverleibte Name „Linoleum“ deutet auf den werthvollsten Bestandtheil des unser besonderes Interesse erregenden Teppichs, das Leinöl, ein Stoff, dem wir, die Männer der Feder und der Palette, schon von Berufswegen die beste Meinung entgegenbringen, bindet es uns doch das, was wir schreiben und malen, Druckerschwärze und Farben, dauernd fest auf Papier und Leinwand.

Der deutsche Name „Korkteppich“ erklärt sich selbst; pulverisirter Kork ist der zweite, weniger werthvolle aber nicht minder wichtige Bestandtheil, der die durch Zerkleinerung theilweise verloren gegangene Elasticität des Korkes durch die Bindung mit auf natürlichem Wege oxydirtem Leinöl wieder erlangt.

Soweit war uns der Artikel, der heute eine mächtige Industrie beschäftigt, schon bekannt; es drängte uns aber — ist doch auch die Linoleumfabrikation eine „Moderne Kunst“! — genauere Einsicht von seiner Herstellungsweise zu nehmen, und so machte sich denn unser Reisegelehrter auf den Weg nach den Linoleumwerken der German Linoleum Manufacturing Cie. zu Delmenhorst bei Bremen, woselbst er von der Direction, die sonst gegen Besuch sehr vorsichtig ist, freundlich aufgenommen wurde. Lassen wir nun unserem Abgesandten das Wort.

Systematisch bei den Grundstoffen beginnend, zeigte mir der technische Director, welcher mich begleitete, zuerst die Korkmühle, woselbst in einer stattlichen Zahl oberschlächtiger Mahlgänge von mächtigen Dimensionen die Korkabfälle zermahlen und zu staubfeinem Mehl versiebt werden. Dann ging es an den gewaltigen Oelbehältern, in denen stets gegen eine Million Pfund bestes Malerleinöl ablagert, an den Oelkochern und -Pumpen vorüber, zu den Oxydirhäusern. Hier erwartet den, der gewohnt ist sich unter „Oel“ etwas Flüssiges vorzustellen, eine eigene Ueberraschung; er sieht das Leinöl als feste kautschukartige, goldgelb durchscheinende Masse an langen Nesselstreifen hängen, welche immer wieder mit frischem Oel übergossen werden. Die wunderbare Metamorphose aus dem flüssigen in den festen Zustand ist die Folge eines durch den Sauerstoff der stetig erneuerten Luft bewirkten Oxydationsprozesses. Die Natur arbeitet gratis, aber sie lässt sich auch Zeit dabei. Es vergehen 6—8 Monate, bis der Oxydationsprocess beendet ist und so lange hängt ein grosses Capital wörtlich in der Luft! Eine freundliche Einladung des Herrn Directors „näher zu treten“, lehnte ich dankend ab, denn ich merkte schon etwas von dem Einfluss der scharfen, bei der Oxydation sich verflüchtigenden Ameisen-(Leinöl-)Säure auf die Thränendrüsen! Uebrigens begreift man, wenn man so ein Stück „oxydirtes Leinöl“ in die Hand nimmt, sofort, dass dies in Verbindung mit Kork ein wunderbares Material abgiebt. Wenn man dann noch sieht, wie dieses Oel zerkleinert, mit Kanri-Kopal, einem werthvollen fossilen Harze, gemischt, mittelst einer Serie der verschiedenartigsten Knet- und Walz-Systeme mit Korkmehl und feinen Farberden durcheinander gearbeitet und schliesslich die so gewonnene Masse von den dampfgeheizten Walzen gewaltiger Kalander auf das starke Rückengewebe gepresst wird, so wird man von Bewunderung erfüllt für die geniale Idee des Erfinders (Frederik Walton, der vor mehr als 30 Jahren die erste Linoleumfabrik zu Staines an der Themse gründete) und die grossartige Verwirklichung, die dieselbe in den Werken der aus dem Staines'schen Unternehmen hervorgegangenen German Linoleum-Company zu Delmenhorst gefunden hat. Man ist völlig überzeugt, man sieht und fühlt es, dass ein solcher Bodenbelag mit der Wärme und der Schalldämpfung des Teppichs die Elasticität, Haltbarkeit und Wasserbeständigkeit des Kautschuks, und die Reinlichkeiten des früheren Wachstuches in vollkommenster Weise verbindet.

Besonderes Interesse bot mir, als einem Vertreter der grossen Gilde der „Druckkünstler“ die Art und Weise, wie dasjenige Linoleum, welches seine einfarbige Oberfläche nicht behalten soll, durch schwere Druckformen mit den mannigfaltigsten Mustern bedruckt wird. Man zeigte mir Muster von hervorragender Formen- und Farbenschönheit, welche darthun, dass auch die ästhetische Seite mit Verständniss gepflegt wird.

Die Farben, welche sehr dick aufgetragen und in langwierigem Trockenprocess erhärtet werden, leisten in den geschützten Innenräumen des Hauses der Abnutzung viele Jahre Widerstand. Da man nun aber auch an manchen anderen Stellen den Schmuck des Musters nicht gerne entbehren möchte, so ist die German Linoleum-Company dazu übergegangen, ein granitartig gesprenkeltes und geadertes Linoleum herzustellen, welches die Unverwüstlichkeit des einfarbigen Korkteppichs mit dem hübschen Aussehen eines Granit- oder Terrazzo-Bodens verbindet. Das Vollkommenste jedoch was die Linoleumindustrie und zwar, wie mir gesagt wurde, nur die von mir besuchte Delmenhorster Fabrik jetzt hervorbringt, sind wirkliche Muster, deren Farben thatsächlich durch und durch gehen, so dass sie nie abgetreten werden können! Die German Linoleum-Company bringt diesen Artikel unter dem Namen „Inlaid“ in den Handel. Ich war auf's Höchste überrascht, als ich sah, wie man die verschieden gefärbten Linoleumteilchen in Gitter füllte und das so zu einem Muster zusammengesetzte Material einem hydraulischen Druck von 2000 Kilo auf den Quadratzoll aussetzte! „Das“, sagte ich mir, „ist in der That der Fussboden der Zukunft!“

Unser Bild zeigt einen Innenraum des Reichsbank-Neubaues, welcher von den Herren Quantmeyer & Eicke, den Berliner Generalvertretern der Fabrik, mit dem durchgemusterten Granitlinoleum belegt wurde und so einen Bodenbelag erhielt, der hochfeines Aussehen und praktischen Werth in früher nie gekanntem Maasse vereinigt.

Die römische Geschichte.

Eine Erzählung von **Karl Mischke.**

War es nicht bei der Eroberung von Veji? Ganz recht. Natürlich war es bei der Eroberung von Veji. Das hatte uns Bengels einen riesigen Spass gemacht. Ja, das war aber auch noch etwas: oben im Tempel zu Veji der Oberpriester und der König der Vejenter beim Opfer, irgend eine Gottheit — welche war es doch gleich? — anflehend, die bösen Römer, dieses Räubervolk, zu vernichten, dass keine Spur davon übrig bleibe, und unten in ihrem unterirdischen Gange inzwischen vordringend die Römer, an der Spitze der Held Marcus Furius Camillus, leise schleichend und doch von gedämpftem Waffengeklirr begleitet, das aber die Verblendeten oben in ihrem Opferwahn überhören, dann krach! bums! klirr! die Fliesen des Fussbodens gesprengt, hops, hops! heraus die wackeren Römer, Schwertgeklirr, Schildesklang, die überraschten Feinde stehen starr, knacks! liegt der Vejenterkönig, knacks! liegt der Oberpriester, und Mord und Blutvergiessen und Feuerbrand und Zerstörung! Weiber und Kinder heulen, nutzt ihnen alles nichts, Greise und Jünglinge greifen zu den Waffen, werden alle abgeschlachtet, kein Stein bleibt auf dem andern, Veji wird alle! War früher einmal eine mächtige Stadt.

Das war doch ein Fall, der Fall von Veji! Und unser römischer Geschichtslehrer, der den biederen Namen Müller führte, hatte uns die Sache mit ihrem ganzen theatralischen Aufputz so schön ausgemalt, dass in unseren jungen Herzen natürlich sofort der Plan reifen musste, auch einen unterirdischen Gang zu graben, eine Stadt zu zerstören, Greise, Weiber und Kinder, vor allem aber einen König und einen Oberpriester zu erschlagen, mit einem Worte, uns zu benehmen wie Helden.

Unser guter Herr Müller hatte daher kaum das Schulzimmer verlassen — er hatte im Eifer der Erzählung eine Viertelstunde zugegeben, die Schule war längst aus, und alle anderen Classen waren inzwischen lärmend abmarschirt, — als auch schon durch stille Uebereinkunft der runde Ofen, durch den wir im Winter mit einer warmen Wasserleitung geheizt wurden, der aber jetzt minder gefährlich zu besteigen war, zur Burg der Vejenter erklärt wurde. Ehe er es sich versah, war unser Kleinster trotz seines Strampelns von kräftigen Armen hinaufgehoben und zum Oberpriester ernannt worden; er erhielt sofort den Auftrag, irgend etwas zu opfern und die Götter anzuflehen, dass sie die bösen Römer, dieses Räubervolk, vernichten sollten, dass keine Spur davon übrig bliebe. Das war bald abgemacht, aber jetzt kam eine Hauptschwierigkeit zu beseitigen. Nämlich unsere beiden grössten Helden, Paul Nagel und Emil Hettler, erhoben beide Ansprüche auf den Posten des Camillus. Den König der Vejenter wollte keiner machen, denn wer ist gern bei der dem Untergange geweihten Partei? Dagegen Camillus, — ha! mit Schild und Schwert durch einen unterirdischen Gang, d. h. mit Reissbrett und Reissschiene unter den Schulbänken entlang kriechen, und dann wie ein Tiger hervorbrechen, und Radau machen, und alles abschlachten, und dann als Sieger über die Trümmer schreiten, und einen klingenden Namen sein eigen nennen! Denn wenn auch Marcus etwas verdächtig klang und Camillus bedenklich an Leibschmerzen erinnerte, so war doch Furius eine bedeutende Sache und passte ganz zu der grossen Staatsaction.

Also fassten sich die beiden Ehrgeizigen gegenseitig heftig nach den Locken, und nachdem sie sich gebührend den Rang streitig gemacht hatten und Paul Nagel unter der Schulbank zu liegen kam, war es klar, dass kein anderer als Emil Hettler der grosse Camillus sein konnte. Paul Nagel aber versammelte seine Getreuen, vier an der Zahl, um sich, stieg mit ihnen auf die Bänke, die dem Ofen am nächsten waren, und wir erklärten unseren Vorsatz, Veji zu vertheidigen bis zum letzten Athemzuge. In der anderen Ecke sammelten sich die Römer.

„Du, kiek 'mal da aus't Fenster“, sagte da der Oberpriester von seinem Ofen herab zu seinem König. „Siehst da? Da steht Müller mit unsern Ollen seine Trude, schon 'ne janze Weile, die kenn'n sich jarnich trenn'n.“

„Halt's Maul“, donnerte aber Paul Nagel, der König von Veji, „und kümmere Dich nicht um andere Dinge. Bete Du zu Deine Jötter, und wir werden fechten.“

Der Kleine aber, der diese Anrede wohl als zur Rolle gehörig betrachtete, nahm die Zurechtweisung, die ihn zur Gebetsmaschine herabwürdigen sollte, durchaus nicht übel und fuhr fort: „Er kam von de Strasse und wollte über'n Hof in't Haus, und sie kam aus't Haus und wollte uf de Strasse, un da ha'm se sich jetroffen. Du, ick jloobe —“

„Ach wat, ick jloobe, det wer bald mit de Reemers zu dhun kriegen. Männer, Vejenter, das Vaterland ist in Gefahr, folgt mir nach, Ihr werdet meinen Helmbusch stets auf dem Wege des Sieges finden!“

So sprach der König, aber er konnte es doch nicht über's Herz bringen, nicht durch das Fenster nach dem grossen Vorhofe zu blicken, der zwischen

dem zurückgebauten Schulhause und der Strasse lag und von der Strasse durch eine Mauer abgetrennt wurde. Richtig, da standen sie, unser lieber Lehrer Müller und unseres Rectors blonde Trude, ein hübsches Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Ueber ihnen breiteten sich die dichtbelaubten Ahornbäume aus, durch deren Zweige nur hie und da ein Sonnenstrahl fiel; das dichte Dach schützte sie vor Blicken, die etwa von oben her sie beobachten wollten. Ueber uns hatte der Alte sein Amtszimmer. Er, nämlich Müller, schien ihr eifrig zu erzählen oder in sie hineinzureden, etwa so eifrig, wie er uns Jungens die römische Geschichte vortrug, und sie hörte ihm mit demselben Eifer zu, wie wir die Heldenthaten der Alten von seinen Lippen lasen. Was mochte er, der Lehrer, wohl dem Mädchen so eifrig vorzutragen haben, die doch garnicht seine Schülerin war?

Inzwischen hatte sich die römische Partei geordnet und begann zum Angriff überzugehen, indem sie, so weit es der Raum gestattete, auf allen Vieren unter den Bänken hindurch auf den Ofen zu krochen, wobei sie noch Reissbretter, Mappen, Lineale und sonstige Schutz- und Trutzwaffen mit sich schleppten. Das machte so viel Spektakel, dass sie nothgedrungen mit den Vejentern im Einverständniss sein mussten, um nicht bemerkt zu werden.

„Du", begann jetzt wieder der Priester, „jetzt haben se sich de Hände jejeben, alle beede Hände! Ick jloobe janz gewiss, die pussiren! Wenn det der Olle wisste, au Backe!"

„Na, wat wär'n denn?" fragte Franz Luchterhand, einer von den getreuen Vejentern.

„Wat, det weesste nich?" fragte der Kleine von oben herunter. „Enterben dhäte er ihr, un verfluchen . . . un . . . un . . . un verhau'n dhät' er ihr ooch!"

„Passt uf", fiel jetzt Paul Nagel, der König von Veji, ein. „Nu kommen se bald ran. Wenn se nu unten sitzen, dann fängt der oben mit det Opfern an un so wat. Und wenn se denn vorkommen", fuhr er leiser fort, „denn verhau'n wer se."

„Nee, ick denke, wir kriegen Keile, wir sind doch die von Veji", fiel ihm Franz Luchterhand ein.

Aber davon wollte der nichts hören. „Ja, wenn wer't uns jefallen lassen!" höhnte er. „Det dhun wer aber nicht", und nun flüsterte er ihm in's Ohr, dass wir ja im Vortheil wären; wir wären zwar weniger, aber wir könnten „von oben 'runter wichsen", wenn sie einzeln mit Mühe und Noth hervorkröchen. Franz gab das weiter, und während die Römer noch siegesgewiss unter den Bänken heranschlichen, schmiedeten wir seelenvergnügt den Plan zu ihrer Vernichtung.

„Seid Ihr nu alle so weit?" hörten wir unsern Todfeind Emil Hettler Furius Camillus mit gedämpfter Stimme gerade unter der Bank fragen, auf der wir standen. Das war also der Fussboden, der gebrochen werden sollte. Ein mehrstimmiges „Ja . . ja . . . ja" kam als Antwort, auch ein „Wart 'mal noch en bisken!" . . „Na denn mach doch!" . . „Fix!" . . . „Na denn fangt man an da oben."

Und jetzt sollte die grosse Scene sich ereignen. Der Oberpriester sollte opfern, der König sollte mit ihm zusammen beten, und dabei sollten wir überfallen und abgethan werden, bei welchem Gedanken wir uns verschmitzt in die Rippen stiessen.

„Jetzt küssen se sich sogar! Na det is 'ne scheene Wirthschaft!" sagte der Oberpriester, der seinen Sitz auf dem Ofen so hatte, dass er schon aus dem Fenster heraussehen musste.

Wenn die Beiden gewusst hätten, dass in diesem Augenblicke zwölf neugierige Kinderaugen sie anstarrten! Aber die Schule war ja aus, alle anderen Classen waren schon nach Hause gezogen, und von uns nahmen sie es wohl auch an. Dass wir sonst immer noch auf dem Nachhausewege allerlei Unfug verübten, und dass uns in diesem Falle unser ehrwürdiges Schulzimmer dazu gerade gut genug war, konnten sie freilich nicht wissen.

Mit dieser Voraussetzung war der Platz für ein liebendes Pärchen hinter der Mauer, die die Strasse absperrte, unter den Bäumen, die gegen oben hin schützten, das muss ich jetzt bei besserer Erfahrung sagen, garnicht schlecht gewählt. Nur von ein paar Fenstern im Erdgeschoss konnten sie beobachtet werden.

Jetzt fing unser Oberpriester an: „Jewaltiger Jupiter, wir sitzen hier in Deinem Tempel! . . . . Wat soll ik denn nu noch sagen?"

„Sag: Die Römer soll der Deiwel holen!" flüsterte der König.

„Die Reemer soll der Deiwel holen! . . . Un nu? . . . . Jetzt hat er ihr eben wieder 'n Kuss jejeben!"

Die Römer horchten andachtsvoll auf die Feierlichkeit, uns Vejentern ging es aber wie in der Regel den Kindern, die Theater spielen wollen. Kostüme und Requisiten sind da, bloss der Text fehlt. Da that sich die Thür auf, und vor unsern erschreckten Blicken erschien — unser Mitschüler Max Herbst, der während der Zeit einmal draussen gewesen war und uns jetzt zurief:

„Jungs! Eben kommt der Olle de Treppe runter!"

Was nun? Alle still auf unsere Plätze setzen? Ja, wir sollten ja längst zu Hause sein!

Aber Camillus wusste Rath. „St! Pst" machte er und gebot dann von seiner Stelle unter der Bank her: „Alle bleiben janz stille, wo se sind! Denn denkt der Olle, wer sind schon wech, un kommt jarnich erst rin un jeht uf'n Hof raus!"

Zittere, junges Paar!

„Wenn er aber doch rin kommt?" fragte der kleine Oberpriester.

„Stille! Janz stille!"

Jetzt lauschten wir alle, ob wir auf der Treppe die Schritte des „Alten" vernehmen konnten. Ohne allerlei leise Geräusche ging es nicht ab. Indess sagten nachher die meisten, sie hätten doch gehofft, dass er vorbei gehen würde.

Der Alte!

Sofort bekam Max Herbst, der Unschuldige, weil er dem Alten am nächsten stand, ein paar Ohrfeigen, dann rief der Alte dem Kleinen, der auf dem Ofen sass, zu, er solle sofort herunter kommen, guckte unter die Bänke und wunderte sich, dass da ein Theil seiner Schüler steckte, und schliesslich schüttelte er den Kopf und fragte nochmals: „Was geht hier vor?"

Der Kleine erklärte, er könnte von dem Ofen nicht herunter, sie hätten ihn heraufgehoben, und allein wüsste er nicht, was anfangen. Wer ihn hinaufgehoben hätte? Das wüsste er nicht. Es wäre schon lange her.

Der Alte, der unsere geistvollen Ausreden schon kannte, näherte sich dem Ofen, und dabei fiel sein umsichtiger Blick auch durch's Fenster. Er kam gerade zurecht, um sein Töchterchen auf die kleine Pforte in der Mauer zuschreiten zu sehen, wobei sie sich noch einmal umdrehte und nach dem Hause zurück nickte. Der Alte, der selbstverständlich annahm, der Gruss gelte ihm als Vater, nickte gleichfalls freundlich, und Franz Luchterhand, der darüber dummerweise lachte, bekam ein paar an die Ohren. Was hat so ein Dummrian auch zu lachen, wenn Vater und Tochter sich grüssen?

Unser Herr Müller war nicht mehr zu sehen. Aber jetzt erschien auch er an der Thürschwelle, verlegen und erstaunt, uns und den Alten vorzufinden. Wir waren inzwischen wieder sämmtlich zum Sitzen gekommen und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Natürlich mussten wir sofort eine Stunde nachbleiben, weil wir uns geprügelt hatten, und Herr Müller, der dem Alten erzählte, er wäre zurückgekommen, um Hefte zu corrigiren, die er nicht erst mit nach Hause nehmen wollte, übernahm unsere Beaufsichtigung. Als sich der Alte entfernt hatte, mussten wir Müllern erzählen, was los gewesen war, und nachdem er die Geschichte von der Eroberung von Veji gehört und festgestellt hatte, dass der Alte eben erst dazu gekommen war, wurde er sehr vergnügt, und seine Besorgniss, dass er vielleicht doch beobachtet sein konnte, verflog. Dann setzte er sich hin und erzählte weiter von Camillus, von den Galliern, und von den Gänsen, und von dem Schwerte des Brennus, und wie Camillus gerade dazu kam — und das war ja beinahe noch dramatischer und unglaublicher. Aber einige Zerstreutheit offenbarte er doch und blickte von Zeit zu Zeit, ja sehr oft durch's Fenster, ob sein Schatz vielleicht zurückkäme . . . . Alles in allem war es aber eine recht vergnügte Nachbleibestunde.

Das ist nun schon eine ganze Reihe von Jahren her. Und jetzt — aber von dem, was jetzt ist, wollte ich ja nicht erzählen, ich wollte ja blos von der Eroberung von Veji und was sich dabei zugetragen, Kunde geben.

Jean F. Portaels.

Von **Georg Malkowsky.**

Wenn man den Einfluss des in Brüssel verstorbenen Directors der Akademie J. F. Portaels auf die Entwickelung der belgischen Malerei in seiner ganzen Ausdehnung würdigen will, muss man sich die künstlerischen Zustände in den Niederlanden während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vergegenwärtigen. Louis David hatte sich, von der Restauration aus Paris vertrieben, 1815 in Brüssel niedergelassen und den französischen Classicismus mit glänzendem Erfolge importirt. Die Correctheit der Zeichnung, die Eleganz der Pinselführung, die Einheitlichkeit des Colorits galten alles, die handwerksmässige Tüchtigkeit beherrschte den Markt. Unter seinen Schülern zeichnete sich Franz Navez aus, dem es bestimmt war, trotz seiner unbedingten Verehrung für den Meister, aus seinem Atelier einen ganzen Schwarm junger Romantiker hervorgehen zu sehen. Gustav Wappers war es, der mit dem Aufsuchen des Rubensstiles an die fast vergessene Tradition der vlämischen Schule anknüpfte und der Romantik auf der ganzen Linie zum Siege verhalf. Dann folgte mit der Unabhängigkeitserklärung Belgiens im Jahre 1830 eine Aera über-



Jean F. Portaels. Die Verläumdung.



Militair-Quadrille. Siehe Seite 282.

strömender nationaler Begeisterung, die sich in einer den höchsten Zielen zustrebenden Kunstübung wiederspiegelte und in der wilden Phantastik eines Anton Wiertz ihren extravagantesten Ausdruck fand. Louis Gallait und Eduard de Biefve wurden die Vertreter des abgeklärteren Nationalgefühls. „Die letzten Augenblicke des Grafen Egmont", „Der Compromiss der Adligen" gewannen europäischen Ruf und galten eine Zeit lang als die höchsten Offenbarungen reifer historischer Kunst. Mit der Ausstellung der „Steinklopfer" von Courbet im Jahre 1851 setzte dann der Realismus in Brüssel ein und fand begeisterte Anhänger. Eine neue Künstlergeneration nahm alle diese Anregungen in sich auf, kehrte zum gründlichen Studium der Natur zurück, entdeckte neue Stoffgebiete und verhalf mit allen technischen Mitteln ausgerüstet, der belgischen Kunst zu der Achtung gebietenden Stellung, die sie noch heute einnimmt.

All' diese Kämpfe und Wirrungen liess J. F. Portaels im ruhigen Vollbewusstsein seines Könnens an sich vorüberziehen. Er begnügte sich damit, in seinem Atelier nicht eine Schule, sondern Künstler zu bilden. Am 1. Mai 1819 in Vilvoorde geboren, besuchte er die Brüsseler Akademie und wurde ein Lieblingsschüler Franz Navez', dessen Tochter er später heirathete. Nachdem er seine Studien in Paris unter Paul Delaroche fortgesetzt, kehrte er 1842 in die Heimath zurück und errang dort den Preis von Rom, der ihm ermöglichte, fünf Jahre hindurch in Italien, Afrika und Asien zu reisen und seine Mappen mit Skizzen aus Marokko, Algier, Tunis, Aegypten, Judäa, Spanien, Ungarn und Norwegen zu füllen.

Eine Ausstellung seiner Studien und Gemälde, die er 1847 nach seiner Rückkehr in Gent veranstaltete, erregte allgemeines Aufsehen und verschaffte ihm die Stellung als Director der dortigen Akademie. 1850 siedelte er nach Brüssel über und folgte seinem Meister Navez in der Leitung eines freien Meisterateliers. Nach dem Tode seiner Gattin trat er eine zweite Reise nach Marokko an, wurde 1874 Lehrer an der Akademie der Schönen Künste in Brüssel und übernahm 1878 die Direction dieses Institutes.

Die hervorragende Bedeutung Portaels liegt in seinem Atelier. Er hielt es für die vornehmste Aufgabe eines Meisters, zunächst das Metier zu lehren, dann aber jeder Individualität, jedem Temperament und jeder Empfindung freien Spielraum zu lassen. So sind denn aus seiner Schule die denkbar verschiedensten Künstler hervorgegangen: Emile Wauters, Isidore Verheyden, Agneessens, Blanc-Garin, Hennebicq, van der Hecht, Lempoels und viele Andere. Ja, sogar ein bedeutender Bildhauer, van Stappen, dessen „Toilette des Faun" heute das Brüsseler Museum ziert, fand bei Portaels seine erste Anregung. Als das Atelier Portaels im Jahre 1868 im Cercle artistique et littéraire seine erste Gesammtausstellung veranstaltete, erstaunte man über die Fülle der neu auftauchenden Talente. Eine zweite Collectiv-Schau im Palais des Beaux Arts anfangs der achtziger Jahre gestaltete sich zu einem Triumph für den Meister, der es verstanden, die Entwickelung so eigenartiger Talente zu fördern, ohne sie an eine beengende Regel, an künstlerische Zwangsvorstellungen zu fesseln.

Von der romantischen Schule ausgehend, selbst der Empfindung nach Romantiker, ist Portaels eine durchaus abgeklärte, vornehme Künstlererscheinung. Seine feine, jede exaltirte Bewegung vermeidende Zeichnung erhält ihren Reiz durch ein wohl abgetöntes Colorit, das Farbenharmonie sucht, ohne sie künstelnd zu erzwingen. Als Portraitist dringt Portaels tief in die Persönlichkeit ein, um sie dann doch in der Ausführung zu veredeln. Hat er in der Historie noch immer einen kleinen Zug in das Theatralische hinein, wie in seiner „Judith" im Antwerpener, in seinen „Ungarischen Frauen" im Brüsseler Museum, so sind seine orientalischen Landschaften und Genrebilder voll lebhaft pulsirenden Lebens, voll künstlerisch verhaltener Gluth. Folgt er dem romantischen Grundzuge seines Empfindens, wie in unserer Allegorie der „Verleumdung", so bleibt er trotz alles Symbolisirens stets klar und verständlich.

Als Mensch war J. F. Portaels eine liebenswürdige, conciliante, aber auch gelegentlich selbstbewusste Persönlichkeit. Sein Gehalt als Director



Ungarisches Manöver. Siehe Seite 282.



Herold den Prolog sprechend.
Originalzeichnung von R. Knötel.

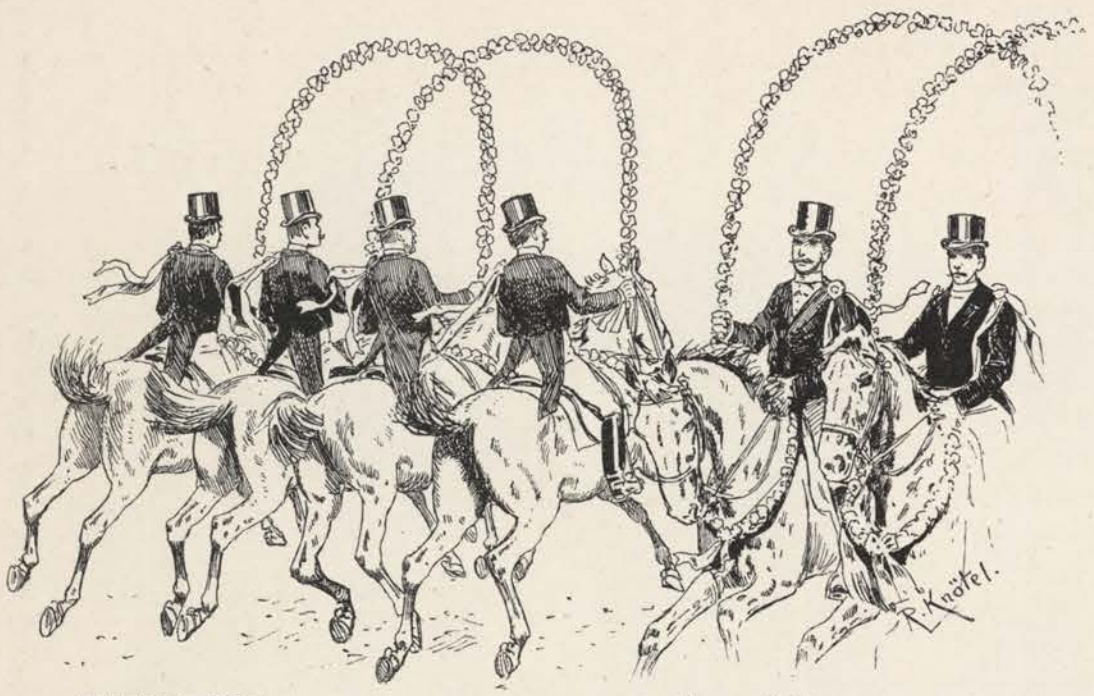
der Akademie, das etwa 10 000 Frcs. betrug, verwendete er meist auf wohlthätige Zwecke. Eine besondere Vorliebe hatte er für arbeitsunfähig gewordene Modelle, von denen er zu sagen pflegte: „Als sie jung und schön waren, halfen sie mir viel Geld verdienen, von dem ich ihnen jetzt, wo sie alt und unglücklich sind, soviel als möglich zurückerstatte". Seinem Künstlerbewusstsein verlieh er einmal dem verstorbenen Prinzen von Oranien gegenüber originellen Ausdruck. Bei einer Billardpartie hatte er die Hand auf die Bande gelegt. Der Prinz, der eben am Stosse war, rief ihm in barschem Tone zu: „Hand weg, oder ich zerbreche Ihnen die Finger." Portaels erwiderte ruhig: „Sie sind sehr mächtig, Königliche Hoheit, aber das Recht, einem Künstler wie mir die Finger zu zerbrechen, haben Sie nicht."

Der verstorbene Director der Brüsseler Akademie war der Typus eines Gentleman, und als solcher vielleicht besser zu einer leitenden Stellung berufen, als ein grosser individuellen Zielen zustrebender Künstler. Mit einem seltenen Feingefühl für Zeichnung und Farbengebung verband er eine eminente Empfänglichkeit für die starke Eigenart Anderer. Er hatte den grossen Vorzug, im Künstler nur das Können, d. h. die Kraft, sich schaffend zu bethätigen ohne äussere Rücksichten, zu schätzen und zu unterstützen. Er versuchte es niemals, seinen Schülern etwas aufzuzwingen, was nicht aus ihrem eigenen Innern keimkräftig auftrieb. Künstler und Mäcen verbanden sich in ihm zu einem liebenswürdigen, harmonischen Ganzen.

Das Erfurter Reiterfest.

Unter den Sportarten und -Unarten findet bei dem grossen Publikum der Reitsport unstreitig die meiste Sympathie, bei uns sowohl, wie bei unseren englischen und französischen Nachbarn. Aber wir Deutsche stehen der Sache doch mit etwas anderen Augen gegenüber, als Jene. Während dort mehr das Pferd in den Vordergrund tritt, in Bezug auf Racereinheit, Zucht u. s. w., ist es bei uns Pferd und Reiter als Ganzes, sozusagen als Bild, welches das Interesse fesselt. Es liegt etwas Ritterliches, etwas das an die gute alte Zeit erinnert, in der der Mann durch sich selbst noch etwas galt in dem Sport, wenigstens für unser deutsches Empfinden. Uns liegt der Schnelligkeitsrecord, der tadellose Bau des Pferdes weniger am Herzen, als der repräsentative Eindruck des Reiterbildes. Beweis dafür ist das Verhalten der Zuschauer beim Anblick einer Cavallerietruppe, besonders der stattlichen Kürassiere. Daher erfreuen sich auch bei uns die sogenannten Reiterfeste einer ausserordentlichen Beliebtheit. So ein Reiterfest ist meistens ein Costümfest, das uns auf Momente in die Zeiten des grössten Glanzes der Reitkunst zurückversetzt. Was die Reitkunst als solche anbetrifft, so haben die Jahrhunderte im Grunde genommen wenig Veränderungen hervorgebracht. Mit Ausnahme der durch neue, zeitgemässe Zäumung des Pferdes, Kleidung und Bewaffnung des Reiters bedingten Modificationen reiten wir noch heute dieselben Pirouetten, Courbetten und Galoppaden, wie unsere Vorfahren. Der Reitsport war von jeher naturgemäss eine Sache der Vornehmen — nicht ohne Einfluss ist dieser aristokratische Anstrich auch heute noch für seine Werthschätzung bei dem Publikum — und daher hat er an den Fürstenhöfen und zwar oft gerade an recht kleinen, an denen die Zeit durch Regierungssorgen nicht unnöthig absorbirt wurde, zu hoher Blüthe gebracht. Schon im 17. Jahrhundert traten an die Stelle der früheren Turniere Reiterfeste, in denen man mit Lanze, Degen oder Säbel, in bestimmten Figuren reitend, nach Köpfen, Ringen und ganzen Figuren — Faquinos — stach und hieb. Man nannte diese Reiterspiele Karoussels und sie übten stets eine grosse Anziehungskraft aus. Kurze Zeit später stiegen auch die Damen in die Manège herab und vereinigten sich mit ihren Cavalieren zu kunstvollen Figuren-Quadrillen. Zuerst war es Italien, das diese Art der Reitkunst pflegte und bei festlichen Gelegenheiten anwendete, dann Frankreich und Deutschland.

Mit Vergnügen denkt die Sportswelt an das grosse Jubiläums-Reitfest des Garde - Dragoner - Regiments, das im vorigen Jahre vor dem Kaiser stattfand, und es ist eine Freude, bei dem vom Erfurter Reiterverein in den letzten Märztagen dieses Jahres veranstalteten Reiterfeste constatiren zu können, dass auch in unserer nüchternen Zeit in Privatkreisen nicht nur der Sinn für dergleichen noch sehr lebendig ist, sondern dass auch noch glänzende Leistungen erzielt werden. Der Erfurter Reiterverein hat schon vor mehreren Jahren etwas Aehnliches arrangirt, und daher dürfte man recht Ungewöhnliches erwarten. Und das umsomehr, als die dort garnisonirenden Herren vom 71. Infanterie-Regiment und Feld-Artillerie-Regiment No. 19, bekannt als gute Reiter, ihre Mitwirkung in den Dienst der guten Sache — zum Besten der Armen und Nothleidenden Erfurts — gestellt hatten. Schon der äussere Eindruck der Bahn war ein grossartiger. Ueberall Drapirungen von Fahnen in den deutschen, preussischen, sächsischen und thüringischen Farben. Wappen der Bundesstaaten wechseln mit dem Erfurter Rade und dazwischen Blumen und Laub schier in Ueberfülle, vermengt mit elektrischen Glühkörpern. Eine feenhafte Ausstattung, die den Spendern — Blumen-Schmidt, Chrestensen, Benary und Töbelmann — alle Ehre macht. Gleich glanzvoll waren die Costüme und Reitzeuge. Es war eine übergrosse Bescheidenheit, als nach den Fanfaren von sechs reichgekleideten mittelalterlichen Bläsern der Reichsherold eintrat und mit sonorer Stimme den Prolog verlas, der die Nachsicht der Zuschauenden erbat. Unnöthige Besorgniss. Die Leistungen, die nun folgten, konnten sich sehen lassen. Das Programm war sehr geschickt zusammengestellt und liess bis zum letzten Augenblick das Interesse an den farbenprächtigen Bildern nicht erschlaffen. Zuerst sahen wir eine



Reiterfest in Erfurt. — Blumen-Manöver.

Blumenquadrille, deren Reifen und Stäbe mit herrlichen frischen Blumen umwunden waren, dann folgte eine vierfache Fahrschule, von 2 Herren und 2 Damen in kleidsamen Rococostümen flott geritten. Ein schneidiges Jockey-Steeple-Chase leitete dann zu einem „Ungarischen Manöver" über, das in den knappen Magnatencostümen des vorigen Jahrhunderts geritten wurde und die Gewandtheit der Reiter wie die Dressur der Pferde in helles Licht stellte. Von den folgenden Nummern sei die Militärquadrille im Costüm der Seydlitz-Kürassiere und Ziethen-Husaren, ferner das vorzügliche Voltigiren dreier junger Officiere erwähnt und der brillant gerittene Schleifenraub. Auch der Humor kam zu seinem Recht, und zwar durch die Vorführung einer deutschen Dogge „Cäsar", die sämmtliche Künste der hohen Schule dem Pferde genau nachahmte. Den Schluss des Festes bildete eine Pantomime à la Renz, eine Fuchsjagd mit allem Drum und Dran darstellend. Mit grosser Sachkenntniss war dieselbe arrangirt und bot ein getreues, lebendiges und stimmungsvolles Bild einer herbstlichen Schleppjagd. Mit Bravour und Eleganz folgte das rothe Feld in toller Flucht den Piqueuren hinter der kläffenden Meute über meterhohe Hürden und breite Verhaue, bis endlich das Signal „Fuchs todt" erklang und Halali geblasen wurde.

Das Fest ist als ein durchaus gelungenes zu bezeichnen, und der Erfurter Reiterverein kann auf seine Leistung stolz sein. Zu bedauern ist, dass nicht mehr wie zwei Wiederholungen des Festes stattfanden, die Schaulust des Publikums war noch lange nicht befriedigt — und man hat so gern das erhebende Bewusstsein, sich wieder 'mal zu wohlthätigem Zweck amüsirt zu haben!

Das Pferdematerial war durchweg vorzüglich und wurde famos gesteuert. 116 Pferde und 158 Personen wirkten mit — für einen Privatverein gewiss ansehnliche Zahlen. *R. G.*

Unsere Bilder.

Das Jubeljahr der Wiedererrichtung des Kaiserreiches deutscher Nation ruft Erinnerungen wach, die lange in der Volksseele geschlummert. Hinter den Triumphen von 1870—71 taucht die Vergangenheit auf, ein Bild tiefer Erniedrigung und gewaltiger Erhebung, die Zeit von 1806—1812. Es war eine Vorbereitungszeit, die nicht vergessen werden darf, eine Prüfung, die das deutsche Volk bestehen musste, um sich auf sich selbst zu besinnen. Schwer hatte die Gewaltherrschaft des Corsen auf allen Landen gelastet, da erwuchs aus den Schneefeldern fern im Osten ein neuer Völkerfrühling. An dem passiven Widerstande der Russen brach sich die ungeheure Menschenwoge, die Napoleon gegen das Zarenreich gewälzt, zerschellt stob sie zurück und verlief sich an den Grenzmarken Deutschlands. Diese denkwürdige Epoche hat in Albert Baur ihren malerischen Interpreten gefunden. Seine Historien aus jener Zeit sind nachempfundene Geschichte. Unter unserem Bilde steht die einfache Jahreszahl 1812, aber aus der öden Schneefläche mit dem zusammengebrochenen Reiter und den langsam nachschleichenden Wölfen spricht die Norne der Geschichte, und die Spuren der Grossen Armee ziehen sich wie Schicksalsrunen durch die todte, verschneite Landschaft.

Nicht allein von äusseren Geschehnissen ist das Geschick der Völker abhängig. Ihre Gegenwart beruht auf der reifen Manneskraft ihrer Bürger, ihre Zukunft auf der heranwachsenden Jugend. Schon die alten Griechen verstanden ihre Volksfeste zu einer Heerschau des jungen Volksnachwuchses zu gestalten. In feierlichem Aufzuge stellten sie den Nationalgöttern ihre Epheben männlichen und weiblichen Geschlechtes dar, als ein Knospenopfer des Volksfrühlings. Auch die katholische Kirche verstand es, ihren religiösen Festen ein nationales Gepräge zu verleihen. Der „Palmsonntag in Venedig", wie ihn Meister Josephus Villegas schildert, ist nicht allein der Erinnerungstag an den Einzug Christi in Jerusalem, er giebt sich gewissermaassen als eine Darstellung der Jugend im Tempel. Die heiligen Zweige sind für die Procession am Hochaltare geweiht, und nun ziehen sie hinaus, die Patricierkinder der stolzen Lagunenstadt, in reichen Gewändern und blumengeschmückt, die mit bunten Bändern und Schleifen umwundenen Palmen in der Hand, eine Augenweide und Zukunftshoffnung der Väter und der älteren Geschwister.

Der Jugend gehört die Zukunft und nicht minder der Schönheit, denn sie ist auch in ihrer anmuthigsten Gestalt eine Gewähr für die harmonisch entwickelte Kraft. Aus O. Richter's „Studienkopf" spricht jene gesunde Schönheit, in der das Vollbewusstsein ihrer Macht aufdämmert. Eigenwillig drängen sich die krausen Löckchen unter dem hoch aufgethürmten Directoire-Hut hervor, dessen breite, durch ein schmales Bändchen niedergebogene Krämpe ein liebreizendes ovales Gesichtchen umschliesst. In den gross aufgeschlagenen Augen leuchtet es siegesbewusst, und die schön geschwungenen Lippen erzählen von träumerisch geahntem Glück. Auf das Busentuch herab ringeln sich zwanglos die Locken, den leicht seitwärts gebogenen Hals umrahmend. Das Ganze giebt sich wie ein in knospender Mädchenanmuth verkörperter Menschenfrühling. —



Fahrschule.
(Reiterfest in Erfurt.)

Zick-Zack



Slatin Bey, der letzte Officier Gordons.
Nach einer Original-Aufnahme von S. Heyman & Co., Cairo.

Slatin-Beys, des letzten Officiers General Gordon's, Flucht aus der Gefangenschaft des Mahdi macht den Eindruck eines Märchens aus Tausend und einer Nacht. Elf Jahre lang der üblen Behandlung seiner Kerkerwächter ausgesetzt, hatte er schon mehrere von aussen her unterstützte Versuche zum Entrinnen gemacht. Erst der zehnte gelang, und heute ist Slatin-Bey der Held des Tages in Cairo. Als er auf der Bahnhofsstation ankam, war er in eine durchlöcherte Blouse gekleidet, auf den Füssen trug er ein Paar zerrissene Lawn-tennis-Schuhe und auf dem Kopfe einen alten Soldaten-Fez. Seine Flucht muss von ungeheuren Strapazen begleitet gewesen sein. Ueber die eigentlichen Förderer des Plans ist zur Zeit nichts zu sagen, da sie sich noch in der Machtsphäre des Mahdi befinden. Am 20. Februar bestieg Slatin-Bey die bereit gehaltenen Kameele und legte in 24 Stunden mehr als 130 englische Meilen zurück. Dann brachen die Reitthiere zusammen, und Slatin-Bey musste sich in den Felsenbergen verstecken, bis seine Führer neue Kameele herbeischafften. Inzwischen wäre er mehrere Male beinahe entdeckt worden. Er wurde von einem umherstreifenden Araber erkannt. Während dieser Hülfe herbeiholte, kehrten die Führer mit frischen Thieren zurück, und nun begann eine wilde Jagd. Um den Verfolgern zu entgehen, musste der Flüchtling vier Tagereisen zurück in die Wüste entweichen, bis er nach endlosen Mühsalen vier Wochen nach seiner Flucht aus Omdurman in Assuan ankam. Dort traf Slatin die ersten Europäer — englische Officiere — die ihm einen jubelnden Empfang bereiteten und ihm die österreichische Volkshymne vorspielen liessen, was den Flüchtling zu Thränen rührte. Seine Weiterreise nach Cairo glich einem Triumphzug und die dortigen Oesterreicher bereiteten ihm eine ebenso festliche wie herzliche Aufnahme.

* * *



Geige mit doppelter Saitenlage.

Die äussere Form der nebenstehend abgebildeten Geige unterscheidet sich nicht von der gewöhnlicher Instrumente. Im Innern ist ein System mit klingenden Hülfssaiten angebracht, die Ton verstärkend wirken. Es besteht aus zwölf Metallsaiten, die eine Octave von zwölf halben Tönen bilden und vermittelst eines durch eine Oeffnung einzuführenden Schlüssels gestimmt werden. Ausserdem ist an dem Instrument ein Dämpfer befestigt, der durch einen blossen Kinndruck unter der Controle des Spielenden steht. Ein ähnliches Mittönen wird übrigens auf Grund einer amerikanischen Erfindung durch einen im Innern des Instrumentes angebrachten Metallkamm erzielt. Die ersten derartigen Geigen wurden von Genmender in Astoria hergestellt. Professor Wollenhaupt spielte jüngst in Berlin auf einem solchen Instrument in Gegenwart Joachims und erwarb sich damit die vollste Anerkennung des Meisters.

* * *

Die Königin von England bedient sich bei ihren Reisen auf dem Continent eines ihr gehörigen Sonderzuges, der sonst in den Remisen des Nordbahnhofes zu Brüssel aufbewahrt wird. Der Zug besteht aus zwei grossen Wagen, die untereinander durch einen offenen Uebergang verbunden sind. Der eine für den Aufenthalt bei Tage bestimmte Wagen enthält einen grossen Raum, der als Speise- und Lesesaal dient. Sein Fussboden ist mit indischen Teppichen belegt; er enthält kleine Tische, Sophas und Lehnstühle; der Platz, den die Königin mit Vorliebe einnimmt, ist gegen die Lokomotive zu gerichtet. Die Wände sind mit grauer Seide überzogen, in welche in Gelb die Blumen-Embleme der vereinigten Königreiche: Rosen, Kleeblätter und Disteln gestickt sind. Die Möbel sind mit blauer Seide bedeckt und mit gelben Fransen geziert. Der Schlafwagen ist in mehrere Räume getheilt, von denen einer, grau und braun gehalten, zwei Betten enthält, für die Königin und die Prinzessin Beatrice. Dieser Raum wird stets mit Möbeln eingerichtet, die vom Schloss Windsor kommen. Das Ankleide- und Badezimmer sind in japanischem Stil geschmückt. Für die Kammerfrauen sind Schlafkanapees im Gepäckraum vorhanden. Zur Zeit des Dejeuners und Diners hält der Zug, auch während der Toilette der Königin. Zur Nachtzeit darf er nie schneller als 40 Kilometer in der Stunde fahren. Für die diesjährige Reise der Königin wurde ein besonderer Fahrplan gefertigt, der der Königin auf Seide gedruckt, eingehändigt wurde. Dem Zuge der Königin fährt stets eine Pilotmaschine vor.

* * *

Wie der Norweger Dahl, ist sein Landsmann Hans Gude einer der Unseren geworden. Am 13. März begann der gefeierte Meister sein 70. Lebensjahr. Gude wurde 1825 in Christiania geboren. Das Kunstleben Norwegens und seine Hauptstadt war damals noch sehr wenig entwickelt. Eine heimische Kunst gab es nicht. Der junge Künstler ging 1841 nach Düsseldorf. Sein landschaftliches Talent wurde bald erkannt. Unter der Leitung A. Achenbachs, Lessings und Schirmers errang er nach eifrigen Studien, eisernem Fleiss und strenger Selbstkritik in Düsseldorf und Berlin, ehrenvolle Erfolge und sah sich, kaum 20 Jahre alt, im Kreise der geschätztesten Meister freundlich aufgenommen. Die nun folgenden Jahre waren für Gude sehr bewegte. Er verlebte sie abwechselnd in Deutschland und in Norwegen. 1854—62 leitete Gude die Landschaftsklasse seines früheren Lehrers Schirmer in Düsseldorf, 1864 ging er an die Akademie in Karlsruhe und siedelte dann 1880 dauernd nach Berlin über. Sein arbeitsreiches Leben hat des Erfolges nicht entbehrt. Deutlich sprechen davon äussere Zeichen: die Orden und Medaillen, die ihn schmücken, die Diplome und Ehren, die ihm verliehen sind.



Hans Gude.

Gudes Kunst nimmt ihre Vorwürfe meistens aus seiner Heimat. Doch sind es nicht wilde grandiose Scenerien, die ihn anziehen. Es sind intimere, idyllische Landschaften, Binnenseeen, Waldstrand, die Gude fesseln. Auch unsere ruhigeren Ostseeküsten bieten ihm willkommene Motive. Ansprechend und gefällig wie seine Motive ist auch seine Farbengebung. Sein Auge wie sein Pinsel erfasst mit Vorliebe das Ruhige, Anheimelnde, Naiv-Schöne der Natur.

* * *

Das Ehrengeschenk der deutschen Studentenschaft zählt zu den künstlerisch werthvollsten Geburtstagsgaben für den Fürsten Bismarck. Auf eichenem zweistufigen Podium von 3,50 Meter im Geviert steht, aus feinstem Ebenholz gearbeitet, ein schwerer Credenztisch, dessen vier freitragende Füsse mit Onyx-Einlagen geziert sind. Darüber erhebt sich auf einer graugrünen Labradorplatte ein etwa 2 Meter hoher, mit Bildhauerarbeiten geschmückter Obelisk von hellfarbigem afrikanischen Onyx. In den Nischen und auf den vorspringenden Ecken sind in Gold oder Silber getriebene Ornamente und Figuren angebracht, und auf der Spitze thront ein mächtiger, das Schlangengezücht zertretender Adler. 31 am Obelisk aufgehängte goldene Schilder zeigen in feinster Emaillemalerei die Wappen ebenso vieler deutscher Universitäten mit entsprechender Reversinschrift. Das Innere des Untersatzes birgt eine meisterhaft ausgeführte und mit Münchener Hofbräu gefüllte Vierteltonne. Das Ganze bedeckt einen Flächenraum von 12 Quadratmeter und erreicht die Höhe von 3½ Meter. Der architektonische Aufbau ist nach dem Entwurf des Regierungsbaumeisters Professor Messel, der figürliche Schmuck nach Modellen des Professors Otto Lessing gearbeitet worden.



Ehrengeschenk der deutschen Studentenschaft an den Fürsten Bismarck.

* * *

Ein Bankier in Frankfurt a. M. hat einen Agenten nach Kopenhagen geschickt, um mit einem Arzte über den Ankauf seiner Samm-



Avers der Hamburger Bismarck-Medaille.
Modellirt von Prof. Fritz Schaper.

lung australischer Briefmarken zu verhandeln. Der Agent bot für die Sammlung, die die grösste und werthvollste dieser Art in Europa ist, 75 000 Kronen, der Arzt will sie jedoch nicht unter 100 000 Kronen abgeben. Kürzlich verkaufte er seine europäischen Briefmarken für 20 000 Kronen.

* * *

Eine Bismarck-Medaille von hohem künstlerischem Werth ist in Hamburg geprägt worden. Meister Schaper hat sie modellirt. Der Avers zeigt das prächtige Brustbild des Fürsten und trägt die Widmung: „Der Senat der freien und Hansastadt Hamburg zum 1. April 1895." Links befindet sich das Hamburgische Stadtwappen mit den drei Thürmen. Der Revers zeigt das Reiterbild Bismarck's in der idealisirten Auffassung als Ritter Georg. In Cürass und Helm reitet er auf sich bäumendem Rosse einher und bohrt die Lanze in den Rachen des Lindwurms. Um den Rand zieht sich die stolze von Julius Wolff gedichtete Devise:

Die Zwietracht vernichtet,
Zur Einheit geschlichtet,
Das Reich errichtet.

Die Medaille wird in Grösse der Georgsthaler geprägt und ist als Breloque zu tragen.

* * *

Wenn wir heute ein Portrait des verstorbenen Fürsten Metternich mit seinem Busen-freunde Prinz Reuss bringen aus der Zeit, wo ihr Einfluss am Hofe des zweiten Kaiserreiches allmächtig war, so geschieht es mit der Ueberzeugung, dass in diesem Bilde ein Stück verflossener Culturgeschichte steckt. Der hohe graue Cylinder, der lange spiessbürgerliche Gehrock, die hellen Beinkleider wollen so garnicht zu dem lebensfrohen Tuilerienhofe stimmen, an dem die Fürstin Metternich, die Busenfreundin der Kaiserin Eugenie, den Ton angab. Das war die Zeit der gemüthlichen Diplomatie, die die Zeit, in der die Herren einmal das Regime an die Frauen abgeben hatten. Ihren Abschluss fand dann diese Periode in der Katastrophe von 1870. Die Kaiserin hatte „ihren eigenen kleinen Krieg", die französische Herrlichkeit brach zusammen, und das Deutsche Kaiserreich erstand. Trotz aller weltmännischen Allüren konnte die damalige Diplomatie nicht los von dem „grauen Cylinder" und von der behaglichen Harmlosigkeit, die von den kommenden Ereignissen nichts ahnte.



Fürst Metternich und Prinz Reuss unter dem zweiten Kaiserreich.

* * *

Mit militärischen Ehren ist in London ein Hund begraben worden. Es war dies Old Jack, der Hund des Strafforder 38. Infanterie-Regiments. Er hatte mehr als eine Campagne in Indien und Afrika mitgemacht und Hunderte von Verwundeten gelabt und gerettet. Im Wachtzimmer des Regiments ward ihm späterhin ein Platz eingeräumt, und dort genoss er sein Gnadenbrod. Als er starb, wurde eine Flagge über seinen Körper gesenkt und er feierlich unter einer Eiche begraben. Der Oberst hielt dem wackeren Thiere einen warmen Nachruf, die Gewehre wurden präsentirt, die Trommeln gerührt und über dem Grabe eine Salve von 12 Schuss abgegeben. Am Grabe wurde unter den Offizieren und der Mannschaft eine Sammlung zur Errichtung eines Denksteines eingeleitet.

* * *

Nach den Berechnungen eines Ingenieurs in Philadelphia soll ein Zoll Regen, der auf eine Fläche von einer Quadratmeile fällt, ungefähr 17 500 000 Gallonen betragen, die ein Gewicht von 145 200 000 Pfund oder 72 600 Tonnen repräsentiren. Wenn nun angenommen wird, dass dieser Regen aus einer Höhe von 1½ Meilen oder 30 000 Fuss aus den Wolken auf die Erde herabfällt, so stellt diese Wassermenge eine Kraft von 22 000 Pferdekräften vor. Bei einer Pumpen-Anlage, die mit einem Kohlenverbrauch von zwei Pfund pro Stunde und Pferdestärke arbeitet, würden 200 Gross-Tonnen Kohlen nöthig sein, um die durch einen Zoll Regen auf eine Quadratmeile dargestellte Wassermenge zu der angenommenen Höhe von 30 000 Fuss zu erheben.

* * *

Gelegentlich des diesjährigen Winterfestes der „Berliner Schachgesellschaft" wurde zum ersten Mal in Deutschland das Schauspiel einer Schachpartie mit lebenden Figuren geboten. Auf einem grossen Schachbrett, welches auf dem Boden des Festsaals ausgebreitet war, nahmen die Figuren selbstthätig Aufstellung, von denen die weissen durch helle, die schwarzen durch dunkle Dominos und entsprechende Papiermützen in sehr geschickter Weise gekennzeichnet waren. Die Könige wurden durch die beiden grössten Herren und die Königinnen in majestätischer Weise von zwei Damen dargestellt. Newerden aber das allgemeine Interesse wandte sich durch Kraft und Geschicklichkeit niger den ausgezeichneten Offiziere, den durch Mauerkronen, Bischofs-Pferdeköpfe mützen und machten kenntlich ge-Läufern und Thürmen, als vielmehr Springern, chen Bauern zu, welche allerdings auch durch 16 der reizendsten Bäuerinnen dargestellt wurden. Wohl zumeist aus Galanterie gegen diese jungen Mädchen wurde von den beiden Spielführern, den Herausgebern des „Deutschen Wochenschach" A. Heyde und H. Ranneforth eine Variante der „Französischen Partie" gewählt, in welcher den Bäuerinnen zahlreiche Züge und somit auch die Gelegenheit zu anmuthigen Bewegungen gegeben wurden. Zwei Herolde standen bereit, die „geschlagenen" Figuren vom Brette zu führen. Der Festvorstellung folgte ein Tanzvergnügen, bei dem die Schachfiguren etwas mehr Beweglichkeit als auf dem Brette entfalteten.



Revers der Hamburger Bismarck-Medaille.
Modellirt von Prof. Fritz Schaper.

* * *

Es ist ein Zeichen der Zeit, dass englische Damen der Wesleyaner-Mission in Ningpoo auf den Gedanken kommen konnten, der Kaiserin Wittwe von China zu ihrem 60. Geburtstage ein Neues Testament in einer prächtigen Cassette darzubringen. Ein Fond von 1152 Mexicanischen Dollars war bald gesammelt. Die kunstgewerblichen Arbeiten wurden dem Elfenbeinschneider und Ciseleur Luen Wo in Shangai übertragen. Der Druck wurde von der Amerikanischen Missionspresse in grossen chinesischen Lettern hergestellt. Jede Seite ist von einem reich ornamentirten Goldstreifen umrahmt. Die Ecken und Kanten sind vergoldet und der Deckel mit Goldbrokat überzogen. Auf der Vorderseite steht in Goldbuchstaben: „Die Heilige Schrift zur Erlösung der Welt". Die Cassette, in der das Buch ruht, besteht aus Silberplatten, auf denen Bambuszweige und Vögel auf mattem Grunde ciselirt sind. Die Gabe war von einer Widmung begleitet. In chinesischen Lettern stand da auf gelbem Kaiserpergament, wie die christlichen Unterthanen Ihrer Majestät täglich für die Herrscherin beteten. Die Ueberreichung des Geschenks fand durch den englischen und den amerikanischen Botschafter statt. Wenige Stunden später schickte der Kaiser einen seiner Ober-Eunuchen in das Bureau der Bibelgesellschaft und liess sich ein Altes und ein Neues Testament und mehrere andere Schriften holen, die von der „Jesus-Religion" handelten.



Cassette für das der Kaiserin Wittwe von China überreichte Neue Testament



Das landgräfliche Schloss mit dem weissen Thurm.
(Bad Homburg.)
Original-Zeichnung von Fritz Gehrke.

Bad Homburg vor der Höhe.

Von **R. Gollmer.**

[Nachdruck verboten.]

An den Rhein, an den Rhein ging die Reise.

Es ist, als ob man davon nicht loskommen könnte, so zieht die Erinnerung die Gedanken an die Ufer unseres grünen Rheins und lässt all' die tiefen Eindrücke, die man einst empfangen, wieder wach und lebendig werden und all' die schönen Stunden — wein- und liebeselig, rechts- und linksrheinisch!

Die alten Römer wussten ganz gut, was sie thaten, als sie sich an den Ufern des Rheins festsetzten, erinnerte sie doch das milde, warme Klima, die laubigen Höhen mit dem breiten, rauschenden Strom, die ganze offene, heitere Scenerie des Rheinlandes an die lachenden Gefilde ihrer schönen Heimath. Und wie sie die Bewohner dieses fernen Landes unterjocht hatten, so zeigte sich ihnen auch die fremde Erde dienstbar, willig nahm sie ihre Reben an und trug ihnen süsse Trauben und daneben Mandeln, Pfirsiche, Feigen und Aprikosen. So wurde das gesegnete Fleckchen Erde am Rhein für die Römer zu einer Oase in der germanischen Wüste, einer Gegend, in der man leben konnte und mochte, ganz anders, wie das rauhe Germanien sonst mit seinen dunkeltiefen Wäldern, unheimlichen Sümpfen oder Oedländern und barbarischen Bewohnern. Auch diese letzteren liessen sich am Rhein leichter regieren; leichtes, rheinisches Blut und sorglosen Sinn gab es vielleicht schon damals.

Die Römer machten es sich dort bequem; sie rechneten auf einen langen Aufenthalt. Ueberall stösst man auf ihre Spuren: Ruinen, Mosaiken, Votivsteine, Geräthe, Waffen und Münzen. Jener grosse Pfahlgraben, der sich 70 deutsche Meilen weit verfolgen lässt und der noch heute die Limesforscher in Athem hält, ist ein Beweis dafür. Besonders die Orte, denen die gütige Natur Heilquellen verliehen hatte, zogen sie an, theils weil sie das Baden und die Körperpflege gründlich zu üben gewohnt waren, theils weil sie schon den hohen medicinischen Werth der Quellen erkannten.

Den haben die Quellen behalten.

Fast zwei Jahrtausende sind über den Rheingau hinweggerauscht, Roms Macht und Herrlichkeit ist vor der rohen, ungestümen Kraft der verachteten Germanen in den Staub gesunken, Grenzwall und Zwingburgen liegen in Trümmern. Aber noch immer sprudeln jene alten Heilquellen, die heute mehr wie je Leidende und Arbeitsmüde um sich sammeln. Aus den kleinen römischen Siedelungen oder Germanendörfern sind blühende Flecken und Städte geworden, und der Ruf der rheinischen Quellen geht in alle Welttheile, soweit wie der Ruf des goldenen Rheinweins dringt. Denn die Rebe haben wir von den Römern überkommen und lieb gewonnen.

Auch Homburg wird so ein Chattendorf oder eine römische Colonie gewesen sein, wenn es auch nicht, wie seine Nachbarin Ems, seine uralte Herkunft durch Mauersteine mit dem Stempel der „22. Legion und der 4. Hülfskohorte der Vindelicier“ beweisen kann.

Von Frankfurt führt die Taunusbahn, eine der ältesten deutschen Eisenbahnen, nach Homburg, das vor der Höhe, an der südöstlichen Seite

des Taunus auf den Vorhügeln des Gebirges liegt. Homburg ist heute einer der besuchtesten Badeorte Deutschlands und gehört seit 1866 dem Staate Preussen. In der Kaserne der früheren landgräflichen Truppen liegt ein Bataillon des 80. Infanterie-Regiments, und statt der rothweissen hessischen, weht die preussische Fahne vom Thurm des Schlosses.

Seine prachtvolle Lage, sein mildes trocknes Klima und nicht zum kleinsten Theil die mustergültigen städtischen Einrichtungen, die es den Fremden nicht, wie so manch andere Bäder, empfinden lassen, dass er sich hors de culture befindet, sondern ihn mit allem Comfort des modernen Lebens umgeben und dadurch ein gewisses Gefühl des heimischen Wohlgefühls in ihm hervorrufen, haben Homburg zu dem gemacht, was es heute ist, eine Sommerfrische und ein Curort ersten Ranges. Und Homburg ist keine Pensionopolis geworden, trotzdem sein Leben auch nach der Saison flott weiter pulsirt — kommt das vielleicht daher, dass die Fremden mehr der Aristokratie, sei es der Geburt oder des Frankfurter Geldes, angehören, wie anderswo, ich weiss es nicht, aber Thatsache ist es. Ob dieser Stich in's Aristokratische noch aus jener Zeit datirt, als in den glänzenden Sälen der Gebrüder Blanc Roulettekugeln und Goldstücke um die Wette rollten und klapperten — möglich, sogar wahrscheinlich ist es. Seit 1872 hat die Spielbank zu bestehen aufgehört — trotzdem hat Homburg nichts eingebüsst, im Gegentheil, die Frequenz nimmt Dank der Rührigkeit der Cur- und Badeverwaltung von Jahr zu Jahr zu. Alljährlich finden wir glänzende Namen auf der Curliste, von denen wir nur den Prinzen von Wales und den Prinzen Georg von Preussen erwähnen wollen. Wie oft und gerne hat der entschlafene Kaiser Friedrich hier geweilt, dessen Wittwe sich nun unweit, in Cronberg, die Villa Reiss zu einem Schloss umgebaut hat.

Homburg macht einen fast grossstädtischen Eindruck. Gerade, breite Strassen, mit gepflegten Baumreihen, grosse, rein und elegant aussehende Häuser, herrliche Gartenanlagen wechseln mit einander ab.

Die Hauptstrasse, die Luisenstrasse, durchschneidet die Stadt in nordwestlicher Richtung der Länge nach. An ihr liegen das Curhaus und die bedeutendsten Hôtels.

Das Curhaus mit seinen wahrhaft prächtigen Sälen ist eins der grössten und schönsten in Deutschland. Sommer und Winter — denn Homburg hat auch Wintercur — sind seine Räume offen. Bälle und Concerte, Theater und Vorträge wechseln ab. Hier ist der Mittelpunkt des Badelebens. Hier versammelt man sich in den von Meisterhand mit Gemälden gezierten Conversationszimmern und hier liest man seine Morgenzeitungen — besonders die Frankfurter Herren, damit sie ihre Curse nicht vergessen. An das Curhaus grenzt der Curgarten mit seiner grossen, glasbedachten Terrasse.

Das ist ein farbensprühendes Bild, Nachmittags im Curgarten! Bei den Klängen des Orchesters, das Meister Iwan Schulz auf eine solche Höhe zu bringen gewusst hat, dass es sogar vor Jahannes Brahms' scharfer Kritik mit Ehren bestand, wogt die bunte Menge auf und ab. Engländer — es ist unglaublich, wie viel Engländer es am Rhein giebt — Russen, Franzosen und auch Deutsche, in hellen luxuriösen Sommertoiletten, Lebensfreude und Siegesblitze in den Augen — Krankheit und Leiden sieht man in Homburg nicht. Und wenn sich die Dunkelheit niedersenkt und von den Höhen der Hardt und des Taunus der erquickende Abendwind fächelt, dann flammen die Gasstrahlen auf und zaubern uns ein feenhaftes Bild vor die entzückten Augen. Und plötzlich ein Zischen, ein Rauschen und Knattern: Raketen und Leuchtkugeln sausen am Nachthimmel empor, bengalische Feuer übergiessen Bäume und Häuser mit ihrem magischen Licht — das Feuerwerk hat begonnen.

Die Homburger Quellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen der Unterleibsorgane, wie sie so häufig durch unsere moderne Lebensweise hervorgerufen werden. Sie sind angezeigt bei Krankheiten des Magens, der Leber, bei Gicht, Diabetes und bei den Folgen der Influenza.

Inmitten der Parkanlagen liegen die Quellen mit ihren blumen- und figurengeschmückten Trinkhallen und comfortablen Badehäusern, deren bemerkenswerthestes, das Kaiser Wilhelmsbad, in italienischem Renaissancestil gebaut ist.

Der bedeutendste Brunnen ist der Elisabethbrunnen, weit kochsalzreicher, als der Kissinger Rakoczy. Salzärmer, aber reicher an Eisen, ist die Luisenquelle und der Stahlbrunnen. Sämmtliche Quellen werden getrunken, der Kaiser- und Luisenbrunnen ausserdem auch zu Bädern benutzt.

Neben diesen Wassern dienen auch Molken zum Curgebrauch und auch eine Kaltwasserheilanstalt, die des Dr. Hünerfauth, zugleich Heilanstalt für Massage, Elektrotherapie und Heilgymnastik, besteht seit 23 Jahren und ist das ganze Jahr hindurch geöffnet und besucht. Die Anstalt unterscheidet sich von ähnlichen dadurch, dass in ihr die Massage und Heilgymnastik nur von approbirten Aerzten ausgeübt wird. Die Badeeinrichtungen entsprechen den modernsten Anforderungen und sind, wie die sanitären Einrichtungen Homburg's überhaupt, musterhaft.

Das Curleben in Homburg stagnirt nie. Hier schliessen nicht, wie in den meisten anderen Bädern, mit dem 1. oder 15. October die Hôtels und Curhäuser Thür und Fenster und jagen damit die wenigen, noch muthig aushaltenden Gäste von dannen — der Herbst mit seiner Traubencur bringt neue Besucher und auch im Winter bleiben Trink- und Badequellen offen und werden gut besucht.

Grüne Bäume und goldene Sonne sind das Charakteristische Homburg's. Dichter Laubschmuck durchzieht die Strassen und Promenaden. In geschmackvollen weitläufigen Park- und Gartenanlagen liegen die Quellen mit ihren Trinkhallen. Der schöne Kuppelbau des Kaiser Wilhelmsbades, die zierliche Eisenhalle der Elisabeth-Quelle, das Palmenhaus und die Orangerie bieten bei schlechtem Wetter — aber das ist selten — willkommene Zufluchtsorte und Ruhepunkte bei den täglichen Wanderungen.

Grosse Rasenplätze sind der Jugend für ihre Spiele zugewiesen. Da jagen und haschen sich die Kleinen und werfen Bälle und Reifen, die Grösseren spielen das noch immer beliebte Crocket, das neue Golf, Fussball und Aehnliches.

Ein grosser und für seine Zwecke ganz ausserordentlich geeigneter Platz, dient dem Lawn-tennis-Spiel. Im Juni und Juli finden auf dem Homburger Terrain die grossen internationalen Lawn-tennis-Matche statt, gespielt von berühmten Champions. Aus Nah und Fern, von weit jenseits unserer Grenzen, eilen die Theilnehmer und Interessenten herbei und verleihen dem Curleben Homburg's während jener Zeit einen sportlichen Reiz, von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Am Westende der Stadt liegt auf einem Hügel das Schloss, jetzt auch königlich preussisch, schwarz-weiss, so reinlich und so zweifelsohne. Von bemerkenswerther Schönheit ist der Bau nicht, aber seine Kunst- und historischen Schätze machen ihn interessant. Ueber einem Portal fällt uns das steinerne Brustbild des Landgrafen Friedrichs II. von Hessen-Homburg in's Auge, jenes Reitergenerals, der durch sein kühnes, eigenwilliges Eingreifen den Sieg des grossen Kurfürsten bei Fehrbellin entschied.

Im oberen Schlosshof steht der „Weisse Thurm", der einzige Ueberrest der alten Hoenburg. Ein Silberstück erschliesst uns seine Thüren, wir klimmen auf steilen Stiegen die 58 Meter in die Höhe und ein entzückendes Panorama liegt vor uns. Waldige Höhen und satte Ebenen, weisse freundliche Ortschaften und zerbröckelnde Ruinen auf den Hügeln. Zunächst die Stadt zu unsern Füssen. Stolz ragen die Thürme der katholischen, der englischen Kirche in die blaue Sommerluft, Libanon-Cedern grüssen aus dem Schlossgarten herauf, und aus den grünen Massen tauchen die Denkmäler Hölderlin's und Kaiser Friedrich's.

Wie gern weilte der Frühverstorbene hier im Kreise seiner Familie, welch' anheimelndes Bild echt fürstlichen intimen Familienlebens bot sich hier — vorbei! Noch in der letzten tödtlichen Krankheit sehnte sich der Kranke hierher — er hat Homburg nicht wieder gesehen. Jahr für Jahr wohnte dann die Kaiserin Friedrich im Schloss. Still, ohne laute Feste und ohne Gepränge. Der Kunst und den Künstlern, Gelehrten und treuen Freunden oder englischen Landsleuten öffneten sich die Eisengitter. Heute hat sich die Kaiserwittwe in Cronberg, dem alten Sitze jenes Geschlechtes, das mit Hutten, Sickingen und Götz v. Berlichingen zuerst den deutschen Einheitsgedanken gefasst und mit dem Schwert in der Hand durchzuführen gesucht hat, einen Landsitz erbaut, in dem sie gern weilt, der Kunst, der Wissenschaft und ihren Erinnerungen lebend.

Hôtels, die vier Jahreszeiten, das Bellevue, das Hôtel Royal Victoria und wie sie alle heissen, mit zierlichen grünumrankten Balcons säumen die geraden Strassen.



Am Elisabethenbrunnen in Homburg. Originalzeichnung von Fritz Gehrke.



Sonntagsruhe im Hôtel. (Bad Homburg.)

Trambahnen haben ihre Eisenspuren auch schon in den Homburger Boden gezogen, sie führen von dem Fuss des Taunus zum landgräflichen Jagdschloss. Von dort sind reizvolle Wanderungen anzutreten, zum Obelisken, zur Forellen-Fischzuchtanstalt und weiter in die Höhe hinein.

Homburg bietet viele, schöne Ausflugspunkte in seiner Umgebung. Wir sehen sie alle von unserem hohen Thurm. Da ist die Hardt, der Tannenwald, die Luthereiche, da ist weiter hinaus die Saalburg, welche Herr Drusus junior im Jahre 10 v. Chr. super vestigia paterni praesidii in monte Tauno gebaut haben soll, wir sehen den grossen Feldberg, das liebliche Falkenstein mit der berühmten Dettweiler'schen Heilanstalt für Lungenkranke. Südöstlich führt der Schienenweg nach Frankfurt, südwestlich nach Wiesbaden und Ems und damit an den Rhein, den goldenen Rhein im grünen Rheingau, so schön, so froh:

Ein Frühlingshymnus, den Natur selbst gedichtet.

Pfingstglockenklang, er tönt darein
Es blüht der Wein, es lacht der Rhein.

singt der Rheinpoet August Bungert.

Und auch wir nehmen Abschied von Homburg und eilen an den Rhein, an den Rhein!

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

In dem hohen Raume standen unter einer sinnreich geführten Wasserleitung mächtige Bottiche, ganz gefüllt mit leeren Flaschen. Zwei Spüler waren beschäftigt mit der Reinigung. Im ersten grossen Fasse wurden die Flaschen von aussen gereinigt, die alten Etiquetten abgerieben, worauf der Spüler, der im blauen Arbeitshemde vor dem Bottich stand, die Flasche in das nächste Fass mit frischem Wasser legte zum Einwässern. Aus diesem nahm sein Nachbar die Flasche heraus, um sie an die eigentliche Hauptspülvorrichtung zu halten. Das war ein waagerechter Wasserhahn, an dem vorne ein feiner, dünner Besen als Flaschenputzer sich befand. Der Mann steckte die Flasche über den Besen und bewegte mit dem Fusse einen Tritt, welcher durch eine leichte Uebersetzung den Flaschenputzer in kreisende Umdrehung brachte, während gleichzeitig das sprudelnde Wasser der Leitung die Spülung besorgte. Der kreisende Putzbesen fegte im lustigen Wirbel die Innenwände der Flasche. Hierauf wurde sie nochmals in frisches Wasser getaucht und dann auf ein grosses Gestell mit Flaschenausschnitten zum Auströpfeln gestellt.

Herr Spurmann beobachtete die jungen Leute eine Weile bei ihrer Arbeit. Er ergriff hierauf eine von den ausgefegten Flaschen, um die letzte Prüfung vorzunehmen. Auf einem Tisch neben dem Gestell stand ein Licht. Er zündete es an und besah die Flasche gegen das Licht, um durch ihren grünen Schimmer zu erkennen, ob auch die letzte unscheinbare Unreinlichkeit beseitigt war. Er zeigte die Flasche auch dem Reisenden, der hineinspürte, aber nichts Unreinliches mehr entdecken konnte. Herr Spurmann stellte die Flasche wieder auf ihren Tisch und brach dann plötzlich mit den Worten los:

„Und dass mir darauf gehalten wird, dass jede Flasche auch noch die



Wäscherin aus der Umgegend von Homburg.

Lichtprobe durchmacht. Bei Euch scheint eine schöne Sudelei zu herrschen, und wenn gewisse Sachen noch einmal vorkommen, so stehen wir zusammen auf Matthäi am letzten! Es sind bei Herrn Désiré Müller mehrfache Klagen der Kunden laut geworden, dass einzelne Flaschen kleine Korkreste enthalten haben, in anderen etwas darin gewesen ist, was den Wein zum Abstehen und Kahnigwerden gebracht hat. Herr Müller hat alles notirt; es kann an nichts anderem liegen, als dass Ihr hier schlecht gearbeitet habt. In einem Weingeschäft muss man reinlicher sein, als wie die Engel im Himmel sind; denn der Wein ist keine Strassenpfütze, sondern das empfindlichste aller Gotteswesen und zartfühlender, als irgend ein Frauenzimmer. Was hilft es einen lauteren und klaren Trank in den Fässern zu züchten, wenn die Flasche die schönsten Tropfen verdirbt? Eine reine Flasche ist wie ein reines Gewissen und Ihr Spüler hier, Ihr seid das reine Gewissen der ganzen Handlung. Es ist Euer Glück, dass es nur einige Flaschen gewesen sind, aber in einem soliden Geschäft darf so etwas überhaupt gar nicht vorkommen."

Der Aeltere der beiden Spüler, der mit etwas beleidigter Miene zugehört hatte, erlaubte sich, zu entgegnen:

„Es kann doch auch beim Korken unten im Keller geschehen sein! Ich sehe hier jede Flasche durch und weiss auch nicht, warum immer alles auf uns kommen soll! Der Herr Weinreisende kann sich ja selber überzeugen, wenn der Herr Weinreisende es so genau weiss, woran es gelegen hat!"

Herr Müller strich sich seinen Bart mit einer überlegenen Miene, hielt es indessen nicht für angebracht, etwas auf den Einwand des Mannes zu entgegnen. Er wusste, dass seine Heimkehr von der Reise für die übrigen Angestellten des Geschäfts kein Freudentag war, denn irgend eine kleine Klage der Kunden war bei einem so grossen Betriebe ja stets zu berichten gewesen. Herr Spurmann benutzte diesen Tag stets, um dann einen Rundgang durch's ganze Geschäft zu halten, unter der Zeugenschaft seines ersten Reisenden eine Musterung zu veranstalten und die nöthigen Ermahnungen und Abkanzelungen loszulassen, auf dass Jedermann von Neuem sich seiner Pflicht bewusst werde.

Aus dem Spülraum traten sie hinaus auf den grossen Aufzug, der sie in die unteren Kellereien hinabliess, wo die Weissweine lagerten. Sie sanken langsam im Hause hinab unter der Führung des Kellermeisters. Es sollten zunächst die noch lagernden Vorräthe beaugenscheinigt werden, um zu sehen, ob man mehrere grosse Aufträge und Bestellungen zu liefern im Stande sein werde. Der Kellermeister leuchtete voran und es wurde die grosse Kellerwölbung aufgethan, in welcher die leichteren Weine, die Rieslinge, lagerten. Grosse, mächtige Stückfässer, halbe Stücke und kleinere Oxhofte lagerten hier in zwei Reihen bis an die Wölbung des kühlen Kellers hinaufgethürmt. Der säuerliche Weindunst des Gewölbes, untermischt mit einem Zusatz von Blume, kam ihnen entgegen. In majestätischer Ruhe lagerten die Fässer auf den untergelegten Längsbalken; mit einem gewissen feierlichen Stolze bauchten sie sich nach beiden Seiten in der Dunkelheit aus, als fühlten sie, welch' edlen Saft und Reichthum sie bewahrten. Da lag ein grosses Stückfass mit zwanzig Jahre altem Wein; ganz hinten im Grunde der Wölbung aus der Finsterniss drohte ein Koloss von noch älterer Lese und einige kleine Fässer bewahrten Weine, die noch vom Begründer des Geschäfts herrührten, dem Vater des Herrn Spurmann. Hinten in einer Nische lagerte sogar noch ein halbes Oxhoft Elferwein, von der berühmten Ernte des Jahres 1811, mehr als ein Erbstück und Gedenkstück, als zum schmackhaften Trunke geeignet. An einigen Fässern steckten die Hähne; andere lagen noch in der Entwicklung, um ihrem Höhepunkte entgegenzuruhen, wo der Wein seine feinste Blume und sein zartestes inneres Leben entfaltete, ehe er mit dem Alter wieder zurückging, schwerer, öliger und blumenloser wurde. Ein Küper war damit beschäftigt, ein Fass nachzufüllen, in dem der Wein gezehrt hatte. Von dem einen der Fässer lief ein langer Schlauch durch den ganzen Keller in einen hinteren Raum, in welchem ein grosses Sammelfass stand, ein wohlgebautes Ungethüm, welches die Weine aus verschiedenen Fässern aufnahm, die etwa einen Fehler bekommen wollten und Ansatz zum Erkranken zeigten. Durch den Schlauch rieselte der Wein aus dem alten Fasse weg, damit er im Sammelfass gesunden und auf ein anderes Fass gezogen werden konnte. Denn in den Spurmann'-



Feuerwerk im Homburger Kurgarten.

schen Kellereien kannte man keine anderen Künste, um den Wein zu bilden, zu schönen und zu klären, als die natürliche Entwicklung, der man den reinen Traubensaft überliess, eine sorgfältige Ueberwachung und ein fleissiges Umfüllen und Nachfüllen. Dafür hielt der Besitzer auf eine gute Luftregelung in den Kellern, auf die richtige Kühle der Weissweinkeller und auf die laue Wärme in den Rothweinlagern. Luftheizungsrohre, in denen jederzeit Wärme und Kälte geregelt werden konnte, zogen sich auf dem Kellerboden hin; ein Luftschacht vermittelte den Zuzug gesunder und weinstärkender Luft.

Als sie einige Schritte weiter gegangen waren, fanden sie einen anderen Küper mit dem Korken einer ganzen Batterie von Flaschen beschäftigt, die er eben abgezogen hatte von einem Hauptfass. Er sass vor seiner eisernen Korkmaschine, steckte den Kork oben in die eiserne Oese hinein, hielt den Flaschenhals unten heran, gab mit der anderen Hand den Druck und trieb den Kork mit einem Ruck in den Hals, dass er wie eingegossen und regelrecht darinnen sass.

Herr Spurmann und sein Reisender beobachteten eine Weile auch diese Thätigkeit. Hierauf erhielt der Korker eine ähnliche Ermahnung wie sie oben die Spüler gehört hatten.

Der Kellermeister hatte ein kleines Gestell mit Gläsern mitgebracht und Herr Spurmann entnahm jetzt das eine der Gläser, um ein Fass zu kosten, welches der Kellermeister anschlug. Der Weinherr hielt das Glas selber unter den Hahn und liess die frischduftende Flüssigkeit hineinperlen. Er stellte dann das Glas ab, um ein zweites und das dritte Glas zu füllen, und als in allen dreien ein klarer, lebensvoll dreinschauender Wein glänzte, der das Glas leicht mit einem Hauch beschlug, forderte der Weinhändler seine Beamten zur Probe auf mit den Worten: „Bitte, meine Herren!“

Jeder erhob sein Glas. Der Reisende und der Kellermeister warteten, bis der Herr den ersten Schluck gethan hatte. Dann setzten auch sie das Glas an den Mund, schlürften langsam und mit nachdenklicher Andacht, blickten sich dann ein Weilchen stumm und mit leicht emporgezogenen Brauen an. Hierauf liessen sie wieder ein Schlückchen hinunterglucksen und schauten sich über den Glasrand wechselseitig an. Von der Zungenspitze, im Gaumen bis zur Kehle liessen sie die Flüssigkeit über jeden Nerven ihrer Zungen gleiten, als wollten sie dem Weine seine innerste Seele entschlürfen und alle verborgenen Eigenschaften enträthseln, die er jetzt und in Zukunft bewahrte und noch entwickeln würde. Beim dritten Schlucke fingen ihre Augen an gemeinsam freudig und wie überirdisch zu glänzen; sie blinzelten mit den Augenlidern über den Glasrand sich zu mit gesteigerter Innigkeit des wechselseitigen Verständnisses; der Weinherr schaute den Kellermeister, der Kellermeister den Reisenden, der Reisende wiederum den Herrn Chef an und ein Zug von Stolz und Zufriedenheit ging über ihre Züge. Hierauf kam eine Erwartung in ihre Gesichter, eine heimliche Spannung, wer zuerst reden und seine Meinung abgeben würde.

„Nun?!“ frug der Weinherr mit einem siegesgewissen Gesicht.

„Nun?! Na, nun?!“ sprach der Reisende, indem er das Glas gegen das Licht hielt und in den klaren Trunk hineinblinzelte.

„Nun?! wiederholte der Kellermeister mit einem unterwürfigen Lächeln, das seinen ganzen Stolz verrieth, er sei der Hüter und Pfleger dieses Weines gewesen.

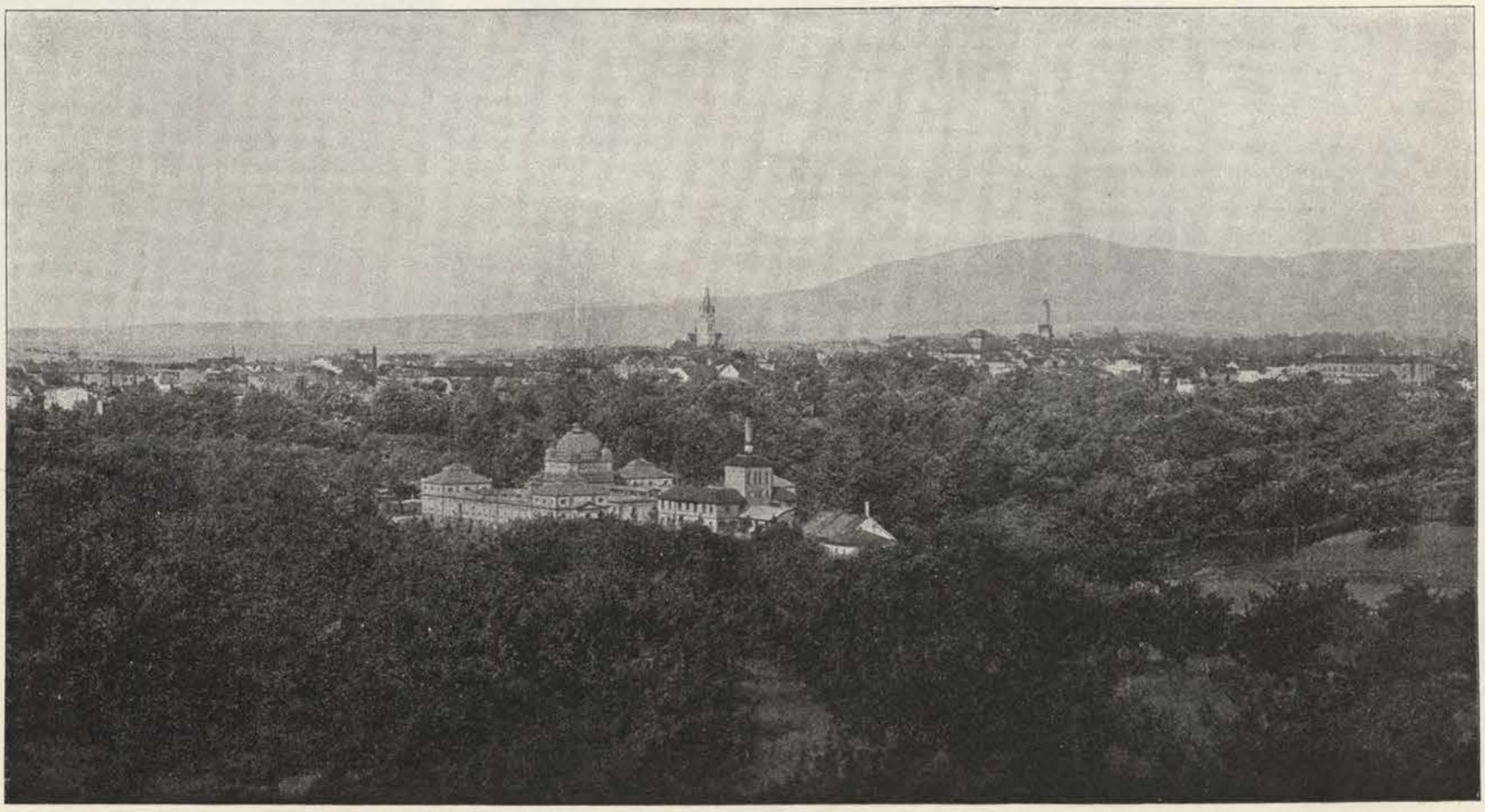
„Wir können ihn geben, meine ich“, sprach der Chef. Er setzte das Glas schnell an den Mund und trank den Rest mit einem Schlucke aus. Da der Herr Chef so that, so setzten auch die beiden anderen Männer ihre Gläser gleichzeitig an den Mund und stürzten ihre Rester eilig hinunter in die Kehle.

„Wir können ihn geben“, wiederholte der Reisende. „Das Weinchen hat Seele, ist süffig und von leichtem Körper, hat eine zarte Fülle und Schmalz. Ich denke, wir dürfen liefern.“

„Und das Bouquet! meine Herren“, bemerkte der Kellermeister. „Sie schmecken das echte Riesling-Aroma heraus, was keine and're Traube hat. Die Handlung wird mit diesem Weine nur Ehre einlegen.“

„Es ist mir lieb, dass wir ihn geben dürfen, denn ich war schon in Verlegenheit, ob wir alle Aufträge ausführen können. Wir haben in diesem Jahre mehr Bestellungen als je grade auf die älteren und reiferen Weine und da der Herr Chef jede Beschleunigung in der Entwickelung ablehnt —“

Der Reisende schwieg still nach dieser Anspielung. Er hatte dem Chef schon vorher angedeutet, dass man in der Lage sein würde, eine viel grössere Anzahl von Bestellungen auszuführen, wenn man dem Beispiel anderer Handlungen folgte, welche die Entwickelung manches Weines künstlich beschleunigten, indem sie Filtervorrichtungen, Eiweiss und Hausenblase in Anwendung brachten zur Klärung und rascheren Wandlung des Weines. Er hatte darauf hingewiesen, dass es einen üblen Eindruck gemacht hatte, wenn er manche Bestellung auf gute Sorten der Handlung, die sehr gesucht waren, hatte ablehnen müssen, weil der Vorrath erschöpft und die jungen Weine noch nicht reif im Keller waren. Denn auf Spurmann's Bergen wuchsen neben verschiedenen Rieslingen vorzügliche Traminertrauben; man bereitete Ausleseweine aus den edelfaulen Trauben, die man bis zur Ueberreife hängen liess; man besass einen vorzüglichen Ausbruch aus den besten Beeren und Trauben, die vor der allgemeinen Lese ausgestochen wurden; mehrere schwerere und leichtere, ältere und jüngere Weissweine gewann man aus der Hauptlese und auch die Roth-



Generalansicht von Homburg von der Hardt aus.



Kaiser Friedrich-Promenade in Homburg.

weine, aus vorzüglichen Burgundertrauben und Schwarzwelschen Trauben, lagerten mit verschiedenartigen Eigenschaften im Keller unter besonderen Namen. Aber mehrere von diesen Weinen brauchten eine längere Entwickelung; nur ein angenehmer Schieler, der aus den zusammengeschütteten Trauben aller Sorten gepresst wurde, einige von den leichteren und gefälligen Rieslingen wurden im folgenden Jahre nach der Lese reif; andere brauchten zwei, drei und mehr Jahre zu ihrer Bildung in den Fässern, bis sie ihren Höhepunkt erreichten und der feinschmeckende Gaumen des Chefs und seines Kellermeisters sie für flaschenreif erklärten.

Herr Spurmann hatte den erneuten Wink seines Reisenden verstanden; er nahm Veranlassung, für Jeden noch ein halbes Glas des eben gekosteten Weines zu füllen und mit einer Handbewegung zum Weiterkosten zu veranlassen. Man hielt die Nase über den Glasrand und liess den unbeschreiblichen feinen Duft, der aus dem Tranke kam, an den Nasenwänden hinaufsteigen, während Herr Spurmann sprach: „Das Weingeschäft, meine Herren, ist ein Vertrauensgeschäft, und da jeder Trinker und Kunde darauf vertraut, dass er einen reinen Wein erhält, so muss man ihm selbigen auch einschänken. In meinen Kellern giebt es keine Hausenblase zum Klären, keinen Meerrettig gegen den Kahn des Weines, bei mir giebt es keinen Gyps und Kalk gegen die Säure und keinen Zucker zur Süssung. Diese Keller haben nie den Rosinenbrei gesehen, mit dem And're ihre Weine façonniren und wohl gar parfümiren; wir gallisiren nicht, chaptalisiren nicht. Wie sich eine Blume auf dem Felde ohne künstliche Hülfe, wie ein Schmetterling ohne Zuhülfenahme von Farbstoffen seinen Fittig entfaltet und seine Zeichnung hat, so ist auch der Wein ein lebendiges Wesen, das alle Kraft der Entwickelung und des Lebens in sich trägt. Er braucht, wie ein Mensch selbst, nichts als Reinlichkeit, Bewegung aus einem Fass in's and're, eine Temperatur, in welcher er gedeihen kann und Zeit zur Entwickelung. Und wenn Sie diese Entwickelung auch mit den harmlosesten, aber von aussen herangebrachten Mitteln beschleunigen, es wird Ihnen doch gehen wie mit den frühreifen Kindern oder denen, die zu zeitig lieben — ein Rückschlag, eine Schwächung wird eintreten und der volle Kraftgeschmack der sich selbst nach eigenem Gesetze entwickelnden Natur wird doch fehlen. Mein Herr Kellermeister haftet mir mit Eid und Ehrenwort, mit Ehre und Leben dafür, dass auch hinter meinem Rücken nichts Fremdes an den Wein kommt, denn es giebt keinen Stoff, der nicht einen Geschmack oder eine fremde Wirkung hinterliesse. Nicht der Mensch soll den Wein machen; den Wein macht der Weinstock, der ist der wahre Kellermeister uns'res Herrgotts, der weiss selbst am besten, was er aus der Luft und Erde saugt und saugen kann und, was er an heissen Sommertagen in Gottes freier Natur vorbereitet hat, das soll man weiterwirken lassen durch sich selbst, dann giebt es einen Wein, den man auch beim Abendmahle trinken kann, als wäre er das Blut uns'res Herrn Jesu Christi selbst, das Blut der unverfälschten und lebendigen Wahrheit und Natur. Und wenn Jemand beim Abendmahle einen Wein trinken sollte, der Künstliches in sich hat, wie könnte der den heiligen Geist empfangen, wenn der heilige Geist ein Alkoholzusatz ist, statt des reinen Weingeistes der Natur? Und alle Begeisterung im Leben ist sie nicht auch dann erst die wahre, wenn sie aus der natürlichen Aufregung der sittlichen Kräfte entsteht, zum Unterschied von einer angelernten und komödiantischen Begeisterung? Der Wein soll rein sein wie die Begeisterung, denn er ist die Selbstbegeisterung der alten Erde und ich bin ein alter Weinherr und kein Schmierer!“

Der alte Herr strich seinen Bart mit einer Art von Feierlichkeit, während er halb jovial, halb im Predigertone einer Festrednerstimmung seinen Vortrag hielt. Er liess seine Augen um die Bäuche seiner Fässer schweifen und klopfte mit der Hand auf die Flanke des Fasses, aus welchem sie tranken, als wäre es der Hals eines edlen Pferdes von unverfälschter Race. Dann fiel ein durchdringender Blick auf den Kellermeister, als wollte er ihn prüfen, dass er in der That niemals hinter seinem Rücken wider die Grundsätze des Geschäftes verstossen.

Der Kellermeister, ein noch jüngerer Mann von bescheidenem Wesen, aber stiller, unerschütterlicher Ehrlichkeit, hatte andächtig zugehört und sagte: „Ich theile ganz die Meinung des Herrn Chefs. Alles Künstliche ist der Natur des Weines zuwider und ich würde jede Freude am Geschäft verlieren, wenn ich nicht wüsste, dass Sie, Herr Müller, jedem Kunden mit gutem Gewissen versichern können, dass diese Weine hier alle Naturweine im wahren Sinne des Wortes sind.“

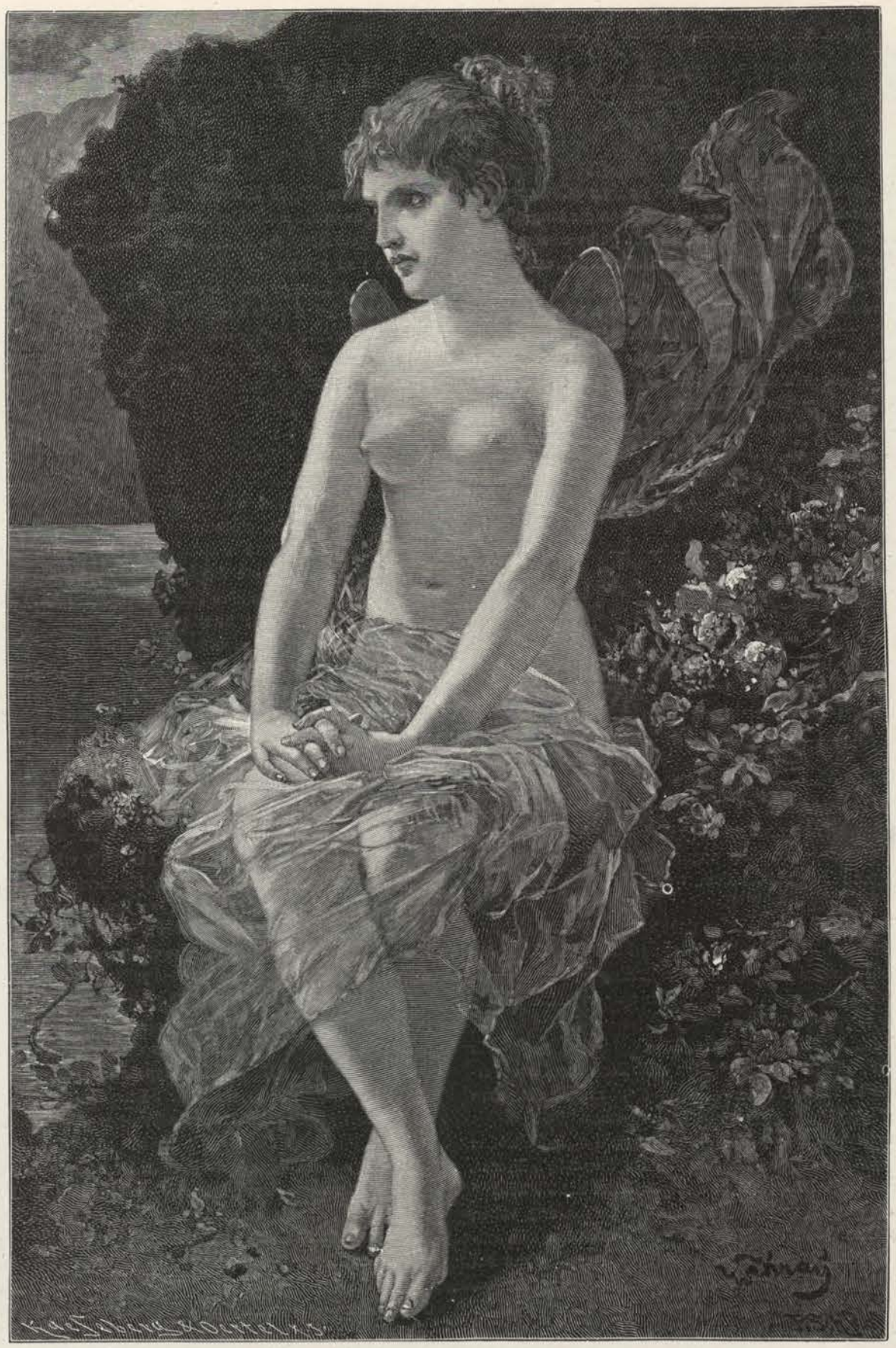
„Ich bezweifle nicht, dass die Herren vom Standpunkte des Feinschmeckers Recht haben, wenn alle Leute Feinschmecker wären“, erwiderte Müller, indem er die Spitzen seines Handschuhes besah. „Aber lieber Gott! was trinken die Leute durcheinander! Ich bin weit entfernt, irgend einen fremden Zusatz an den Wein zu billigen, aber von meinem kaufmännischen Standpunkt aus bin ich im Interesse der Handlung entschieden dafür, dass



Lawn-Tennis-Platz in Homburg.

Weine, die allzulange lagern müssen, schneller geschönt und geklärt werden. Was soll denn gegen einen Filter oder etwas Hausenblase einzuwenden sein, wenn Sie in Folge dessen schneller liefern können? Der Wein bleibt ja doch Wein.“

„Ich muss Ihnen auch vom kaufmännischen Standpunkt widersprechen,“ entgegnete der Chef. Denn, nehmen Sie an, ich würde die Entwicklung meiner Vorräthe künstlich beschleunigen und die Weine, wie sie hier liegen, schon heuer und im nächsten Jahre abgeben, nun, so würde ich im nächsten Jahre bereits das nicht liefern können, was ich heuer abgegeben habe. Auf unseren Bergen wächst nur ein bestimmter Durchschnittsertrag; verkaufe ich die Weine schnell, nehme ich dabei immer mehr Bestellungen auf, so wird bald ein Ausfall eintreten, meine Weine sind nicht nur künstlich geschönt, sondern allmählich kann ich noch weniger liefern und die älteren vornehmen Sorten werden seltener. Will ich also das Geschäft dennoch betreiben, so muss ich fremde Trauben aufkaufen; das giebt dann schon nicht mehr meine Originalweine; der erste Schritt ist gethan, dass man einer Sache einen Namen giebt, den sie nicht verdient, z. B. den Namen meiner Weine, die eben nur auf meinen Bergen wachsen mit ihrem ganz bestimmten Boden von Porphyr, Schiefer, mit ihrer ganz besonderen Lage, die eine besondere Traube reift. Eine andere Traube, und wenn sie nur ein paar Stunden weit her ist, wird niemals meine Trauben ersetzen; unser Geschäft ist in Folge unserer Berge da, nicht aber sind die Berge für das Geschäft erworben worden. Presse ich also fremde Trauben, denen ich doch unseren Namen geben muss, so ist der erste Schritt zur Unsolidität da, bezüglich das Geschäft ist nicht mehr das, worauf sich sein Ruf gründet. Wir haben unter Kennern einen bestimmten Ruf verbreitet; wenn wir auch offen zugestehen, dass wir einmal fremde Trauben pressen, so ist doch der einmal verbreitete Ruf stärker als unser Geständniss; wir müssen also nur das liefern, was wir im Sinne dieses Rufes können. Von allen Handelsgeschäften der Welt ist das Weingeschäft dasjenige, wo Wesen und Credit am meisten zusammenfallen müssen. Nehmen Sie weiter an, wir können, nachdem wir immermehr Bestellungen auf Grund der Weinbeschleunigung angenommen, einmal aus irgend einem Grunde nicht genug Trauben aufkaufen, wie nahe liegt dann die Versuchung mit anderen Mitteln der Quantität nachzuhelfen, um nur zu liefern. Und bekomme ich aus den fremden Trauben zuviel Säuren in meinen Wein, Trauben, die ich ja theuer bezahlt habe, wie nahe liegt es dann, diese Säure künstlich zu entziehen! Bei unseren eigenen Trauben weiss ich, dass ich auch in schlechteren Jahren mit der Zeit die Säure in der natürlichen Entwicklung loswerde; meine Winzerei ist die Bürgschaft, dass es nie zu schlimm werden kann; in meinem Grund und Boden, in meinen Stöcken und meinen Winzern liegt das Geheimniss meiner Weine. Mein kaufmännisches Interesse fällt auch hier mit meinem Interesse als Weinbauer zusammen.“



W. Kray. Die trauernde Psyche.

Herr Désiré Müller schwieg auf diese Worte still wie Jemand, der noch viel einzuwenden hat, aber einer beschränkten Ansicht gegenüber, die keinen Sinn für den modernen Grossbetrieb des Handels hegt, seine reifere Meinung nicht preisgeben will. Er wusste von seinen Reisen in Frankreich und anderen Ländern, wie sehr man dort der Entwicklung der Weine nachhalf; er hatte in aller Herren Länder gesehen und geschmeckt, wie viel man mit den unschuldigeren Mitteln des Zuckerns und Gypsens wirthschaftete, er hatte weit ärgere Dinge kennen gelernt, so dass er meinte, im Verhältniss hierzu würde das Spurmann'sche Haus kein Titelchen von seiner Solidität einbüssen, wenn es durch einige altbewährte Kellermittel seine augenblickliche Lieferkraft erhöhte. Er traute sich zu, dieses Geschäft, das mit Hunderttausenden arbeitete, zu einem Millionengeschäft zu erweitern, durch sein Talent als Reisender neue Kunden zu gewinnen.

Der Kellermeister hatte unterdessen ein anderes Fass angeschlagen und dem Chef ein Glas eingeschenkt. Herr Spurmann kostete langsam, erklärte aber den Wein noch nicht für reif genug zum grossen Leidwesen des Herrn Müller, der hierdurch einigen Kunden gegenüber sich in Nachtheil versetzt sah.

Die drei Männer wollten eben aufbrechen, um durch einen langen Gang nach den Kellern zu gehen, wo die Traminerweine lagerten, um hierauf in einen höheren Keller zu den Rothweinfässern zu gelangen, als sie über sich durch den Aufzug einen gewissen Tumult, eine Bewegung vernahmen.

[Fortsetzung folgt.]

Eine Mutter.

Von **Hedwig Wigger.**

[Nachdruck verboten.]

Sonnige Märztage hatten Wiesen und Buschflächen mit duftigem Grün geputzt. Auf dem nahrhaften Sandboden gepflegter Gärten sah man die langröhrigen Blumen und die schmalen, linealen, in der Mitte mit gelbweissem Streif gezeichneten Blätter hervorkommen. Violetter Frühlingssafran und Crocus. Aus Buschgehegen grüssten Schneeglöckchen und Scilla. Baumweisslinge strichen über sie hin, die kleinen bebenden weissen Flügel lebhaft hin- und herschlagend. Die Sonnenkugel leuchtete mit frühlingsmildem Schein über Gerechte und Ungerechte.

Frau Dörthe Köster blickte an den Märzblumen vorüber, vorüber an dem Ginster im moosigen Untergrund des Waldes, mit Nichtachtung auf die zitternden Schmetterlinge, die dem Frühlingsgrün Vernichtung drohen. Für sie sind Sonne und Regen, Wechsel der Jahreszeiten nichts anderes als eine naturgemässe Folge des vorangegangenen, ihr Auge bleibt kalt wie ihr Herz und ihr Gemüth beim Anblick dessen, was die empfindende Seele erfreut. Sie geht eilenden Schrittes die ungepflasterte Dorfstrasse hinan. Kaum nimmt sie sich Zeit, dem Gruss der Vorübergehenden dankend zu begegnen.

„Mutter, die Holsten war's, die uns grüsste," sagte das Mädchen neben ihr.

Die Frau sah kalt auf die Sprecherin.

„Du konntest ja danken."

„Ich hab's gethan."

„Na, was machst' denn erst viel Wesens davon?"

Das junge schlanke Mädchen blickte von der Seite an der Mutter empor, in deren Zügen sich keine Miene wandelte.

„Weisst Du, Mutter, dass Pastors Käthe barmherzige Schwester wird? Dorchen von Pressentin kommt auch in die Stadt, weit weg."

„So."

„Sie sind auch gar nicht traurig —"

„So. Na, die Leute haben Haus und Hof und Geld, und wir — wir haben nichts, garnichts, begreifst Du das immer noch nicht?"

„Mutter, Herr Pastor will 'was zugeben oder sogar das ganze vorschiessen, wir können es ihm nach Jahr und Tag abbezahlen, wenn Du mich wolltest in die Stadt geben —"

Die Frau stand still: „Fängst Du nun wieder davon an. Und ich — und ich, was soll ich beginnen? sclaven von früh bis spät, und die paar Pfennige, die ich erarbeite, gehören nicht einmal mir, sondern mit Zins und Zinseszins jenen da drüben, die Dich was lernen lassen, damit Du später Deine Mutter verachtest, weil sie arm und unwissend ist."

Ein böser Blick fiel auf das Mädchen, das die Hände bittend gegen sie erhob: „Sprich nicht so Mutter, das thut so weh, ich will Dir alles Gute vergelten, alles, lass mich nur 'was lernen. Der Herr Pastor sagt, mit Kenntnissen komme man durch die ganze Welt."

Die Frau stutzte und stiess hervor: „Es geht nich, ne, es geht nich, Schulden machen will ich nich, ich bin auch nich mehr die Jüngste, Du musst in'n Dienst, musst Deine Mutter unterstützen, die für Dich gedarbt und gearbeitet hat bis heute."

Stumm gingen sie neben einander weiter. Aus einiger Entfernung sahen sie den bläulichen Rauch aus dem Schornstein des Tagelöhnerhauses sich ringeln, in dem sie ihre Stube hatten. Mit Geringschätzung blickte die Frau auf das Haus: „Mit Rüben- und Dammarbeitern müssen wir die Wohnung theilen, und Du — Du nichtsnutziges Ding willst in die Stadt, willst was lernen. Meine ganze Schulzeit hat nicht halb so viel gekostet, wie Du in einem Jahre kostest und bist undankbar."

Dora hielt mühsam die aufsteigenden Thränen zurück. Ihr Hals war wie zugeschnürt.

„Mutter, ich will arbeiten, damit es Dir wieder gut gehe."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Frau war im Grunde ihres Herzens nicht böse. Als sie den alten stämmigen Käthner Köster heirathete, brachte sie zwar keine jungen Jahre, wohl aber jungen Sinn und guten Willen in die Ehe. Der Mann hatte ziemlich abgewirthschaftet, als er sich zum Heirathen entschloss und schaute nicht mit Unwillen auf Dörthe's Sparkassenbuch, die grossen Säcke voll Daunen und die eigengesponnenen Linnen. Dörtchen stach das hübsche kleine Haus in die Augen mit dem Gärtchen voll Blumen und der Wiese voll Gras.

Nichts weiter begehrte sie vom Leben, als das Stückchen Boden, wo Väter und Urväter gelebt, gearbeitet, gesorgt.

Und dann kam alles anders. Schon nach wenigen Monaten durchschaute sie die ganze Geschichte. Das Gras, das sie da schnitt, gehörte nicht mehr ihr, das holte Bauer Vogt, dem es verpfändet war, das Obst holte der hinkende Schneider, der hinter den halbblinden Scheiben sass und Röcke und Westen ausbesserte und dabei redete wie ein Advokat . . . und das Häuschen war verschuldet bis unter das Dach.

Dann trat etwas ganz Unerwartetes, Unfassbares an sie heran. Sie sollte noch für ein Drittes sorgen, für ein Kind, das sie sich gar nicht in ihr Leben hineindenken konnte. Sie hasste dieses Kind lange vor seiner Geburt, es demüthigte sie, in dem Kinde einen Zeugen ihrer Armuth, ihres grenzenlosen, häuslichen Elends aufzuziehen. Der Mann starb, sie betrauerte ihn nicht, er hatte das Gute in ihr getödtet. Aber sie arbeitete alles, was ihr unter die Hände kam und sparte und geizte.

Das reiche, gebrochene Erdreich war ihr lieber als ihr eigen Fleisch und Blut.

So nahmen sich fremde Leute des kleinen Mädchens an. Ihre klugen Augen, ihr nachdenkliches Wesen gefiel überall, auch hatte sie einen klaren Verstand und ein gutes Gedächtniss. Der Lehrer beschäftigte sich gern mit ihr, er lehrte sie, was er selber wusste. Dann brachte er Dora zu Herrn Pastor Schliemann, und nun begann ein Lernen voll Fröhlichkeit und Lust in dem grossen Studirzimmer, in der Lindenlaube des Gartens.

Wenn sie glückstrahlend über das, was sie unter Leitung des Predigers gelernt, in der Mutter Stube trat, erfüllt von dem Schönen, das ihr Herz und ihren Sinn einnahm, ein freudig Wort an die arbeitsame Frau richten wollte, erlosch ihr Lächeln, erstarben ihre Gedanken bei dem harten Blick ihrer Mutter.

„Das hat ja Ostern all' ein Ende, dann heisst's verdienen", war ihre Antwort. „Ich hab' meine Augen zugemacht bis jetzt, nu is aber genug."

So waren die Stunden ‚des zu Hause' eine Qual für Dora, und sie vermochte der Mutter doch nicht zu trotzen.

Endlich war die ersehnte Zeit da, Dora war eingesegnet worden, hatte an der Seite der Mutter am Gründonnerstage das Abendmahl genommen, war am stillen Freitag und heute am Ostersonntag wieder in der Kirche gewesen. Damit war nach Frau Köster's Meinung allem Genüge gethan. Nun kam der Ernst des Lebens und forderte gebieterisch seine Rechte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Köster ging Nachmittags durch den gelben Märzsonnenschein nach Tarnowitzerhagen zum Schulzen und zugleich zum Müller, der ihr die kleinen Ersparnisse verzinste. Leichter ward ihr Schritt, froher ihr Gang. Ja, wenn Dörthe erst fort war, da konnte sie auch wieder froh sein, des Mädchens Augen klagten sie immer an. Und der Müller freute sich regelmässig, wenn sie Geld brachte . . . „Na, Fru Köstern, so flitig, so sporsam, Sei tämen sick rein nicks, soll all för de Lütt, all' för Düren, ja dei Kinner, sei maken uns veil Sorg und Mäuch, äwer ock veil Freu, wat wollen sei nicht. För weckern süllen wi arbeiten, wenn nich för uns' Kinner?"

„All för Düren" . . . ihr Herz pochte. Ihre schwieligen Hände legten sich in einander. „Sie wird auch 'was davon haben, wenn sie erst Erfahrung hat, sieht sie's schon ein. Ich habe mein ruhiges Alter am eigenen Herd, und sie die schöne Mitgift für einen ordentlichen Mann."

Diesen Trost gab sie ihrer Selbstsucht.

Schon gegen Mittag war es jenseits des Dammes von der Wiek her so blau heraufgekommen, als ob ein Sturm über die See zöge. Jetzt kam es immer düsterer, unheildrohender. Frau Köster hatte den Umweg über Everstorff nicht gescheut, wo sie noch Verwandte besuchte und wollte über den Damm nach Hause gehen. Da sah sie nun das drohende Unheil. Die See, die hier eine breite Bucht in's Land hinein bildete, wogte mächtig heran und spülte mit ihren salzigen Schaumköpfen gegen den schlecht gestützten Deich.

Drüben im Heimathsdorfe wusste man noch nichts, man feierte Ostern mit fröhlichem Festschmause, und hier drohte der Untergang der Saaten, der Felder, der — Wohnstätten. Sie eilte, von unsichtbarer Macht gehetzt, ins Dorf, mit stumpfen Mienen bis zum Gutshofe. Ihrem entsetzten Blick wich alles. „Der Sturm kommt, der Everstorffer Deich hält nich aus, die Saaten werden weggeschwemmt —" so keuchte sie und lief, von Hunderten gefolgt, auf dem Damm der Bucht zu. Wie aus der Erde gestampft standen sie da, Unzählige, Männer, Frauen und Kinder. Die Arbeiter rammten Pflöcke, Geröll gegen den alten Deich und stellten sich selbst auf, eine lebende Mauer. „Es zieht vorüber" — meinte einer, — „so fix kümmt dat nich, das süht sick man so an" ein anderer. Dörthe Köster stand auf der äussersten Spitze des Dammes. Sie schaute hinunter auf die Wogen, die mit dem dumpfen, donnerähnlichen Brausen langsam heran sich wälzten, um zu verderben . . . sie wandte den Blick auf die Felder. Wenn hier, hier auf diesem Fleck, bespült von der salzigen Fluth, ihr Haus stände, ihr Land läge, und wenn eine einzige Stunde alles vernichtete, was sie seit einem halben Menschenalter sich erdarbt hatte, was dann? Ein Schrei entwand sich ihr, der gellend und unheimlich durch die richtende Gewalt der Elemente verklang.

Sie trat behutsam zurück, wollte heim. Was konnte sie hier helfen? die Männer standen Schulter an Schulter auf ihren Posten. Sterbegedanken zogen durch die Seele der Frau. Da sah sie den gelbweissschimmernden Seevogel auffliegen. Es war die Lachmöve, die pfeilschnell aus ihrem Genist im Steinbruch des alten Deiches aufschoss. Da — eine zweite, fast noch schneller als die erste. Sie kreisten neben-, über einander, schossen in das Wasser hinab, tauchten unter, um nach einiger Zeit an einer ferneren Stelle wieder an die Oberfläche zu kommen. So schnell war ihr Flug, dass man nur einen Punkt erkennen



J. Munsch. Testamentseröffnung.

konnte, den rothen Schnabel — da, die rothen Füsschen . . , nun kamen sie wieder ganz nahe, ihr Krächzen war unheimlich, lang gezogen, wie wenn sie gemartert würden. Nach kaum einer Secunde kam die erste zurück, ihre Flügel schlugen gegen einander, immer hin- und herkreiste sie und stiess mit ihren Flügelspitzen gegen das Gestein. Da kam auch die andere und trug im Schnabel eine dritte, mit der sie einen Kreis über das Wasser beschrieb, mit ihr unter- und auftauchte und nach der Wiek zuflog. Nach einigen Minuten kam sie zurück, holte eine vierte, eine fünfte und sechste. Ganz still standen die Frauen und sahen den Vögeln zu. Diese kleinen Seeräuber brachten zuerst ihre Jungen in Sicherheit. „Von so 'n Thier kann man was lernen," sagte Frau Holsten zu einer Nachbarin, „die Alte lebt und stirbt für's Junge."

„Nu, anders könnt's doch wohl nich sein, würd'st Du Deine Frieda in Wassersnoth lassen und Dich retten?"

„Gott bewahr' mich, das meinst Du doch nich? ich bin doch nich weniger als ein unvernünftiges Vieh!"

Diese Worte waren fast im Flüstertone gesprochen; aber Dörthe Köster hörte jede Silbe. Wie unbarmherzige Schläge trafen sie dieselben, und dazu sah sie die Möve ängstlich mit den Flügeln schlagen und das Nest umkreisen, das seine Jungen barg. „All' för de Lütt, all' för Düren . . ."

Sie ging schnell zurück in das Dorf. Das Wohnhaus war wie ausgestorben.

„Dörthe, wo bist Du?" fragte sie.

Da befreite sich der blonde Kopf ihres Kindes aus den aufgestützten Händen, die noch nass von Thränen waren.

„Was machst Du, warst Du nicht bei Pastors?"

Dora schüttelte den Kopf. „Der Herr Pastor war hier und Käthe und dann hab' ich zugesehen, wie das Wetter heraufgezogen kam".

„Nu", sagte die Mutter, verlegen an ihren Kleidern zupfend, „wir wollen beide morgen hingehen — — wenn er meint, dass es Zweck hat, dann sollst Du — — auch 'was lernen, alles lernen, was Du kannst."

Einen Augenblick war es so still in dem Raum, dass man kaum das Athmen der beiden Frauen vernahm. Da sprang Dora auf, schlug ihre Arme um den Nacken der Mutter, die sie zum ersten Male in all' den langen, bangen Jahren, fest an sich drückte und unter Schluchzen jubelte sie: „Mutter, Mutter, wie gut bist Du!"

Unsere Bilder.

Das Symbol der lockenden, verderbenden, trügenden Liebe waren in der griechischen Mythe die „Sirenen", die Vorbilder der Loreley. Wehe dem Schiffe, das sich durch den Gesang der schönen Weiber angelockt, den Felsenriffen ihrer Insel näherte! In A. Frenz' Darstellung hat die Mythe greifbarere Gestalt gewonnen. Dem Künstler schwebten jene Liebesinseln vor, von deren Gestade aus die Priesterinnen der Aphrodite die Vorübersegelnden Schiffer einluden zu kurzer Rast von gefahrvoller Meerfahrt.

Der anmuthigste Liebesmythus des klassischen Alterthums ist der von der irdischen Königstochter „Psyche", die ihre Treue dem Neide der Aphrodite entzog und zu den Göttersitzen der Olympier erhob. W. Kray hat für sein Bild den Augenblick gewählt, wo sie durch ihre Neugier den in heisser Leidenschaft für sie entbrannten Gott Amor von ihrem Lager verscheucht hat und, eine Verkörperung der trauernden Liebe, sehnsüchtig hinausschaut in die Ferne!

Psyche und Sirene zugleich, lockend, trauernd und sich in Sehnsucht verzehrend, verkörpert Ciffariello in seiner „Cameliendame" die moderne Sinnenliebe. Vernichtend und noch im Tode verklärend ist die reine Neigung in den entweihten Körper der Demimondaine eingezogen. Schon zucken die Finger auf der Decke ihres Schmerzenslagers im Todeskampf, der Rest des entfliehenden Lebens concentrirt sich in den weit geöffneten Augen, und der müde Leib hebt sich verlangend dem Einzigen entgegen, den sie wahrhaft und aufopferungsvoll geliebt.

* * *

Losgelöst von aller Selbstsucht, sich verallgemeinernd und auf die Menschheit ausdehnend, erscheint die Liebe in ihrer Verklärung zur Barmherzigkeit. „Besuch bei der Kranken" nennt Paternina seine ergreifende Darstellung dieser christlichen Tugend. Schweres Siechthum hat die lockige Spielgefährtin auf das Krankenlager geworfen. Da liegt sie im Spital, sorgsam von den „Schwestern" gepflegt, aber der Sonnenschein zieht erst mit der Kameradin ein, die von ihrer Mutter begleitet an das Schmerzenslager tritt, von dem Arm der Pflegerin umschlungen. Leibliche Stärkung trägt sie im Körbchen und bringt ihre Wünsche dar für eine baldige Genesung.

Modern und ausschliesslich christlich ist auch der Begriff der Liebe zu Gott. Mag der Gottesbegriff ursprünglich aus dem Gefühl der Furcht und Hülflosigkeit hervorgegangen sein, über die Dankbarkeit für gewährtes Flehen, über das Vertrauen auf ferneren Schutz hinaus gelangt er zu der reinen Gottesliebe, unabhängig von äusseren Cultusformen. Wahre Gebetsinbrunst, wie sie Dammeier in seinen „Betenden Tirolern" zur Anschauung bringt, erhält sich am stärksten da, wo die Abhängigkeit von unberechenbaren elementaren Kräften am augenfälligsten wirkt. Der Landmann und der Bergbewohner bedarf am meisten jener göttlichen Kraft, die er als Beherrscherin der Naturgewalten anruft.

Ueber das Grab hinaus bethätigt sich Neigung und Freundschaft im letzten Willen. Was in Munsch's „Testamentseröffnung" den vornehmen Verwandten als eine materielle Pflichterfüllung des Erblassers erscheint, wird den mit Legaten bedachten Armen gegenüber zur freien Liebesgabe, die sie mit verklärten Gesichtern und Dankesthränen entgegennehmen.



F. Ciffariello. Cameliendame.



Gustav Freytag †. Ein Gedenkblatt. Originalzeichnung von A. Schwarz.

Gustav Freytag.

Von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

Wohl erinnert sich ein Volk in Anerkennung der Staatsmänner und Heerführer, die Handlanger und Werkzeuge zu seiner Grösse waren; scheidet aber einer jener Dichter von ihm, die seine Ideale geschaffen, so geht ein Zittern durch seine Seele, als habe sich ein Stück seines Selbst von ihm losgelöst.

So trauert um Gustav Freytag das deutsche Volk. Bei ihm hatte es in schwerer Zeit gefunden, was es brauchte, in seinen Gestalten sich selbst erkannt, bemitleidet und belächelt, geliebt und gehasst; von ihm wusste es, dass er mit seinem ganzen Wesen ihm gehöre, nur ihm.

Denn immer und überall ist Gustav Freytag an erster Stelle Deutscher gewesen.

Schon früh wurde das nationale Bewusstsein in ihm geweckt. 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien geboren, auf der äussersten Ostgrenze deutscher Cultur, mitten im heissen Kampfe gegen den polnisch-slavischen Ansturm, stellte sich das Deutschthum schon dem Knaben als kostbarstes, ängstlich zu hütendes Gut dar. „Oft, wenn ich dem Männergespräch zuhörte," schrieb er später aus seinen Erinnerungen heraus, „wehte etwas von dem Aerger über die Höhe der Woicziner, von Trauer über die preussische Lammesgeduld in meiner Seele; dort bewahrte ich es still!" Und sein späterer Werdegang bot ihm stets neue, begierig ergriffene Gelegenheit, die Vorzüge der deutschen Volksindividualität gegenüber fremder zu ergründen, in das Wesen des deutschen Nationalcharakters einzudringen. Führten ihn seine germanistischen Studien an den Universitäten von Breslau und Berlin in die Vergangenheit, zu den Anfängen seines Volkes zurück, so gewann er in regem Verkehr mit hervorragenden Kaufleuten und Gemeindebeamten tiefen Einblick in das bürgerliche Erwerbsleben und Gemeinwesen der Gegenwart, und machte er sich in Dresden, wohin er dann unter Aufgabe seiner akademischen Laufbahn übersiedelte, die er als Privatdocent in Breslau begonnen, aus eigener Anschauung mit dem Stande der damaligen Kunst und Litteratur vertraut. Schon vorher hatte ihm sein Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" einen Preis gebracht, aber erst seine Schauspiele „Valentine" (1846) und „Graf Waldemar" (1847) öffneten ihm endgültig die deutsche Bühne. In ihnen wies er auf das gesunde, deutsche Bürgerthum hin als berufen, die alternde Aristokratie zu ersetzen und dem kranken Staatskörper frisches, lebendiges Blut zuzuführen. Schon hier arbeitete damals die nationale Idee in ihm, die mehr und mehr erstarkend ihn 1848 nach Leipzig in die Redaction des „Grenzboten" führte, deren Leiter, Julian Schmidt, von derselben Gesinnung beseelt war: Oesterreichs Ausscheiden aus Deutschland und Preussens Führung zu erzielen, und eine endliche Loslösung des dichterischen Schaffens von dem französischen Einfluss und damit das Wiederaufblühen einer deutschen Nationallitteratur zu erstreben. Und dieser vaterländischen Dichtung erschuf er gleichzeitig selbst klassische Muster: „Die Journalisten", jene Perle des deutschen Lustspiels (1853), „Soll und Haben" (1855), dieses Kleinod des deutschen Romans und dessen Gegenstück „Die verlorene Handschrift" (1864). Damals auch lenkten seine meisterhaften „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" das allgemeine Interesse auf die Gesammtentwickelung des Deutschthums, die er später nach 1870 unter dem Eindrucke des grossen Krieges als ihres Höhepunktes in seiner grandiosen Romanreihe „Die Ahnen" (1872) dichterisch behandelte. Zu diesen gewaltigen Werken kamen noch hinzu: „Die Technik des Dramas", „Gesammelte Aufsätze", „Erinnerungen aus meinem Leben" und die kleine Brochüre „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", die alle von dem feinsinnigen Geschmack des Dichters beredtes Zeugniss ablegen.

Ueberall aber ist Freytag der Schilderer der nationalen Arbeit. Alle Wandlungen und Entwickelungen des deutschen Volksgeistes spiegeln sich in seinen Werken wieder. Stets ist er der bewusste Träger drängender Volksinstincte, die durch ihn zur Klarheit gebracht werden.

Nach dem politischen Fieber von 1848, nach dem Zusammenbruch des unklaren, vaterlandslosen Idealismus eines Weltbürgerthums, war die Nation unter dem Druck einer krassen Reaction und einheitsfeindlicher Kleinstaaterei in apathische Muthlosigkeit versunken, aus der es keine Erhebung zu geben schien. In diese schwüle Atmosphäre schlugen Freytag's Werke wie reinigende Blitze. „Die Journalisten" entrollten ein genaues Culturbild dieser Epoche. Alle Figuren des Stückes waren typisch für die Zeit, in allen erkannte man getreue Spiegelungen der eigenen Umgebung. Der neue, kinderhafte Parlamentarismus, die Eitelkeit, Dummheit und das feile Streberthum der Reaction — alles wurde hier mit realistischem Zeitcolorit vorgeführt, mit feinsinnigem Humor dem öffentlichen Spotte preisgegeben. Der Roman „Soll und Haben" folgte. Das völlig Neue in diesem Unternehmen brachte ihm einen gewaltigen, beispiellosen Erfolg. Zum ersten Male sah hier das eigentliche Volk die angeblich prosaische Arbeit des Tages in das strahlende Gewand der Poesie gehüllt, zum ersten Male sich selbst aus seinem missachteten Dunkel herausgerissen. „Soll und Haben" war der erste deutsche sociale Roman. Im Gegensatz zu den in den „Journalisten" gegeisselten Auswüchsen der politischen Unreife stellte Freytag hier die Ruhe des deutschen Bürgerhauses, den Segen der stillen Arbeit; pries innerhalb eines drohnenhaften, genusssüchtigen Privilegienadels einerseits und eines schmarotzenden, verbrecherischen Proletarierthums andererseits den gesunden, ruhig fortschreitenden Mittelstand als einzigen positiven Factor des Volkslebens, mit lauter Stimme den Ruf nach socialer Reform erhebend. Zehn Jahre später fügte er zu dieser Verherrlichung der Arbeit im Dienste der materiellen Volkswohlfahrt durch „Die verlorene Handschrift", dann auch eine Apotheose des geistigen



„Graf von Cilli."
I. Akt.
Graf Cilli bei der Seherin Vila.

Schaffens — auf allen Wegen, so der Nation einen Spiegel ihres Werthes vorhaltend und sie durch die Erkenntniss der deutschen Tüchtigkeit aus jenem Zustande schlaffer Selbsterniedrigung reissend, bis es endlich in dem grossen Kriege von 1870/71 durch die eigene Kraft das hohe Ziel sich erstritt.

So ist Gustav Freytag einer der Schöpfer dieses Zieles gewesen, nicht durch Waffengewalt, noch durch die Kunst des Diplomaten; — durch die stille Arbeit des ackerbereitenden Säemannes, des unterweisenden Lehrers, des schauenden Dichters, ohne die das Grosse niemals erreicht worden wäre.

Aber noch glaubte er das Ende seiner nationalen Arbeit nicht gekommen. Zwar stand die Nation auf der Höhe des Zieles, aber vorläufig war nur das Aeussere gelungen, der innnere Sieg stand noch aus. Da that ein Rückblick not. War's doch von je des Deutschen Art, sich grüblerisch in das Vergangene zu vertiefen und aus dem wirren Zickzack des durchlaufenen Pfades die Regel des Aufstiegs zu enträthseln. Diesen Rückblick auf das eigene Geschick eröffnete Freytag der Nation in seinem sechsbändigen Romancyclus: „Die Ahnen". Die Absicht, welche ihn leitete, spricht er selbst am Schlusse aus. „Je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten der Ahnen auf das Schicksal der Enkel ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und desto grösser die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag." Dass der Dichter die heroische Reihe der Ahnen mit einem Journalisten endigen lässt, dürfte also keineswegs rein äusserlich als aus seiner Verehrung für die Presse hervorgegangen anzunehmen sein, vielmehr liegt auch dieser Wahl ein berechtigtes, völkerpsychologisches Motiv zu Grunde. Es ist die Geschichte einer „Königs"familie, die Freytag erzählt und deren Geschicke er aus der jedesmaligen Entwickelungsphase der Nation herauswachsen lässt. In ihren Uranfängen von der brutalen Gewalt des Stärkeren, des Königs, ausgehend, endigt sie im Siege des reinen Geistes, in der Herrschaft Aller über Alle: in dem Journalisten Victor, dem Sprecher der öffentlichen Meinung, dem Repräsentanten des durch Selbstzucht selbstherrlich gewordenen Volkes.

Einfach, wie er selbst, war auch sein Landhaus zu Siebleben, in dem einst Karl August von Weimar und Goethe oft eingekehrt waren. „Die gute Schmiede" hatten sie es genannt. Hier dichtete Freytag seine grossen Werke, hier wird auch seine letzte Ruhestätte sein, in der Stille des Gartens, in den er auszog „so oft der Frühling kam, die Obstbäume blühten, Fink und Staar ihre Stimmchen erhoben". —



„Graf von Cilli." III. Akt.
Die Ritter des Cilli und die aufrührerischen Bürger Wiens.

Der Graf von Cilli.

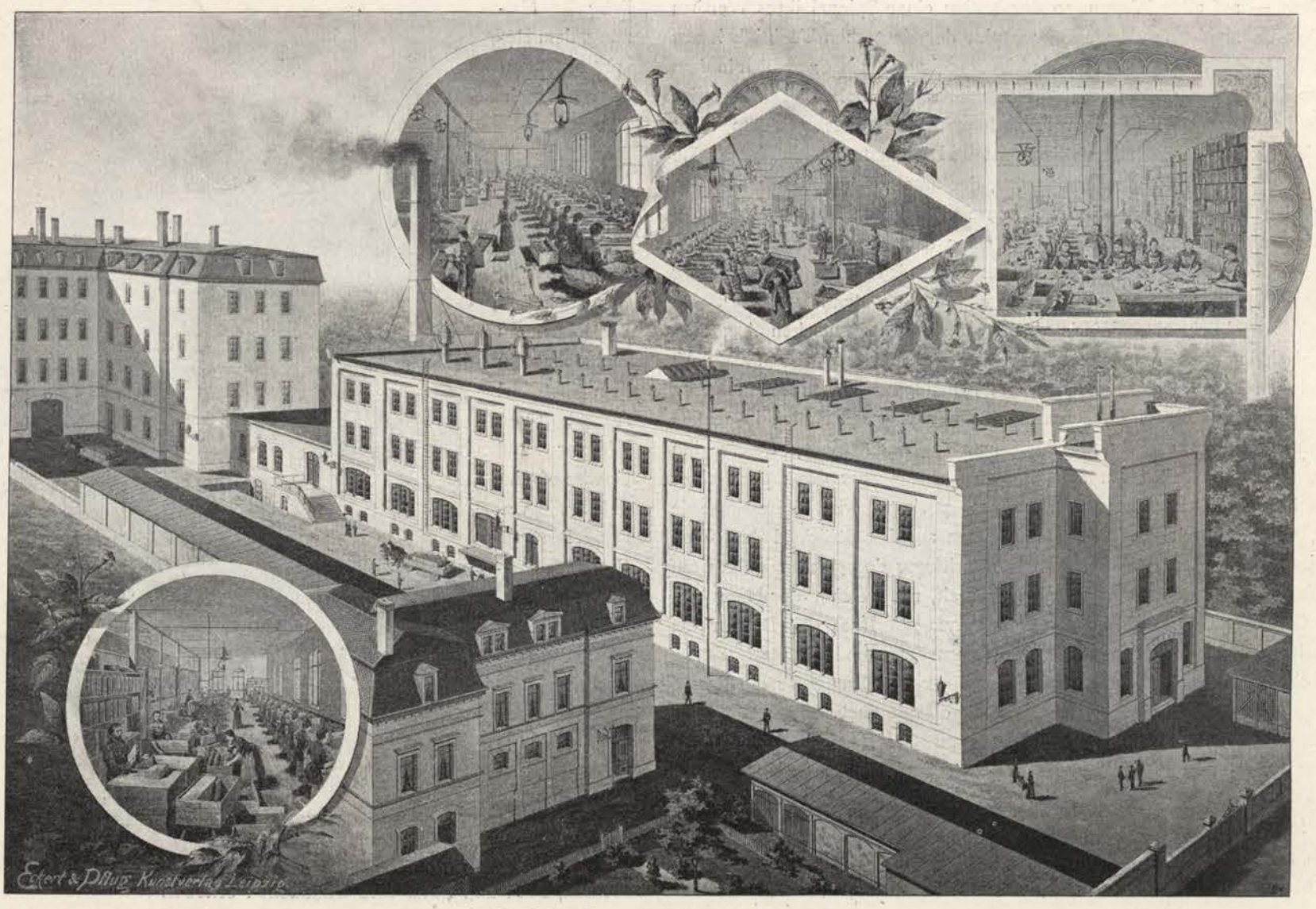
Am Raimund-Theater in Wien hatte vor Kurzem ein Schauspiel aus der Feder des Grafen Markus Bombelles „Der Graf von Cilli" so grossen Erfolg, dass es — trotz der divergirenden Urtheile in den Wiener Blättern — angemessen erscheint, denselben auch in Ansehung der Person des aristokratischen Autors zu registriren. Graf Markus Bombelles, ein Sohn des einstigen Erziehers des Kaiser Franz Josef und Bruder des vor drei Jahren verstorbenen Grafen Carl Bombelles, welcher der treue Begleiter des Kaiser Max von Mexiko und spätere Obersthofmeister des verblichenen Kronprinzen Rudolf gewesen, ist ein in der Wiener Gesellschaft hochgeschätzter Cavalier, der auf dem Gebiete des Drama sich schon wiederholt bethätigt, aber noch nie öffentlich gezeigt hatte. Man sah der Aufführung des Stückes, welchem Director Müller-Guttenbrunn eine sorgsame Ausstattung zu Theil werden liess, sonach mit einiger Spannung entgegen, und wenn auch bei den oberen Zehntausend das Interesse für das historische Schauspiel kein allzugrosses ist, so hatte sich doch am 23. April im Raimund-Theater eine Gesellschaft Rendez-vous gegeben, wie sie sonst nur bei Premièren erster Ordnung zu sehen ist.



„Graf von Cilli." II. Akt. König Ladislaus empfängt die Deputation der Ungarn.

„Der Graf von Cilli" ist ein vaterländisches Schauspiel, das den letzten dieses Stammes, Ulrich II., in seinem Kampfe für ein einziges grosses Oesterreich schildern soll, im Kampfe gegen die separatistischen Gelüste der Ungarn, in einem Kampfe, der ihm den Untergang bringt. Von Ladislaus Posthumus, dem schwachen und kindlichen Herrscher, zur Regentschaft berufen, fühlt er sich kühn und stark genug, den österreichischen Landen Ruhe, Einigkeit und Grösse zu geben. Die Ungarn, eifersüchtig auf ihre Privilegien, weigern sich, seine Herrengewalt anzuerkennen, und in dem darob entfachten Kampfe fällt Cilli — „Graf von Cilli und nimmer Grafen von Cilli". — Leider fällt der Held nicht als Märtyrer seiner Sache, sondern als Opfer seiner ungezügelten Sinnlichkeit, mit der er des Geheimschreibers Merbold jugendliche Frau umgarnt, diesen im Kampfe ersticht, um schliesslich nur das Opfer des Rächers seiner Hausehre, des Wiener Bürgers Kaspar Merbold zu werden, der ihn im meuchlerischen Ueberfall erschlägt. Damit ist der Schwerpunkt des Dramas verschoben und eine Zwiespältigkeit des Thema's geschaffen, die der praktischen Wirkung Eintrag thut. Nichtsdestoweniger hatte die Novität einen stürmischen Erfolg, der wohl allerdings auch mit auf Rechnung der Ausstattung zu stellen ist, die weit über den Rahmen der bisherigen Gepflogenheit ging. Maler Heinrich Lefler lieferte die Figurinen, Kautzky und Rottonara die Decorationen, unter welchen namentlich die Thallandschaft bei Cilli und die Parthie aus Alt-Wien „Marie am Gestade" besonderen Effect machten. Die historisch getreuen Trachten aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, die Decorationen, der grosse Aufwand in Comparserie und eine vorzügliche begleitende Musik von Max von Weinzirl werden ihre Anziehungskraft auf das Wiener Publikum nicht verfehlen. In den Hauptrollen haben sich die Damen Barsescu und Lanius und die Herren Ranzenberg, Lucas und Brandes vielen Beifall geholt und auch die übrigen zahlreichen Mitwirkenden — das Stück verlangt 38 Sprecher — ihre Schuldigkeit gethan. Nach dem „modernen" Drama ein „Ritterstück" ist gerade das, was die Wiener wollen.

X. v. G—g



Die Fabrik der Compagnie Laferme in Dresden.

Laferme.

Graf Leo Tolstoi erzählt in einer seiner unvergleichlichen Schilderungen aus dem russischen Kleinbauern-Leben von einem Manne, der auf nächtlicher Fahrt durch den Wald von furchtbaren Schneewehen überfallen wird. Schon sind ihm die Beine bis hinauf zum Unterleib erstarrt, nur eine Hand noch vermag er zu rühren. Er fühlt es, weiss es: er ist dem Tode nahe. Und fatalistisch, gottergeben, bereitet er sich zum Sterben. Da ertasten seine verkrümmten Finger in der Tiefe der Pelztasche noch eine Cigarette . . . Ja — gewiss — sterben muss er — Gott will es so . . . Schade, dass er nicht noch einmal ausspucken kann vor dem Hund von einem Verwalter, der ihn um einer Laune willen hinausgejagt hat in diese todbringende Winternacht! Aber einen anderen, höheren Genuss noch vermag er sich zu bereiten — einen letzten! Mit Mühe und Schmerzen zerren die steifen Glieder jene kleine, dicke Papiros hervor; es gelingt ihm, sie zum Munde zu führen — ja, auch Feuer kann er noch machen und nun brennt sie, dampft sie — nun steigt ihm der süsse Duft berauschend zu Kopfe. Zwar der eisige Sturm raucht mehr an des armen Mannes Cigarrette, wie er selbst, aber ein Paar volle kräftige Züge kommen ihm doch noch zu Gute — ihm, dem Sterbenden, den man am anderen Morgen ausgräbt und auf dessen hartgefrorenem Angesichte noch ein Schimmer stillen Behagens, seligen Geniessens ruht . . .

Nur der Raucher, ja vielleicht nur der Cigarrettenraucher ist im Stande, dem grossen russischen Dichter nachzufühlen, was er hier so erschütternd darstellt.

Die moderne Wissenschaft hat es uns längst verrathen, weshalb wir den Rauchgenuss so sehr lieben, weshalb wir ihn so schwer entbehren. Es ist ein süsses, leicht berauschendes Gift, das wir aus dem Tabak saugen. Wir wissen auch, dass dieses Gift, mässig genossen, Verdauung befördernd und Nerven anregend wirkt. Und endlich ist sich Jedermann darüber klar, dass der leichte, in geruchlos verbrennendes Papier gewickelte Tabak zuträglicher, appetitlicher, sauberer ist als die leicht nässende Cigarre. Diese Erkenntniss hat denn auch der Cigarrette in unverhältnissmässig kurzer Zeit eine ganz enorme Verbreitung gesichert. Heute werden in Deutschland jährlich mehr als vier Millionen Cigarretten geraucht, wovon allerdings nahezu 40 pCt. als „ägyptische“ Cigarretten importirt werden.

Merkwürdiger Weise jedoch giebt es wirkliche „ägyptische Cigarretten“, das heisst aus ägyptischem Tabak gemachte Cigarretten, gar nicht.

Der Anbau von Tabak, welcher in Folge ungeeigneter Bodenverhältnisse niemals grosse Bedeutung hatte, ist in Aegypten seit einigen Jahren gänzlich verboten, weil die dortige Regierung das Blutenlassen des Tabaks auf die denkbar einfachste Weise, durch Erhebung hohen Einfuhrzolls, zu besorgen vorzieht.

Alle von Kairo und Alexandrien verschifften Cigarretten sind zwar im Lande der Pharaonen fabricirt, enthalten jedoch lediglich türkischen Tabak von genau denselben Qualitäten, welche fast allen deutschen Cigarrettenfabriken zugänglich sind und auch bei ihnen für die besseren Sorten Cigarretten und türkischen Rauchtabake Verwendung finden.

Der neue Gesetzentwurf zur Tabakbesteuerung giebt uns heute Anlass, näher auf die „ägyptischen“ Cigarretten einzugehen. Es scheint, als ob auch dieses Gesetz, wie so viele andere bei uns zu Lande, am grünen Tisch ersonnen wurde. Sonst wäre es kaum möglich, dass man ein Besteuerungssystem einführen wollte, welches den Cigarren- und Cigarretten-Import thatsächlich (und zwar ganz erheblich) begünstigt gegenüber den inländischen, wie wir soeben erfahren haben, aus durchaus demselben Rohmaterial hergestellten Fabrikaten.

Die Compagnie Laferme, Deutschlands älteste und wohl auch grösste Cigarrettenfabrik, hat sich mit einer wohlbegründeten Protest-Denkschrift an den Deutschen Reichstag gewendet. Wenn sich die Väter unserer Gesetzgebung diesmal davon überzeugen lassen, wie hier wieder einmal dem rechtschaffenen deutschen Erzeugnisse schwere Hindernisse in den Weg gelegt werden zu Gunsten des Auslandes, so wird die Compagnie Laferme hierzu reichlich das Ihre beigetragen haben. Und damit allein rechtfertigt es sich, dass auch die „Moderne Kunst“, in derem Leserkreis ja das Cigarrettenrauchen — man möchte fast sagen: obligatorisch ist — sich in Wort und Bild mit dem grossartigen Dresdener Etablissement befasst.

Geschildert wurde die gewaltige Fabrikanlage schon häufig. Man weiss, dass es dort eine ganze Reihe grosser Maschinen giebt, welche täglich rund 100000 Cigarretten liefern. Daneben fungirt eine Armee von Wicklerinnen, deren jede wöchentlich 6—10000 Stück fertig bringt. Sehr sehenswerth ist u. A. eine höchst complicirte Maschine, die man nur mit dem sorgfältig gemischten Tabak zu füllen braucht, damit sie am anderen Ende fertig gerollte, bedruckte Cigarretten liefert. Der Tabak wird zunächst in schmale, bandartige Streifen gedrückt, die sich sodann in eine endlose Papierhülse schieben. Ein Messerchen zerschneidet diese Tabakswurst zu manierlichen Stücken und die rauchbare Cigarrette liegt vor uns. Schreiber dieser Zeilen meint sogar, es habe ihm niemals eine Cigarrette so vortrefflich gemundet, wie jene „Barbarossa“ — die neueste und beliebteste Marke der Compagnie Laferme — die er sich frisch von der Maschine weg anzünden durfte. *P. B.*



E. von Blaas. Mosetto.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Auf der Treppe hörten sie ferne Tritte durcheinander schallen, ein Murmeln und Reden wurde vernommen; man hörte, dass oben in dem Spülraume und Packraume, in den Flaschenkellern oder auf dem Hofe, wo die leeren Fässer lagen und der Böttcher arbeitete, die Leute zusammenlaufen mussten.

Das Geräusch kam näher; Tritte schallten, einige Küper in ihren Lederschürzen hatten sich auf dem Aufzug heruntergelassen und frugen, ob der Herr Chef zu sprechen wäre, es sei ein Unglück geschehen. Spurmann trat den Männern, von einem plötzlichen schweren Herzensdruck belastet, entgegen, als er von fern das Wort „Unglück!“ vernahm; er sagte:

„Hier bin ich! Was ist denn geschehen, dass Alles in Aufregung kommt?!“

Er sah beim Lampenscheine in das erbleichte Gesicht eines Küpers, der mit bebender Lippe sprach:

„Ach, denken Sie nur, Herr Chef, eben haben die Winzer den alten Büttner im Berge gefunden; er muss auf einen Pfahl gestürzt sein und die ganze Nacht und bis jetzt gelegen haben. Der Horst hat ihn gefunden; es ist ein jammervoller Anblick.“

Der Grosshändler erschrak heftig über diese Worte und brauchte eine Weile, um sich zu fassen; der Kellermeister blickte bestürzt drein, denn

er wusste, was der Alte für die Spurmann'schen Weingärten bedeutete, selbst Herr Désiré Müller schaute betreten vor sich, ging dann aber schnell voran, um sich mit eigenen Augen von dem traurigen Ereigniss zu überzeugen.

Als sie oben den Hof betraten, sahen sie eine kleine Menschenansammlung um einen Mittelpunkt sich bewegen. Winzerinnen und Weinbergsarbeiter mit ihren Radehauen und Zughacken in der Hand standen mit neugierig erschauernden Gesichtern zusammen; Böttcher und Küper in ihren Lederschürzen waren aus ihren Kellern heraufgekommen und erörterten den auffälligen Unglücksfall. Auf einer Bahre, die man in der Eile aus übereinander gelegten Weinpfählen gezimmert hatte, lag der zusammengekrümmte Körper des todten alten Mannes auf einem Lager von Reisig, wie man es im Berge zusammengerafft hatte. Stumm schauten Einige auf die zusammengeschrumpfte Gestalt, die selbst nur noch ein altes, verknorrtes Wurzelgerinne schien, mit ihren knochigen, braunen Mumienarmen und der braunen Brust. Horst und ein anderer Winzer, welche die Bahre heruntergebracht hatten, standen am Kopfe und zu Füssen des Verunglückten.

Spurmann und seine Begleiter blickten lange stumm in die räthselhaft verschlossenen Züge des Todten, welche irgend etwas Geheimnissvolles zu verbergen schienen. Der fest zusammengezogene Mund, die merkwürdig nach unten verzogenen Wangen über dem Jochbogen und das tief in sich versenkte, geschlossene Auge, alles hatte den Ausdruck eines unverbrüchlichen Schweigens über ein fest bewahrtes Geheimniss.

„Er sieht gerade aus, als wollte er im Himmel kein Wort verrathen von dem, was man alles in dieser Welt erlebt, damit die Engel nicht erfahren, wie's auf der Erde zugeht," sprach der Chef nachdenklich. Nun blickten auch alle Anderen das Gesicht des Todten sich näher an; Allen fiel gleichermaassen dieser verschwiegene und verheimlichende Ausdruck auf und man flüsterte einander zu, der Alte musste mal irgend etwas auf dem Gewissen gehabt haben und irgend ein Geheimniss mit sich in's Grab nehmen, wenn man nur wüsste, was das wäre! —

Horst erzählte eben dem Herrn den Hergang, wie sie den Alten auf einem Pfahl vor einer halben Stunde am Fusse einer Mauer gefunden hätten, als Rüdig mit seiner Schwägerin Martha auch herangetreten kam, um den Alten noch einmal zu sehen. Martha schaute etwas zaghaft herüber, als fürchte sie sich, einen Todten zu sehen; ihr Auge fiel dann auf Horst und sie senkte es mit einem verschleierten Ausdrucke. Sie dachte daran, dass sie in der letzten Nacht den kühnen Mann über ihre Mauer hatte steigen und vor ihrem Fenster stehen sehen, worauf er wieder verschwunden war.

Als Horst das Mädchen erblickte, kam auf einmal in seinen Bericht an den Herrn eine gewisse innere Aufregung. Seine Züge bekamen eine wundersame Verklärung; er sah so hübsch aus, so feurig und geheimnissvoll, dass es allen Mädchen auffiel. Er berichtete, als er in der Dunkelheit von einem Spaziergange durch den Berg heimgekehrt sei, habe er im Mondschein den Alten noch auf einer Weinbergsterrasse stehen sehen, als habe er noch so spät gearbeitet; wahrscheinlich habe der Mann im Dunklen den Weg verfehlt und sei von einer Terrasse abgestürzt.

Rüdig trat vor und reichte in seiner treuherzigen Art dem reichen Nachbarn die Hand.

„Sie haben einen schweren Verlust erlitten, Herr Spurmann, ich weiss, was Ihnen der Mann werth gewesen ist; Sie werden nicht leicht einen wiederfinden, der ein so erfahrener Winzer ist; wir haben Alle von ihm gelernt.

„Es ist Niemand unersetzlich!" bemerkte auf diese Worte der Weinreisende, denn er meinte, dass er zu jenem Aufschwunge durch seine kaufmännische Gewandtheit mehr als irgend Einer die Veranlassung sei. „Der alte Mann ist todt, aber neue und junge Kräfte werden nach ihm mit allen Errungenschaften einer verbesserten und weitsichtigeren Landwirthschaft arbeiten und die Erträge steigern. Herr Horst zum Beispiel ist gleich der Mann, der seine Stelle voll auszufüllen im Stande wäre."

Dieses letztere Wort warf er nur so hin, um den Entschlüssen des Chefs eine Richtung zu geben. Er hatte sich ganz in den Glauben hineingearbeitet, dieser Winzer Horst, der allerdings auf einer Weinbauschule gewesen war, müsse der Mann sein, welcher seinen Ideen auf Erweiterung des gesammten Geschäftsbetriebs entsprechen würde. Ein Mensch, der so viel Erfolg bei allen Mädchen und Frauen hatte, musste ein unternehmender und genialer Kerl sein; er sah ganz darnach aus, dass er manchen alten Zopf in der Behandlung der Weinstöcke abschaffen und dadurch die Erträge noch steigern werde. Denn Müller's Pläne und Ideen gingen im Stillen dahin, dass er doch einmal Derjenige sein werde, der das ganze Geschäft übernehmen müsse, wenn er erst mit seinen Vergrösserungsplänen durchgedrungen sei. Denn Herr Spurmann war ohne Söhne; seine einzige Erbin war seine schöne und geistreiche Tochter und Désiré Müller hoffte seit einiger Zeit mit einer gewissen Zuversicht auf die Hand der reizenden Marianne. Der Winzer Horst war der Mann, auf den er rechnete in der Verwirklichung seiner heimlichsten Hoffnungen.

Der Kellermeister machte ein ganz betretenes und sorgenvolles Gesicht, als er so beiläufig den Namen Horst als Nachfolger des Todten genannt hörte. Die Winzermädchen aber stiessen sich heimlich an und wechselten stille Blicke, als sei ihnen diese Aussicht gar keine unangenehme; denn, wenn Horst die Oberaufsicht führte, musste für sie eine schöne Zeit anbrechen; sie wussten, dass sie für ein paar verliebte Blicke oder ein stilles Kussstelldichein dann so viele Trauben heimlich bei Seite würden schaffen können zur Zeit der Lese, als sie nur irgend begehrten und brauchten. Sie blickten in aufgeregter Neugier auf den Chef, während Martha eine plötzliche Gluth in's Antlitz trat, die eben so schnell einer jähen Blässe wich.

Der Grosshändler wendete sich an Rüdig und sagte:

„Sie haben Recht, ich finde Keinen wieder wie den alten Mann da und wenn wir ihn begraben, so geht ein gut Stück praktischer und individueller Erfahrung uns ab. Denn er kannte die Individualität jedes Weinstocks; er behandelte ihn wie etwas Persönliches, nichts that er nur im Allgemeinen oder über einen Leisten oder mit maschinenmässiger Praktik; er hatte für jedes Gewächs seine eigene Behandlung und weil er es rein persönlich nahm, erzielte er einen Saft, der auch im Fasse seinen persönlichen Charakter entwickelte."

Herr Spurmann antwortete nichts auf die Erwähnung Horst's. Die Winzerinnen machten dumme, verblüffte Gesichter, der Reisende besah die Spitzen seiner Handschuhe, nur Horst blickte ohne Verlegenheit umher und sagte:

„Einen Weinstock muss man wie ein Liebchen behandeln, um das man sich bewirbt. Denn die Beeren sind wie lauter Küsse; soll's viele geben, so muss man's erst ein bischen weinen lassen, aber nicht zu viel, denn das wäre wieder falsch. Und jedes Mädel hat seine eigene Art, mit der es poussirt sein will; das ist wie Gutedel und Muskateller; die Hauptsache ist, dass man nicht zu früh mit der Breche beginnt, sondern immer die richtige Zeit abpasst, in welcher die grünen Reben und die Gefühle zu schiessen und zu reifen beginnen. Trauben, die man länger hängen lässt, werden süsser; das ist mit den Mädeln ebenso. Darum bin ich immer für individuelle Behandlung gewesen."

Es lag etwas Frevelhaftes in dem leichtfertigen Tone, mit dem der Winzer Horst diese Worte sprach, indem er gleichzeitig den Kopf des Todten, der auf die Seite gesunken war, weil das Reisig wegrutschte, etwas höher bettete. Er fasste ihn an, als wär's ein Puppenkopf, den ein Mädchen zurecht setzt, und das starre Antlitz der Leiche behielt doch immer seinen gleichmässigen, verschwiegenen Ausdruck. Die Winzermädchen schauten furchtsam dem Thun des Gesellen zu. Jede dachte sich, welche „individuelle Behandlung" sie wohl erfahren würde, wenn der schöne Horst einmal ein Auge auf sie werfen sollte.

„Wir werden sehen!" sprach Spurmann nachdenklich, indem er die Frage in Erwägung zog, wem man die Stelle des alten Büttner anvertrauen sollte. Das Wort des jungen Gesellen hatte ihm nicht missfallen, wenn es auch zur Unzeit gesprochen war; er hatte eine Empfindung, dass Jemand, der einen so vertraulichen Vergleich über das Leben und die Behandlung des Weines brauchte, wohl auch eines vertraulichen Verhältnisses des Herzens zu den Stöcken fähig sein müsse. Und einen solchen Mann brauchte das Haus und die Handlung. Auf der anderen Seite aber sprach auch etwas Unbestimmtes gegen Horst; es war etwas Räthselhaftes an ihm und er stand im Rufe eines leichten Sinnes.

Der Weinherr betrachtete stillschweigend noch eine Weile das Antlitz des Todten, indem er seine Mütze abnahm und zwischen den Händen hielt. Unwillkürlich folgten auch alle anderen Männer seinem Beispiel; Herr Désiré Müller sah sich unangenehmer Weise genöthigt, seinen Cylinder gleichfalls abzusetzen, hielt ihn aber in der Höhe seiner Wange neben sich, um dadurch eine gewisse gesellschaftliche Grenze zu be-



H. C. Seppings-Whright. Das älteste Schiff der Englischen Flotte.

zeichnen, die ihn von den Anderen trennte. Einige Frauen fingen, gerührt durch die Haltung des Geschäftsherrn, leise zu schluchzen an; Horst aber schaute über den Leichnam weg unverwandt auf Martha, die mit verlorenem Ausdrucke vor sich niederblickte und an das dachte, was Horst von den Mädchen und von den Weinstöcken gesagt.

In diesem Schweigen Aller wurde es den Meisten sehr beklommen um's Herz; sie wären am liebsten wieder weggewesen bei ihrer Arbeit, und abergläubige Vorstellungen gingen Manchem durch den Kopf. Endlich setzte Herr Spurmann die Mütze wieder auf und er sagte zu Horst:

„Tragen Sie den Alten in seine Stube und legen Sie ihn auf sein Bett; Sie sorgen dafür, Horst, dass er sauber gewaschen und in einen guten Sarg gelegt wird; er hat keine Verwandten, als einen einzigen Sohn in Südamerika, der ist ein Farmer; ehe der Nachricht hat, kann viele Zeit vergehen; wir aber müssen den alten Mann morgen Abend schon begraben. Und es soll bei diesem Begräbniss keiner von meinen Leuten fehlen. Jetzt nehmen Sie ihn auf; es ist ein schwerer Schlag, aber wir müssen weiter arbeiten."

Der Weinherr wandte sich ab, um mit dem Reisenden und dem Kellermeister sich in's Vorderhaus nach dem Comptoir zu begeben. Die Leute zerstreuten sich und gingen wieder an ihre Arbeit, während Horst und sein Genosse die Bahre wieder aufnahmen und nach dem kleinen, vereinsamten Häuschen trugen, wo der Alte gehaust hatte. Bald hörte man wieder die regelmässigen Schläge des Böttchers auf seine Fassreifen an die Dauben, das Rollen der im Schwefeldampfe gedrehten Fässer auf dem Hofe, das Hämmern vom Zusammenschlagen der Weinkisten, während unten in den dunklen Schachten der Kellereien eine stille, wachsame Thätigkeit sich regte und in den Fässern der Wein seine heimliche Arbeit selber besorgte, gährend und sich klärend, brausend und sich still verzehrend, geheimnissvoll, lichtscheu im Dunkeln sich zur goldenen Sonnenklarheit läuternd.

Im Comptoir angelangt, trug Herr Désiré Müller einige weitere Erfahrungen vor in Gegenwart eines Comptoiristen, der das „Chicanenbuch" verwaltete. Das war ein grosser Foliant, in welchem die Handlung alle Klagen und Einwendungen der Kunden gegen gelieferte Weine, Flaschen, Fässer, Verpackungen, kleine Unfälle bei der Lieferung und dergleichen gewissenhaft verzeichnete. Dieses Chicanenbuch war ein Sammelband praktischer Erfahrungen, die man weiternützen konnte, gleichzeitig aber auch ein Ausweis über den Geschmack der Kunden, über die Wiederverkäufer der Weine und etwaige Fälschungen oder Eingriffe, welche letztere in die Natur der Weine sich gestatten würden, ein Merkbuch, welches viel zum soliden Betriebe des ganzen Geschäftes beitrug und eine dauernde Aufsicht ermöglichte. Müller verbrachte längere Zeit damit, dem Comptoiristen die Erfahrungen und Reden wichtiger Kunden von seiner eben vollendeten Reise zu berichten und sie möglichst wortgetreu in die Feder zu sagen, während Spurmann, eine Cigarre rauchend, gewissenhaft zuhörte und nur gelegentlich ein Wort fallen liess über das, was gebucht werden sollte und was dieser Buchung nicht bedurfte. Als man hiermit fertig war, lud Herr Spurmaun den Reisenden ein, bei ihm das Mittagsmahl zu nehmen und Müller folgte dieser Einladung um so bereitwilliger, als seine Pläne ihm es sehr wünschenswerth machten, mit Fräulein Marianne Spurmann zu sprechen und ihren Einfluss auf den Vater für sich geltend zu machen.

Ehe man ging, hatte der Weinherr noch eine vertrauliche Besprechung mit dem Kellermeister, die sich auf die Idee des Reisenden bezog, den Winzer Horst zum Oberwinzer auf den Spurmann'schen Weingütern zu ernennen. Der Kellermeister setzte in seiner bescheidenen Weise auf die Frage des Chefs auseinander, dass er diese Idee nicht unterstützen könne. Er habe kein Zutrauen zu der Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Mannes; er schlug mehrere ältere Winzermeister aus der Umgegend vor, die bessere Bürgschaften bieten würden. Horst sei zwar bei den Meisten sehr beliebt, aber seine unberechenbare Natur könne für einen so grossen Betrieb eher zu einer Gefahr werden. Müller schwieg still und trat dem Kellermeister mit keinem Worte entgegen; er wartete seine Zeit ab. Als aber das Gespräch beendet war und man zum Aufbruch rüstete, sagte der Chef:

„Ich sehe ein, es wird mit dem Horst nicht gehen. Der Kellermeister hat Recht, wir müssen uns nach einem Anderen umsehen."

In der hübschen altdeutschen Villa des Herrn Spurmann, welche am Eingange des Seitenthals in einem schönen Garten mit alten Bäumen lag, bewirthete Marianne den Vater und den Gast. Durch die runden Butzenscheiben des Speisezimmers fiel ein gemilderter Sonnenstrahl auf die weissgedeckte kleine Tafel des schweren Eichenholztisches, schien in die grünen Römer hinein und blinkte von den Gedecken zurück. Die weissblauen Teller mit den Zwiebelmustern, von der Hand des schönen, hochgewachsenen, blonden Mädchens mit der Suppe gefüllt, schienen ebenso vom traulichen Lichte des Raumes farbig gedämpft wie die Gestalt der lieblichen Wirthin selbst. Herr Müller erzählte harmlos von seinen Reisen und machte in einer unauffälligen Weise, mit der Zurückhaltung und Sicherheit eines Weltmannes, der Tochter seines Chefs den Hof. Er bediente sie mit Wein, während sie ihm anmuthig den Fisch und Braten selber vorlegte und ehrbar über seine Anekdoten und Erzählungen lächelte. Er sprach von der Weinlese in Ungarn, berichtete, dass er in San Jono da Päsqueiva in Portugal gewesen sei und dort die Portweinfabrikation studirt habe, wo die Trauben noch von Männern zertreten werden und man den Most in den Fässern mit Cognac versetze, bis dieses Gemenge dann mit gedörrten Wachholderbeeren gefärbt werde. Dennoch führe dieser Trank den Namen echter und reiner Portwein und werde theuer bezahlt, wenn er drei bis vier Jahre gelagert habe. Er erzählte diese Thatsache nicht ohne die Absicht, dass Herr Spurmann sie auch vornehmen möchte, brach dann aber schnell wieder ab von diesem Gegenstande und berichtete, dass neuerdings die Weine ihres eigenen Hauses vielfach und mit Vorliebe von Weinhändlern als Verschnittweine zu besseren Italienerweinen mit staatlicher Genehmigung benützt würden. Er habe es in einer deutschen Stadt selbst gesehen, wie unter der Aufsicht eines Steuerbeamten Fässer mit italienischen Weinen durch Spurmann'sche Marken verbessert worden seien und wie diese Verschnittweine wegen ihres feinen Aromas und ihrer besseren Haltbarkeit sich einer grossen Beliebtheit erfreuten. Marianne hörte nicht ohne Stolz dieses Lob der väterlichen Weine, meinte aber doch, es würde ihr besser gefallen, wenn die Leute ihre Weine nicht als Zusatz zu anderen, sondern in ihrer eigenen Schönheit tränken.

„Das sind nicht viele Auserwählte, sprach Herr Müller, die das können. Unser Haus bringt, wie Sie wissen, nur eine bestimmte Menge auf den Markt, die wir leider nicht vermehren können."

Spurmann lächelte behaglich und strich seinen langen Bart, als er die Anspielungen seines Reisenden merkte, er sagte aber nichts und nachdem man gegessen hatte, zog er sich in sein Hinterzimmer zu einem Mittagsschläfchen zurück, aus dem er zur Kaffeezeit geweckt zu sein wünschte.

Marianne und Müller waren nun allein. Der Reisende bot der Haustochter den Arm, um mit ihr auf die Veranda hinauszutreten und auf der Balkontreppe in den Garten hinabzusteigen. Gelbe und blaue Krokus hatten ihre lichten Kelche aufgethan; zarte, durchsichtige Prachttulpen blühten auf den Beeten und ein leichter Hyacinthenduft stieg zu ihnen herauf, während an allen Sträuchern und Bäumen ein grünes Perlengeschmeide zu hängen schien; die herausperlenden grünen Frühlingskeime an Flieder und Jasmin, am Rosengebüsch und an den alten Ahornbäumen, Rüstern, Birken und Eichen des Gartens.

Man betrachtete erst gemeinsam die Tulpenbeete und die blühenden Hyacinthenstengel; Marianne suchte besonders schön entwickelte Pflanzen aus, um sie dem Gaste zu zeigen, der sich von ihr belehren liess, weil er behauptete, ein viel besserer Kenner der Blumen im Weine als der Blumen des Gartens zu sein. Als Marianne ihn nöthigte, an einer besonders schön entwickelten alabasterweissen Hyacinthe zu riechen, sagte er schelmisch:

„Famose Marke! Chateau d'Yquem zum Mindesten, ja, eher noch Chateau Lafitte! Blume und Bouquet unübertrefflich!"

Er hatte sich nach dem Boden gebückt und erhob sich wieder. Im selben Augenblicke fühlte er einen leichten Schlag auf seine Schulter und hörte ein neckisches, urplötzlich hervorbrechendes: „O — Sie —!"

Die stille, zurückhaltende, ruhig hoheitsvolle Marianne hatte sich über den Scherz vergessen und ihn leicht geschlagen. Müller erfasste rasch ihre Hand und sagte, indem er sie anschaute:

„Sie müssen mir schon gestatten, diese entzückende kleine Hand zu küssen, Fräulein Marianne, deren geheimnissvolle Kraft ich soeben zum ersten Male erprobt habe."

„Sie sind aber auch zu arg", sagte das Mädchen, indem es ihm, nur halb widerstrebend, die Hand zum Kusse überliess. [Fortsetzung folgt.]

Auf der Kanzel.

Zu dem Bilde von J. Fallat.

Der Hirsch schreit! — Mehr und mehr sinkt der Abend.

Raschen Schrittes und dennoch jeden dürren Zweig vermeidend, schreitet ein Jäger durch den Wald — fast unhörbar eilt er über den weichen Moorboden. Er trägt den einfachen braunen Lodenrock und den steierischen Hut mit dem Gemsbart geschmückt — ein älterer Forstmann in graugrünem Waldanzuge folgt ihm — Doppelbüchsen und Doppelglas über die Schulter gehängt.

Jetzt hemmt der Jäger seine Schritte und lauscht!

Da plötzlich klingts wie Orgelton herab vom Hange, dröhnend schallt er über die Bergeshalde — langgezogen — klagend — rein — sehnend!

Ein freudiger Glanz gleitet über des Jägers männlich schöne Züge. Fragend wendet sich sein Blick auf den Forstmann.

„Ist er das?“

Der aber legt die Hand an den Hut und schüttelt stumm den Kopf. „Der orgelt noch mächtiger!“ sagt er dann leise.

Nur ein paar Mal ertönt noch der mächtige Schrei — dann ist es still durch eine ganze Weile.

Der Wald wird lichter — eine Blösse, rings von hohen Buchenstämmen umgeben, breitet sich aus, — nicht zu gross, — fast berühren sich noch die Baumkronen in den Wipfeln.

Sie haben eine Kanzel erreicht, im Unterholze verborgen, mit natürlichem Laubschutz umkleidet. Eine Treppe führt hinauf und oben bietet sich die Aussicht auf die Lichtung.

Die letzten Strahlen der Abendsonne fallen auf des Jägers braungebranntes Gesicht. Er schiebt den Lodenhut etwas weiter zurück, um bequemer durch das Doppelglas sehen zu können, das ihm der Andere dienstfertig reicht.

Der Jäger setzt sich dicht an die von Laub umgebene Brüstung der Kanzel — richtet das Glas nach der Richtung, aus der der Schrei kam. Nicht lange — dann bewegt es sich im Unterholze und mit finsterem Ernste, den Windfang tief zum Boden gesenkt, tritt der Hirsch auf die Lichtung.

Er bleibt stehen, äugt ringsum, als suche er nach der Geliebten, die ihn hier erwarte. Dann schlägt er wie im Zorne, mit den Schaalen mächtig nieder auf den Boden, dass die feuchte schwarze Erde hoch empor fliegt. — Den Hals weit vorgestreckt, die Stangen zurück gelegt — fast an den breiten Hals heran — beginnt er von Neuem sein Liebeslied.

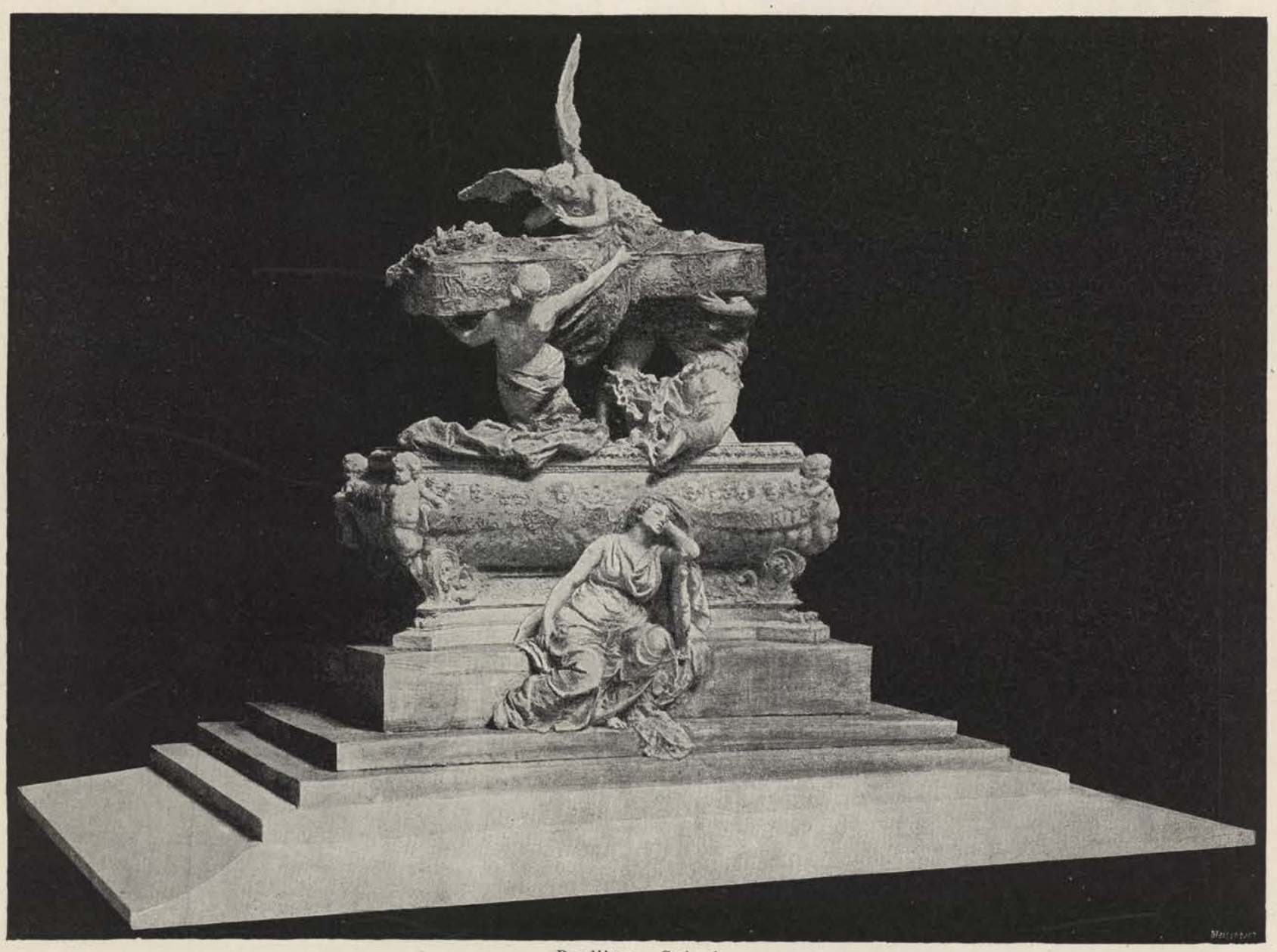
Und in den Büschen beginnt es, sich zu regen — leisen Schrittes nahen die Schönen. Zuerst ein Altthier — dann schüchtern — zaghaft — ein Schmalthier — auch ein Wildkalb tritt neugierig sich umschauend, auf die Blösse.

In stolzer Haltung mustert der Hirsch die Bewerberinnen um seine Gunst. Noch scheint er unentschlossen. — Da — dringt ein Ruf an seine Gehöre, der ihn herausfordert und erschreckt zugleich — ein Schrei von enormer Tiefe, von ungeheuerer, mächtiger Fülle — die Contraoctave im vielstimmigen Waldorchester.

Das Kahlwild — ein ganzes Rudel hat sich eingefunden — äugt neugierig hinüber nach dem Ankömmling, — der jetzt aus den Stangen hervortritt — den Beherrscher des Platzes.

Jetzt schreitet der Capitalhirsch langsam vor, das Geäse vorgestreckt.

Der Zehner erscheint unentschlossen. Dann neigt auch er den Waffenschmuck und durch den stillen Abendwald hallt das harte Aneinanderschlagen der Geweihe. Still, fast theilnahmlos schauen die Thiere dem Kampfe zu — als ob es sich von selbst verstände, dass der rothe Schweiss den Boden färben müsste — um ihretwillen.



Benlliure. Grabmal.

Der Capitalhirsch hat gesiegt — der Zehner wurde abgeforkelt.

Das Abenddunkel hat sich über den Wald gelegt — feine Nebel steigen vom feuchten Boden auf — Stille überall. Der Mond glänzt silbern durch das Geäst und Gezweig.

Ein Strahl beleuchtet des Jagdherren Antlitz. Er giebt dem Begleiter ein stummes Zeichen und erhebt sich vorsichtig. Waldesgewohnt schreitet er, fast unhörbar, zwischen den Buchen entlang, einem Gestell zu.

Dort wartet seiner der leichte Jagdwagen. —

„Ist's nicht herrlich im Walde, wenn der Hirsch schreit?“ fragt der Jagdherr im Tone innerster Ueberzeugung den Andern, während dieser ihm den Mantel über die Schultern legt.

„Herrlich, Euere Majestät!“ antwortet der, „was wäre das Leben ohne den Wald, ohne die Jagd!“

Der Kaiser lächelt.

F. von Dincklage-Campe.



Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich Bong, Berlin W.

J. Falat. Kaiser Wilhelm II. auf der Kanzel.

Laurens Alma-Tadema.

Von **Georg Malkowsky.**

Künstler, die sich den internationalen Markt erschlossen haben, sind nicht etwa im Uebermaasse vorhanden. Das ist natürlich und nicht nur durch das Können, sondern durch die beschränkte Stoffwahl bedingt, die an die Wirklichkeit gebunden, schwer über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinauskommt. Der Menschenmaler wählt seine Modelle in seiner nächsten Umgebung und wird demgemäss am besten von seinen Landsleuten verstanden. Die festeren Anschluss an die Natur suchende Kunst erscheint national begrenzt, weil sie sich freiwillig auf das mit eigenen Augen Gesehene beschränkt.

Die moderne Wirklichkeitsmalerei hat sich breit und bequem, geradeaus blickend zwischen die nach oben schauende Idealkunst und die rückwärts gewandte Historienschilderei gelagert. Dafür, dass sie nicht Alleinherrscherin wird, sorgt jene nationale Gebundenheit. Bei Künstlern wie Arnold Böcklin und Alma-Tadema fragt man nicht nach ihrer Heimathsberechtigung, denn sie malen eine Welt, die nicht die unsere ist, die sie nur mit ihren Künstleraugen gesehen, die sich unserer Controle entzieht.

Arnold Böcklin und Alma-Tadema haben die Loslösung von der zeitlich und örtlich beschränkten Wirklichkeit gemeinsam und nur aus diesem Grunde sind sie hier neben einander genannt. Sie haben sich auch äusserlich von ihrer Heimath getrennt. Der Schweizer Böcklin lebt in Florenz, der Belgier Alma-Tadema als naturalisirter Engländer in London. Beide schufen sich auch in ihren Wohnstätten eine eigene phantastische Welt, ein Milieu, das sie in die Stimmung ihrer Werke hineinzwingt.

Townshend-House, das Londoner Heim Alma-Tadema's, ist trotz seiner zahlreichen Kunstschätze kein Museum, sondern eine Flucht von wohnlichen Räumen, deren jeder eine historische Stimmung repräsentirt, ohne vom Besucher archäologisches Interesse zu erpressen. Ueber dem Ganzen schwebt der Geist vornehmer Gastlichkeit, der sich in der liebenswürdigen Herrin des Hauses verkörpert. Ihr Name begegnet uns überall, in antiken Lettern auf Thüren und Panelen, unter Büsten und Portraits. Alma-Tadema selbst, Bastien Lepage und John Collier haben sie gemalt, Amendola hat sie in Marmor verewigt. Ihr häusliches Wirken aber spricht sich in Sinnsprüchen aus, in Denkinschriften, die Familienereignisse verzeichnen und von Wänden und Friesen herab von ungetrübtem Zusammenleben erzählen, das in der gemeinsam geübten Kunst seine höchste Weihe findet.

Das einfachste Zimmer in Townshend-House ist des Künstlers Atelier. Hauptsächlich im pompejanischen Stil gehalten, wirkt es nur durch seine gebrochenen rothen und gelben Farbentöne und durch die einfache Profilirung seiner Möbel und Geräthe. An diesen Raum schliesst sich eine Reihe nur durch Draperieen getrennter Salons, deren jeder mehr oder weniger antikisirend gehalten ist, ohne darum an Wohnlichkeit zu verlieren. Da ist zunächst das Säulenzimmer, das seinen Namen von den jonischen Pfeilern empfangen, welche die Decke tragen. Dann folgt das Goldcabinet, so bezeichnet nach seinen in mattem Gold glänzenden Wänden, und darauf ein Holländisches Zimmer, die einzige Erinnerung an die niederländische Herkunft des Malers der antiken Welt.



Alma-Tadema. Versteckspiel.

Laurens Alma-Tadema ist in Dronryp am 8. Januar 1836 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er auf der Antwerpener Akademie, um dann in das Atelier des Baron Leys einzutreten. Hier empfing er die ersten archäologischen Anregungen und fasste Interesse für das historische Genrebild, für eine Darstellung der Vergangenheit in intimen Scenen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Gegen die asketische Manierirtheit des Baron Leys, die sich in der strengen, den alten Flamländern abgesehenen, durch dunkle Umrisslinien markirten Zeichnung aussprach, schützte den jungen Künstler sein frischer, farbenfroher Sinn.

Im Jahre 1863 fing man an, sich für Alma-Tadema in seinem engeren Vaterlande zu interessiren, 1864 erhielt er die erste goldene Medaille in Paris und seit der internationalen Ausstellung 1867 häuften sich die internationalen Ehrenbezeugungen. Er wurde Ritter des belgischen Leopold-, des niederländischen Löwen-, des bayerischen Michael-Ordens und Officier der Ehrenlegion. Die Akademien der grossen continentalen Kunstcentren ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. 1871 mit einer englischen Dame, der Tochter eines Dr. Epps, verheirathet, fühlte er sich mit der brittischen Nation auf's engste verknüpft, liess sich 1873 naturalisiren und wurde 1876 ausserordentliches, 1879 ordentliches Mitglied der Londoner Akademie der Künste.

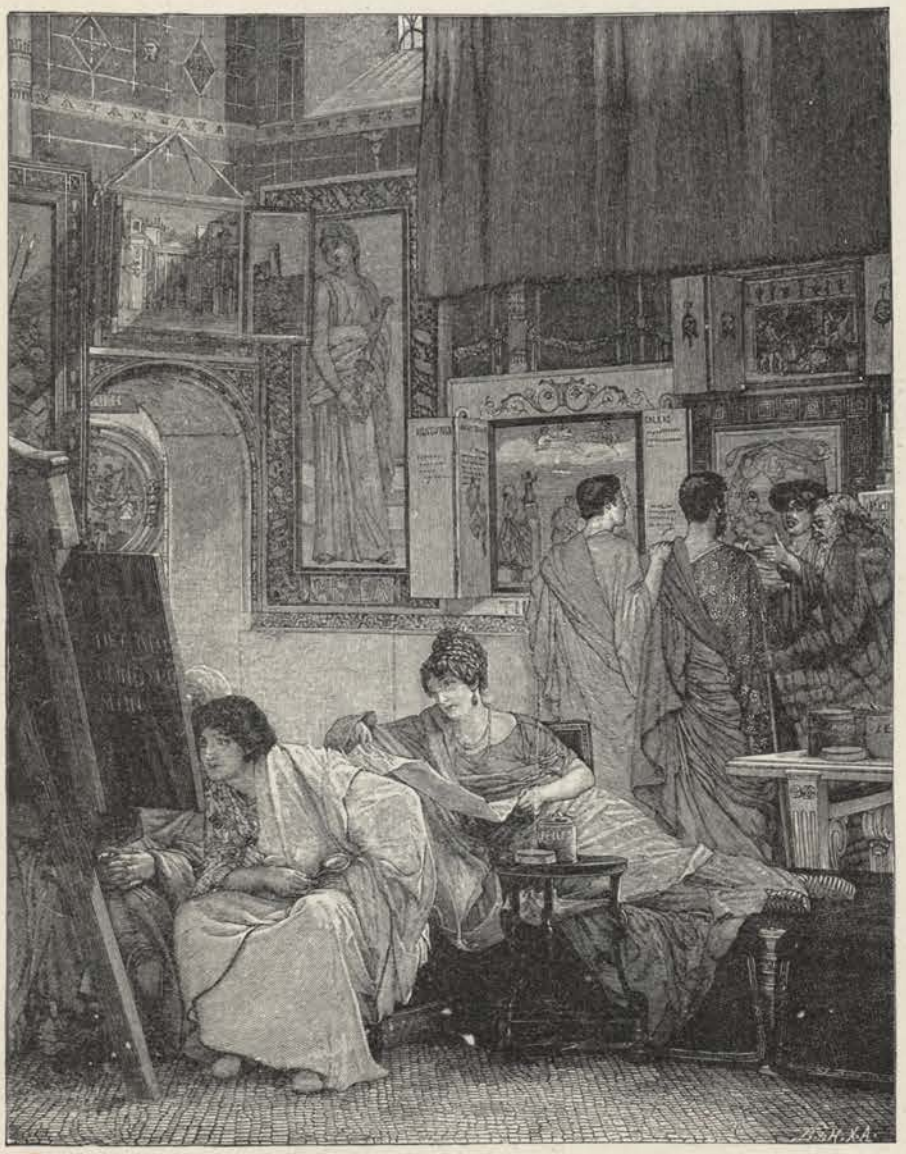
Das künstlich hergestellte archäisirende Milieu, die Fülle internationaler Anerkennung, das sind die charakteristischen Kennzeichen, aus denen sich die Eigenart des Künstlers nicht minder erklärt, als aus seinen Werken. Er ist der Ebers der Malerei, der Kleinmeister der antiken Welt, die er nicht in ihren jugendfrischen hellenischen Anfängen, sondern in ihren archäisirenden römischen Ausläufern darzustellen liebt. Hier findet sich die Farbenfülle für die strenge harmonische Form, hier jener überfeinerte Lebensgenuss, der unmerklich zum modernen Empfinden hinüberleitet. Denn Alma-Tadema ist modern trotz seiner hellenisch-römischen Costümirung. Echter im Detail als die Kunst des Empire, athmen seine Werke eine kaum merkliche sentimentale Stimmung, einen Duft wie von

welkenden Blumen. Sie sind nicht die Antike selbst, sondern ein künstlicher Extract aus ihrem vielfach zusammengesetzten Wesen.

In Alma-Tadema's Stoffwahl offenbart sich ein seltenes Feingefühl für die Grenzen seines Könnens. An der grossen Historie, an dem beglaubigten, ausdrucksvollen und folgenschweren Ereigniss geht er absichtlich vorüber. Er zeigt uns, wie die Griechen und Römer lebten, nicht wie sie handelten. Der Zustand, nicht das Geschehen bildet das immer wiederkehrende Motiv seiner Bilder. Man sieht seine Gemälde an, wie man intime, die Zeitsitte schildernde Memoiren liest. Da verflüchtigt sich die Handlung zu einer Situation, man lernt die historische Persönlichkeit, wenn eine solche im Mittelpunkte der Schilderung steht, im Hauskleide kennen. Tarquinius Superbus und Catilina verlieren ihre von Herrschsucht und Ehrgeiz durchfurchten Züge und Antonius und Cleopatra werden zu Pracht liebenden Gastgebern, die das Streben nach der Weltherrschaft über Wein und Liebe vergessen. Wenn die Senatoren Audienz haben bei dem allmächtigen Agrippa, so schreiten sie in stattlicher Echtheit in purpurgesäumter Toga die Marmorstufen herab. Die Sclaven und Freigelassenen verbeugen sich tief vor ihren vornehmen Genossen in der Knechtschaft. Ganz so hat es in dem Antichambre des Cäsarengünstlings ausgesehen, aber man erfährt mehr von der äusseren Hülle, als von dem inneren Kern der Zeit. Der Charakter verbirgt sich hinter dem Costüm.

Am gelungensten sind die Werke des Künstlers, die überhaupt keine Einzelhandlung schildern, sondern eine typische Scene, wie das „Versteckspiel", der „Blumenmarkt", „Auf den Stufen des Capitols", „Bei einem Kunsthändler", „In der Sculpturengalerie", „Das Fest der Pomona", „Eine herzliche Begrüssung" u. s. w. Hier ist das historische Genre mit einem unsagbar feinen Nachempfinden gepflegt, das keinen Zweifel an der Echtheit aufkommen lässt. Haben die römischen Jungfrauen und Matronen wirklich so ausgesehen? Das ist eine Professorenfrage, die den geniessenden Beschauer garnicht interessirt, er empfindet die künstlerische Wahrscheinlichkeit und kümmert sich nicht mehr um die archäologisch zu reconstruirende Wahrheit.

Die Technik Alma-Tadema's zeugt von einem scheinbar mühelosen Raffinement, das den Wünschen des verwöhntesten Kunstgenusslings höflich



Alma-Tadema. Bei einem Bilderhändler in Rom.



Alma-Tadema. Bei einem Kunsthändler in Rom.

entgegenkommt. Man hat dem Künstler das Etikette des Marmormalers angeheftet, weil er die spiegelnde Fläche dieses vornehmen Materials gern und häufig darstellt. Das ist ein Unrecht. Alma-Tadema ist einer der feinsinnigsten Coloristen. Er geht jeder Dissonanz der Farbe, jedem aus der Harmonie herausgellenden Localton ängstlich aus dem Wege. Wenn er bisweilen an die porzellanige Glätte eines Decadence-Malers, wie Adriaen van der Werff, erinnert, so liegt das eben an dem Umstande, aus dem man ihm einen technischen Vorwurf machen möchte, an einer Stoffwahl, die ihn stets von neuem auf antike Interieurs mit Marmorsäulen, Marmorstufen und Marmorwänden hinweist. Ueber dem spiegelnden Treppenabsatz in der „Audienz bei Agrippa" liegt ein Tigerfell und unterbricht die weisse, schimmernde Fläche. Die fein getönten Wollstoffe der Römischen Toga und des Pallium heben sich mild leuchtend von dem geäderten edlen Stein ab, und über dem Ganzen ruht ein gleichmässig vertheiltes, vornehmes Licht, das all' die harmonischen Farbenverbindungen in sich aufnimmt und lind umstrahlt. Hat man, wie in der Gesammtausstellung in der Grosvenor-Galerie in London im Jahre 1883, eine grosse Anzahl der Werke Alma-Tadema's vor Augen, so wirkt sein vervielfältigtes Schaffen erkältend, leise ermüdend. Aber auf solch' eine Massenschau sind des Künstlers Gemälde nicht berechnet. Intim in Stoffwahl und Ausführung, verlangen sie auch intime Hängeräume, wohnliche Salons, in denen man die Kunst geniesst wie das flüchtige Bouquet eines besonders edlen Weines.

Weise Selbstbescheidung liegt auch in dem von Alma-Tadema bevorzugten Format. Unter seinen zahlreichen Werken dürfte sich neben dem 1878 gemalten, die Venus Esquilina in die nackte Wirklichkeit übersetzenden „Modell" kaum ein zweites finden, das an die Lebensgrösse heranreicht. Selbst in seinen Bildnissen beschränkt sich der Künstler auf eine mässige Fläche, auf der er die Portraitähnlichkeit, wie in dem Bilde Ludwig Barnay's als Marcus Antonius, meisterhaft concentrirt. Alma-Tadema ist kein Bildnissmaler allerersten Ranges. Ihm genügt für die Darstellung des Menschen nicht der Kopf, er bedarf auch hier des Milieus, der Kleidung, der Pose. Ihm wird das Portrait zum Genrebilde. Alma-Tademas Gemälde sind jenseits des Canals, im Lande der vorwiegend classischen Bildung, ausserordentlich gesucht, auf dem Continent bewundert man sein technisches Können ohne sich für seine Motive in gleichem Maasse zu erwärmen.

Der stille Compagnon.

Von **Olga Wohlbrück.**

„Oh wie schön, wie herrlich schön ist doch das Leben!“ ruft die kleine Frau jubelnd aus und wirft sich ihrem Mann an den Hals.

„Sehr schön,“ bestätigt der Mann, — „wunderschön . . . nur ein bischen theuer.“

„Pfui, wie hässlich, an Zahlen zu denken, während Du an nichts denken müsstest als an mich und nur an mich,“ schmollt sie und droht mit dem ringglitzernden Finger.

Aber im selben Augenblick greift sie auch schon wieder nach dem Zeitungsblatt, das sie vorhin in der Hand gehalten, und liest nochmals mit vor Erregung zitternder Stimme:

„ . . . Geradezu Aufsehen erregend war bei dem Subscriptionsball die Toilette der jungen und schönen Gattin des Banquiers Tandrup; die kostbare Robe soll einem grossen Pariser Modesalon entstammen . . .“

„Macht Dir das nicht Spass, Andreas, sag'?“

„Wenn Du Dich so freust, Schatz, gewiss . . .“

„Du, und anregend ist so eine Zeitungsnotiz . . . grossartig anregend. Ich habe jetzt wieder die prachtvollsten Ideen für meine neuen Toiletten. Also weisst Du, zur Hochzeit meiner Cousine, da lasse ich mir . . .“

„Aber, Alice, wer wird denn nur an Lappen denken . . .“

„Lappen . . . sagst Du, Lappen?“

„Nicht gleich bös' werden, Kleine . . . so ist es ja nicht gemeint, aber sieh', wir sind noch jung und bei aller Wohlhabenheit doch keine Millionäre, da müssen wir uns eben ein wenig einrichten; ich sage nicht einschränken . . . Und dann . . . wenn . . . nun . . . wenn wir nicht mehr allein sind, dann haben wir Pflichten und Sorgen, dann . . .“

Alice wird ein wenig roth und lächelt vor sich hin. Dann schlägt sie ihre schönen braunen Augen in feuchtem Glanze empor und schmiegt sich in den Arm ihres Gatten.

„Ach ja, Andreas . . . das wird schön sein, wunderschön . . . ich denke auch daran. Wenn ich beim Baby-Bazar vorbeigehe, da bleibe ich immer vor der Auslage stehen und sehe mir die Kinderausstattungen an. Was sind da für Sachen . . . ich habe auch schon meine Auswahl getroffen. Natürlich muss alles aus feinem Batist sein mit Spitzen . . .

Ein wenig verstimmt, lässt Andreas seinen Arm herabsinken.

„Wir haben aber noch andere Pflichten, als blos die der Ausstattungswahl . . .

„Oh ja, gewiss, ich weiss . . . Ich weiss überhaupt alles ganz genau, wie es sich passt, wie es sich schickt, und ich werde mein Kind darum nicht weniger lieb haben, weil es in Batist gebettet ist, anstatt in grober Leinewand.“

Darauf lässt sich nichts erwidern, und Andreas geht mit einem kurzen, wenn auch frenndlichen „Adieu, ich muss jetzt in's Comptoir“ aus dem Zimmer.

Er lächelt, während er seine Ordres giebt, Aufträge entgegennimmt und kann es kaum abwarten, bis er wieder zu Hause ist. Da erwartet ihn eine kleine Ueberraschung. Auf seinem Schreibtische steht eine entzückende Broncestatuette von Barbedienne.

„Sie war so schön — ich konnte mich gar nicht von ihr trennen,“ sagt Alice lachend, „da bin ich rasch nach Hause gefahren, habe mein ganzes Wirthschaftsgeld zusammengerafft, bin wieder fortgefahren und habe die Statuette gekauft . . . nicht für mich, nein, für Dich, hörst Du, für Dich! Na, was sagt man da?“

Sie streckt ihm mit allerliebst graziöser Bewegung die Hand zum Kusse und wundert sich, dass er finster die Brauen zusammenzieht.

„Hab' ich wohl wieder eine schreckliche Missethat begangen, was?“ fragt sie leise.

Und da der Mann nicht antwortete, schleicht sie, wie ein gescholtenes Kind, mit gesenktem Kopfe zum Tisch und schöpft die Suppe auf. Es wird gar nicht gesprochen. Es herrscht eine beängstigend feierliche Stille. Nach Tisch steht der schreckliche Mann auf und geht in sein Zimmer, dann geht er aus, ohne Alice Adieu zu sagen. Das hat sie nun davon, dass sie ihm eine Freude machen wollte. So eine Kleinigkeit! Die paar hundert Mark werden ihn doch nicht umbringen. Sie ist beinah' empört! Nun, sie wird ihm diese paar hundert Mark ersetzen. Sie fährt zu ihrem Vater. Es ist spät und sie kommt ihm ein wenig ungelegen. Er ist in Soiréetoilette, ein starker Parfum geht von ihm aus.

„Was giebt's, Kleine?“ frägt er, und da er ihre rothgeweinten Augen bemerkt, fügt er gutmüthig hinzu: „Was hat er verbrochen?“

In fliegender Eile erzählt Alice von ihrem Einkauf und wie ihr Mann ihr denselben übelgenommen.

„Weisst Du, Papa, das ist mir schrecklich! Du musst mir die paar hundert Mark geben, ja, willst Du, mein goldenes Papachen?“

Sie streichelt seine vollen, fahlen Wangen und sieht ihn gar bittend mit ihren schönen Augen an. Sie weiss, er wird jetzt mit der Hand in die linke Brusttasche greifen, wird sein Portefeuille herausnehmen und ihr halb lachend, halb polternd die blauen Scheine einhändigen. Aber nein, nichts von alledem geschieht. Er wendet sich ein wenig ärgerlich ab und brummt:

„Thut mir leid, Kind, aber augenblicklich bin ich selbst nicht bei Cassa. Vierzig, fünfzig Mark kann ich Dir allenfalls geben — da! Aber nun geh, Kind, geh . . . ich werde erwartet. Und dann: Dein Mann hat Recht. Gar so hinauszuwerfen brauchst Du das Geld auch nicht. Man findet's nicht auf der Strasse, weisst Du. Man muss sich sehr plagen, um Geld zu verdienen, sehr plagen . . . verstehst Du?“

Alice ist wie erstarrt. Sie sieht ihren Vater an, als hätte sie plötzlich einen fremden Mann vor sich stehen. Mechanisch steckt sie die Goldstücke in ihr silbernes Kettenbörschen, mechanisch giebt sie ihm den üblichen Abschiedskuss und eilt dann, so rasch sie kann, nach Hause. Ja, sie nimmt es sich fest vor, sie wird sparen, schrecklich sparen . . . Sie wird an allen Schaufenstern mit geschlossenen Augen vorübergehen, sie wird immer einen Wagen nehmen, um der Versuchung, vor den Auslagen stehen zu bleiben, nicht zu unterliegen.

Einige Jahre vergehen. Alice Tandrup ist überglückliche Mutter; ihr kleines Mädchen liegt, wie sie es sich erträumt, in einer Wolke von Battist, trägt auch einen wundervollen Mantel aus weisser Ottomane mit Federbesatz . . . kurz, es ist alles so, wie Alice es sich gewünscht hat. Aber sparen hat sie in der Zeit nicht gelernt. An Vorsätzen dazu fehlt es ihr nicht, aber da ihr Vater seine lange einmalige Moralpredigt wieder vergessen zu haben scheint und immer bereitwillig auf die grossen und kleinen Wünsche der jungen Frau eingeht, so kommt es eben über die Vorsätze nicht hinaus. Da trifft Alice plötzlich ein harter Schlag: ihr Vater stirbt. Sein Tod ist so plötzlich, so unerwartet, dass die kleine Frau sich eines unheimlichen Grauens nicht erwehren kann, umsomehr als sie hört, dass ihr Vater die letzte Zeit sehr unglücklich speculirt hat. Zufällig, in einem Zeitungsblatt, in demselben, das vor mehreren Jahren ihren Triumph verkündet hat, liest sie, dass ihr Vater nichts hinterlassen hat, als eine glänzend eingerichtete Wohnung, aus deren Erlös wohl die Beerdigungskosten gedeckt werden müssten, wenn der Verblichene nicht nahe Verwandte hätte.

Tandrup trifft seine kleine Frau, wie sie eben mit thränenüberströmtem Antlitz die Zeitungsnotiz liest. Er ist sehr blass und reisst ihr das Blatt aus der Hand, aber sie schlingt beide Arme um seinen Hals und schluchzt laut auf.

„Der arme Papa! Und ich glaubte immer, er wäre reich.“

„Er verdiente viel, das ist nicht dasselbe . . . . .“

Er will noch einiges hinzufügen, aber die kleine Frau thut ihm so leid in ihrem Kummer, dass er sie nur fester an sich zieht und ihr tröstend zuspricht.

* * *

Eines Tages, Alice kommt gerade mit dem Baby von einer Spazierfahrt heim, tritt Tandrup unerwartet in ihr Zimmer. Er ist ernster als gewöhnlich, auf seinem sonst so offenen, freundlichen Gesicht, liegt ein Zug fester Entschlossenheit.



Alma-Tadema. Fredegunde am Sterbebette des Bischofs Praetextatus.

Alice erblickt ihn im Spiegel, sie nickt ihm lustig zu und nimmt den Schleier von ihrem rosig angehauchten Gesicht fort. Aber Tandrup erwidert den Gruss nicht lächelnd wie sonst. Er fasst seine Frau bei der Hand und führt sie zu einem Stuhl, dann sagt er eindringlich, mit gepresster Stimme: „Liebe Alice, ich habe Dir eine ernste Mittheilung zu machen und bitte Dich, mir aufmerksam zuzuhören."

„Ja, ja, ich höre, Andreas, mach' nur rasch, ich muss mich umkleiden für das Diner von . . . . ."

„Was ich Dir zu sagen habe, ist nicht viel. Es lässt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Die Ausgaben müssen nun endlich bedeutend eingeschränkt werden. Die Geschäfte gehen . . . nicht gut und ich habe einen Compagnon nehmen müssen."

„Der bringt Dir doch Geld zu," meint Alice kleinlaut.

„Er bringt mir das Geld für mein Geschäft zu — allerdings, aber nur unter der formellen Bedingung, dass ich die Ausgaben meines Privatlebens in den Grenzen strikter Nothwendigkeit halte."

„Was geht ihn denn das an?" braust Alice auf.

„Es ist seine Bedingung", erwidert Tandrup fest.

Alice zuckt die Achseln und zupft nervös an den Spitzen ihres Taschentuchs.

„Wie heisst denn Dein Compagnon?" fragt sie endlich mit zuckenden Mundwinkeln.

„Seinen Namen darf ich nicht nennen, weder Dir noch anderen. Er ist mein stiller Compagnon."

„So? Und was nennt Dein stiller Compagnon die Grenzen des Nothwendigen?" frägt sie nun in höchstem Grade aufgebracht.

„Das werde ich Dir alles allmählich sagen. Vor allem müssen wir unser Logenabonnement in der Oper aufgeben, dann dürfen wir nicht mehr als höchstens zwei Gesellschaften im Jahr geben, schliesslich —"

„Schliesslich wird mir noch jede Freude, jedes Vergnügen verboten werden, nicht wahr? Sage doch lieber gleich, dass wir wie die Bauern leben werden."

„Oh nein, nur wie es vernünftigen Menschen ohne grosses Vermögen ziemt."

„Du verdienst doch aber so viel, Andreas . . . ."

„Dein Vater verdiente auch viel, mein Kind, hat das etwa gehindert, dass er arm wie eine Kirchenmaus gestorben ist? Bedenke, wenn ich stürbe, wenn Du und das Kind — —"

„Ach, wer wird an so Schreckliches denken! Wenn das geschieht, dann will ich auch nichts haben, hörst Du, gar nichts mehr!"

Sie schlingt die Arme um seinen Hals und drückt ihr thränenüberströmtes Gesicht an seine bärtige Wange.

* * *

Ein neues Leben beginnt nun für Alice, wie es ihr dünkte, ein Leben der härtesten Entbehrungen. Ihre Wünsche verhallen wie die Seufzer in der Wüste. Selbst die übliche dreimonatliche Sommerreise hat sie auf eine sechswöchentliche Badekur einschränken müssen. Ihre Toiletten werden allerdings bei einer guten Schneiderin, aber nicht mehr in einem ersten Modesalon angefertigt. Die Kindercostüme müssen gar zu Hause, mit Hülfe einer kleinen Nähterin gearbeitet werden. Die arme kleine Frau kommt sich vor, wie eine entthronte Königin.

Wenn sie wenigstens nur wüsste, wer der Compagnon ihres Mannes geworden? Dieser unausstehliche Mensch, der da gekommen ist, um ihr ihr Leben zu verbittern. Ihr Mann nennt ihr den Namen nicht, und Fremde darf sie nicht danach fragen. Denn ihr Mann behauptet, es würde ihm geschäftlich schaden, wenn man wüsste, dass er einen Socius genommen.

Vergebens beobachtet Alice alle Herren, die mit ihrem Mann sprechen, keiner will dem Bild gleichen, das sie sich von dem Ungeheuer gemacht.

Manchmal wirft sie sich ihrem Mann um den Hals und bittet und bettelt um etwas, das, wie sie ja gut weiss, nur eine ganz überflüssige Luxusausgabe wäre. Ihr Mann redet ihr zu wie einem kleinen Kinde.

„Du weisst, Alice, wie gerne ich dir jeden Wunsch erfüllen möchte, aber mein stiller Compagnon hat mich ganz in der Hand. Niemals würde er eine solche Ausgabe gestatten und wenn er erführe, dass ich eine solche Thorheit begangen, es wäre aus zwischen ihm und mir."

* * *

Alice ist bereits Mutter einer erwachsenen Tochter. Da plötzlich trifft die zwei Frauen ein harter, unerwarteter Schlag. Alice ist plötzlich Wittwe geworden. In den ersten Tagen dumpfer Verzweiflung denkt sie an nichts als an den ungeheuren Verlust, den sie erlitten.

Kaum eine Stunde vor dem Tode hatte ihr Mann, aus dem Todeskampf erwachend, die Augen geöffnet und gemurmelt: „sei ruhig . . . der stille Compagnon . . . dort, im Schreibtisch ein Brief . . ."

Es ist am Vorabend des Begräbnisses. Alice sitzt am Sarge, einen Brief in der zitternden Hand; sie liest ihn beim Licht der flackernden Todtenkerze.

„Meine liebe Alice! Wenn ich gestorben bin, dann ist es an der Zeit, Dir den Namen meines stillen Compagnons zu nennen, dem Du bei meinen Lebzeiten so bitter Unrecht gethan. Wenn Du jetzt keine Sorgen kennen lernst, wenn Du mit unserem Kinde, freundlichen Tagen, behaglicher Wohlhabenheit entgegensiehst, dann dankst Du es ihm — meinem stillen Compagnon. Er steigt mit mir in's Grab, mein stiller Compagnon, aber über das Grab hinaus wirst Du seine segensreiche Wirkung fühlen, denn er war: Der Gedanke an Deine Zukunft! — —"

Der Brief entgleitet ihrer Hand, und sie selbst sinkt in überströmendem Schmerz und heissem Dankgefühl am offenen Sarge auf die Kniee nieder.

Unsere Bilder.

Das moderne Genre ist arm in der Erfindung im Gegensatz zu der entsprechenden Malerei der fünfziger Jahre. Es legt grösseres Gewicht auf die naturgetreue Wiedergabe einer Situation, als auf die versprechende Lebendigkeit der Handlung. Selten mit voller Frische in das pulsirende Leben hineingreifend, schildert es statt zu erzählen. Der Volkstypus erscheint ihm interessanter als die Volksaction. E. v. Blaas' „Mosetto" unterscheidet sich wesentlich von ähnlichen Studienköpfen italienischer Knaben, wie etwa Gustav Richter's berühmter, auf Chocolade-Enveloppes und Elfenbeintäfelchen verewigter Neapolitaner. Er kommt der Natur näher, ohne sie doch mit urtheilsloser Treue wiederzugeben. A. Ferraguti's „Ermüdet" in den weiten Grasflächen der Campagna ausruhende italienische Mädchen sind in Erfindung und Ausführung gleich realistisch gehalten. Mit dunklen Augen, die Lippen über den blitzenden Zähnen geöffnet, blickt das eine halbwüchsige Kind zu der matt zusammengekauerten Gefährtin empor. Ueber der Gruppe ruht die schwere, sonnendurchglühte Campagna-Luft. Sonnige Licht- und Luftstimmung liegt auch auf P. Simm's „Froher Botschaft". Ein Pärchen aus der Zeit des Directoire hat sich soeben vom Kaffeetisch erhoben, um gemeinschaftlich einen wichtigen, offenbar angenehme Nachrichten enthaltenden Brief zu lesen. Ein alter Diener entfernt sich mit einem Tablett, während ein treuer Hund mit aufmerksam gehobenem Kopf an den Empfindungen seiner Herrschaft Theil zu nehmen scheint.

Am meisten entfernt von der Stilsicherheit ist zur Zeit die Monumentalkunst. Besonders die Sculptur tastet unsicher zwischen den überkommenen Idealformen und dem zu erstrebenden engeren Anschluss an die Natur hin und her. Benlliure ist einer der wenigen Meister, dessen starke Individualität treffsicher ihre eigenen Wege geht. Sein „Grabmal" ist ein originelles, in der Erfindung wie im Aufbau gleich vollendetes Kunstwerk. An einem reich ornamentirten Sarkophag ist eine weibliche Gestalt trauernd niedergesunken, während leicht aufschwebende Genien, die Auferstehung andeutend, den schweren Sargdeckel emportragen. Die Idealmalerei Herm. Hendrich's sucht ihre stärksten Mittel im Gebiete der phantastischen Romantik, in das sie sich mit düsterem Farbenreiz vertieft. Schattenhaft wird die Leiche des erschlagenen Siegfried auf einen gewaltigen Schild an einem Flusse vorübergetragen, aus dessen, von Felsen eingeengten Ufern klagende Nixen emportauchen. Mit gesenktem Haupte schreitet Gunther hinter der Leiche des um seinetwillen Ermordeten einher, während der grimme Hagen halb seitwärts gewendet gleichmüthig der Klage der schönen Stromweiber lauscht.

Als interessante Bildgabe bringen wir unseren Lesern noch die Victory, das Flaggenschiff Nelsons, auf dem er schwer verwundet in der Seeschlacht bei Trafalgar zusammensank. Bis vor Kurzem lag der alte Dreidecker im Hafen von Portsmouth als Casematt- und Hospitalschiff gelegentlich benutzt und vielfach besucht. Die endgültige Ausrangirung des Colosses rief seiner Zeit in England Entrüstung hervor.

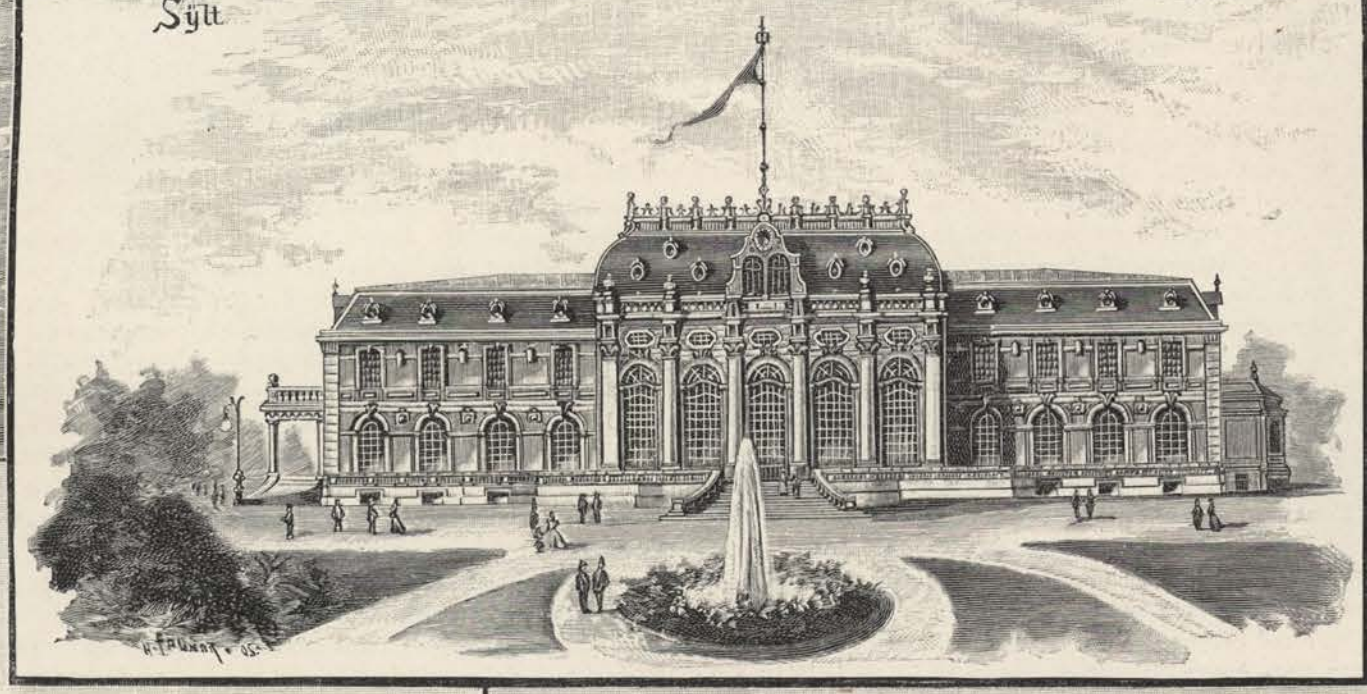
Der Strand von Süd.

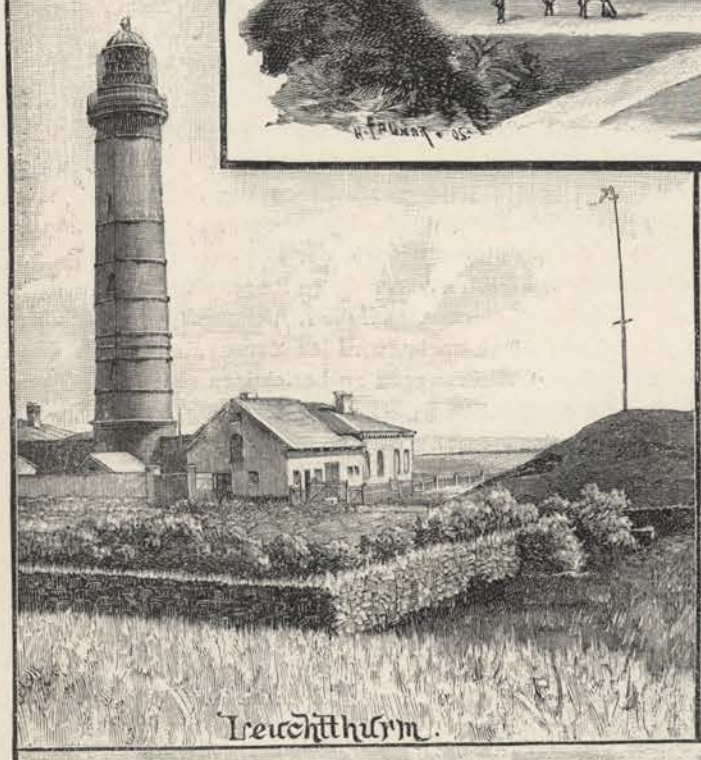


Der Strand von Nord.

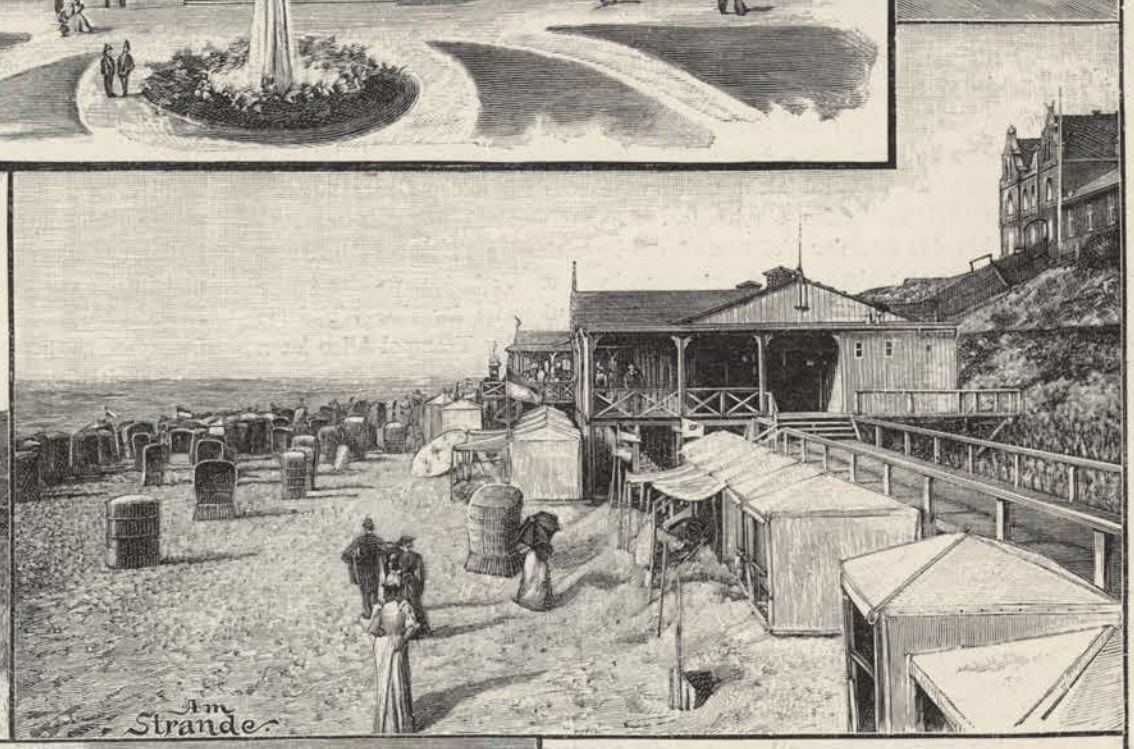


Das projektirte neue Kurhaus in Westerland auf Sylt

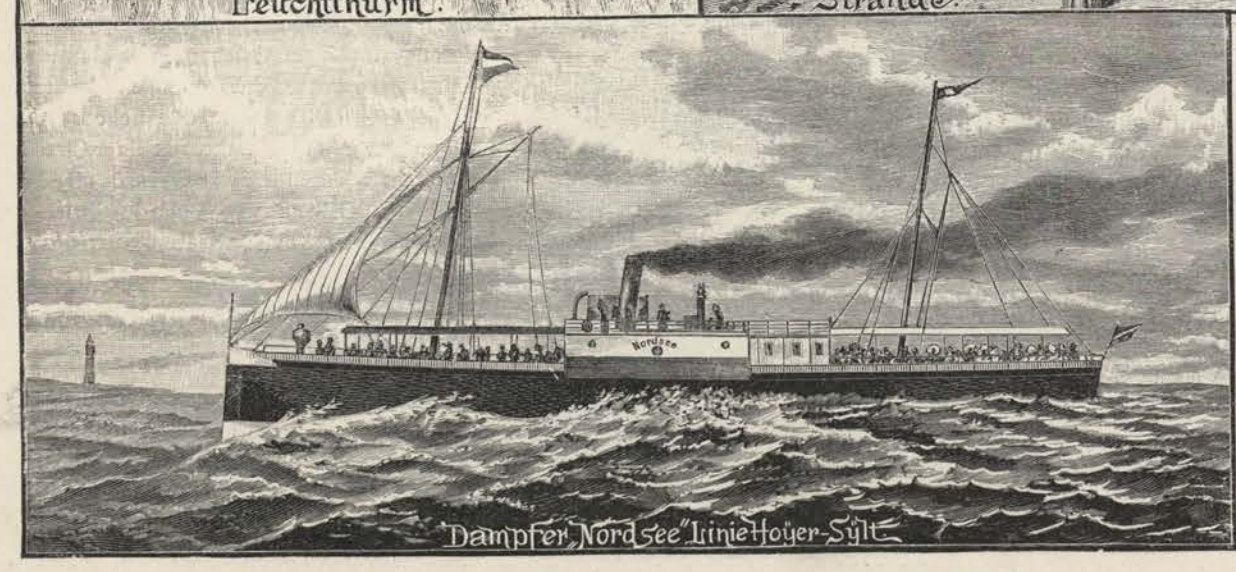




Leuchtthurm.



Am Strande.



Dampfer „Nordsee" Linie Hoyer-Sylt



Westerland-Sylt.

Westerland-Sylt.

Der Strand von Westerland! Zwischen den niedrigen Hügeln der Dünen und der unabsehbaren Fläche des Meeres zieht sich ein mit zartestem Sandboden bedeckter Landstrich hin, auf welchem lustiges Jahrmarktsleben sich entfaltet. Die äussersten Grenzen werden auf der südlichen Seite durch das Damenbad und auf der nördlichen durch das Herrenbad gebildet. Hier lassen die Heil- oder Erfrischungsbedürftigen den kräftigen Wellenschlag der Meereswogen auf sich einwirken, der in keinem Seebade des Continents auch nur einen annähernd ähnlichen Genuss bereitet wie in Westerland.

Den begeisterten Verehrern des Wellenschlages steht in Westerland eine Partei gegenüber, die kurzweg behauptet: „Hier braucht man nicht zu baden!" Begründet wird dieses Urtheil mit der erfrischenden Einwirkung der feuchten, salzdurchwürzten Luft, deren Kraft zur Erholung des Körpers und der Nerven vollständig ausreicht. Der Luftfanatiker benutzt seine Wohnung nur als Schlafstelle, sonst lebt er von früh bis zum Anbruch der Nacht am Strand. Entweder hat er hier in einem Zelte eine feste Heimath oder er zieht mit einem Strandkorb bewaffnet als Nomade umher. Eine dritte Kategorie ist die der Höhlenbewohner. Sie graben sich ihren Wohnsitz in den Sand hinein. Je nach ihren friedlichen oder kriegerischen Neigungen wird der Sandbau als Ruheplatz oder Gelegenheitsmacher für Scatpartien benutzt, oder als stolzer Festungsbau aufgeworfen. Allgemein herrscht unter den Höhlenbewohnern das Bedürfniss, ihre Wohnstätte mit originellen Bezeichnungen zu versehen oder sie mit Tricoloren, Flaggen und Wimpeln reich auszuschmücken. Dadurch erhalten die beiden Stranddörfer ein ebenso farbenprächtiges wie lustiges Gepräge. Tausende von Lappen und Fetzen flattern und wehen in der Luft.

Zwischen den beiden Ansiedlungen der Höhlenbewohner entfaltet sich auf einer weiten Sandfläche ein ungezwungenes Leben und Treiben. Die Besitzer von Strandzelten haben ihr Heim gemüthlich ausgestattet und empfangen den Besuch von Gästen. In den weitbauchigen Strandkörben sucht man Schutz gegen allzu grelles Sonnenlicht oder heftigen Seewind. Und wer keine Heimathsstätte besitzt, lagert sich hin, wo es ihm gerade passt. Ein weicheres und reineres Bett, wie der Sand auf Sylt, ist so leicht nicht zu finden. Man plaudert, liest, ruht oder schläft. Die gleichmässige Melodie der Brandung beruhigt Herz und Nerven, die aufkommende Fluth ladet zum kindlichen Spiel mit den Wogen, man erfreut sich an dem graziösen Flug der Möven, an der frischen Luft, an der Bläue des Himmels.

Unbekümmert um die Welt da draussen lebt man friedlich zusammen. Ein jeder der Badegäste streift die äusseren Merkmale von Rang und Stellung ab, und natürlicher Frohsinn und die Freude an der schönen Natur verdrängen die Erinnerung an die Pflichten und Sorgen des sonstigen Daseins.

Im Uebrigen kommen auch Aeusserlichkeiten, Eleganz und Chic in Westerland zur Geltung. Am Strand zieht sich zwischen den beiden Grenzstationen des Herren- und Damenbades ein breiter, durch Holzplanken gebildeter Promenadenweg hin, für den der Volksmund die Bezeichnung „Trampel-Allee" gefunden hat. Hier präsentiren sich die geschmackvollsten Toiletten, welche grossstädtische Schneiderphantasie nur ersinnen kann, und wenn für eine Weltdame anerkennende Bewunderung eine Genugthuung ist, auf der Trampel-Allee kann sie dieses stolze Gefühl dreifach empfinden. Sie wird nicht nur von denen gesehen, die mit ihr auf dem Holzwege promeniren, sondern ist den Blicken aller auf dem Strande Weilenden ausgesetzt, und man kann sie aus intimster Nähe von den Galerien der zahlreichen Restaurants beobachten, die sich zwischen dem Holzwege und den Dünen am Strand entlang hinziehen.

In auaufhörlichem Kommen und Gehen bewegen sich die Badegäste auf den beiden Freitreppen zu Seiten des Musikpavillons. Erst in später Nachtstunde hört das Leben und Treiben an diesem unruhigen Orte auf. Mit einer erquickenden Mondscheinpromenade auf der Trampel-Allee pflegt ein grosser Theil der Badegäste die zahlreichen Amüsements, welche Westerland des Abends bietet, abzuschliessen oder sich von ihnen zu erholen.

Das elektrische Licht, welches bis um zwei Uhr Nachts Strassen und Lokale erleuchtet, scheint die Entfaltung anregenden Grossstadtlebens in dem stillen Inseldorf stark beeinflusst zu haben. Man verbringt seine Abende nicht zu Hause, sondern betheiligt sich entweder an den zahlreich besuchten Réunions und Concerten oder verweilt in den eleganten Wein- und Bierrestaurants, die in Bezug auf Ausstattung und Verpflegung den verwöhntesten Geschmack befriedigen können. Die ortsüblichen Preise für Wohnung und Essen reichen an diejenigen anderer Nordseebäder nicht heran, und im Vergleich zu diesen bietet Sylt durch seine grossartigen Neubauten einen grösseren Comfort. Wer ganz billig leben will, für den bieten sich eine Reihe guter Pensionate, die ihre Gäste sogar schon zum Preise von 100 Mark pro Monat in der besten Weise verpflegen. Auch in Bezug auf Unterhaltungen steht Westerland keinem anderen Bade nach. Eine vorzügliche Musikcapelle concertirt früh und Nachmittags, die besten Sänger und Virtuosen lassen sich in Concerten hören. Für sportliche Körperübung sind Croquet- und Lawn-Tennis-Plätze vorhanden, und ein gut eingerichteter Pistolenstand vereinigt die Schützen der Insel zu aufregenden Wettkämpfen.

Die Schönheit des Strandes mit seinen gesundheitsfördernden Einwirkungen, sowie die vielfachen Annehmlichkeiten des Badelebens lassen die meisten Kurgäste auf irgend einen Ausflug in die Umgebung Westerland's verzichten. Der Weg zum Strand bietet ihnen hinreichend Abwechslung und Unterhaltung. Der kurze Spaziergang zur „Heimath der Heimathlosen" aber muss unternommen werden, weil dieser kleine Kirchhof, auf welchem die Leichen der Angeschwemmten bestattet werden, zu den Sehenswürdigkeiten der Insel gehört.

Diese Ruhestätte erinnert an die schrecklichen Stürme, denen zuweilen das langgestreckte Eiland in der Nordsee ausgesetzt ist, sie erinnert an den Heldenmuth der Bewohner, die ohne Rücksicht auf Gefahr und Leben den bedrohten Mitmenschen zu Hülfe eilen. Auf der Insel sind mehrere Rettungsstationen vorhanden, und eine Telegraphenleitung ist von der Nord- bis zur Südspitze gelegt, um beim Antreiben eines wracken Schiffs alle Hülfskräfte heranzuziehen. In sturmfreien Nächten warnt der gewaltige Leuchtthurm von Kampen, dessen Licht auf dem Umkreis von 13 Seemeilen sichtbar ist, den Schiffer, sich dem trügerischen Eiland zu nähern.

Aber die zahlreichen Naturschönheiten, welche Sylt sonst noch bietet, eröffnen sich nur einem kleinen Theile passionirter Jäger, die durchaus einen Seehund erlegen wollen oder schmackhaften und seltenen Vogelexemplaren nachstellen. In den einsamen Dünenthälern, welche die erhabene Alpenformation im Kleinen wiederspiegeln, auf dem Sammetteppich der Haide von Wenningstedt, und in der ruhigen Schönheit des Wattenmeers liegen Reize, welche die meisten Besucher Westerland's nicht kennen lernen, weil die Anziehungskraft des schönen Strandes zu gross ist. Nicht lange mehr wird es dauern, und auch diese Schönheiten werden auf guten Verkehrswegen zu besichtigen sein.

Rechnet man hierzu die energischen Bemühungen der Direction, die Einrichtungen des Bades zur Vollkommenheit zu erheben, sowie die Verbindungen mit dem Festland zu erleichtern, so wird Sylt bald unter den Nordseebädern in erster Reihe stehen.

Zick-Zack

Am 19. April starb in Nizza die seinerzeit wegen ihrer Schönheit ebenso sehr, wie durch ihre Kunstfertigkeit als Drahtseilkünstlerin und Jongleuse berühmte Schwiegertochter des verstorbenen Ernst Renz, Frau Oceana Renz, im Alter von 38 Jahren in Folge eines langen Leidens. Sie verdankte ihren Namen dem Umstande, dass sie auf einem auf der Fahrt von Amerika nach Europa begriffenen Dampfer in einer stürmischen Nacht zur Welt kam. Sie debütirte als Drahtseilkünstlerin im Alter von 16 Jahren im Circus Renz in Wien, und ihre Schönheit, sowie ihre graziöse Kunst riefen Sensation hervor und füllten durch Monate allabendlich den Circus. Oceana war die Erste, die auf dem schlaffen dünnen Drahte „arbeitete", und wurde in dieser Kunst nur später von dem „King of the wire" Wainratta übertroffen. Sie war wundervoll gewachsen. Ihr Teint war von köstlicher Zartheit. Einer ihrer begeistertsten Verehrer in der Zeit ihrer Blüthe war George Belly, der Verfasser des „Monsieur Herkules", der gleich Vacano das Zigeunerleben der fahrenden Künstler so liebte, dass er eine Erbschaft, die ihm eines Tages in den Schooss gefallen war, dazu verwandte, mit einer Circusgesellschaft durch alle Lande zu streifen und seine „Collegen" so lange lustig leben zu lassen, bis auch der letzte Thaler draufgegangen war. Aber er war viel zu schüchtern, seine Liebe zu gestehen. Er himmelte und dichtete seine Sonne nur heimlich an — und vielleicht hat Oceana Renz bis zu ihrem frühen Ende gar nicht einmal gewusst, dass sie dereinst auch ein Poetenherz in Flammen versetzt hat. Ihre Ehe mit einem Sohn von Ernst Renz verlief unglücklich und wurde geschieden. Damit war auch die Glanzzeit ihrer Circuslaufbahn vorbei.



Oceana Renz. Nach einer Photographie von N. Raschkow, Breslau.



Graf Harrach.

Oceana Renz hat ein trauriges Ende gehabt. Seit längerer Zeit vollständig der Sprache beraubt, starb sie, ohne im Stande zu sein, irgend einen Wunsch auszudrücken.

* * *

Mit der Wahl des Grafen Harrach zum Vorsitzenden der Berliner Ausstellungs Commission hat die Künstlerschaft einen vorzüglichen Griff gethan. Seine gewinnenden Manieren, seine conciliante Persönlichkeit scheinen geeignet, überall vermittelnd zu wirken und Gegensätze auszugleichen. Graf Harrach ist 1832 zu Rosnochau in Schlesien geboren und widmete sich zunächst dem Studium der Rechte. Dann bezog er die Kunstschule in Weimar und bildete sich unter Kalckreuth, Ramberg und Pauwels zum Maler aus. Ursprünglich für die historische Monumentalkunst begeistert, erhielt er eine Anregung nach anderer Richtung hin durch den Krieg 1870. Seine Erlebnisse verwerthete er künstlerisch in vier mit grossem Beifall aufgenommenen Gemälden: „Aus den Weinbergen von Wörth", „Vorgeschobener Posten am Mont Valérien", „General Reille überbringt nach Sedan den Brief des Kaisers Napoleon" und „Moltke mit seinen Adjutanten im Observatorium vor Paris". Später wandte sich Graf Harrach mit Vorliebe biblischen Stoffen zu, die er meist im Sinne der idealen Auffassung behandelte. Dieser Reihe von Gemälden gehören „Das Opfer Abraham's", „Die Verleugnung Petri" und „Die Versuchung Christi" an. Als Landschafter zeichnet sich der Künstler durch feine Luft- und Lichtstimmungen, durch poetische Wiedergabe des Naturschönen in fein abgetöntem Colorit aus. Seit 1873 ist Graf Harrach Mitglied der Berliner Akademie.

* * *

Zu den Kunstschätzen, welche in den preussischen Königsschlössern aufgespeichert sind, kommen unter der Regierung des jetzigen Herrschers alljährlich eine Menge neuer. Und zwar sind es meistens Gegenstände von hohem Kunstwerth, die der Kaiser um sich zu sehen liebt. Auch das Kunstgewerbe stellt einen erheblichen Theil zu diesen Prachtstücken, und es ist hocherfreulich, zu sehen, dass unser heimisches Handwerk, anknüpfend an die Kunstwerke des Mittelalters, aufbauend auf den herrlichen Vorbildern des Renaissance- und des Rococcostils auf einer achtungswerthen Höhe angekommen ist. Der Kaiser hat eine offene Hand, und die Zahl der „Ehrenpreise", die er zu den verschiedensten Zwecken spendet, ist eine sehr grosse. Das sind überwiegend Meisterstücke des Kunsthandwerkes. Otto Rohloff, der bekannte Ciseleur und Lehrer am Königlichen Kunstgewerbe-Museum in Berlin, ist der Schöpfer von vielen dieser Werke. Eins der bemerkenswerthesten aus neuester Zeit ist der von uns reproducirte Kaminvorsetzer. Sein Feld zeigt nach einem alten Stich die kurbrandenburgische Flotte in Silber getrieben, der geschmackvolle Rahmen ist Goldbronze. Einem Wunsch des Kaisers entsprechend hat die Kaiserin dies Stück entwerfen und ausführen lassen, um es ihrem Gemahl zum Geschenk zu machen.



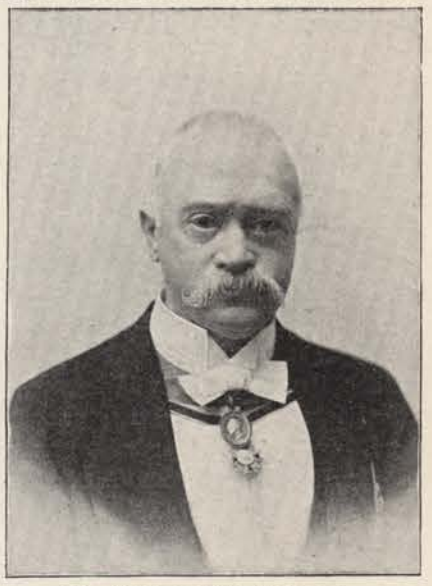
Kaminvorsetzer aus dem Besitz des Kaisers. Entworfen von Otto Rohloff.

* * *

Graf Leo Tolstoi hat keine gute Meinung von dem englischen Nationalcharakter. Der Engländerin Miss Isabel F. Hapgood soll er erklärt haben — und dabei sprühten seine Augen Feuer —: „Die Engländer sind die brutalste Nation auf der Erde, das heisst neben den Zulus. Beide gehen nackend: die Zulus den ganzen Tag, die englischen Damen, sobald das Diner anfängt. Die Engländer sind Muskelverehrer; die Muskeln sitzen ihnen stets im Kopf und deshalb reden sie auch soviel davon. Wenn ich Zeit hätte, würde ich ein Buch über ihren Nationalcharakter schreiben. Und dann betrachte man nur ihre Hinrichtungen! Für einen Engländer sind sie ein wahres Gaudium."

* * *

Der langjährige Capellmeister des Weimarer Hoftheaters, Eduard Lassen, hat kürzlich sein Amt niedergelegt, bei Gelegenheit seines gleichzeitigen fünfzigjährigen Künstlerjubiläums. Lassen, am 13. April 1830 in Kopenhagen geboren, wurde mit 12 Jahren Schüler des Conservatoriums in Brüssel. 1845 begann er seine Laufbahn als Clavierspieler. Von Liszt's Beispiel angezogen, schloss er sich diesem persönlich an. Seine Erstlingsoper „Landgraf Ludwig's Brautfahrt" wurde 1857 in Weimar aufgeführt. Im folgenden Jahr wurde er zum Grossherzoglichen Hofmusikdirektor ernannt. 1861 wurde er Liszt's Nachfolger als Hofcapellmeister in Weimar, in welcher Stellung er an all' den Verdiensten betheiligt war, die sich das Weimarische Hoftheater um die mustergültige Aufführung der Opern Richard Wagner's noch vor der Errichtung des Bayreuther Theaters erworben hat. Als Otto Devrient für die Weimarische Bühne den ganzen „Faust" Goethe's unter Zugrundlegung der alten Mysterienbühne einrichtete, fiel Lassen die schöne Aufgabe zu, für den musikalischen Ausschmuck des Dramas zu sorgen. Auch für die Aufführungen von Goethe's „Pandora", Hebbel's „Nibelungen", Sophokles' „Oedipus auf Kolonos" und Calderon's „Ueber allen Zauber Liebe" schrieb er Musikbegleitungen. Von seinen sonstigen Compositionen ist eine Reihe ansprechender Lieder populär geworden.



Kapellmeister Eduard Lassen.

* * *

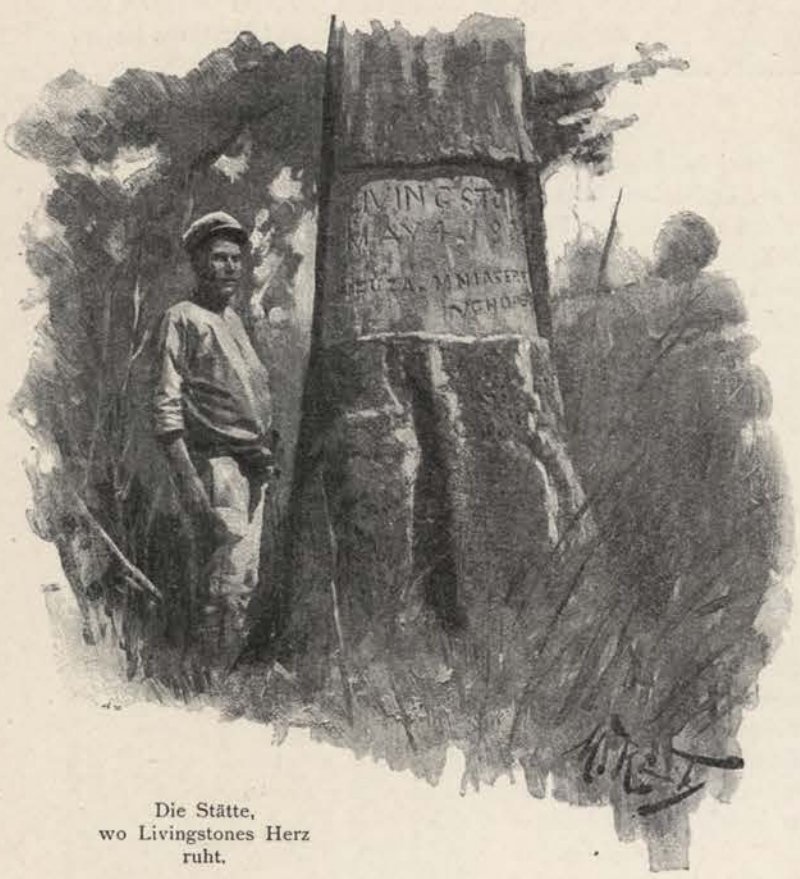
In den an Schätzen reichen Archiven des Palais Bourbon wird die Rede aufbewahrt, die Napoleon I. anlässlich der ersten Sitzung des Corps Législatif gehalten hat. Das Document ist auf Kupfer gravirt, offenbar, damit der Zahn der Zeit nicht allzu sehr daran nage. Interessant ist die Art und Weise, wie die Rede in den Registern der Archive figurirt: Von 1807—1810 als „Rede Sr. Majestät des Kaisers", 1814 nur noch als „Rede Napoleons", 1816 schon als „Rede Bonapartes" und 1821 gar als „Discours de B." Ein wahres Glück, dass man nicht später noch aus dem B ein X gemacht, da die forschenden Reporter gewiss nicht ermangelt hätten, die Rede jenem X. der Liste Andrieux zuzuschreiben, von dem im Panamaskandal so viel gesprochen wurde. Jedenfalls ist diese Rede Napoleons nicht apokryph.

* * *

Die Herzogin von Sommerset besitzt alle Kleider, die sie je getragen, vom ersten Tragekleidchen an bis zu ihren eben verfertigten Toiletten. Die Kleider füllen einen Raum von zwölf Zimmern, und nirgends — heisst es — fühlt sich die Herzogin so wohl, als hier, da ein jedes Stück „mit der Zunge der Erinnerung zu ihr spricht".

* * *

Man hat kürzlich den Baum wieder aufgefunden, unter welchem das Herz Livingstones ruht. Der glückliche Finder ist der um



Die Stätte, wo Livingstones Herz ruht.

die Afrikaforschung und die Unterdrückung des Sclavenhandelshochverdiente Reisende Mr. E. J. Glave gewesen. Ohne Gefährten drang er, nur von einigen Eingeborenen begleitet, von Karonga an der Nordseite des Nyassa-Sees nach den wenig bekannten Gegenden südlich vom Bangweolo-See vor, wo sich Livingstones letzte Reise abwickelte. In der Nähe des verlassenen Dorfes Chitambo, an der Südküste des Sees, fand Mr. Glave den Baum, an dessen Fusse das Herz des grossen Missionars ruht. Es wurde hier von Livingstones treuen Gefährten bestattet, und Jacob Wainwright, der Nassik-Bursche, welcher die Trauergebete las, grub die Worte in den Baum ein; „Dr. Livingstone, May 4, 1873 Yazuza, Mniasere Vellopere." Der Baum gehört zu den grössten der Umgegend, ist sehr hart und wird von den Eingeborenen Mpandu genannt. Eine Erinnerungstafel, welche Livingstones Tochter Mrs. Bruce heraussandte, wurde von belgischen Officieren acht Meilen entfernt von dem Baume angebracht und später von einer Sclavencaravane gestohlen. Ehe Glave bis zu dem Orte vordrang, hatte vor etwa drei Jahren ein englischer Forscher geglaubt, in der Nähe des Baumes zu sein. Er sandte einen „vertrauenswürdigen Gefährten" an Ort und Stelle, der auch ein Stück Baumrinde mit einer Inschrift brachte, von der sich jedoch nicht feststellen liess, wo und wann sie entstanden. Die von Glave entdeckte Inschrift ist direct ins Holz eingeschnitten, nachdem die Rinde auf zwei Quadratfuss entfernt worden war. Das Ueberwachsen der Rinde ist nach der Illustration, welche nach einer Photographie hergestellt ist, eine ziemlich starke und dürfte einer 23jährigen Zeitperiode entsprechen, an der Authenticität der Inschrift ist danach nicht zu zweifeln. Der Leichnam Livingstones, den seine treuen Diener nach ihrer Art einbalsamirten und unter grossen Gefahren nach der Ostküste von Afrika brachten, geniesst bekanntlich die Ehren einer Bestattung in der Westminster-Abtei.

* * *

Der verstorbene Componist F. von Suppé war ein Schnellarbeiter ersten Ranges. Im Spätherbst 1875 brachte F. Zell zum Director Jauner ein Libretto, das „Fatinitza" hiess. Letzterer meinte, es sei ein ausgezeichnetes Buch, und er wünsche, Strauss damit an sein Theater zu fesseln. Aber bei Strauss wurde das Buch hin- und hergezogen und endlich von seiner Frau mit dem Bescheid zurückgegeben, „dass es nicht zu brauchen oder mindestens für ihren ‚Schani' nicht passend sei"! Es wurde nun Suppé für die Composition herangezogen und ersucht, es in kürzester Zeit — wenn ihm das Buch gefiele — zu componiren. Suppé las es sofort, und es gefiel ihm ausserordentlich. Er versprach auch, sich augenblicklich an die Arbeit zu machen. Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, und endlich war ein Monat verflossen — und es war, trotz allen Drängens, nicht möglich, auch nur ein Notenköpferl zu Gesicht, geschweige denn zu Gehör zu bekommen. Endlich drang der Director bei ihm ein, und siehe da: Suppé sass ruhig an seinem Schreibtisch und — übersetzte ein italienisches Kochbuch! Dass es nicht ohne Vorwurf abging, lässt sich denken! Suppé sah ein, dass der Director Grund hatte, indignirt zu sein, und obwohl diese Affaire Mitte October stattgefunden haben dürfte, stand „Fatinitza" doch schon am 5. Januar 1876 auf der Bühne.

* * *

Ein originelles Geschenk wurde in Potenza der ersten Operetten-Soubrette Annita d'Agostino zu ihrem Benefiz zu Theil. Die Gesellschaft, zu der die Künstlerin gehört, ist sehr beliebt, die Sängerin noch mehr. Nur — die Costüme, die meist alt und schäbig waren, konnten den Potenzanern keinen Geschmack abgewinnen. Sie ergriffen also die Gelegenheit beim Schopfe und — überreichten der überraschten Künstlerin ein completes Juanitacostüm sammt Tricots und allem anderen Zubehör. Die Künstlerin verbeugte sich, winkte dem Orchester ab und verschwand. Minuten auf Minuten vergingen. Das Publikum wurde unruhig, ungeduldig und polterte, die Chöre, die Solisten oben auf der Bühne sahen sich rathlos an, einige liefen hin und her und zischelten und lachten, da plötzlich — ein Zeichen, das Orchester beginnt, und strahlend erscheint Signora Annita im neuen Costüm. Das Originelle aber ist, dass die Künstlerin von Akt zu Akt mit dem passenden Costüme überrascht wurde und von Akt zu Akt das Publikum warten liess, um das Costüm zu wechseln.

* * *

Das Radfahren hat in Belgien eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung angenommen. Sogar die Parlamentsmitglieder betreiben mit Eifer den neuen Sport, so dass im Senats- und im Abgeordnetengebäude die Quästur ein Gestell für Bicycles hat anbringen lassen. Senatoren und Deputirte kommen ganz ruhig auf ihrem Zweirad angefahren. Unter den eifrigsten Radfahrern nennt man den Abgeordneten Nyssens, Professor an der Universität Löwen, den sozialistischen Senator Lafontaine, Vandervelde, den Führer der Sozialisten in der Kammer; ja sogar einen der Quästoren, den Vicomte de Jonghe d'Ardoye, sieht man nicht selten auf seinem Zweirad nach dem Parlamentshaus fahren. Auf den schönen Brüsseler Boulevards und im Bois de la Cambre begegnet man auch oft höheren Officieren der Armee auf ihrem Bicycle. Die Anzahl der radfahrenden Damen nimmt immer mehr zu. Geht das so weiter, so wird binnen Kurzem kein Mensch mehr zu Fuss gehen.

* * *

Unter den vielen Ehrengeschenken, die dem Fürsten Bismarck zu seinem Geburtstage dargebracht wurden, zeichnet sich der Ehrenbürgerbrief der Stadt Halle durch besonders kunstvolle Arbeit aus. Er ist vom Hallenser Stadtbauinspector Schaumann entworfen und von den Edelschmieden Wratzke und Steiger ausgeführt. Die Platte ist von Silber, theilweise vergoldet, die Verzierungen und die Schrift bestehen in farbiger Emaille; die Hauptschrift in der Mitte ist schwarz mit rothen Initialen, die Umschrift hellblau auf Goldgrund. An der Kette hängt das Stadtwappen von Halle.



Ehrenbürgerbrief der Stadt Halle für den Fürsten Bismarck.

* * *

Die graziösen Bewegungen des Serpentintanzes erscheinen wohl geeignet, auf eine Art Reform des modernen Ballets hinzuwirken. Die schönen Linien des sich rhythmisch wiegenden und drehenden Körpers machen einen besonders anmuthigen Eindruck im durchsichtigen Flusse der schleierartigen Gewänder. Um den Effect zu erhöhen, hat man alle möglichen Beleuchtungswunder, besonders das irisirend wechselnde farbige Licht zu Hülfe genommen. Der neueste, zuerst im Berliner Apollotheater zur Anwendung gebrachte Trick beruht darauf, dass man den Tanz vor einer Anzahl im Winkel zu einander aufgestellter Spiegel vornehmen lässt, so dass die Linienschönheit der breiten Florhüllen und die bewegliche Gestalt der Tänzerin sich in der Spiegelung vielfach wiederholen.



Serpentintanz vor Spiegelwänden.



G. Schöbel. Fächer.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Désiré Müller fühlte sich mit einem Male in all' seinen Hoffnungen um ein wesentliches Stück bestärkt; dieser kleine Augenblick hatte eine Scheidewand durchbrochen, die Marianne augenscheinlich nur künstlich aufgerichtet hatte. Er fühlte mit grösserer Sicherheit, dass er der Tochter seines Herrn nicht gleichgültig geblieben war, er fühlte den Augenblick näher kommen, wo er würde zugreifen können, um sein Glück ein für alle Mal fest zu halten. Als gewiegter Geschäftsmann wollte er aber den Moment sofort benutzen, um dem zukünftigen Glück die erweiterte und grössere Unterlage von vornherein zu sichern.

Er reichte Marianne den Arm und führte sie lebhaft plaudernd in die tieferen Theile des Gartens. Mit einigen leichten Gesprächswendungen brachte er die Sprache wieder auf das väterliche Geschäft und sagte:

„Wenn ich Sie, mein Fräulein, betrachte, so weiss ich, dass ich mit all' meinen Reisen, all' meinen Erfolgen für das Geschäft ja nur Ihre Interessen fördere. Denn einst werden Sie ja doch einmal die Inhaberin werden, für Sie sammle ich und es ist mir auf all' meinen Reisen der liebste Gedanke, dass jedes Fass Wein, welches ich verkaufe, für Sie ausgetrunken wird durch meine Kunden. Mein einziger Gedanke ist, wie ich auch für die Zukunft Sie mit neuen Erfolgen umgeben kann. Sie schweben mir im Geiste stets als eine Millionärin vor und ich will Derjenige sein, der Sie dazu macht, als treuer Diener seiner Herrin."

„Das ist ja aber sehr hübsch von Ihnen", sagte Marianne, indem sie ihm von der Seite einen gespannten Blick zuwarf. Die Aussicht, eine Millionärin zu werden, missfiel ihr nicht.

Müller fühlte, dass er den richtigen Punkt getroffen habe. Marianne war etwas habsüchtig; der Reichthum ihres Vaters genügte ihr nicht.

„Wie leicht wäre eine ausserordentliche Vergrösserung des Umsatzes zu erzielen, wenn Sie auf Ihren Herrn Vater einigen Einfluss hätten.

Warum will er nicht die Entwickelung der Weine beschleunigen mit Mitteln, die vollständig erlaubt und vielfach im Gebrauche sind! In Ihrer Hand, Fräulein Marianne, liegt es. Sie sind die Einzige, welche unsern Herrn Chef zu diesen zeitgemässen Neuerungen bewegen kann. Und wenn wir vollends fremde Trauben aufkaufen, die Bestellungen sind so massenhaft, dass wir einen doppelten, drei- und vierfachen Umsatz mit einem Schlage haben. Die Million ist vorhanden, Sie brauchen nur zuzugreifen."

„Ja, und was sind denn das für Mittel?!" frug Marianne.

Müller beschrieb ihr die Anwendung der Hausenblase und der Filterapparate und theilte ihr einige weitere Kellergeheimnisse mit; es seien dies alles nicht Fälschungen, sondern vollständig erlaubte Mittel, um in kürzerer Zeit Erfolge zu erzielen. Sie fühlte, dass der Schlag, den Sie ihm gegeben, wohl auch den Muth in ihm erhöht habe, für diese Kellermittel zu reden, und auf einmal hatte sie ein Gefühl, als sei dies alles wie ein heimlicher Angriff auf ihre Frauenkeuschheit und Würde. Sie liess den Mann ausreden und entgegnete dann ernst und abweisend:

„Eine Million könnte mich wohl reizen, aber ich gestehe, dass ich in Ihrem Sinne doch nicht zu meinem Vater reden kann. Die Gründe, die mein Vater hat, müssen gut sein, und ich selbst möchte Niemandem einen Wein vorsetzen, der die künstliche Reife hat. Was wäre die Liebe in einem jungen Mädchenherzen, die man mit Berechnung erweckte und mit bewussten Mitteln zur Leidenschaft anreizte? Nein, sie muss von selber erwachen und sich klären und wenn sie dann später zum inneren Feuer kommt, so wird sie auch ein wohlthätiges Feuer sein wie ein feuriger Wein, der den Herren trotzdem ja gut bekommt und ihnen keine Kopfschmerzen hinterlässt, wenn er wirklich rein ist. Ich bedaure, dass ich hier ganz entschieden auf der Seite meines Vaters stehen muss."

Das letzte Wort sprach sie besonders schroff, weil sie in dem Vergleiche mit dem feurigen Mädchenherzen zu viel gesagt zu haben fürchtete. Müller hätte das vielleicht missverstehen können.

Der Reisende merkte, dass er abgefallen war, dass im Inneren des Mädchens sich eine Ideenverbindung vollzogen hatte, die auf ihre feinsten Gefühle ging, die sie mit der Reinheit der väterlichen Weine verquickte. Man musste also auf diese Empfindung eingehen, um sie vielleicht dafür in einer anderen Sache für gewisse Absichten zu gewinnen.

„Mein Fräulein, ich habe das nur so beiläufig gemeint und wenn Sie selbst an den bewährten Geschäftsgrundsätzen Ihres Herrn Vaters festhalten, so werde ich mit um so grösserer Begeisterung für die volle Keuschheit und Jungfräulichkeit unserer Weine bei den Kunden zu sprechen im Stande sein."

Marianne erröthete auf dieses Wort ganz leicht und flüchtig. Es verrieth ihr selbst das unbewusste Gefühl ihrer Seele, aber es nahm sie für den Mann ein, dass er fein genug empfand, ihre Instincte zu errathen. Und um dem Gespräch die Unbefangenheit zurückzugeben, sagte sie heiter:

„Sehen Sie, das ist das rechte Wort: uns're Weine sollen keusch bleiben wie ehrbare Mädchen. Denn die Wirkung der Weine auf die Männer ist ja gleich derjenigen, welche die Mädchen und Frauen auf sie ausüben; und nun ist doch klar, dass ein keusches und ehrbares Frauenzimmer ungleich nachhaltiger begeistert, als ein coquettes und leichtsinniges. Wenn Sie in diesem Sinne für meines Vaters Weine wirken so werden Sie sich sogar meinen ganz persönlichen Dank erwerben."

„Es ist mein einziger Ehrgeiz. Aber Sie müssen mir dafür auch eine kleine Gefälligkeit erweisen."

Marianne hatte die Empfindung, als müsse sie ihre abweisende Art wieder gut machen; sie meinte:

„Na, da wollen wir einmal einen kleinen Tauschhandel einfädeln. Sie versprechen mir, nicht mehr von künstlichen Kellermitteln zu reden, und ich werde Ihnen dafür die gewünschte Gefälligkeit erweisen. Sie brauchen nur recht hübsch zu bitten."

„Es handelt sich gleichfalls um eine wichtige Geschäftssache, in der ich zunächst Ihren Rath hören möchte. Sie haben ja das traurige Ende des alten Büttner erfahren, und nun ist, wie Sie wissen, die Frage, wer an seine Stelle treten soll. Viele wünschen den jungen Horst dazu."

„Horst?!" rief Marianne überrascht aus, indem sie leise lachte. „Wie kommt man auf den?!" Nach einer Weile setzte sie nachdenklich hinzu: „Er ist ein hübscher Mann!"

„Das ist er; er wickelt alle Mädchen um den kleinen Finger, und die Winzerinnen werden noch einmal so gut arbeiten unter seiner Aufsicht."

„Aber ich denke, er ist leichtsinnig?!" frug Marianne rasch.

„Er hat eine gewisse Schwäche für alle schönen Mädchen, aber was hat das mit seiner sonstigen Thätigkeit zu thun. Genug, dass er ein sehr intelligenter Mensch ist, eine gute Schule hinter sich hat und nach meiner Ansicht ganz der Mann ist, um die Weinbergspflege nach den neuesten Erfahrungen zu vervollkommnen. Wenn Sie für ihn ein Wort bei dem Herrn Chef einlegen könnten. Es ist in Ihrem Interesse, mein Fräulein. Horst wird die Erträge steigern und wir werden ohne künstliche Mittel das Geschäft heben Denken Sie an die Million."

Marianne hatte die Hoffnung auf letztere schon sinken lassen, als sie von den Kellermitteln hörte. Jetzt wurde sie ihr unter einer anderen Möglichkeit vorgemalt. Wenn Horst der Mann dazu war? Hübsch war er, sehr hübsch; Marianne hatte sich den schmucken Mann oft heimlich angeschaut.

„Ich weiss doch nicht, ob ich für ihn reden kann," sprach sie mehr fragend als verneinend.

„Alle Mädchen im Berge werden noch einmal so fleissig arbeiten, glauben Sie an diese Psychologie, mein Fräulein."

Müller wiederholte dieses Argument lächelnd; Marianne frug:

„Aber die Männer?!"

„Die werden aus Eifersucht so aufpassen und hinter ihrer Arbeit und den Mädchen her sein, dass alles wie am Schnürchen geht. Verstehen Sie diese Psychologie. Ich bin Weinreisender und in Folge dessen Menschenkenner."

Marianne gefiel in der That diese Rechnung ausnehmend gut, weil ihr im Stillen Meister Horst selbst immer sehr gut gefallen hatte. Und wenn er die dummen Mädchen durch sein bestechendes Aeussere am Gängelbande führte, so war das ja erst recht unterhaltend.

„Ich weiss doch nicht, ob ich auf den Vater in diesem Sinne einwirken darf."

„Aber Sie haben gesagt, wenn ich recht schön bitten würde —" bat Müller mit allem Aufwand seiner Liebenswürdigkeit.

Sie sah ihn von der Seite an. Der Mann rieth ihr gewiss nicht schlecht, ihr und dem Vater. Es war ja klar, dass er in sie verliebt war und vielleicht noch mehr hoffte. Und sie, warum hatte sie ihn denn erst vorhin schlagen müssen? Sie sann ein Weilchen nach.

„Wir wollen es in die Hand des Schicksals legen," sagte sie dann. „Es soll eine kleine Wette sein. Sehen Sie einmal dort drüben die rothe Hyacinthe. Sie sollen gehen und sie für mich abbrechen. Ist sie vollständig aufgebrochen und alle ihre Glöckchen offen, so will ich für Horst reden; wenn aber ein einziges Glöckchen noch geschlossen ist, so will ich mich nicht in diese Sache mengen. Nun, gehen Sie schnell."

Müller wollte etwas einwenden, dass das eine zu ungewisse Sache sei, aber Marianne's Augen wiesen ihn so lebhaft nach dem entfernten Beet, dass er doch mit Eilfertigkeit hinüberging. Als er vor die Hyacinthe hinkam und vor ihr niederkniete, sah er, dass das oberste Glöckchen noch verschlossen war. Er schnitt die stark duftende Blume ab und ging enttäuscht und missmuthig zurück.

Als er sich aber umwendete, um zu Marianne hinüberzugehen, die er bei einer Gartenbank verlassen hatte, sah er, wie sie sich so auf die Bank gesetzt hatte, dass sie ihm den Rücken zukehrte. Sie schien abgewendet warten zu wollen, wie das Schicksal entscheiden würde.

Rasch, mit einem leichten Druck des Fingers griff Müller nach dem obersten Blüthenköpfchen der Hyacinthe. Vielleicht konnte man heimlich dem Schicksal nachhelfen. Es ging. Der kleine Kelch, der schon dem Selbstöffnen nahe war, platzte vorn auf; die Hyacinthe war ganz aufgeblüht.

Müller ging rasch auf Marianne zu, die sich ihm mit anmuthiger Wendung zukehrte. Er reichte ihr die Blume und sagte:

„Alle Glöckchen sind aufgebrochen. Die Blume ist in der vollsten Entwickelung."

„Wie eine edle Weinblume, ohne Kunst," sagte Marianne freundlich, nachdem sie den Blüthenstengel betrachtet hatte. „Sie haben die Wette gewonnen; das Schicksal hat gesprochen; ich werde mit meinem Vater reden." —

Am Abend des nächsten Tages wurde auf dem Friedhof, der um ein Dorfkirchlein unten am Ufer des Stromes lag, der alte todte Winzer be-

graben. Viele schwarzbekleidete Menschen, Winzer und Winzerinnen, alle Angehörige des Spurmann'schen Geschäftes, Herr Spurmann an der Spitze, folgten dem einfachen Sarge. Da es kein Weinlaub in dieser frühen Jahreszeit gab, so hatte man einen Kranz von keimenden Reben gewunden und auf den Sarg gelegt. Viele Blumenkränze und Sträusschen aber wurden zum Grabe nachgetragen. Der Pfarrer sprach am Grabe davon, dass man einen braven Arbeiter im Weinberge des Herrn hier in die Erde versenke. Aber diese Gruft sei auch nur eine Senkgruft; ein Reis werde hier abgelegt, wie oben die Reben im Weinberge, ein Reis am Wurzelstocke der Menschheit, um nach dieser Ranke ein neues und überirdisches Auge zu treiben, das im Jenseits grünen werde.—

Als die Trauerversammlung auseinandergegangen war und Horst in seinem schwarzen Anzuge den Geschäftsherrn begrüsste, redete Herr Spurmann ihn mit den Worten an: „Und nun setzen Sie das Werk unseres guten alten Büttner fort, mein lieber Herr Winzermeister und Oberwinzer Horst, wenn Ihnen dieser Titel nicht unangenehm ist. Meine Tochter hat ein gutes Wort für Sie eingelegt und ich habe mich für Sie entschieden. Wir sprechen noch mehr davon.“



Karl Jermann. Es ist kein Weg zu diesem Busen als mitten durch den meinen.

Viertes Capitel.

Wärmer waren die Tage geworden, der Pfirsichbaum hatte seine erste Blüthe sehen lassen, die Birke im Walde hinter den Weinbergen hatte ein Blättchen angesetzt, so gross wie ein kleiner Pfennig. Da hatten die Winzer auf den Bergen die Räume vorgenommen, die Räumgruben an den Füssen der Weinstöcke verrichtet und mit dem Weinmesser die Thauwurzeln abgeschnitten. Wo noch die Pfähle gelegen hatten, waren sie allmählich aufgesteckt worden; Männer und Weiber waren von früh bis Abend in den weiten Rebenfeldern thätig, und diejenigen, welche den Wein in Bogen zogen, hatten viel zu thun gehabt, die langen Reben zum nächsten Pfahl hinüberzubiegen und mit den Weidchen zusammenzubinden. An den Rainen hatte man mit Senkhauen und Spaten wuchernden Rasen abgestochen und seit vierzehn Tagen waren überall hunderte von Händen beschäftigt, die Hecke zu vollenden und den Boden von Unkraut, Quecken und wucherndem Kräutrich zu reinigen und gleichzeitig aufzulockern. Wo der Boden schwer und lehmig war, sah man die Winzer Schlag auf Schlag den Boden aufhacken mit der Schlaghacke; im steinigten Boden zogen sie mit dem Karsch in Furchen die Erde auf, um das Unkraut dabei herauszuziehen.

Unterdessen blühte und grünte der Weinstock. Aus den kleinen pelzigen Keimen der Reben, die dicker und fester anschwollen, spulten sich allmählich röthlich behauchte, sammetne Flügel aus, gleich Schmetterlingsflügeln. In wenigen Tagen begannen sie sich an den Seiten in weiche, flaumenzarte, röthliche Blättchen zu spalten mit leichten Zackungen darin und in ihrer Mitte enthüllten sie, wie ein Hühnchen im Eidotter, die rosenbehauchten Keime von Ranken, Blättern und winzigen, im innersten Winkel versteckten Träubchen.

Bald kannte die Lust des Wachsens und Treibens kein Ende mehr; die Blätter entfalteten sich, dehnten sich und reckten sich wie Jemand, der aus dem Schlafe aufwacht und sich behaglich ausspannt. Weinlaub mit seinen gezahnten Rändern und Herzeinschnitten wucherte üppig um die alten Stöcke; wie haschende und in der Luft herumgreifende Finger suchten die dünnen grünen Ranken im Windhauche umher, um sich festzuhalten, wo ein Pfahl, ein Stützpunkt war, den sie rasch umschlangen, indem sie sich fest zusammenrollten. Ueberall aber an den belaubten Schösslingen hingen die schon verlängerten, grünen Traubenansätze und auf den winzigen, stecknadelkuppenkleinen Beeren zeigte sich ein bräunlicher und röthlicher Fleck in der Mitte, welcher das Aufbrechen der duftenden Weinblüthe vorbereitete. Mit stiller Hoffnung und Freude hatte Rüdiger gesehen, dass der Traubenansatz in seinem Berge überall ein ausnehmend starker war; zwei und drei Träubchen hatten sich von jedem tragenden Rebenschössling losgelöst; viele aber trugen vier und schossen noch kräftig weiter; wenn Regen und Sonne das ihrige thaten, wie die Stöcke in diesem Jahre besondere Kraft zu haben schienen, so musste es ein üppiges Weinjahr werden.



Aquarellreproduction von Rich. Bong.

J. Koppay. Treu bewacht.

Anna war in die Stadt gegangen, um mit Wein zu hausiren, wie es die ganze letzte Zeit über gewesen war. Abends brachte sie mit knapper Noth so viel Geld heim, als gerade zum spärlichen Lebensunterhalte reichte. So lebte die arbeitsame Familie von Tag zu Tag aus der Hand in den Mund, froh, wenigstens ein paar Bissen Brod zu haben, während alle anderen Ausgaben unterbleiben mussten. Rüdig hatte es aufgeben müssen, amerikanische Reben anzupflanzen; er hatte von Tag zu Tag gehofft, die Frau würde einmal einen grösseren Posten Wein loswerden, aber Anna hatte all' diese Wochen nur groschenweise verkauft. Darüber war es zu spät für die amerikanischen Reben geworden, Rüdig hatte es auf bessere Zeiten, für's nächste Jahr, aufschieben müssen.

Jetzt aber schien die Zeit des Darbens ihrem Ende entgegenzugehen. Hoffnungsvoll ass man seit einigen Tagen das spärliche Mahl in der Familie; der reiche Traubenansatz der Weinstöcke versprach eine bedeutende Ernte, viel Most und reichlichen Wein für den Herbst und zu dieser Zeit, zur kommenden Weinbörse bereits, mussten sich die Absatzquellen finden, musste Geld in's Haus kommen und neuer Wein in den Keller, der für längere Zeit, für einige Jahre, ein neues Capital darstellte. Auch die Erdbeeren waren gut gerathen; noch einmal sollte Anna mit der Weinkruke in die Stadt geh'n; am nächsten Tage aber sollten die ersten Erdbeeren gepflückt werden und Anna mit diesen zur Stadt ziehen, wo man in einigen Bäckereien alte Kunden hatte, die regelmässig die Rüdig'schen Erdbeeren aufkauften. Von ihrem Erlöse und vom Erlöse der Johannisbeeren und Kirschen konnte man sich, zwar kärglich, aber doch mit Anstand bis zum Herbste durchbringen, bis dann die Weinernte die eigentliche Grundlage für Leben und Dasein der Familie und die Haupteinnahme hergeben musste.

Anna war in der Stadt, während Rüdig neben seiner jungen Schwägerin Martha angestrengt im Berge arbeitete. Die Hacke sollte zu Ende geführt werden, damit man in den nächsten Tagen mit der Breche beginnen konnte, mit dem Abschneiden und Abbrechen des überschüssigen Rankengrüns, welches den Trauben ihre Kraft genommen haben würde. Martha und Rüdig standen an einer steilen Stelle des Weinbergs zwischen den grünenden, blätterreichen Weinstöcken, die schon so hoch trieben, dass man nur noch die Köpfe der Winzer über den dichten Weinwald herausragen sah.

Rüdig verathmete einen Augenblick, denn der Tag war heiss, die Sonne brannte scharf auf die Stirn herab und trieb den Arbeitsschweiss aus allen Poren. Martha arbeitete mit stiller Unermüdlichkeit einige Schritte weiter; der steinige Boden bereitete der Zughacke viel Hindernisse, und man musste den Stiel fest anfassen, um vorwärts zu kommen.

„Und gieb nur immer Acht, Marthe, dass das Oehr scharf auf das Karsch-Herz aufsteht, damit der Karsch nicht so köplicht geht, und gieb Acht, dass der Karsch im Erdboden keine Kämme macht!“ sagte Rüdig, als er einen Augenblick dem Mädchen zugesehen hatte.

„Nein, Schwager, sagte sie, ich sehe schon darauf.“

„Und die Fussspuren müssen auch gut zugezogen werden, damit man später immer merken kann, besonders in der Reifezeit, ob Jemand über die Spurhocke gegangen und etwa ein Fremder im Berge gewesen ist. Es ist schon eine Weile her, wie wir noch bei der Senke waren, da ist mir irgend Jemand einmal Nachts in eine Grube getreten auf einen jungen Senker und muss dabei wieder herausgestolpert sein. Ich habe ganz deutlich die Fusstritte gesehen, ich möchte wissen, wer's gewesen ist, von euch Frauen kann's Niemand gewesen sein, es sah wie eine Mannspur aus. Darum ist's gut, wenn man immer alle Fusstritte sorgsam zuzieht, es bleibt dann nicht so leicht verborgen, wenn Einer im Berge gewesen ist.“

Martha schwieg auf diese Rede des Schwagers; sie dachte unwillkürlich an die Nacht, wo Horst in ihrem Grundstück gewesen war. Indem Martha aber des Mannes dachte, zog sie, auf das Wort ihres Schwagers hin, mit einem plötzlichen hastigen Eifer, indem sie zurücktrat, die Fussspuren zu, die sie selbst in den Boden getreten hatte; sie bückte sich tief dabei und suchte die Beklommenheit ihres Athems zu verbergen. [Fortsetzung folgt.]



Entlöschen eines Kaffeeschiffes. Originalzeichnung von C. H. Küchler.

Vom Hamburger Kaffeemarkt.

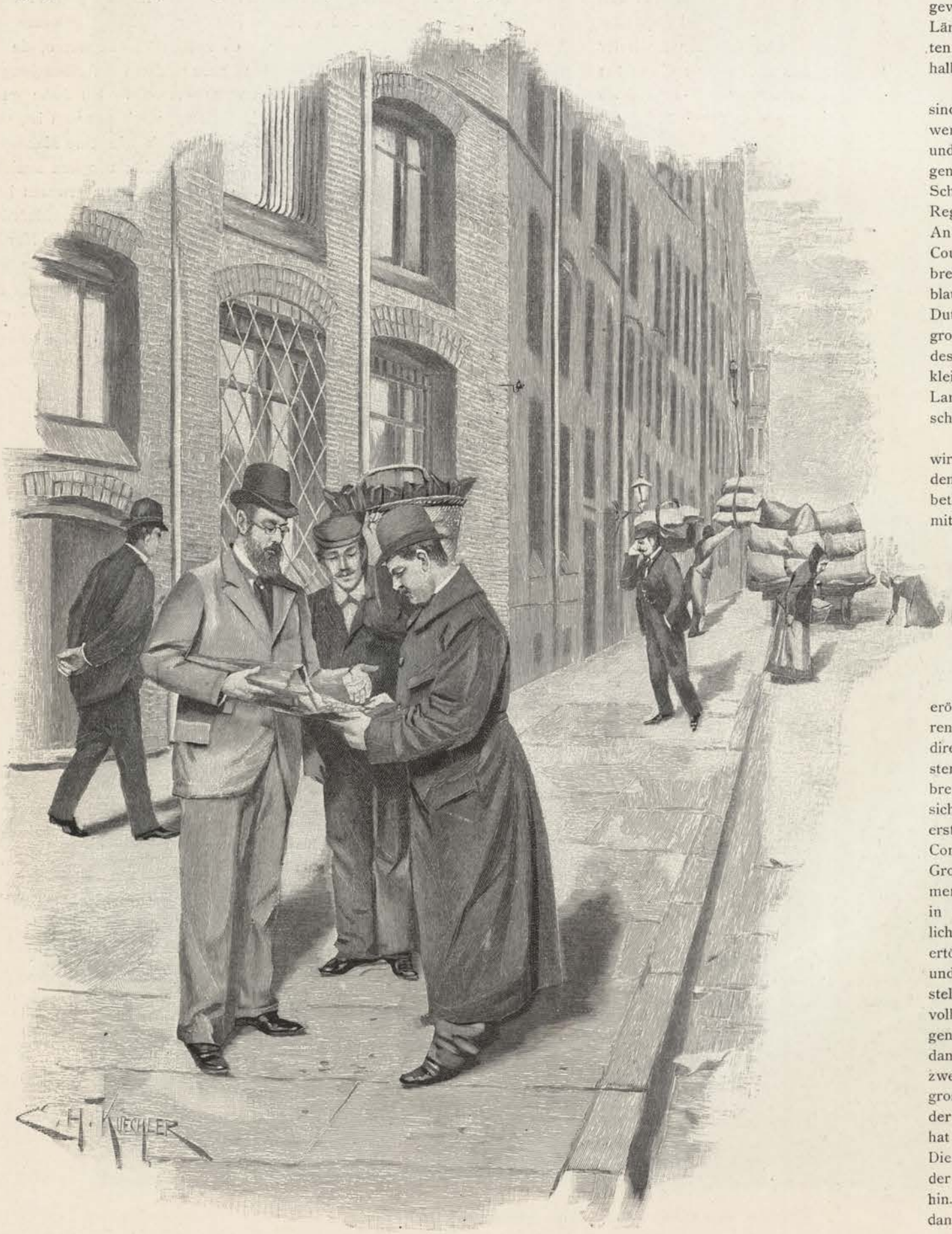
Von **Conrad Alberti.**

[Nachdruck verboten.]

Den Kaffee bekommt der Hamburger Händler fast zum Weiterverkauf fertig. Brasilien ist das Land, das ihm die meisten Mengen liefert. Wie jeder Handel hat sich auch das Kaffeegeschäft aus dem Tauschhandel entwickelt. Grosse Importeure holten die köstlichen Früchte aus den Tropen gegen europäische Industrieerzeugnisse, die in jenen Halbculturen gesuchte Werthe bildeten.

In tüchtigen, derben Säcken werden die Bohnenmassen zu Schiff gebracht. Chiffredepeschen an die Agenten, Makler, Generalvertreter in Hamburg kündigen die nachdampfende Sendung nach Gehalt und Preis an. Man handelt den Kaffee auf Typmuster: kleine, runde Blechdosen werden mit Proben gefüllt, welche dem Inhalt der Sendung entsprechen, und von Agenten dem Hamburger Grosshändler vorgelegt. Auch in kegelförmigen Düten aus spitzem, blauem Packpapier werden die Proben verpackt, die der Makler den ankommenden Säcken entnimmt, jede Düte wird nach den gewohnten Typen arbitrirt und signirt. Dann füllt der Makler einen Handkorb mit Düten der verschiedensten Sorten, ein Läufer nimmt ihn auf den Rücken und folgt seinem Herrn durch die Contore der Grossfirmen, in denen dieser die angekommene oder angekündigte Waare zum Kauf anbietet. Nicht selten fliegen — wenn die Waare noch übersee lagert — Drahtreden durch den Ocean, auf die hin die Sendung dem Abnehmer ohne Umweg zugeleitet wird.

Am Sandthorquai, bald hinter dem Haupteingang zum Freihafen, zieht sich eine lange Reihe jener burgartigen Lagergebäude hin, jener Arbeitspaläste, die vom Hamburger Grosshandel errichtet sind. An den Thüren glänzen die Namen aller Firmen, welche den Stolz der Hamburger Solidität bilden. In den unteren Stockwerken reihen sich die Contore aneinander, die oberen bilden breite, fassungsgewaltige Lagerräume. In einer Länge von wenigen hundert Schritten ist hier der Kaffeehandel der halben Welt vereinigt.



Kaffeehandel auf der Strasse am Hafenquai in Hamburg.

Die Contore und Musterzimmer sind meist klein, nur mit den nothwendigsten Utensilien ausgestattet und des guten, ruhigen Lichtes wegen alle nach Norden gelegen. Schreibtische, Stühle, ein Canapé, Regale bilden den ganzen Hausrath. An den Wänden Karten von Brasilien, Courszettel, Placate. Am Fenster ein breiter Auslegetisch, auf dem die blauen Düten, die Blechdosen sich zu Dutzenden häufen. Neben den grossen, stark bläulichen Bohnen des feinsten Santos, die gelben kleinen perlartigen unseres jüngsten Landsmannes aus den ostafrikanischen Colonieen.

Das ganze Blockviertel, in dem wir uns befinden, bekennt sich zu dem „Verein der am Kaffeehandel betheiligten Firmen“. Das Gebäude mit den vielen kleinen Contoren, die wie Bienenzellen um das Treppenhaus geordnet sind, ist das Maklerhaus. Im Erdgeschoss befindet sich der hohe, geräumige Saal der Fachbörse. Kurz vor zehn Uhr beginnt hier das Leben.

Die Börse ist noch nicht eröffnet: schon treffen einzelne Herren ein, machen sich's bequem, studiren die Zeitungen, lesen die neuesten Depeschen, die an den Wandbrettern aushängen. Der Saal füllt sich, denn um 10 Uhr findet der erste Kall statt — Agenten, Makler, Commissionäre, Angestellte der Grosshäuser! Alles strömt zusammen. Eine enge viereckige Schranke in der Saalmitte nimmt die amtlichen Makler auf. Von allen Seiten ertönen Angebote und Abschlüsse, und die Makler in der Schranke stellen die Course, die Preise der vollzogenen Käufe, fest. Eingegangene Depeschen werden vorgelesen, dann wird's wieder still. Gegen zwei Uhr Mittags strömt Alles zur grossen Börse, drüben, in der Mitte der Stadt. Auch der Kaffeehandel hat dort seine bestimmte Ecke. Diesmal bemühen sich die Inhaber der grossen Häuser höchst selbst hin. Eine Völkerwanderung scheint dann die Strassen um den Adolphs-

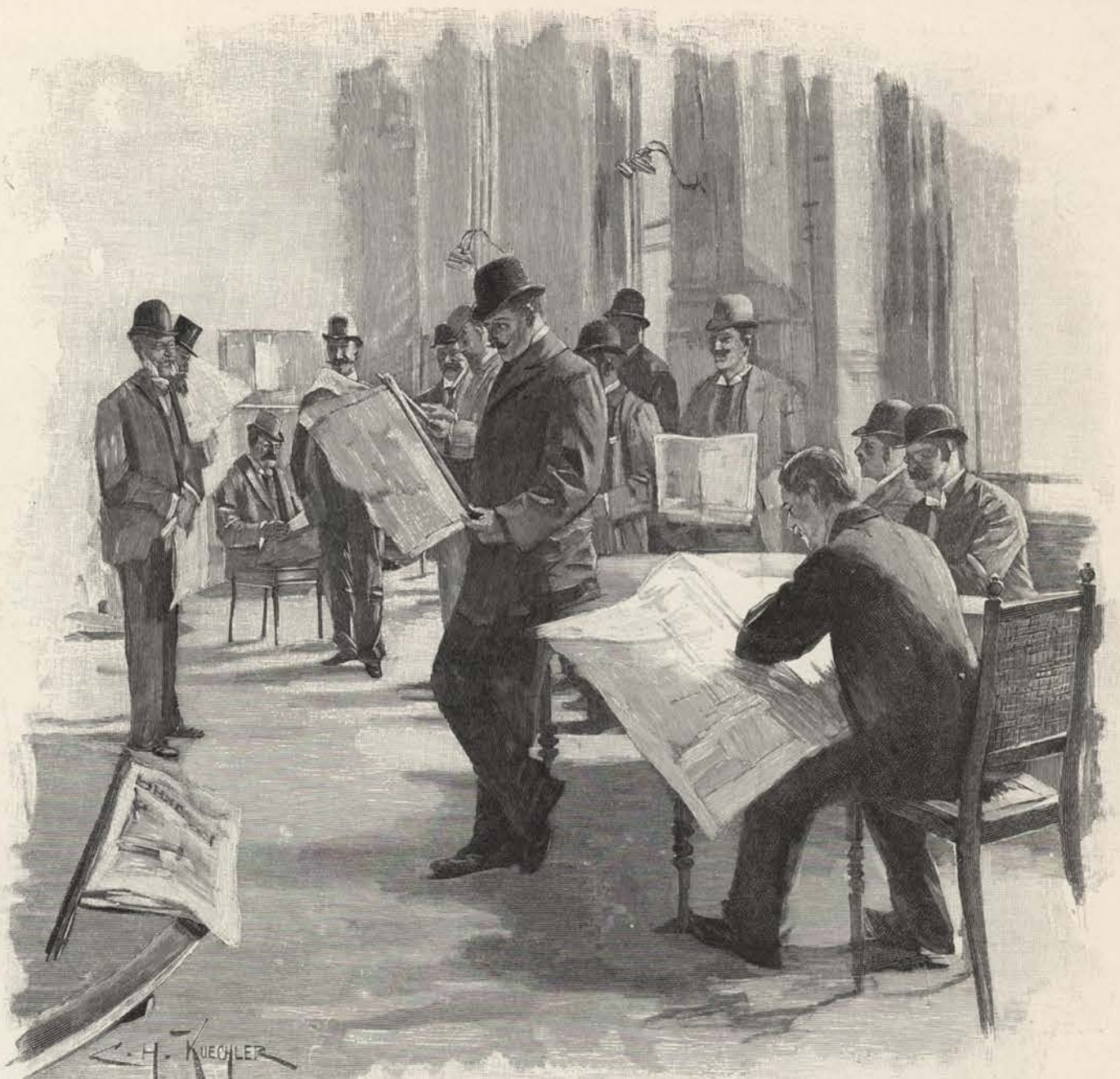
platz zu durchbranden. Um ½2 Uhr schliesst man die Thür, der später Kommende muss 30 Pfennige bezahlen, und oft sieht man kurz vor dem Glockenschlage bejahrte Millionäre gleich jungen Füllen hüpfend rennen, um die lästigen Sperrgroschen zu sparen.

Gegen ½6 Uhr Abends füllt sich noch einmal die Börse am Sandthorquai zum letzten Kall, welcher der Feststellung der Abendcourse gilt. Gegen 6 ist das Geschäft beendet. In der Zwischenzeit haben die Verhandlungen in den Contoren stattgefunden, angekommene Waare ist übernommen, verkaufte weiter verladen worden. Vor den Thüren der Lagergebäude ist den ganzen Tag Leben. In eleganten Gefährten rollen die Grosskaufleute vor, Arbeiter laden die Säcke ab und auf, Makler eilen von Contor zu Contor, alte Frauen drücken sich vor den Eingängen herum, um verlorene Bohnen aufzusammeln.

Die eine Seite der Lagerhäuser stösst auf die Strasse, welche die Bahngeleise entlang laufen, die andere an den Fluss, so dass der Verkehr sich nach jeder Richtung frei entwickeln kann.

* * *

Draussen, in einem der oberen Häfen liegt am Quai ein eben angekommener Dampfer der Handlung: Südamerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Weit, lang, einförmig dehnen sich die Schuppenhallen. Zur Rechten die Hafenbucht mit ihrem Walde von Masten und Schloten, die aus den breitbusigen Ungethümen der Oceandampfer emporwachsen. Hunderte von Krähnen stehen, rollen, schieben sich am Ufer entlang und holen stumm und dienstfertig den Inhalt der Schiffe hinüber in die Schuppen.



Studium der Kaffee-Course im Terminhandel.

Auf den Decks, zwischen den Kajüten, laufen Commis umher und prüfen die ankommende Waare, sie mit den Proben des Maklers vergleichend. Im Schuppen nimmt der Bodenmeister die Säcke aus dem Arm des Krahns in Empfang. Auf der grossen Waage stellt er ihr Gewicht fest und notirt es. Im Hintergrund der Halle finden sie ihre vorläufige Ruhestatt. Alle Wohlgerüche Arabiens schwimmen hier durcheinander. Die Arbeiter laufen hin und her, mit ihren vom Lasttragen überhöhten Schultern, die Beine mit dicken Sackfetzen umschnürt, wie die Vornehmen beim Criquetspiel.

Ein paar Tage später kommen die Everführer, um im Auftrage der grossen Handelsfirma die Kaffeesäcke in ihre Schuten zu übernehmen und nach den Lagerhäusern zu führen. Hier werden sie mit hydraulischen Aufzügen auf den Böden aufgebracht. Es sind weite, geräumige Hallen, nicht hoch, aber breit. 6000 Sack fasst solch' ein Boden, wie sie sich in drei bis vier Stockwerken über dem Fleet aufthürmen, der tief unter unsern Füssen rauscht. Ueberall aufgeschichtete Säcke, auf denen sich's die Speicherkatzen bequem machen, überall der kräftige, herbe Duft der ungerösteten Bohne. Wie von Zauberhänden geschleudert, fliegen Säcke aus der Luft durch die offene Thür herein, muskelgewaltige Arme fassen sie sogleich, schleppen sie zur Waage, lösen sie dann und schütten den grünlichen, bläulichen, gelblichen Inhalt auf grosse Haufen. Man stürzt die Säcke und mischt den Inhalt, um, ihn in Säcke zurückfüllend, eine schönere, gleichmässigere Waare zu haben. Hier, in diesem sauberen, luftigen Raume wohnt die Waare, bis sie abgesetzt wird, zur Miethe bei den Quartiersleuten, welche den Boden gepachtet haben. Der Quartiersmann muss drei Dinge sein eigen nennen; Kraft, Geld und Treue, er muss seinen Leuten bei der Arbeit tüchtig vorangehen, er muss den Speicher halten und für die aufgebrachte Waare einstehen.

Von hier aus wird die Waare, wenn sie an der Börse nach Probe gekauft ist und der Käufer sich ihrer Uebereinstimmung mit der Probe versichert hat, mit Schuten wieder abgeholt. Sie geht vielleicht nach Norwegen oder Russland und passirt die Elbemündung von Neuem, ohne den Grünröcken, die an den Hafenausgängen Wache halten, ihren Zoll bezahlt zu haben. Bleibt sie in Deutschland, so passirt sie zunächst das Zollamt, und die geleistete Abgabe macht sich als Preisaufschlag in ihrem späteren Lebenswandel bemerkbar. Und dann per Dampf in's Innere des Landes, in die Speicher eines grossen Colonialwaarenhändlers, in die mächtigen Trommeln einer Dampfrösterei, wo sie ihren braungelben Lackglanz, ihren starken Duft erhält. Oder auf dem Wasserwege die Elbe aufwärts, zu neuen Stationen des Zwischenhandels.

Aber was sind jene mächtigen, rothen, fabrikähnlichen Gebäude, die am oberen Hafenwerk mit so fragendem, verschmitztem Lächeln auf unsern Transport niedersehen? Unsere Waare ist rein — neue Pforten passirt sie nicht, wie so manche andere gute, aber schlecht versandte Ladung, die erst hier in der Verleseanstalt eine Art Kur durchmachen muss, um von grossen Maschinen umhergeschwenkt, von den Händen alter Frauen durchklaubt, von Steinchen, Pflanzentheilen und anderem Unrath befreit zu werden, auch von jenen schwarzen Bohnen, die verdorben und krank sind.

Wie der meisten Dinge in der Welt hat sich die Speculation auch des Kaffees bemächtigt. Ein Differenzgeschäft entsteht, wenn die Waare gar nicht wirklich geliefert und abgenommen wird, sondern man sich auf die Herauszahlung des nach dem Unterschiede zwischen dem verabredeten Preise und dem Courswerth der Waarenmenge berechneten Geldes einigt. Solche Geschäfte lohnen natürlich nur, wenn die Waarenmenge bedeutend ist, und so ist die Umsatzeinheit für den Terminhandel grundsätzlich auf 500 Sack festgelegt. Die Berechnungen von Gewinn und Verlust, die gegenseitigen Abrechnungen und Herauszahlungen geschehen durch die Waarenliquidationscasse. Wer sich mit der Differenzabwicklung nicht begnügt, lässt sich die Waare cediren, und es geschieht oft, dass Jemand tausende von Säcken verkauft hat, ohne einen zu besitzen, weil er die Abschlüsse für Differenzgeschäfte hielt, und der nun, wenn die Contrahenten Lieferung verlangen, die Waaren selbst erst zu extrahohen Coursen zu kaufen gezwungen ist, so dass er bei solchem Geschäft Kopf und Kragen verliert. Da aber in den meisten Fällen nur Differenzgeschäfte beabsichtigt sind, glauben auch begüterte Leute, tief drinnen im Inland, durch Hamburger Vertreter in Kaffee speculiren zu können, ohne zu bedenken, dass die Coursbewegungen doch nicht blos vom Zufall abhängen und dass zu ihrer Vorausberechnung Kenntnisse, Nachrichten und persönliche Verbindungen unbedingt nothwendig sind.

Conversion.

Von **F. von Kapff-Essenther.**

Die Tante war richtig eingeschlafen, behaglich hingestreckt auf dem Sitz des Coupé's zweiter Classe. Man konnte ihr ein ganzes Sopha einräumen, da die kleine Gesellschaft sich allein befand, was wiederum den eifrigen Bemühungen Robert's zu danken war. Das Brautpaar wünschte begreiflicherweise allein und ungestört zu sein — man hatte darauf gerechnet, dass die als Aufsichtsdame fungirende Tante sehr bald ein wenig einnicken würde. Lange hatte sie geklagt, sie läge zu niedrig. Sie fühlte sich überhaupt nicht wohl und nahm Kamillentropfen aus der Reiseapotheke, die sie stets mit sich führte und die ihr ganzer Stolz war. Robert und Ilse hatten Plaids und Regenmäntel kunstvoll zusammengerollt und ihr unter den Kopf gepackt, man hatte auch den Schleier über die Gasflamme gezogen.

Nun schlief die Tante, während der Schnellzug gleichförmig fortrüttelte.

Die Liebenden waren wirklich allein. Sie dachten nicht an's Schlafen; sie waren glückselig, aneinander geschmiegt zu plaudern.

Sie sprachen von ihrer Einrichtung, von ihrer künftigen Wohnung. Dazu eigentlich reiste man nach Berlin.

Allerdings, der äussere Anlass zur Reise war die Conversion der Staatspapiere. Diese Papiere bildeten Ilsens für Robert zu bestellende Caution und mussten an irgend einer Hauptkasse umgetauscht werden, weil eine neue Emission bevorstand. Das war eigentlich ein Unglück, denn, wie es bei Conversionen zumeist der Fall ist, wurde der Zinsfuss herabgesetzt. Aber das junge Volk kümmerte sich wenig darum, dass das künftige Einkommen um zwei- bis dreihundert Mark geringer wurde.

In einem verschlossenen, eigens dazu verwahrten Täschchen, oder vielmehr einer Art von Mappe waren die kostbaren Papiere verwahrt.

Im vorigen Carneval hatten sie rasend mit einander getanzt. Alle Beide tanzten sie noch sehr gerne, sie waren nicht blasirt. Ilse blieb immer die unbestrittene Ballkönigin, er der entzückende Lieutenant, dem alle Mädchen nachseufzten. Ihm aber gefiel nur Ilse und er gefiel ihr nicht minder. Sie amüsirten sich köstlich, gottvoll.

Als der Carneval vorüber war, bemerkten sie, dass sie ohne einander nicht leben konnten.

„Wahrhaftig nicht," betheuerte Ilse.

„Auf Ehre, es geht nicht," betheuerte Robert.

Weshalb aber sollten sie ohne einander leben? Ilse hatte die Caution, sogar die doppelte Caution und so verlobten sie sich. Es gab nicht die Spur eines Hindernisses. Ilse war die einzige Tochter eines Rechtsanwalts, der sich nicht weiter sträubte, seine Ersparnisse für das Glück seiner Tochter zu opfern. Diese Ersparnisse, das waren eben die Staatspapiere, welche convertirt werden mussten.

Ilse war mutterlos und wurde darum von der Tante behütet, welche hier vor ihnen schlief.

Sie fuhren aus der hübschen, angenehmen, aber kleinen Garnisonstadt am



Musterzimmer eines Kaffeegeschäftes in Hamburg.



G. Koch. Die Fahne der Brandenburger in der Schlacht bei Vionville. 16. August 1870.
Illustrationsprobe aus dem Prachtwerke: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben". Siehe Beilage.

Rhein nach Berlin, um bei dieser Gelegenheit auch ihre Einkäufe zu machen. Dazu sollte zum Theil das ganz kleine Erbtheil des Lieutenants verwendet werden, er hatte keine Schulden. Ilsen's Vermögen wurde von der Caution vollständig in Anspruch genommen.

Ihre Ausstattung war fertig bestellt worden. Es handelte sich nur noch um die Wohnungseinrichtung. Davon flüsterten sie jetzt in der traulichen Wagenecke, von der Einrichtung und von den Gesellschaften, die sie geben wollten.

Dann fühlten sie Hunger und begannen zu essen. Die Tante hatte, wie alle des Reisens ungewohnte Personen, eine Menge eingepackt: kaltes Geflügel, Kuchen, Obst, Wein. Es schmeckte den Beiden vorzüglich. Dabei zankten sie sich wieder ein wenig, doch störte das kaum ihre gute Laune.

Ilse hatte das Buch mitgenommen, welches sie eben las. Es war „Anna Karenina" von Tolstoi. Robert kannte dies Buch nicht, ja, er hatte nicht einmal davon gehört. Ilse schalt, das war unverzeihlich. Und sie begann, von Anna Karenina zu erzählen. Dabei gestand sie nicht zu, dass auch sie manches Capitel überschlagen hatte. Aber den furchtbaren Tod der Anna Karenina hatte sie gelesen. Wie die sich auf die Schienen wirft, gerade unter einen Eisenbahnzug, um ihren Geliebten zu ärgern, um Rache an ihm zu üben. Gerade an dieser

Stelle stand Ilse vor der Abreise und sie wollte nun gern wissen, was er, der Geliebte Anna's, dazu sagte. Darum hatte sie das Buch mitgenommen. Robert, immerhin ein wenig beschämt, ein so berühmtes Buch nicht zu kennen, behauptete, derlei schreckliche Sachen brauche sie überhaupt nicht zu lesen. Aber Ilse behauptete, die Geschichte sei ganz wahr, wenigstens nach ihrer Meinung, und derlei müsse man lesen. Robert lachte sie einfach aus. Da wurde sie ganz ärgerlich und aufgeregt. Auch sie würde sterben, wenn sie so verlassen würde, wie die Anna Karenina. Ihr Herz hätte ihr das gesagt, während sie das ergreifende Buch las. Sie beharrte dabei, während Robert sich über sie lustig machte und ein seltsames Feuer brach aus ihren Augen. Der junge Mann hatte sie so noch gar nicht gesehen, wurde verwirrt und rief jetzt ungeduldig:

„Du liest zu viel Romane! Wie kannst Du nur auf solche Gedanken kommen, Du hast ja gar keine Ahnung von solchen Dingen, Gott sei Dank!"

Sie verstummte einen Augenblick.

„Wolltest Du Dich nicht damals versetzen lassen? Damals, als wir den schönen Cotillon miteinander getanzt hatten. Die ganze Stadt wusste es, dass Du fort wolltest!"

„Natürlich wollte ich mich versetzen lassen," gab er zu, „gerade darum, weil Du mir so sehr gefielest und ich dachte, Du hättest keine Caution. Also was blieb mir übrig? Man kann sich doch nicht gleich todtschiessen."

Wieder blitzte es in ihren Augen, sie wollte etwas erwidern, da ereignete sich ein unvorhergesehener Zwischenfall.

Sie mussten auf einmal umsteigen und Robert hatte doch sicher geglaubt, sich in einem durchgehenden Zuge zu befinden, in dem sie bis Berlin bleiben konnten. Das war sehr unangenehm!

Die Tante musste geweckt werden und brummte sehr. Auch Ilse war verstimmt, weil Robert sich so geirrt hatte. Es giebt so viele durchgehende Züge, es kann doch unmöglich schwer sein, die richtigen zu finden.

In aller Eile raffte man das Handgepäck zusammen und Ilse hing die berühmte Tasche mit den Staatspapieren um. In wenigen Minuten war man umgesiedelt, von neuem installirt. Die Tante schlief wieder ein, und das junge Paar lachte und schäkerte weiter. Robert hatte ein reichliches Trinkgeld gegeben und man blieb wieder allein. Ilse schnallte ihre Tasche ab und legte sie in das Netz. Sie naschten noch einmal von dem Obste und tranken ihren Rothwein aus.

Dazwischen erwachte die Tante wieder einmal und klagte über Unwohlsein. Sie hatte Milzstechen und verlangte nach ihren Kamillentropfen. Robert griff zuvorkommend nach der Reiseapotheke, aber Ilse fiel ihm in den Arm. Das war ja die Geldtasche, die er für die Reiseapotheke hielt.

„Nein doch", rief die Tante, „das ist ja meine Apotheke, gebt nur her, ich muss Kamillentropfen nehmen."

Die Tante behielt Recht. Was man in der Dämmerung des Wagens für die Geldtasche gehalten hatte, war wirklich die Reiseapotheke. Die Tante entnahm derselben ihre Kamillentropfen.

Wo aber war die Geldtasche?

Eine leichte, peinliche Unruhe, ein ängstliches Greifen und Suchen!

Wo war die Geldtasche? Man räumte beide Gepäcknetze ab — die Geldtasche war nicht da.

Noch einmal wurde alles umgekramt, aber die Geldtasche war nicht zu finden.

Man rief eben irgend eine kleine Station aus.

„Wir müssen hierbleiben, nachforschen", sagte Robert.

Das junge Mädchen und die Tante gehorchten mechanisch. Sie waren völlig betäubt. Alle drei stiegen aus, ohne noch recht zu wissen, warum. Sie standen alle nur unter dem unbestimmten Eindruck, das Geld sei fort. Stumm und starr verblieben sie da auf dem kleinen Perron, ohne recht zur Besinnung zu kommen. Völlig rathlos, wie von Sinnen, standen sie da mit ihrem Gepäck. Was sollte nun werden?

Robert war sich seiner Rolle als Mann bewusst. Er übernahm es, die beiden Frauen zu trösten.

„Die Tasche wird ja zu finden sein", sagte er ruhig, zuversichtlich.

„Ach Gott, natürlich — sie kann ja nicht weg sein", bestätigte nun Ilse in erzwungen leichtem Tone.

Die Tante war noch immer nicht ganz munter und begriff knapp, worum es sich handelte. Man hatte sie zum zweiten Male aus dem Schlafe gestört, sie, die immer behauptete, auf der Eisenbahn nicht ein Auge schliessen zu können. Nun, wie gesagt, wusste sie kaum, was vorging. Krampfhaft hielt sie den eingeschnallten Plaid fest, auf dem sie gelegen hatte. Es war auch noch ein ganz leichter Regenmantel dabei. Die Tante hatte ihren Herbstpaletot an, denn sie neigte zu Erkältungen. Indessen sprach das junge Paar so leichthin davon, dass man die Geldtasche ja wiederfinden müsste. Es war nicht der mindeste Grund zu ernster Besorgniss. Inzwischen war der Zug in der Nacht verschwunden und der kleine Bahnhof lag in Stille und Dunkelheit. Im Hintergrunde lauerte nur noch irgend ein Hausknecht oder Gepäckträger, denn die Herrschaften würden sich doch irgend wohin begeben. Aber das thaten die Herrschaften nicht. Sie blieben hier. Alle drei begaben sich in den dürftigen Wartesalon zweiter Classe mit den spärlichen ledergepolsterten Bänken und der einen einsamen Gasflamme über dem Buffet, wo einige verstaubte Liqueurflaschen, eine Büchse mit Thee und eine andere mit Chocoladenplätzchen sich befanden.

Nebenan war der Warteraum dritter Classe, wo zwei Bauern mit ungeheuren, vollgepackten Körben im Sitzen schliefen. In diesen verödeten Räumen überkam Robert und Ilse zuerst das Gefühl des grässlichen Schreckens, des Grauens vor dem Kommenden. Der junge Mann hatte die unbestimmte Vorstellung, eine Thorheit begangen zu haben, dass er nicht weiter, bis zu einer grösseren Station gefahren war.

Sie sahen einander in die blassen verstörten Gesichter, und ohne sich auszusprechen, lasen sie das Entsetzen von den Mienen.

Aber auch diesmal machte sich Robert mannhaft zum Helden der Situation. Kein Zweifel, damals, als umgestiegen wurde, hatte man die Geldtasche im Waggon liegen gelassen. Robert wusste zufällig die Nummer des Coupés, denn er war ein oder das andere Mal ausgestiegen, um Blumen und Erfrischungen zu holen. Nachdem er sich zu dem Stationschef begeben und mit diesem conferirt hatte, wurde eine Depesche abgeschickt, welche den von den drei Reisenden verlassenen Zug auf einer grösseren Station einholen musste. Es war eine Kleinigkeit, in jenem Coupé nachzusuchen, dessen Nummer angegeben war. Dort lag die Tasche ja im Gepäcknetz.

Zwei grässlich lange Stunden vergingen in dem kleinen, kahlen Warteraum. Die Tante jammerte, Ilse sass da wie betäubt. Ein zweifelhafter Grogk und eine ebenso zweifelhafte Bouillon war herbeigeschafft worden. Aber die beiden Damen vermochten kaum etwas zu berühren. Robert, blass, mit zuckenden Lippen, aber mit erzwungener Ruhe, lief zwischen dem Wartesalon und dem benachbarten Vorstandszimmer in nervöser Unruhe hin und her.

Nach etwa zwei Stunden traf die Antwortdepesche ein:

Die Geldtasche war in dem bezeichneten Coupé nicht gefunden worden.

Nun verlor auch Robert die Fassung. Da standen sie in dem verödeten Winkel, mitten in der Nacht, in dem kleinen, kahlen Wartezimmer, gleichsam verlassen von aller Welt und wussten nicht, was beginnen.

Wo war das Geld geblieben, dies kostbare Geld, welches ihre ganze Zukunft bedeutete?

Die Tante platzte jetzt heraus:

„Wenn die Papiere ganz und gar weg wären! Werdet Ihr dann andere dafür bekommen?"

Es entstand eine kleine Pause. Denn das glaubte Robert in seinem ostentativen Optimismus auch nicht, dass man andere Papiere für die verlorenen bekäme. Er glaubte nur sicher zu sein, dass kein Anderer die verlorenen benützen konnte. Aber das war nur schwacher Trost. — Nun rief er:

„Sie können ja nicht weg sein, man wird sie wieder finden. Aber von hier aus geht es nicht. Wir müssen mit dem nächsten Zug weiter fahren nach Berlin und dort die Polizei alarmiren. Ich werde gleich fragen, wann der nächste Zug nach Berlin geht."

Und er stürzte hinaus, wahrscheinlich froh, den peinlichen Erörterungen entronnen zu sein.

Soeben fuhr draussen ein Zug davon — man hörte ihn noch pfeifen.

Ilse und die Tante warteten eine ganze lange Weile auf die Botschaft, welche Robert bringen sollte. Er kam sehr lange nicht.

Die kleine Station war wieder in das tiefe Schweigen der Nacht versunken. Nichts regte sich. Nur die Gasflamme knisterte ganz leise und von ganz ferne, wohl von einem benachbarten Dorfe her vernahm man das Bellen eines Hundes.

Wo blieb nur Robert?

Ilse erhob sich, um ihn zu suchen. Sie durchschritt einen kleinen Corridor, wo sich die Gepäcksaufnahme befand. Hier war kein Mensch, jedoch in einem kleinen, halbdunklen Nebenraume sah sie einen Mann mit einer Laterne, der sich auf einer Bank hingestreckt hatte und im Begriff schien, einzuschlummern.

„O, bitte, sagen Sie mir doch, wann der nächste Zug nach Berlin geht?" rief Ilse dem Manne zu.

„Der ist ja gerade fort", knurrte der Weichensteller schlaftrunken, „nun geht keiner bis morgen früh um 5 Uhr 7 Minuten. Der Herr ist grad' nur so mitgekommen, er rannte, wie's schon pfiff . . . ." Und auf Ilsen's verdutzte Miene beharrte er: „Nu freilich — der junge Herr, der mit Ihnen war!"

Das war ja dummes Geschwätz! Wie hätte das Robert thun können?

Sie trat hinaus auf den leeren, finsteren Perron, über welchen der Herbstwind hinstrich. Die einzige Gasflamme flackerte unruhig. Auch hier war Robert nicht zu sehen. Sie hatte vermuthet, dass er da promenire, um der Aufregung Herr zu werden, die er ihr nicht verrathen wollte.

Doch er war wirklich nicht da. Sie lief durch die kleine, dürftige Gartenanlage und dann um das kleine Stationshaus herum. Leise rief sie seinen Namen, dann lauter und lauter. Er war nicht da.

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte sie: Er war wirklich fort, mit dem Zug nach Berlin, ohne ihr auch nur ein Wort zu hinterlassen.

Allerdings hatte er keine Zeit gehabt, ein Billet zu lösen, aber das kann man sicherlich auch nachträglich thun.

Mit Blitzesschnelle übersah sie das ganze Verhängniss.

Sie konnten nicht heirathen ohne Caution, und die Caution war fort.

Schon damals hatte er sie fliehen wollen, weil sie angeblich die Caution nicht hatte.

Vielleicht hatte Robert es für das Beste gehalten, dieser schrecklichen Lage ein rasches Ende zu bereiten. Dann von Berlin aus würde er schreiben, sich entschuldigen, berichten, dass die Papiere nicht zu finden waren u. s. w. Auch büsste sie mit Recht für ihre schreckliche Unachtsamkeit, denn ihr war die Tasche, welche Robert in Uniform nicht gut tragen konnte, anvertraut.



F. Courtens. Ausziehen der Heerde.

Ganz allein stand sie hier, in der Nacht vor den von der Gasflamme matt beglänzten Schienen. Die führten in die nächtliche Ferne, in eine Ferne, welcher er nun schon zueilte, dem sie ihr Schicksal anvertraut. Er hatte sie verlassen, kein Zweifel. Er konnte nicht anders, glaubte nicht anders zu können, und so hatte er sich rasch entschlossen.

Eine grässliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, ein Gefühl unsäglichen Elends, in dem sie hilflos versank, wie in einer schwarzen, grundlosen Fluth. Verlassen, schmählich verlassen! Wie ein Bann legte es sich über sie, sie vermochte nichts zu denken als nur dies Eine: Schmählich verlassen.

Und auf einmal fiel ihr Anna Karenina ein, die sich auf die Schienen wirft, unter einen Zug, um sich an dem Geliebten zu rächen, der kalt und gleichgültig gegen sie geworden ist. Das wollte sie auch thun. Ihr schien das gar nicht schwer, sie empfand keine Todesfurcht. Ihr Wesen war wie aus den Angeln gehoben. Nur rasch, nur rasch ein Ende — es muss ja bald wieder ein Zug kommen. Diese Schande, diesen Jammer zu überleben, das war unmöglich.

Eine ganze lange Weile — sie wusste selbst nicht wie lange, rannte sie auf dem Perron hin und her, denn sie wusste ja nicht, woher ein Zug käme. Sie war wie eine Hypnotisirte, die den Stich nicht fühlt, den man in ihr Fleisch führt. Nur Eines lebte in ihr: „Es ist zu Ende, ich muss auf die Schienen!"

Da taumelte der Mann mit der kleinen Laterne heraus, noch immer schlaftrunken.

Ilse fragte, ob ein Zug käme. Ja, ein Lastzug von dort, und er wies mit der Hand die Richtung. Ilse lief in dieser Richtung die Schienen entlang. Der Bahnwärter mochte glauben, dass sie sich nur die Zeit des Wartens vertriebe und liess sie gewähren. Der Zug nach Berlin, den die Herrschaften ja benützen wollten, kam erst früh 5 Uhr 7 Minuten.

Auch Anna Karenina hatte sich unter einen Lastzug geworfen, dachte Ilse. Sie musste dem Zug entgegen gehen, sonst bemerkte man sie am Ende auf der Station. Sie konnte in der Finsterniss kaum die Strecke unterscheiden, rutschte aus, glitt halb auf die Böschung herab und fühlte mit den Händen langes, nasses Gras. Ganz von ferne dröhnte der Zug. Fast wörtlich erinnerte sie sich der Schilderung aus dem berühmten Romane Tolstois: „. . . Sie verwandte kein Auge von den Rädern des herankommenden Waggons und genau in dem Augenblick, als der Mittelpunkt zwischen den Rädern vor ihr war, schleuderte sie den rothen Reisesack von sich, fiel, den Kopf zwischen die Schultern ziehend auf die Hände unter den Waggon und liess sich mit einer leichten Bewegung in die Kniee sinken. In dem nämlichen Augenblick aber erschrak sie über das, was sie gethan hatte und wollte sich wieder erheben, sich zurückwerfen, aber etwas Ungeheures, Unerbittliches stiess sie vor den Kopf — packte sie beim Rücken —". Das stampfende, taktmässige Rollen kam heran und das grelle Licht der Locomotive. Da war es — gleich würde alles vorbei sein. Ihr war Alles wie ein Traum, sie zog den Kopf zwischen die Schultern wie Anna Karenina. Da dröhnte die Locomotive heran — Ilse wollte sich erheben, glitt in dem nassen Grase aus und kletterte mit einem Ruck die Böschung empor. Ueber ihrem Kopfe polterte der Zug — sie stürzte — fiel, wurde herumgerissen, endlos donnerte der Zug an ihr vorbei . . .

Während er drüben schon in die Station einfuhr mit schrillem Pfeifen, lag sie wieder in dem nassen Grase, aber zwei Arme pressten sie, und eine keuchende Stimme schrie:

„Ilse, um Gotteswillen . . ."

Es war Robert, der sie dem sicheren Tode entrissen hatte. Nun hielt er sie fest. Barsch schrie er sie an:

„Wie kommst Du hierher?"

Offenbar glaubte er an eine Anwandlung von Geistesstörung. Ohne auf ihre Antwort zu hören, schleppte er sie fast rücksichtslos, vor Aufregung zitternd, nach der Station zurück. Und da waren sie wieder, wie auf einem anderen Ufer, auf dem kleinen, finsteren Perron mit der flackernden Gasflamme.

Nun hielten sie sich fest umschlungen, wortlos beinahe vor Erregung.

Flüsternd gestand sie, dass sie hatte sterben wollen, weil sie sich von ihm verlassen wähnte.

Er wurde ganz wüthend. Wie hatte sie das glauben dürfen! Nie würde er sie verlassen, auch ohne Caution würden sie heirathen und glücklich sein. Und nun lachten sie über alle ihre Angst, denn was lag an dem dummen Gelde, sie hatten ja einander.

Robert erklärte jetzt, wie er dem Stationschef nachgelaufen, der den Zug abfertigte. Es gab hier keinen Nachtdienst, aber Robert hatte doch noch eine Depesche an die Berliner Behörden absenden wollen. Und das Alles hatte eine ganze Weile in Anspruch genommen. Man war in die Wohnung des Beamten gegangen, die eine Treppe hoch im Stationsgebäude lag.

Ruhig, ja glücklich, kamen sie in den Wartesaal zurück. Die Tante, die ein wenig geschlafen hatte, glaubte, sie hätten ihre Geldtasche wieder. Sie nahm abermals Kamillentropfen und klagte über Kälte. Robert schnallte den Plaidriemen auf, der ihren Mantel enthielt und — da fiel etwas Schweres heraus. Es war die Geldtasche, welche die Tante selbst, sie mit der Apotheke verwechselnd, in den Mantel gewickelt hatte, um höher zu liegen. Sie hatte das aber nachher verschlafen.

Das junge Paar jauchzte auf, aber es lag doch ein tiefer, ernster Schatten auf ihrer Jugend.

Ihre Conversion war vollzogen.

Sie hatten einander tief in die Seele gesehen, und waren andere Menschen geworden. Ja, in ihren eigenen Seelen hatten sie Abgründe entdeckt von ungeahnter Tiefe . . .

Nun wussten sie, was es heisst, ein gemeinsames Schicksal tragen. Ihre Conversion war vollzogen.

Unsere Bilder.

Die anmuthigste Waffe der Coquetterie ist seit Jahrhunderten der Fächer, und es war von jeher eine der lohnendsten Aufgaben der Kunst und des Kunstgewerbes, ihn geschmackvoll zu gestalten und auszustatten. Auf der Strasse durch den bequemeren Sonnenschirm verdrängt, hat er sich im Salon die unbedingte Alleinherrschaft zu sichern gewusst. Ja, er ist seit dem Emporkommen des ostasiatischen Stils ein viel begehrtes Decorationsstück geworden. So lange er seinem Charakter als Luftfächler getreu bleibt, können die auf ihm angebrachten Schildereien nicht leicht und luftig genug sein. Blumen, Schmetterlinge und Amoretten bedecken am gefälligsten seine durchsichtige Spannfläche. Wird er zu einem von seiner eigentlichen Bestimmung losgelösten Wandschmuck, so ist der Maler in seiner Motivwahl durchaus unabhängig. G. Schöbel hat die Fächermalerei seit langer Zeit als Specialität getrieben. Ein pinselnder Gnom und sein elfenhaftes Modell durch ein harmloses Häschen erschreckt, das ist der Stoff, den er dieses Mal gewählt. Das Ganze berührt wie ein im Salonton vorgetragenes Märchen, wie eine poetische Causerie.

Auch „Hamida", die arabische Schöne, die L. C. Müller malt, trägt in der lässig im Schoosse ruhenden Hand den orientalischen Fächer, dessen sich fahnenförmig um einen Stab drehende Fläche ein gesticktes Blumenmuster schmückt. Ihr gebräuntes, in seiner rein ovalen Form eigenartig anmuthiges Antlitz, aus dem die leicht nach der Nasenwurzel geneigten Augen mit verschleiertem Glanze herausleuchten, bedarf nicht des Sonnenschutzes, ihr ist der Fächer ein Kühlungsmittel für den schlanken Hals, um den sich eine aus Perlen, Amuletten und Münzen gebildete Kette schlingt.

Ueber eine sonnige Waldlichtung schreitet J. Koppay's europäisch civilisirte Schöne hin. Das runde Gesichtchen schaut aus dem jungen Blattgrün heraus. Das eben flügge gewordene Dämchen fühlt sich sicher in der Waldeinsamkeit, denn es weiss sich durch die Dogge, die es am Halsband führt, „treu bewacht".

Aufmerksam lauschend schauen die drei antiken Schönen auf A. Schneider's Bilde in das langsam herniedersinkende Abenddunkel hinaus. Auf der weissen Marmorbank sitzend, wenden sie der spiegelnden Meeresfläche, auf der sich vereinzelte Segel blähen, den Rücken zu. In das melodische Wellenrauschen hinein klingt aus den Büschen am Strande sanft klagend und dann hell aufjubelnd „der Gesang der Nachtigal", ein Hymnus der Träumerei und des vom Denken losgelösten, in Empfindung aufgehenden Naturgenusses.

Aus der Ruhe harmloser Daseinsfreude heraus versetzt uns C. Laurenti mitten in das Getriebe menschlicher Leidenschaft. Schmeichelnd ist der in ihrer Hoffnung auf Glück getäuschten Weltdame der Verführer genaht. Seine Hand ruht beschwörend auf der ihren, sein heisser Athem streift ihre Wange. Da taucht vor ihrem starren Blick schattenschaft das Bild des Gatten auf und des einzigen Kindes. Wird das Gewissen sie abhalten von dem ersten Schritt vom Wege, oder wird sie dem Lockrufe der Leidenschaft folgen? Es ist ein letzter Kampf den sie kämpft, der Kampf der Pflicht mit dem Triebe des Herzens.

Die Pflicht ist es, die in unserem Kriegsbilde die treuen Brandenburger dem Kugelregen der Feinde entgegentreibt. Der Schlachtenmaler G. Koch hat zum Gegenstande seines Gemäldes einen Moment des Entscheidungskampfes bei Vionville gewählt. Es galt die Franzosen vom Abmarsche nach Westen hin zurückzuhalten und auf Metz zu drängen. Gegen eine vierfache Uebermacht musste gestritten werden. Die Brandenburger zeichneten sich neben der glorreichen Reiterbrigade v. Bredow besonders aus. Das 52. Regiment verlor fast seine sämmtlichen Officiere, die Fahne des ersten Bataillons wechselte elf mal ihren Träger. Die Reihen geriethen in's Schwanken. Da ergriff Major Graf Schlippenbach die Fahne und stürmte hoch zu Ross seinen Füsilieren voran. Von einer Kugel getroffen, brach auch er zusammen, aber der Zweck war erreicht, die Franzosen waren gezwungen bei Metz Stand zu halten.

Die Hohenfriedberger.

Von **Hans Nagel von Brawe.**

[Nachdruck verboten.]



Die Kaiserin in der Uniform ihres Kürassier-Regiments.

Pasewalk — das alte, — im Laufe der Jahrhunderte so viel umstrittene und so oft gebrandschatzte pommersche Städtchen an der Ucker, war am 4. Juni der Schauplatz einer seltenen Feier. Unter den Augen des höchsten Kriegsherrn und in Gegenwart der Kaiserin — feierte das dort seit 1721 in Friedensgarnison stehende jetzige Kürassier-Regiment Königin (Pommersches) No. 2 die Erinnerung an einen Erfolg auf dem Schlachtfelde, wie ihn wohl kaum die Kriegsgeschichte eines anderen Reiterregimentes aufzuweisen hat.

Am 4. Juni sind 150 Jahre vergangen, seit das damalige, Bayreuth'sche Dragoner-Regiment in der Schlacht bei Hohenfriedberg einen Angriff gegen die verbündeten Oesterreicher und Sachsen unternahm, dem der Sieg des Tages fast ausschliesslich zuzuschreiben war. Der grosse König Friedrich selbst sagt, dass diese Attacke mit goldenen Buchstaben in die preussischen Annalen geschrieben zu werden verdiente, wo das Regiment durch die heldenmüthige Anführung seines entschlossenen Chefs, Obersten von Schwerin, den glänzendsten Ruhm erwarb.

In einem „Königlichen Gnadenbriefe und Diploma vor das bey der glorieusen Bataille bey Friedberg in Schlesien sich hervorgethane Dragoner Regiment von Bayreuth" sagt Friedrich der Grosse selbst über die That der Bayreuther:

„Dann, als unser braves Dragonerregiment beobachtete, dass die feindliche österreichische Infanterie, ohngeachtet dessen Schlachtordnung durch die unsrige bereits zu weichen gezwungen worden, dennoch mit kleinem Gewehr stark zu schiessen nicht aufhörten, — brach solches aus dem zweiten Treffen hervor, setzte unter dem Commando des Obristen Otto von Schwerin und mit denen übrigen Officiere vom Regiment durch unsere sich öffnende Infanterie in ein starkes österreichisches Corps Grenadiers und sechs Regimenter Infanterie, warf nicht nur diese alten, versuchten und ihrer Gewohnheit nach richtig fechtenden Regimenter über den Haufen und hieb das meiste davon nieder, — bezeigten aber auch, mitten in seiner heldenmüthigen Hitze diesen seinen Feinden selbst die Grossmüthigkeit, Zweitausendfünfhundert derselben Quartier zu geben und selbige nebst 66 Fahnen und verschiedenen Kanonen, als lebendige und selbst redende Siegeszeichen, mit in unser Lager zu bringen und uns solche unterthänigst zu Füssen zu legen!"

Die Ruhmesthat gewann noch an Werth, da sie unter des Königs Augen geschah und gegen wohl geschulte und kriegsgewohnte Truppen.

Ungewöhnlich war aber auch die Anerkennung des Kriegsherrn für die ungewöhnliche Bravour. In dem oben allegirten Diplome erklärte der König, dass Er sich „durch eigenen Trieb und Neigung gerührt und bewogen gefunden, auf Mittel zu sinnen, wodurch eine so ausserordentliche Vorfallenheit jetzo und bei der Nachwelt auf eine solenne Weise in beständigem Andenken erhalten und ausserordentlich möchte verewigt werden."

Es folgt dann des Königs Beschluss, wonach das Regiment vor allen Dragoner-Regimentern als erhabenen Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen das Recht haben soll, nicht nur im Zug und Marsch, im Felde oder Garnison den „Grenadier-Marsch" und mit den Pauken den Marsch, „Unserer Kürassier-Reuther" schlagen zu lassen, — sondern auch, „um das Andenken an die gloriose Action noch ansehnlicher zu machen", in seinem Regiments-Siegel die „eroberten Trophées an Fahnen und Kanonen", zu führen.

Das „solenne Diploma" wird für alle Zeit von Commandeur zu Commandeur bei der Regiments-Estandarte verwahrt.

Die Kaiserin, bekanntlich eine vortreffliche Reiterin, pflegt bei militärischen Vorstellungen und Paraden, bei denen die hohe Frau zu Pferde erscheint, die Uniform ihres Regiments anzulegen, aus dessen Mannschaften auch die durch einen Officier kommandirte „Leibgarde der Kaiserin" ausgewählt wird, die bekanntlich bei Hoffesten in der alten Bayreuth-Uniform erscheint und den Wachdienst vor den Gemächern in Gemeinschaft mit den Gardes du corps versieht.

Der Kaiser verlieh dem Regiment ein Brustschild mit dem Namenszug Friedrichs II. Bei dem Diner im Casino gedachte die Kaiserin dieser Auszeichnung, dankte als Regimentschef für dieselbe und schloss mit einem Hoch auf den Kaiser. Später wohnte das Kaiserpaar der Darstellung von Reiterbildern in der Kaserne bei.



Das Dragoner-Regiment Bayreuth bei Friedberg.

Zick-Zack



Schulterschleife für Gesellschafts-Toilette.

Der schönste Schmuck der weiblichen Toilette bleibt immer die Blume, vom Riesenstrauss abwärts bis zu den bescheidenen, über die Robe verstreuten Blüthen. Der Erfolg der bekanntlich zwischen Frühjahr und Sommer fallenden Londoner Saison war das Schmetterlingsbouquet. Der Londoner Frauenverein für Gartenbaukunst hat es erfunden, und die Herzogin von York brachte es in Mode. Aus einem dichten Strauss voller Rosen entwickeln sich rechts und links flügelartig Maiglöckchen mit ihren hellgrünen Blättern, und darüber legt sich schattend und zusammenschliessend zartblätteriges Farrenkraut. Dem ganzen Arrangement dient als Folie eine Schleife aus weiss und rosa Seidenbändern, deren Enden ungleich lang herabhängen. Als Schulterbouquet getragen verleiht das duftige Bouquet der Toilette jene bescheidene Anmuth, die durch keinen anspruchsvolleren Schmuck zu ersetzen ist.

* * *

Der Lebensroman der Kaiserin-Wittwe von China, der jetzt hochbetagten, klingt fast wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Sie war das Kind armer Eltern, welche in einer der Vorstädte Cantons wohnten. Allerdings war sie von seltener Schönheit. Als die Eltern nicht mehr wussten, woher sie das tägliche Brot nehmen sollten, meinte die Tochter, das beste sei, sie als Sclavin zu verkaufen. Das geschah. So kam sie zu einem berühmten chinesischen General. Dieser war so entzückt von ihrer Schönheit, ihrer Gemüthsart und ihrem Talent, dass er sie als Tochter adoptirte. Als der General später nach Peking kam, wusste er seinem Herrscher kein besseres Geschenk zu machen, als ihm seine Tochter darzubieten. Das Mädchen wusste auch den Kaiser so für sich zu entflammen, dass er sie zu seiner Gemahlin erhob. Als der Kaiser im Jahre 1861 starb, wurde die einstmalige Sclavin Regentin des grössten Reiches. Der jetzige Kaiser war damals erst sieben Jahre alt. Es herrschten schlimme Zustände in China, als die Regentin die Verwaltung antrat. Das Reich war tief verschuldet und von inneren Aufständen zerrissen. Wenn das jetzt anders ist, so gebührt der Dank dafür der Kaiserin-Regentin.

* * *

Cäsar, dessen wohlgetroffenes Portrait wir unseren Lesern vorführen, befindet sich im Besitze des Oberlieutenants Laval Baron Nugent de Delvin in M. Weisskirchen und ist ein wahres Wunder an Stärke, Intelligenz und Dressur. Er war sich bei der photographischen Aufnahme der Wichtigkeit des Momentes wohl bewusst und lachte, auch ohne dass der Lichtkünstler die bekannte Aufforderung: „Bitte, recht freundlich“ an ihn richtete. Am 30. November 1891 von in Wien und Berlin prämiirten Eltern geboren, hat er es bis zu der anständigen Rückenhöhe von 88 cm gebracht. Nach dem alten Grundsatz: „Noblesse oblige“ hat er mit dem erblich überkommenen Pfunde gewuchert und die schätzenswerthesten Eigenschaften in sich zur Reife gebracht. Er springt ohne Anlauf 135 cm, mit Anlauf 175 cm hoch, ist scharf auf den Mann dressirt, überbringt die wichtigsten Meldungen vom Hauptposten zur Feldwache mit unfehlbarer Sicherheit, macht in Trab, Galopp und Schritt die ganze hohe Schule durch, schwimmt mit seinem Herrn stromauf und abwärts $^3/_4$ Stunden lang und bringt es im Distancelauf nach sorgfältigem Training bis zu 26 km in der Stunde. Caesar's Schönheit ist fehllos. Prächtig getigert erfreut er sich der Auszeichnung einer weissen Ruthenspitze, und seine natürlichen Körpergaben bedurften nur in sofern der Nachhülfe, als sein Herr ihm in frühester Jugend höchst eigenhändig die Ohren coupirte. Seitdem ist Cäsar ein Idealhund.



Cäsar, der lachende Hund.

* * *

Unter den Damen des englischen high life giebt es zahlreiche Journalistinnen. Die Gräfin Aberdeen schreibt Leitartikel, die Gräfinnen Jersey, Munster und Mar sind politische Mitarbeiterinnen der hervorragendsten englischen Blätter. Die Herzogin von Sutherland schreibt Novelletten und erhält pro Bogen ein Honorar von über 1000 Mark. Lady Henry Somerset liefert ihrem eigenen Blatt wöchentlich einen Artikel. Lady Meath und die Gräfin Warwich behandeln zumeist die soziale Frage und auch die Ladies Jenne, Lawless und Lindsay thun sich als Journalistinnen hervor.

* * *

Die Enthüllung des Lutherdenkmals in Eisenach hat am Tage des Einzugs Luther's auf der Wartburg stattgefunden. Ein Festgottesdienst, den Hofprediger Rogge aus Potsdam in der Georgenkirche celebrirte, leitete die Feier ein. Um 11 Uhr setzte sich der glanzvolle Festzug vom Markt nach dem Karlsplatz in Bewegung, auf dem das Denkmal seinen Standplatz erhalten hat. Das alte Reformationslied „Ein feste Burg ist unser Gott“, von allen Anwesenden gesungen, brauste mit mächtigem Klange zum blauen Morgenhimmel empor. Die Festrede hielt Herr Archidiakonus Kiefer, der Vorsitzende des Denkmal-Comités, dessen Initiative und Energie hauptsächlich das Zustandekommen des schönen Werkes zu danken ist. Auf ein Zeichen des Landesherrn sank die Hülle, und auf schlankem Granitsockel bot sich die kernige Gestalt des grossen Mannes den Blicken dar. Relief-Bilder aus dem Leben Luthers auf der Wartburg schmücken den Sockel, ein geschmackvolles Eisengitter umgiebt den Platz. Meister Donndorf hat mit seinem Denkmal einen neuen Beweis geliefert, dass er mit den einfachsten Mitteln monumentale Wirkungen zu erzielen weiss. Der Reformator ist natürlich in der unvermeidlichen Pose des: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“ erfasst. Er hält im linken Arm die Bibel und wendet den Blick begeistert aufwärts. Oberbürgermeister Müller übernahm das Denkmal mit wenigen aber markigen Worten, und Nachmittags beschloss eine Feier auf der Wartburg das Fest.



Das Luther-Denkmal in Eisenach.

* * *

Baron Henri Rothschild feierte jüngst seine Vermählung mit Fräulein Mathilde v. Weissweiller. An die Trauung im Tempel der Rue de la Victoire schloss sich ein Empfang bei der Baronin Nathaniel Rothschild in deren Palais in der Rue Saint-Honoré, wo besonders die Pracht der ausgestellten Brautgaben Bewunderung erregte. Es sind eine kaum zählbare Menge echter Schmucksachen und Kunstwerke, unter denen besonders hervorragen: ein Rubinenschmuck, Geschenk der Baronin Nathaniel Rothschild, bestehend aus einem von Blätterwerk gebildeten Diadem, zwei Armbändern, einem aus drei riesigen Rubinen gebildeten Trèfle und einem prächtigen Brillanten-Halsband, dessen Mittelstück aus Rubinen besteht und das fünf Gehänge aus Rubinen besitzt. Dazu hatte die Baronin noch einige Stücke aus ihrer Sammlung gefügt: eine Breloque aus blauem Email und Brillanten, die einst dem Prinzen v. Condé gehörte; ein Ring mit einem grossen persischen Türkis zwischen zwei Brillanten; eine von einer schwarzen, weissen und rothen Perle gebildete Broche; ein Armband von einer Kette Diamanten gebildet, in deren Mitte Türkise; ein kostbarer Schmuck aus rothen Korallen und Diamanten u. s. w. Die Grossmutter der Braut, Frau Sulzbach, hatte eine kostbare Halskette und Ring aus Brillanten gespendet. Aus der grossen Reihe der Gaben der Baronin James Rothschild sind

hervorzuheben: ein Smaragden-Diadem; eine antike Kette aus Gold und Steinen; ein feenhaftes Halsband aus ungeschliffenen Smaragden, Perlen und Brillanten; zwei von Boucher bemalte Jardinièren. Die Geschenke des Bräutigams bestanden in einem zehnreihigen Perlenhalsband; einer Corsage mit Diamantschnüren; einem Halsband mit einer prachtvollen birnförmigen Perle; drei Ringen, wovon der eine eine Perle, der andere einen Rubin, der dritte einen Türkis trägt.

* * *

Man blickt in Deutschland nicht mit zu günstigen Augen auf die weiblichen Radfahrer. Vielleicht dürfte die selbstische Männerwelt ihre antagonistische Haltung etwas modificiren, wenn sie hört, dass zwischen Rad und Piano ein geheimnissvoller Nexus besteht und dass der Spruch gilt: „Je mehr Radfahrerinnen, desto weniger Clavierspielerinnen!“ In Amerika scheint dem wenigstens so zu sein; denn ein dortiges Fachjournal der Pianomacher klagt ernsthaft, die wachsende Popularität des Radfahrens unter Damen ruinire den Pianohandel. Selbstverständlich! Etwas zum Zeitvertreib braucht auch das schöne Geschlecht; schliesst man es vom Sport aus, so greift es zum Clavier; und umgekehrt: darf es Radfahren, so lässt das Tastenschlagen nach! Wer also glaubt, dass letzteres „ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen“, freue sich über jede Stahlreiterin, die er sieht und runzle nicht altmodisch die Stirn.

* * *

Von Seiten der Stadt Frankfurt ist ein Betrag von 5000 Mark als Beitrag zum Ankauf einer Sammlung Goethe'scher Briefe für das Weimaraner Goethe-Archiv bewilligt worden. Es handelt sich um etwa 70 Originalbriefe Goethe's an Charlotte von Stein, die indessen bereits im Drucke veröffentlicht worden sind. Die Briefe befanden sich bisher im Besitze der Familie von Stein, die sich nun der werthvollen Handschriften zu entäussern wünscht und der bereits von Amerika her ein hohes Angebot dafür gemacht wurde, die indessen einem in Berlin gebildeten Comité zur Erhaltung der Handschriften für Deutschland das Vorkaufsrecht bis zu einem festgesetzten Termine zugestanden hat. Auch das Frankfurter Hochstift hat einen Betrag von 1000 Mark zur Erwerbung der Briefe gewidmet.



Cora Pearl.

* * *

Cora Pearl — das ganze lustige Paris des zweiten Kaiserreiches taucht in der Erinnerung auf, das Paris, in dem man sich amüsirte um jeden Preis, in dem der Cancan und der Chanson hoffähig geworden war. Die Tänzerin Cora Pearl war keine Schönheit, aber eine piquante Erscheinung, und mit dem Kaiser lag ihr Frankreich zu Füssen. Künstler und hohe Hofchargen antichambrirten bei ihr, sie herrschte — im Reiche der Mode. Auch die Mode war keineswegs schön, ganz wie ihre Beherrscherin, und selbst ihre graziöse Mitregentin — Madame Eugénie, liess sich verunstalten durch die Crinoline. Unser Bild stellt Cora Pearl im Strandcostüm dar. So besuchte sie das fashionable Bad Trouville und bezauberte die lebensmüdesten Boulevardiers. Jede Zeit hat eben ihren eigenen Geschmack.

* * *

Professor Max Müller in Oxford hat nun auch zur Frage des Frauenstudiums Stellung genommen: „Ich war früher ein entschiedener Feind des Frauenstudiums“, äusserte sich der berühmte Gelehrte einem Interviewer gegenüber, „jetzt aber bin ich bekehrt und halte es für eine der grössten Errungenschaften unserer Zeit. Thatsächlich ist es ein Vergnügen, die jungen Mädchen beim Studiren zu sehen. Junge Männer arbeiten so wenig sie können, junge Mädchen so viel sie können, ja meist sogar zu viel. Ausserdem ist ihre Art zu lernen systematischer und ihr Können daher gründlicher. Ich wünschte, die Männer würden in sich gehen und von den Mädchen lernen — wie man lernt.“

* * *

Der ehemalige preussische Justizminister Dr. v. Friedberg ist im Alter von 82 Jahren am Abend des 3. Juni in Berlin gestorben. Sein Name wird mit



Justizminister Dr. von Friedberg †.

der Geschichte der Justizgesetzgebung des Deutschen Reiches dauernd verknüpft bleiben. Er war der Schöpfer des deutschen Strafgesetzbuches, das hauptsächlich durch seine energische Thätigkeit in der kurzen Zeit von zwei Jahren zu Stande kam, und er nahm hervorragenden Antheil an der Ausarbeitung und Berathung der Civil- und Strafprocessordnung, die ebenfalls ihr Zustandekommen zum grossen Theil seiner Thätigkeit verdanken.

Heinrich Friedberg war am 27. Februar 1813 zu Märkisch-Friedland in Westpreussen geboren. Er studirte 1833—36 in Berlin die Rechte, wurde 1848 Staatsanwalt beim Kammergericht, 1850 Oberstaatsanwalt in Greifswald, wo er sich gleichzeitig als Privatdocent habilitirte. Im Jahre 1854 wurde er als Geh. Justizrath und vortragender Rath in's preussische Justizministerium berufen, das 1879 seiner Leitung unterstellt wurde. Er erfreute sich der besonderen Gunst und des Vertrauens des Kaisers Friedrich, der ihn, als er zur Regierung gelangt war, durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens auszeichnete. Nach dem Tode des Kaisers Friedrich wurde sein Rücktritt allgemein erwartet. Er blieb noch bis zum Januar 1889. Die amtliche Mittheilung seiner Entlassung wurde an demselben Tage publicirt, an dem der Reichsanzeiger die Cabinetordres, betreffend die Publication der Anklageschrift wider den Professor Geffcken wegen Veröffentlichung des Tagesbuches des Kaisers Friedrich, amtlich bekannt machte. Seit dieser Zeit ist Minister Friedberg öffentlich wenig hervorgetreten. Die letzte grosse Festlichkeit, an der er als Mitglied des Staatsministeriums und Ritter des Schwarzen Adlerordens theilnahm, war die Feier der Eröffnung des neuen Reichstagsgebäudes.

Der Tod des greisen Ministers erfolgte ohne vorangegangenes längeres Leiden. Friedlich schlummerte er in's Todtenreich hinüber und ruht nun aus von seinem arbeitsreichen und verdienstvollen Leben.

* * *

Der Angelsport ist in England eine uralte Leidenschaft. Das älteste Handbuch dieser edlen Kunst erschien bereits 1486 unter dem Titel „Book of St. Albans“ und erhielt 1496 einen lesenswerthen Anhang „Treatyse of fysshinge wyth an angle“. Die Verfasserin dieses Zusatzes war Juliane Barnes, Bernes oder Berners, Priorin eines Nonnenklosters bei St. Albans. Seither ist jenseits des Canals das Angeln von beiden Geschlechtern mit gleichem Eifer betrieben worden. Besonders Lachs und Forelle sind die gesuchtesten Fangobjecte, und unter dem Zeichen des Fischhakens ist schon mancher Bund für das Leben geschlossen worden. Die Damen der vornehmsten Gesellschaft ziehen sich an die nordöstlichen Seeen zurück, leben in der einfachsten



Prinzessin von Wales und Prinzessin Victoria als Anglerinnen.

Angelvillegiatur und wetteifern in dem so viel Ruhe verlangenden und doch so aufregenden Sport. Unser Bild stellt die Prinzessin von Wales und Prinzessin Victoria von England im Angelcostüm dar, die verstellbaren, sorglich umhüllten Ruthen mit dem Roller in der Hand.

* * *

Die kleinste Republik der Welt ist wohl diejenige von Cavolara, einer kleinen, ungefähr 12 Kilometer von Sardinien gelegenen Insel. Das Eiland ist nur 2 Kilometer breit und besitzt eine Bevölkerung von 55 Seelen. Im Jahre 1836 gab König Karl Albert die Insel der Familie Bartoleoni, deren Chef unter dem Namen König Paul I. über dieses winzige Königreich friedlich bis zum 30. Mai 1882 regierte. Sonderbarer Weise drückte er vor seinem Tode den von seinen Verwandten befolgten Wunsch aus, dass kein Mitglied seiner Familie ihm auf dem Throne nachfolgen möchte und so wurde 1886 die Republik proklamirt. Die Verfassung verleiht den Frauen das Stimmrecht und der Präsident ist auf sechs Jahre gewählt. Die Unabhängigkeit der kleinen Republik wurde 1886 von der italienischen Regierung anerkannt.

* * *

Vor Kurzem schloss in Leipzig Karl Thiersch, der berühmte Chirurg, die Augen. Am 20. April 1822 in München als Sohn des verdienstvollen Humanisten Friedr. Wilh. Thiersch geboren, genoss er in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Heinrich eine wissenschaftliche Erziehung, die in beiden Söhnen den Keim zu ihrer künftigen Grösse legte. Heinrich widmete sich der Theologie und machte sich als Hauptvertreter des Irvingianismus einen Namen. Karl bezog die Universitäten München, Berlin, Wien und Paris, er hatte die Medicin zum Lebensberufe erwählt. Es war besonders die Chirurgie, die ihn fesselte. Er machte als freiwilliger Arzt den 2. schleswig-holsteinischen Krieg mit, wurde dann Prosector für pathologische Anatomie in München und bekleidete später Professuren der Chirurgie in Erlangen und in Leipzig.



Professor Karl Thiersch.

Den Krieg von 1870/71 machte er als Generalarzt im 12. Armeecorps mit. Die wissenschaftliche Welt verdankt seiner Feder eine Reihe von Arbeiten, deren Bedeutung noch heute eine entscheidende ist. Chirurgie und Anatomie waren die Zweige der Medicin, die Thiersch mit Vorliebe bearbeitete. Als Lehrer war er klar und sachlich, als Mensch gut und edel, und an seinem Grabe trauern mit seinen zahlreichen Schülern Viele, die seiner geschickten Hand und seinem eminenten Wissen Heilung verdanken.

* * *

Wenn es nach den Damen gegangen wäre, hätten sie sich zur Zeit ein neues Feld im Fussballspiel erobert. Der frühe englische Lenz hatte kaum begonnen, als sie sich in Nightingale Lane Ground, Crouch End, bei London zusammenfanden und die von allen Seiten herbeigeströmte Menge zu Zeugen eines Versuchs machten, wie weit man weibliche Anmuth vergessen machen kann durch Ausübung eines selbst für Männer nicht aller Rohheit baren Sports! In Miss N. J. Honeyballs Kopf war der Gedanke entsprungen, in einem halben Jahr einen „team“ von 30 Damen zusammenzubringen und zu trainiren, die sich als Fussballspieler sehen lassen könnten. Die Vorkämpferin der Frauenrechte, Lady Florence Dixie, hatte das Präsidium übernommen, und so konnte denn die Sache coram publico vor sich gehen. Die gegnerischen Gruppen bezeichneten sich als „Nord“ und „Süd“ und wählten als ihre Farben Roth resp. Blau. Als gemeinsame Tracht des British Ladies Football Club dienten Knickerbockers und divided skirt, eine Abart der verpönten Unaussprechlichen. Die Damen erzielten bei dem zahlreich versammelten Publikum eine durchaus unbeabsichtigte Wirkung. Nachdem man sich überzeugt, dass die ganze Veranstaltung vom Sport nur Costüm und äussere Form entlehnt habe, verlief man sich noch vor Beendigung des Matches, der nach etwa 60 Minuten zu Gunsten der Nordgruppe entschieden war. Der männliche Unparteiische, ein Mr. Squires, versuchte mit Erfolg, ernst zu bleiben, dürfte aber kaum Lust haben, besagte anerkennenswerthe Selbstbeherrschung noch einmal zu üben.

* * *

Am 17. Juni 1894 hatten die in Grünau versammelten Ruderer aus allen Gauen des Vaterlandes die Freude, zum ersten Male den Kaiser mit seiner Gemahlin die Ruder-Regatta der Reichshauptstadt besuchen zu sehen. Durch die Stiftung einer Reihe von Kaiser-Preisen hatte der Herrscher schon vorher seine Fürsorge für den rudersportlichen Wettstreit bekundet, und bei seiner Anwesenheit in Grünau nahm er Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Ruderer auf Dinge hinzulenken, die noch wesentlicher Förderung bedürfen. Der Kaiser vermisste das Vorhandensein von Ruder-Wettfahrten der akademischen Jugend, wie sie in England, Holland, Frankreich, Belgien, Italien und Nordamerika längst üblich sind. Um künftigen studentischen Ruder-Wettfahrten vorzuarbeiten, drückte der Kaiser kurz nach der Berliner Regatta den Schulbehörden seine Absicht aus, zur Hebung des Rudersports an den höheren Schulen der Reichshauptstadt einen Wander-Ehrenpreis zu stiften, weshalb die Behörde alsbald von den Berliner höheren Lehranstalten sich darüber Bericht erstatten liess, wie weit der Rudersport bereits von deren Schülern gepflegt wird. Mit dem Entwurfe des Wanderpreises betraute der Kaiser den Lehrer am Königlichen Kunstgewerbe-Museum Professor Emil Doepler den Jüngeren, nach dessen Zeichnung der Leiter der Ciselir-Classe der gleichen Anstalt, Otto Rohloff, das Kunstwerk in Silber ausführte. Der kaiserliche Wanderpreis ist ein Prachtgefäss in Gestalt einer zweihenkligen, altgothischen Deckelkanne aus polirtem Silber, die mit drei Knopffüssen auf einem Sockel von grau geadertem Pavonazetto-Marmor steht. Auf dem Deckel steht ein mattsilberner, preussischer Adler mit gespreizten Flügeln, eine goldene Krone auf dem Kopfe, ein goldenes F. R. auf der Brust, in den Fängen ein goldenes Ruder und einen goldenen Lorbeerkranz haltend. Da, wo die Henkel ansetzen, umgiebt ein goldenes Band die Kanne, das die Kaiserkrone nebst Scepter und Reichsschwert trägt. Im Raum zwischen diesem Bande und dem oberen Rande der Kanne, wo deren Deckel mit breitem Kragen beginnt, befinden sich zwei Inschriften, vorn: „Ehrenpreis Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. Gestiftet 1895.“ und hinten: „Für die Rudervereine der höheren Lehranstalten in Berlin.“ Die beiden Henkel haben je einen Knauf und eine untere Spitze aus Bernstein.



Der Ehrenpreis des Kaisers für Ruderer der höhern Lehranstalten.

* * *

In Amerika hat sich eine Gesellschaft gebildet, um Touristen mittelst einer Luftbahn quer über den Niagara, 30 Fuss oberhalb des brausenden und wild schäumenden Wassers, von einem Ufer zum andern zu befördern. Zwei Kabelleitungen sollen zwischen Thürmen ausgespannt werden, die auf Canadischer und New-Yorker Seite errichtet sind; gestützt werden die Kabel durch einen gewaltigen Träger, der mitten im Niagara auf der Insel Goat Island errichtet wird. An diesen Kabeln werden korbähnliche Wagen aufgehängt, welche von der New-Yorker Seite aus mittelst Elektricität getrieben werden. Die Luftlinie führt am Rande der Amerikanischen Fälle bis Goat Island entlang und dann an der Canadischen Küste, indem sie eine Sehne zum Bogen der Horse Shoe-Falls bildet. Der Boden der Wagen soll durchlöchert sein, um ebenso wie nach den Seiten, auch frei nach unten sehen zu können.



Damen als Fussball-Spielerinnen.
Original-Zeichnung von Ewald Thiel.



J. Falat. Blasender Schäfer.

Polnische Kunst.

Von **Fritz Stahl.**

[Nachdruck verboten.]

„Jeszcze Polska nie zginęła.“ In trotziger Zuversicht sangen es die Polen als Antwort auf den verzweifelten Schrei vom Ende, den böswillige Erfindung ihrem Kosziusko in den Mund gelegt hatte. „Noch ist Polen nicht verloren.“ Das Wort, das sogar bei uns Deutschen zum geflügelten geworden ist, hat durch die Geschichte eines Jahrhunderts eine gewisse Bestätigung erhalten, wenn auch in anderem Sinne, als es einst gesprochen wurde.

Es giebt kein polnisches Reich mehr. Dreimal dreigetheilt konnte es nicht mehr zu staatlicher Einheit gelangen, mit wie feuriger Begeisterung, mit wie tapferem Muthe seine Söhne für dieses Ziel kämpften und starben. Die Nachkommen der alten Bürger sind Russen, Oesterreicher und Preussen geworden. Aber wie es vor der Aufrichtung des Deutschen Reiches ein Deutschland gab, so giebt es nach dem Fall des polnischen Reiches ein Polen. Grenzen und Schlagbäume haben nicht die Macht, die Kinder eines Volkes zu trennen, ihnen die Gemeinsamkeit der Gesinnung und des Empfindens, die Gemeinsamkeit der geistigen Güter zu rauben. Polen bekleiden in allen drei Reichen hohe Aemter, sie dienen in den Heeren, im Grunde ihres Herzens sind sie nicht Russen, nicht Oesterreicher, nicht Preussen, sind sie eben Polen, wie ihre Väter es waren. Das mag für die Staatsmänner unbequem sein. Hat doch Bismarck gelegentlich geklagt, dass wir zu viel Polen haben. Das mag den Bürger beunruhigen. Vom rein menschlichen Standpunkt ist diese Treue sympathisch, zumal wir sehen, dass sie köstliche Früchte trägt. Es würde in dem europäischen Kunstconcert eine wichtige Stimme fehlen, wenn die Polen keine Kunst hätten. Es ist als ob sich ihr ganzes leidenschaftliches Nationalgefühl, dem das natürlichste Feld für seine Bethätigung, der Staat, fehlt, nun in der künstlerischen Hervorbringung Luft machen müsse. Es kann kein Zufall sein, dass gerade seit der Mitte des Jahrhunderts, fast genau seit der Zeit, wo ihre politischen Prätentionen wenigstens nicht mehr offen verfochten werden, ihre Eigenart in Literatur und Kunst so scharf hervortritt.

Es giebt eine polnische Kunst. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil Polen nicht nur eine staatliche, nicht nur eine nationale Einheit war. Die staatliche Einheit ist zerstört worden, die nationale könnte noch zerstört werden. Aber Polen ist eine einheitliche Landschaft, und das Gemeinsame, das diese Landschaft ihren Söhnen giebt, kann keine Macht der Erde vernichten. Es versteht sich fast von selbst, dass, wenn man von einer polnischen Kunst spricht, nicht von einer eigenen Technik die Rede ist. In ihren handwerklichen Grundlagen, in ihren Mitteln ist diese Kunst vom Westen abhängig, hat sie sich parallel mit der allgemeinen Entwicklung entfaltet. Aber ob die Künstler in Paris oder München die Schule durchliefen, sie blieben wie ihre Brüder, die in Warschau und Krakau malen lernten, die Kinder der Steppe.

Die Steppe ist die grosse Freundin der Polen. Sie bildet den Hintergrund für das Leben der Nation wie des Einzelnen. Sie war die Zeugin der grossen Leiden ihrer Geschichte und ist die Zeugin der kleinen Freuden ihres Lebens. Auf der Steppe haben sie ihre leidenschaftlichen Kraftthaten ausgeführt und auf der Steppe belauschen sie ihre zartesten Empfindungen. Sie hat den brausenden Ruf ihrer Kriegsdrommeten gehört, sie hört die Hörner, die zu fröhlichem Gejaide rufen, die Fiedel, die zu tollem Tanz aufspielt, die Schellen, die bei festlicher Fahrt erklingen. Welche Weise ihre Künstler spielen, die Grossartigkeit der Steppe mit ihrem weiten Horizont giebt den Grundton. —



Der Triumphzug der Aurora. Deckengemälde von Henri Siemiradzki.

Kaum ein anderes Volk hat eine historische Kunst wie die Polen. Je weniger die Gegenwart befriedigt, um so stärker ist der Drang, in den Erinnerungen an eine schönere Vergangenheit Trost zu finden. Es ist, als ob sie an dem, was die Väter thaten und litten, sich berauschen wollten, um das eigene Schicksal zu vergessen. Den Ton gab der geniale Fanatiker Jan Matejko an. Seine Bilder waren gemalte Fehdebriefe an die Feinde seines Volkes: trug er doch kein Bedenken, die Huldigung des Preussenherzogs Albrecht vor dem König von Polen zu einer Ausstellung nach Berlin zu schicken. Eine fast barbarische Kraft in Charakteristik und Farbe war ihm eigen, die uns erschreckt, die ihn aber zum Abgott seiner Landsleute macht. Seine Weise war gewaltsam und schrill wie der Schrei eines wüthenden Thieres. Zum Glück hat er keine Schule gemacht, seine schroffe Eigenart, seine harte Persönlichkeit stiess ab. Aber wenn auch ein wenig gemildert, das Leidenschaftliche blieb auch den Späteren. Ein Pariser Kritiker schrieb von Kossaks „Gefangennahme des Generals Tyskiewicz": „Welches Leben — ich hätte beinahe gesagt: welcher Lärm in diesem Bilde!" Das Wort passt ein wenig auf die Art der ganzen historischen Kunst der Polen. Hier kann sich ihr hitziges Temperament am freiesten entfalten. Das Haupt der Schule ist der ältere von Kossak, der noch jetzt in Krakau lebt, und dessen Schüler fast alle bedeutenderen Polen sind. Besonders der bei uns wohlbekannte Jozef von Brandt, der in München lebt, und der jüngere von Kossak, der Maler wild bewegter Schlachtenbilder. Vor einigen Jahren machte sein Bild: „Aus meinen Jugendjahren" Aufsehen. Ein Kosakenpulk reitet in rasender Carrière durch die Strassen einer Stadt. Ein kleiner Knabe, der ahnungslos bei seinem Spiel geblieben, während alle anderen fliehen, — es ist der Künstler selbst —, ist in Gefahr, überritten zu werden und wird im letzten Augenblick gerettet. Von der „Gefangennahme des Generals Tyskiewicz" war schon die Rede. Viel besprochen wurde das Panorama der Schlacht bei Ractawice, das auf der Lemberger Ausstellung zu sehen war. Es zeigt polnische Bauern im Kampfe mit den gepuderten Gamaschenhelden der zweiten Katharina. Im Augenblick malt der Künstler, der meist in Paris lebt, in Berlin an einem Panorama der Schlacht an der Beresina.

Uebrigens liegt diese Leidenschaftlichkeit nicht nur in den Künstlern, sie liegt in der Rasse, im polnischen Blut. Alles geschieht bei diesen Menschen mit einer gewissen Verve, mit einem Ueberschuss von Kraft, Der Tanz ist wild wie der Kampf, die Freude lärmend wie die Wuth. In scheinbar schroffem, aber auch bei anderen nicht seltenem Gegensatz dazu steht die stille Melancholie, die in ruhigen Momenten ihr Wesen erfüllt, die eigentliche Stimmung der Steppe, die sich auch dem Fremdling mittheilt. Diese Rasse haben ihre Maler in die Kunst eingeführt, und je mehr die moderne Kunst, die scheinbar internationale, den Künstler auf die Natur, auf seinen Mutterboden wies, um so deutlicher treten die beiden Noten in der polnischen Kunst hervor.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

J. Falat. Speerjäger auf der Bärenjagd.

Beide beherrscht Jozef Chelmonski. Er war zuerst der Maler des Bauernlebens. Kirmesse, Märkte, Tänze, die fröhlichen Fahrten über Land, das alles hat er mit grosser Kraft geschildert. Er ist bei uns nicht so bekannt geworden wie Alfred von Wierusz-Kowalski, sein Rival auf diesem Gebiet, der zu den volksthümlichen Grössen Deutschlands gehört. Er dankt diese Beliebtheit wesentlich dem neuen Ton, den er in die an sich beliebte Bauernmalerei brachte. Man vergleiche seine Bilder mit den idyllischen Schilderungen unseres Knaus und selbst mit den fröhlicheren unseres Defregger, und man wird verstehen, was ich sagen will. Als man sich an der stillen Behaglichkeit des Knaus und der schmunzelnden Vergnügtheit Defregger's etwas übersättigt hatte, wirkte Wierusz's lärmender Uebermuth mit dem Reiz des Neuen wie des Norwegers Hans Dahl lachender Witz.

Jetzt ist Chelmonski der Maler der Steppe. Da ist Juljaan Falat sein Rival. Aber Falat belebt sie mit Gestalten, am liebsten mit Jägern, die auf das grasende Wild passen oder im Triumph die Beute dahertragen, oder mit dem fröhlichen Gewimmel vor oder nach der Jagd. Er kennt den bläulichen Nebel ihrer Abende — aber am liebsten malt er ihren Schnee, Schnee, wie ihn kein anderer ihm nachmalt. Bei allem sind ihm die Menschen die Hauptsache, die wetterfesten Kerle mit dem grimmigen Schnauzbart und den funkelnden Augen. Für Chelmonski ist die Landschaft das, was ihn immer von neuem fesselt. Selten eine Staffage. Stille Winkel, wo das Schweigen des Waldes herrscht, malt er am liebsten: dürftige Föhren um einen entlegenen Weiher, verschilfte Teiche und ähnliches. Seine Bilder wirken wie jene kleinen polnischen Volksliedchen, die das Herz mit einer räthselhaften, bangen und doch wieder süssen Wehmuth füllen. Chelmonski ist der einzige eigentliche Landschafter unter den Polen. In dem jungen Stanislawski, der seit einigen Jahren erst ausstellt, wächst ein zweiter heran.

Dass die Polen auch im Bildnissfach Vortreffliches leisten, danken sie neben der Begabung gleichfalls ihrer Rasse. Ihr Mienenspiel ist viel lebhafter als etwa das der Deutschen, was ganz besonders bei den Frauen hervortritt, deren Temperament das Gesicht kaum für einen Augenblick völlig ruhig lässt. Wenn Kasimir Pochwalski, der grosse Portraitist, diese Lebhaftigkeit noch etwas mildert, so lassen die Malerinnen, die geniale verstorbene Anna Bilinska und Olga von Boznanska, sie gerne scharf hervortreten. Man wird kaum ein polnisches Portrait finden, das die bei uns oft vorkommende Photographiepose zeigt. —

Von den Künstlern, die nicht nur das fröh-

liche Leben des Volkes schildern, sondern mehr auf das Genrebild ausgehen, das etwas novellistisch zugespitzt ist, verdient an erster Stelle Malczewski genannt zu werden. Sein „Traum des jungen Künstlers“ gehörte zu den Hauptstücken der glänzenden polnischen Abtheilung der Berliner internationalen Ausstellung von 1891. Sein grosser Erfolg war voll berechtigt. Der Malerbursche, der, während er geht, eine Stube auszumalen, auf einer Bank im Park sich den Träumen an eine glänzende Künstlerlaufbahn hingiebt, ist wundervoll geschildert. Peter Stachiewicz gehört mit seinem ergreifenden „letzten Glückauf“ auch hierher.

Stachiewicz aber führt uns zugleich auf ein anderes Gebiet, auf das Gebiet der Traumkunst. Vor ihm hat von den älteren Polen Henri von Siemiradzki auf diesem Felde sich bethätigt. Aber er hatte bewusst verzichtet, in der Kunst Pole zu sein, er hatte sich den Formen der antikisirenden Romantik angeschlossen, war Akademiker geworden. Die jüngere Generation ist auch hier national geblieben. So hat Stachiewicz in einer Reihe von Grisaillen die polnischen Volkssagen von der Mutter Gottes erzählt, wie die Gütige den Brautleuten Kränze windet, die erlösten Seelen zum Paradiese führt, wie sie die jungen Lerchen vor dem Habicht schützt. So hat Mankowski, nach Uhde's Vorgang, die Madonna in ein junges polnisches Weib verwandelt, die unter dem Blüthenbaum auf blumiger Wiese das Kind in den Schlaf wiegt. Und Pruszkowski führt uns mit feinfarbigen Pastellen in die Welt der polnischen Märchen. Jan Owidzki lässt auf seinem „Votivherz“ den Heiland, wenn auch nur als Erscheinung, einem Menschenkind entgegentreten. —



W. Kossak. Molly, das Regimentspferd.

Jedenfalls sind sie alle nationaler, als Siemiradzki, dessen europäischer Ruf gerade auf seiner Internationalität sich aufbaut. Er hat den grossen Zug der Composition und zugleich das biegsame Sichanschmiegen an den Baum, das für decorative Aufgaben besonders befähigt. In seinen Staffeleibildern ist er ein wenig conventionell, aber immer farben- und lichtfroh. Wo er sich mit biblischen Stoffen beschäftigt, hält er sich an die durch die Tradition geheiligten Idealtypen und an den schön arrangirten Faltenwurf der Gewandung. Seine Auffassung des Nackten berücksichtigt zunächst die schöne Linie und den anmuthigen Fluss der Bewegung. So sind seine Bilder immer gefällig, selbst wenn sie sensationelle Motive behandeln, wie die Fackeln des Nero.

Die polnische Kunst ist nicht leicht zu übersehen, ihre Meister sind örtlich weit getrennt. Obgleich Krakau eine Akademie hat, seit Matejko die dortige Kunstschule zu diesem Range erhob, ist es nicht einmal für die österreichischen Polen der Mittelpunkt. Ebenso wenig wie Warschau für die russischen. Die preussischen treten weniger hervor, sie sind doch wohl ein wenig mehr entfremdet. In London, in Paris, in München, in Wien, in Berlin wohnen diese Künstler, zum Theil bald hier, bald dort. Auf den grossen Ausstellungen aber treten sie gern als Gesammtheit auf, und aus ihnen wissen wir, dass sie eine Gesammtheit sind. Für die Berliner internationale Ausstellung von 1896 ist eine besonders starke Beteiligung geplant. Dann werden wir vielleicht von dem Begriff zu dem deutlichen Bilde der polnischen Kunst gelangen, die trotz ihrer Eigenart von allen Geschichtsschreibern der modernen Kunst übergangen worden ist. —

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Rüdig, der nichts von den Empfindungen Marthas ahnte, sah mit stillem Wohlgefallen ihre Eile, mit der sie seinem Rath gehorchte. Wenn die heissesten Tage auf den Berg herabbrannten, wenn die mühsamste Arbeit zu verrichten war, immer war es ihm eine wohlthuende Empfindung, die Schwägerin in der Nähe zu wissen, die so still und schweigsam ihre Weinstöcke wartete und in der holden Fülle ihrer gereiften Formen selbst einem jungen Weinstock glich, an dem die vollen Trauben hängen. Er dachte mit warmer Liebe an seine Frau, die fast immer in der fernen Stadt war, um mit den Erträgen ihres Berges zu handeln, und wenn er so an die Entfernte dachte, die sich, wie sie Alle, mühte, so war ihm die Nähe der Schwester ein innerer Ersatz, eine Beruhigung, eine Milderung in der strengen Arbeit. Er hatte selber nur einige hundert Thaler von seinen Eltern ererbt, die drinnen im Lande eine kleine Gärtnerei besessen hatten, auf der er aufgewachsen war. Er hatte Anna Leiser geheirathet, welche gemeinsam mit Martha die Besitzerin des Berges war, den die Töchter ererbt hatten; und weil er so in dieses Schwesternpaar und in den Berg „hineingeheirathet“ hatte, war ihm die Nähe Martha's selbst zu einer Art von innerem Besitz geworden, der ihm die Arbeit für sich und die Schwestern zu einem behaglichen Mühen machte.

„Sieh nur einmal, Martha,“ sagte er, indem er dem Mädchen eine

Rebe vom nächsten Weinstock zubog, an der drei junge, starke Traubenansätze hingen, „was das für eine Kraft ist heuer in unseren Weinstöcken. Daran sind wir beiden auch Schuld, denn wenn wir nicht so dahinter her wären, so würde manches anders stehen. Bei Spurmann's drüben wird es nicht so üppig werden, ich habe an verschiedenen Stellen hinübergesehen."

Martha hielt die Ranke und beschaute die jungen Beerenansätze. Ihr war, als ob auch in ihrem Innern ein solcher Ueberschuss von Knospen wäre, Knospen eines unbestimmten Empfindens, die überreichlich in ihr drängten und sie oft wie in einen stillen Traum versetzten. Sie beschaute die dichten Träubchen und sagte dann auf einmal:

„Warum sollen sie denn nicht da drüben auch so voll werden, die Trauben? Da ist der Horst doch Oberwinzer, und ist denn der nicht der Mann, dass alle Stöcke noch einmal so viel Kraft haben müssen in diesem Jahre?!"

Rüdig fand den Augenblick gekommen, über etwas zu reden, was ihm schon lange auf dem Herzen lag, worüber er aber die ganze Zeit her geschwiegen hatte. Als er seiner Zeit erfahren, dass Horst zum Oberwinzer auf den Spurmann'schen Bergen ernannt worden war, hatte er stumm den Kopf geschüttelt, aber, da er ein verschwiegener Mann war, nichts gesagt, nicht einmal zu seiner Frau. Nur seine stillen Beobachtungen hatte er gemacht. In den ersten acht Tagen war Horst mit grossem Fleisse von früh bis Abend in den Spurmann'schen Bergen hin- und hergestiegen, hatte die Arbeiten der Winzer überwacht und, als man noch beim Schneiden war, sehr eifrig nach allen Fehlern gespähet, die man etwa beging. Es waren ausser ihm noch mehrere erfahrene Winzer im Spurmann'schen Dienste, welche die Weinbergsarbeiter, die man im Tagelohn beschäftigte, gut überwachten. Aber nicht lange hatte das gedauert, so war ein anderes Treiben drüben losgegangen.

Eines Tages waren aus verschiedenen Gegenden ungefähr zwanzig Mädchen eingetroffen, während viele männliche und alte erfahrene Arbeiter entlassen worden waren, Mädchen, die nicht geübte und eingewöhnte Winzerinnen schienen, sondern, wie man aus ihren Hantirungen sah, sich zum Theil erst in diese Arbeit nach den Anweisungen Horst's eingewöhnen mussten. Man sprach davon, Horst sei mit seiner Ansicht durchgedrungen, dass billigere Arbeitskräfte angestellt werden könnten, da man eine Reihe von früheren Winzerbräuchen, die Bütter noch geübt, als überflüssig gänzlich abstellen dürfe. Frauenarbeit sei immer billiger. Die alten erfahrenen Arbeiter waren entlassen und mit den Mädchen auch einige jüngere Arbeiter im Tagelohn eingestellt worden bis nach der Weinlese, wo sie wieder entlassen werden mussten, da man im Winter nicht so zahlreiche Arbeitskräfte bedurfte. Rüdig hatte sich gewundert und sich schon darüber seine Gedanken gemacht. Es waren unter den Mädchen einige sehr hübsche und frische Gesichter, nur wenige ältere Frauen; und wenn man so in die Spurmann'schen Gärten hinübersah, über ihre Hügel und in ihre Thaleinschnitte, so schien dort alles wie am Schnürchen zu gehen. Die Mädchen arbeiteten scheinbar fleissig, hatten die Räume und das Bögenmachen und andere Arbeiten sehr schnell bewältigt und hackten seit einiger Zeit unverdrossen im Felsenlande wie in dem weicheren Boden herum. Rüdig sah wohl einmal, dass Horst das eine oder andere der hübschen Kinder beim Kinn nahm, aber wenn er das gethan und sie dann zusammen gekichert hatten, arbeiteten sie nur um so emsiger und aufgeregter weiter.

Nur Abends und des Nachts war es dem Winzer aufgefallen, dass oft stille Pärchen im Weinberge umherhuschten oder sich weiter hinauf auf die Berghöhe in den Wald zogen; auch bei Tage konnte man hinter dem Weinlaub verborgen, oft einen jungen Kerl bei seinem Mädchen sehen; heimliche Liebesfeste schienen gefeiert zu werden; Kichern und Lachen klang unterdrückt bald da, bald dort, und es schien, als ob die Anwesenheit so vieler Mädchen die Bauernburschen und jungen Winzer ziemlich weit aus der Umgegend zusammenlockte und Mancher sich ein Schätzchen dabei eroberte. Rüdig sah, dass hinter dem scheinbaren Fleiss drüben doch kein rechter Ernst war.

„Der Horst?!" antwortete er auf Martha's Frage. „Der wird wohl eher Schuld sein, wenn drüben alles drunter und drüber geht und Spurmann's in diesem Jahre eine so geringe Ernte haben, dass sie Trauben kaufen müssen, wenn sie nur einen Theil ihrer Verbindlichkeiten erfüllen wollen. Mir hat schon der Rebenschnitt nicht gefallen, den sie heuer da drüben gemacht. In den letzten Wochen, wo noch so viel Reif gewesen ist, haben sie Abends viel zu lange gehackt und nicht zeitig genug aufgehört. Da hat der Erdboden nicht richtig abtrocknen können und der Frost ist zu scharf auf den umgeworfenen Boden aufgefallen. Sie haben auf den Stellen, die der Kälte ausgesetzt sind, zu zeitig mit dem Hacken begonnen und der Rückschlag auf die Weinstöcke ist nicht ausgeblieben. Denn es heisst:

„Mit der ersten Hacke nicht zu eilen,
Mit der andern aber nicht verweilen."

Martha frug beklommen: „Und daran soll nur der Horst Schuld sein?!"

„Nur der," erwiderte Rüdig bestimmt. „Er hat's zu verantworten, denn von den gedungenen Mägden und Knechten kann man nicht verlangen, dass sie wissen, wieviel es in der Weinpflege zu beachten giebt. Die Räume haben sie drüben auch zu zeitig begonnen und an vielen Stöcken kann man sehen, dass in Folge dessen die Fröste den Saft bis auf die Gerinne zurückgetrieben haben. Ganz ungeschickt haben sie auch die Thauwurzeln abgeschnitten; an manchen Stellen haben sie es gar nicht gethan und da sind die Stöcke schlickerig geworden und haben den Räuden bekommen, und die werden alle eingehen müssen. Nicht eine einzige Arbeit ist richtig besorgt worden; es ist lauter Fabrikarbeit: sie behandeln die Weinstöcke, als wären sie Cigarrendreher oder Fingerhutfabrikanten. Und Horst muss doch wissen, dass das die Weinstöcke schwächt und will's das Unglück, dass irgend ein Ungeziefer oder eine Krankheit hineinkommt, so haben die Stöcke keine rechte Widerstandskraft



W. Kossak. Gefangennahme des Generals Grafen Tsyzkiewicz während des Rückzuges von Moskau.

mehr, können die Krankheit nicht überwinden und gehen zu Grunde. Der Traubenansatz ist schon so schwach, trotz des günstigen Wetters, das gerade jetzt eingetreten ist, dass sie viele Fehler begangen haben müssen, die man ihnen gar nicht nachweisen kann. In welcher Verblendung muss Herr Spurmann gewesen sein, dass er diesem Taugenichts seine Berge anvertraut hat!"

Auf diese Worte hin begann Martha plötzlich erröthend, ihren Karsch tiefer in die Erde zu treiben und mit grösserer Kraftanstrengung durch den Boden zu ziehen. Sie empfand diese Anschuldigungen wie einen Vorwurf gegen sich selbst. Unvergesslich war ihr Horst's frevelhaftes Thun geblieben, als er seine Weinstöcke absichtlich so schlecht verschnitten hatte, um ihr seine Leidenschaft zu beweisen. Jäh war ihr Herz überrascht worden von dem wilden Thun des Mannes. Und jetzt schien er sie seit längerer Zeit zu meiden, nur ein um das andere Mal hatte er ihr über die Mauer einen leisen Scherz zugerufen, sich aber nie aufgehalten. Sie glaubte, er meide sie, weil Henneberg öfters zu ihr auf den Berg kam, um nach der Arbeit eine Stunde bei ihr zu sitzen. Und vielleicht war Horst's schlechte Verwaltung drüben nur die Folge davon, dass er glauben musste, durch Henneberg in ihrem Herzen verdrängt zu sein. Tiefe innere Verwirrung kam in ihre Gedanken und Gefühle. Sie hörte, wie Rüdig nach einer Weile sagte:

„Das kann drüben nicht so fort gehen. Zuletzt gefährdet es auch unseren Weinberg, wenn drüben die schlechte Wirthschaft bleibt; im Umsehen können sie drüben die Reblaus haben bei solcher Lüderlichkeit, und dann trifft es auch uns. Es muss Jemand zu Herrn Spurmann gehen und ihm auseinandersetzen, wie's steht, sonst streuen sie ihm so lange Sand in die Augen, bis er's erst im letzten Augenblicke vor der Ernte einsieht. Und ich habe mir gedacht, Martha, Du solltest einmal das Fräulein Marianne besuchen und ihr über Horst die Augen öffnen; wenn sie es einsieht, so wird der Alte auch kurzen Process machen, denn sie setzt ja bei ihm Alles durch. Es ist ja schon ein Skandal, dass jede Nacht ein Unwesen in den Bergen ist, und es anständigen Frauen zum Aergerniss machen muss, wie's da zugeht."

Martha schwieg. Die Zumuthung, sie solle die Anklägerin gegen Horst machen, entsetzte sie innerlich. Aber sie durfte nichts von ihren geheimsten Empfindungen merken lassen, alle Welt sprach schon davon, dass sie einmal Henneberg's Frau werden würde, Rüdig und Anna duldeten die Besuche, welche der Böttcher machte, in einer solchen Voraussicht. Wie durfte sie nun merken lassen, dass sie auch Horst heimlich im Herzen trug und doch für Henneberg's stilles Werben kein Nein fand, sondern hausfrauenhafte Sorge und Neigung zu ihm fühlte? Eine Zwillingsliebe zu zwei Männern, sich selber ungestanden und doch wechselvoll empfunden, doppelt glücklich und doppelt traurig. Blühten doch auch Zwillingsrosen oben vor ihrem Häuschen auf den Rosenstöcken und Zwillingsbeeren setzten in diesem fruchtbaren Jahre auch viele Weinreben an. Das musste sie wohl geheim halten, vor Anderen, vor sich selbst, vor ihrem eigenen Herzen.

Rüdig wunderte sich, dass sie schwieg. Er sagte:

„Ich würde selbst zu Herrn Spurmann gehen, aber unsereins kann doch einen Collegen nicht um Brot und Arbeit bringen."



Aquarell-Facsimile von Rich. Bong, Berlin W.

W. Kossak. Polnischer Husar.

„Und soll ich ihn denn um Brot und Arbeit und Ehre bringen?!“ frug Martha, indem sie sich aufrichtete aus ihrer gebückten Stellung. „Ist es nicht besser zu schweigen? Oder willst Du es nicht dem Herrn Horst erst selber sagen, Schwager?“

„Das würde doch nichts helfen. Es ist auch schon so viel verfehlt, dass nur eine andere Leitung vielleicht für's nächste Jahr die Berge wieder in die Höhe bringen kann. Er muss fort. Und wenn Du zu Fräulein Marianne gehst, so ist das eine ganz andere Sache, als wenn ich rede. Dir ist ja dieser Horst eine fremde Person, Du thust ein gutes Werk, denn die Spurmann's haben es nicht verdient, dass man sie so hintergeht aus reinem Leichtsinn.“



Jacek Malczewski. Des Künstlers Traum.

Martha schwieg wieder still und bückte sich, um Unkraut auszuschütteln und zusammenzuwerfen. Es wurde ihr so dumpf beklommen zu Muthe, dass sie in die Kniee sinken musste auf die Erde. Knieend schüttelte sie ihr Unkraut aus und tastete unruhig auf dem Boden umher, um die Quecken und Schlinggewächse zusammenzuraffen, die sie ausgehackt hatte.

Rüdig hackte mit grösserer Aufregung weiter. Je mehr er nachdachte, je mehr schien ihm aus der schlechten Nachbarschaft Gefahr für den Berg der Schwestern zu drohen; er sagte: „Weisst Du was, Martha? Hör jetzt auf mit dem Hacken; ich mache den Rest hier selber fertig. Geh hinauf, zieh Dich an und mache dem Fräulein Marianne gleich jetzt einen Besuch. Morgen fangen wir die Breche an; drüben haben sie auch damit schon begonnen; ehe sie die wenigstens auch verderben, ist es die rechte Zeit, Spurmann's noch zu warnen.“

Martha starrte ihren Schwager, auf dem Boden knieend, wie abwesend an. Was wollte er von ihr? Gleich jetzt sollte sie zu Fräulein Marianne geh'n und die Anklägerin machen? Sie strich sich langsam mit der Hand über die Stirn in die blonden Stirnhaare hinein, als müsste sie sich besinnen auf das, was sie gehört hatte.

„Geh', Marthelchen“, sprach Rüdig, der glaubte, sie sei von der Hitze und Arbeit ermüdet. „Es wird Dir gut thun, wenn Du dabei einen kleinen Spaziergang machst. Und setze dem Fräulein nur alles auseinander, wie ich Dir gesagt habe, dass sie wissen, was der Horst für ein Schlingel ist.“

Martha erhob sich langsam. „Ja, Schwager, ich will gehen“, sprach sie beklommen. Sie durfte es nicht merken lassen vor dem Manne ihrer Schwester, dass sie eher gestorben wäre, ehe sie ein Wort in dieser Sache über die Lippen gebracht hätte.

Sie ging und Rüdig sah sie mit stillem Wohlwollen zwischen den im Lufthauche sich biegenden Weinranken hinschreiten, bis sie hinter dem dichten Walde der Weinstöcke verschwunden war und er nur noch ihren blonden Kopf mit dem bunten Tuche über die Spitzen der grünen Reben hingehen sah, während sie die Weinbergstreppe hinauf stieg. Er schaute ihr mit dem Wohlgefallen nach, mit dem er oben im Blumengärtchen vor dem Hause seine Rosen aufbrechen und gedeihen sah.

Martha ging in's Haus und hinauf in ihre Kammer, wo die Nelken im Fensterstock blühen wollten und grüne Weinranken von dem uralten Weinstock, der das ganze Haus umsponnen hatte, im Lufthauche bewegt, an die Scheiben klopften. Sie starrte lange zum Fenster hinaus und sah dies leise Pochen und Anklopfen, als wollte der alte Weinstock ihr irgend etwas sagen und locke sie, dass sie ihr Fensterlein aufthue wie jemand, der Nachts an's Fenster des Liebchens pocht. Schon seit zwei Tagen hatte sie jede Nacht geträumt, Horst habe an ihr Fenster gepocht; sie hatte geöffnet, draussen aber hatte Henneberg mit traurigem Gesichte auf einer Leiter gestanden und unverwandt in ihr Zimmerchen geblickt. Einmal war sie erwacht und hatte doch noch immer das Pochen vernommen; sie war im Hemde nach dem Fenster geschlüpft und da hatte sie wohl gesehen, dass es die Weinranken waren, die draussen leise klopften und raschelten. Sie dachte daran, als sie nun von Neuem dies heimliche Klopfen sah, und fühlte ein Drängen in ihrem Busen so voll und bang, dass es ihr wehthat, weder Horst noch den Andern draussen zu seh'n.

Sie wusste nicht recht, was sie that, als sie sich jetzt allmählig ankleidete, um zu Marianne zu gehen. Sie zog ein gutes Kleid an und kämmte ihre Haare neu, steckte sie vor dem Spiegel auf und wunderte sich, dass sie dem Schwager so gehorsam war, wo es doch gar nicht in ihrer Absicht

lag, Horst zu verrathen. Aber hingehen wollte sie, schon damit kein And'rer es that, damit Rüdig in dem Glauben lebe, die Sache sei erledigt. Als sie ihr Mieder angelegt hatte und sich im Spiegel sah, fiel ihr ein, dass wohl das Fürtuch, welches Henneberg ihr geschenkt, sich hübsch auf ihren Schultern ausnehmen müsse. Sie öffnete ihre Lade, nahm das Tüchlein heraus und legte es mit einem heimlichen Liebesempfinden auf ihren Nacken. Dann setzte sie einen grossen Schäferhut auf und ging hinunter in den Garten.

Sie fand, dass ihr auf dem Busen noch eine Blume fehle, die sich hübsch ausnehmen müsse zwischen den Zipfeln des Fürtuchs. Sie wandelte zwischen den Rosenstöcken, die hier auf der Plattform vor dem Häuschen standen mit schönen vollen Rosen, in Rüdigs Pflege zu üppigem Gedeihen entfaltet. Sie suchte lange, aber keine wollte ihr gefallen. An einem der stärksten Stöcke, der ganz voll Knospen hing, die sich zum Aufplatzen drängten, leuchtete ihr aber auf einmal eine eben aufgebrochene Zwillingsrose purpurn entgegen. Zwei Rosen, gepaart auf einem Stengel, doppelt blühend im überreichen, überschüssigen Reichthum des Jahres. Sie brach sie ab und küsste heimlich beide Rosen, sah scheu von der Seite um sich und steckte sie dann vorn in's Mieder zwischen die Zipfel des Fürtuchs. Dann stieg sie die Treppe im Berge hinab, um unten im Thaleingange nach Spurmann's Villa zu gehen.

Unterwegs wollte es der Zufall, dass sie an Henneberg's Böttcherwerkstatt vorbei musste. Der Böttcher rollte eben in seinem Flur ein Fass herum, sah sie und nickte ihr grüssend unter der Arbeit zu, glücklich, als er sein Fürtuch von ihr getragen sah. Sie that aber, als habe sie ihn nicht bemerkt, schlug die Augen nieder und eilte am Hause vorüber auf der Strasse des Dorfes. Als sie die Spurmann'sche Villa von Weitem sah, begegnete ihr Horst, der eben aus der Gartenthüre herauskam. Auch er grüsste. Da schlug sie abermals die Augen nieder, als sähe sie ihn nicht und erwiderte seinen Gruss nicht. Er blieb steh'n und versuchte ein zweites Mal zu grüssen, aber sie blickte nicht hin. Da sah er ihr verwundert nach und dachte sich das Seinige dabei. Vielleicht war es jetzt Zeit, die „individuelle Behandlung" dieses holdseligen Gewächses zu ändern und einige and're kleine Abenteuer, die er unterdessen mit zwei and'ren Winzermädchen unterhielt, vor diesem schöneren Preise zurücktreten zu lassen. Er strich sich verwegen seinen Schnurrbart und seine Augen blitzten übermüthig leuchtend dem Mädchen nach.

Martha ging in Spurmann's Villa und liess sich bei Marianne anmelden. Marianne empfing die Nachbarin in ihrem Mädchenzimmer, das ganz mit Nippsachen, selbstgestickten Tischdeckchen, Sophabehängen und and'ren Herrlichkeiten geziert war.

Martha knixte verlegen, blickte etwas verworren d'rein und bot „guten Tag".

„Ich habe mir nur einmal die Freiheit nehmen wollen, einen Nachbarbesuch zu machen", begann sie etwas verwirrt. „Mein Schwager hat es schon immer gesagt, ich sollte es einmal thun und Fräulein Spurmann sind ja gar nicht hochmüthig."

„Aber ich freue mich ausserordentlich", sagte Marianne liebenswürdig. „Sie sind mir immer willkommen, liebe Martha, wir haben doch auch als Kinder zusammen gespielt."

Marianne hielt eine Schachtel mit Süssigkeiten in der Hand, aus der sie naschte. Martha sah mit Bewunderung ihre feinen, weissen, wohlgepflegten Hände und die Finger an, mit denen Marianne naschte. Sie blickte heimlich auf ihre rauhen und rothen Hände nieder, die von der harten Arbeit alle Feinheit verloren hatten, und sie besann sich, dass sie wohl Handschuhe hätte anziehen sollen.

„Es wird wohl heuer ein gutes Weinjahr geben. Bei uns steht, Gott sei Dank, Alles recht gut; und bei Ihnen ist es wohl auch so?"

„Ich wünsche weiter nichts, als eine rechte grosse Hitze, dass wir Alle wie am Spiesse braten," entgegnete Marianne lustig. „Bei uns steht Alles sehr gut; Herr Horst, mit dem wir sehr zufrieden sind, hat uns erst vorhin einen Voranschlag und Ueberschlag gemacht, wie viel Wein wir nach dem Traubenansatz in diesem Jahre erwarten können. Es soll in unseren Bergen alles sehr üppig stehen."

Martha schlug die Augen nieder. Was wollte sie denn hier, was hatte denn ihr Schwager gewollt, wenn alles so gut stand?! Da sah man ja, dass Rüdig wahrscheinlich nur an einigen schlechten Stellen hinübergeblickt hatte und daraus einen falschen Schluss auf's Ganze that. Wie nun? Wenn er aber doch Recht hatte, wenn Horst einen falschen, einen gefärbten Bericht an seine Herrschaft erstattet? Nein, das war unmöglich, das konnte er nicht thun, er war doch kein Betrüger. Also hatte Rüdig zu schwarz gesehen. Nun durfte sie vollends auf keinen Fall etwas sagen; nun musste sie ja schweigen.

Sie blieb eine Weile stumm und in neuer Verlegenheit sitzen. Endlich sagte sie:

„Ach, es freut mich sehr, dass Sie mit Herrn Horst so zufrieden sind."

„Er ist ein schmucker Mann," sagte Marianne leise lachend.

Martha blickte scheu zu ihr auf. Dann musste aber auch sie leise lachen und sie wiederholte: „Ach, ja, ein schöner Mann!"

„Und alle Mädchen sind in ihn verliebt!" meinte Marianne, indem sie der erröthenden Martha leicht mit dem Finger drohte und lächelte.

„Ach, wenn Sie nur heuer eine recht gute, volle Weinernte haben würden, Fräulein Marianne, das würde mir doch die grösste Freude sein! Und wenn nur alles recht üppig und saftig bei Ihnen in den Bergen steht, dann ist mir auch wohl."

Sie brach schnell ab, als hätte sie noch hundert Dinge auf dem Herzen, die aber ungesagt bleiben und wohl überhaupt niemals über eines Menschen Lippen kommen würden. Marianne erhob sich gleichfalls, verwundert und gerührt zugleich über den guten Wunsch des Mädchens, und als Martha sich verneigte, um zu gehen, bedauerte sie lebhaft, dass der kurze Besuch schon wieder abgebrochen werden sollte.

„Ich wollte ja auch nur einen ganz kurzen Nachbarbesuch machen," sagte Martha mit neuer Verlegenheit, ehe sie wieder ging.

Martha schritt nun nach Hause. Als sie an dem kleinen steinernen Bogenthore ihrer unteren Weinbergspforte anlangte, kam ihr Rüdig entgegen, der sagte, er müsse noch einen Gang nach dem Marktflecken hinunter thun, um einige Besorgungen zu machen. Anna sei noch nicht aus der Stadt zurück; die Kinder seien oben im Berge allein, sie möchte doch ein wenig auf sie Acht geben. Der letzte Rest der Hacke sei fertig, und morgen solle die Breche ihren Anfang nehmen.

Martha nickte bereitwillig und Rüdig frug:

„Nun, Martha, bist Du bei Spurmann's gewesen?!"

„Ja, Schwager," erwiderte Martha.

„Und hast Du auch Alles richtig ausgerichtet, wie's in ihren Bergen aussieht und was sie von Horst zu halten haben?!"

„Ja, Schwager," antwortete Martha, indem sie die Augen senkte und auf die Zwillingsrosen über ihrem breiten Mieder schaute. Sie wagte nichts davon zu sagen, dass Marianne glaubte, alles stehe gut und dass sie deshalb geschwiegen hatte.

„Nun, Gott sei Dank!" sprach Rüdig. „Ihr Frauen versteht ja so etwas immer am besten und ich bin froh, dass wir nun ein reines Gewissen haben können. Nun wird es wohl da drüben anders werden."

„Ja, sicher," erwiderte Martha leise.

Rüdig ging und Martha stieg hinauf in den Berg. Sie sollte nach den Kindern sehen, aber sie vermochte es nicht. Sie wollte allein sein, um die Lebensfülle in ihr selbst zu sänftigen. Sie ging auf ihr Zimmer, setzte sich am Fenster hin und nahm eine Stickarbeit zur Hand, um mit Fleiss daran zu arbeiten. Es sollten ein paar Hausschuhe für Henneberg werden; sie musste sich doch für das Busentuch irgendwie bedanken.

Auf einmal war es ihr, als müsste sie Horst durchaus etwas sagen, ihn warnen, wenigstens mit ihm sprechen, wenigstens in seine Augen sehen, ob es möglich sein könnte, dass er so falschen Bericht hatte erstatten können oder ob alles nur ein böser Traum sei. Es litt sie nicht länger im Zimmer; sie packte ihre Arbeit zusammen, um draussen im Freien weiter zu sticken und ihren Gedanken nachzuhängen.

Unwillkürlich lenkte sie ihre Schritte, langsam dahingehend, hinauf nach dem Felsen, den Rüdig in diesem Frühjahr mit neuen Rebenreisern besteckt und unter schwerer Mühsal urbar gemacht hatte, damit es einst einen guten Felsenwein gäbe.

Leise stieg sie um den eigenen Felsen herum. Sie erschrak, wenn unter ihrem Schritte ein Steinchen sich loslöste und den Berg hinabrollte. Auf der anderen Seite des Felsens kam die Spurmann'sche Mauer herüber, die an dieser Stelle ganz verfallen und in ein buntes Steingerölle zusammengestürzt war, um das Fliederbüsche und Brombeergestrüpp wucherten, mit



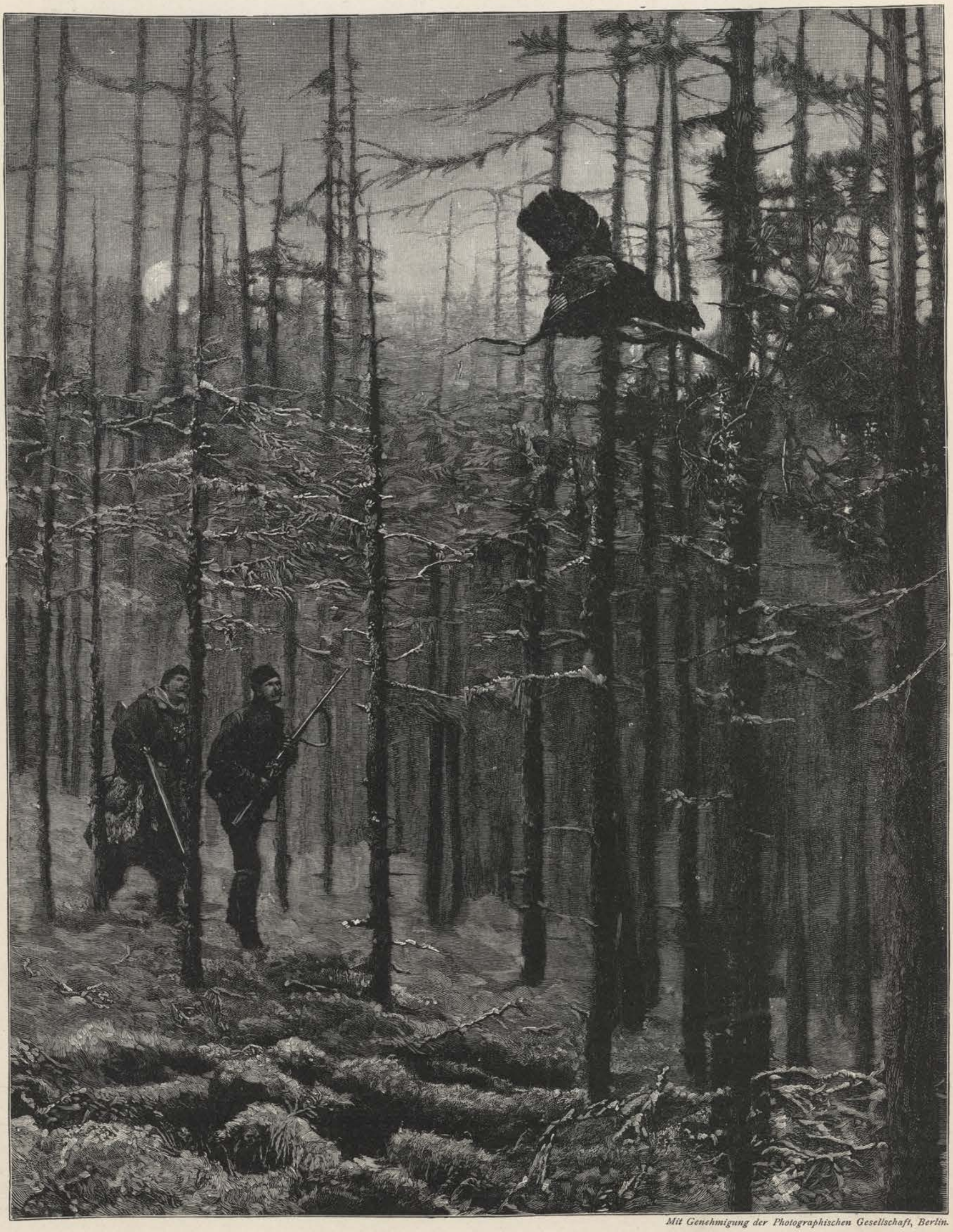
Jan Owidzki. Ein Votivherz.

Zweigen und Ranken alles einspinnend. Hier setzte sie sich auf den niederen Mauerrest und konnte ungehindert in das weite Nachbargrundstück sehen, während einige Schritte weiter die Höhle lag. Sie sass lange und stickte an den Schuhen für Henneberg. Sie ahnte nicht, dass, während sie in stillem Erwarten schaffte, nur wenige Schritte von ihr Horst in der Höhle lag. Sie hätte ihn sehen können, wenn sie nur ein paar Schritte weiter ging; der Felsen bildete die undurchdringliche Scheidewand.

Horst lag im Eingange der Höhle lang hingestreckt in der offenen Thüre auf einem Strohbündel, das für die Hefte, zum Anbinden der Weinranken hier hinaufgeschafft war. Er blickte mit weinseligen Augen von der Berghöhe in's Blaue hinaus, während neben ihm ein starker Krug voll guten Weines stand. Den setzte er wieder und wieder an den Mund, schlürfte mit Wollust grosse Züge hinab und merkte es kaum, wenn ihm der überlaufende Wein von der Lippe weg am Halse hinabrann.

Er blickte in seine Weinberge hinab, über welchen fluthende Sonnenhitze lag und in tausenden von schattigen Blättern grünstrahlend hindurchspielte, und er lebte sich in die Rauschvorstellung hinein, dass ein nie dagewesener Reichthum an Trauben hier zusammen reife. Mit heimlichem Schrecken hatte er seit einer Woche den dürftigen Traubenansatz gesehen, der in allen Spurmann'schen Bergen eingetreten war in Folge der schlechten Behandlung der Weinstöcke. Er hatte eingesehen, dass er nicht der Mann war, einem so grossen Betriebe vorzustehen, dass es ihm an praktischer Erfahrung fehlte trotz seiner Bildung und dass seine unruhige Liebessucht ihm vollends ein folgerichtiges Nachdenken und Pflegen der Weinstöcke verdarb.

[Fortsetzung folgt.]



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Josef Chelmonski: Auf der Auerhahnjagd.

Ist sie's?

Novellette von **Heinrich Mann.**

[Nachdruck verboten.]

Warum giebt es Menschen, die sehr viel langsamer alt werden als alle andern, und warum gehöre ich zu ihnen?

Wie meine eigenen, so vergesse ich häufig genug auch die Jahre der Andern. Es geschieht mir etwa, dass ich in einem Gesicht, von fern erblickt, das eines ehemaligen Reisecameraden zu erkennen meine. „Da ist er!" sage ich mir sogar ohne Ueberraschung, an die Zufälligkeiten des Findens und Verlierens auf Reisen gewöhnt. Bis ich dann, näher gekommen, mich erinnere, dass das Gesicht zwar dem ähnelt, das ich damals kannte — dessen jugendfrisches Lächeln nun aber längst durch Züge und Falten verunziert sein muss. Das sind meine traurigsten Stimmungen. Doch ist es anderer Art und mehr als solch' eine thörichte Verwechselung, das Abenteuer vom vorigen Frühjahr, dessen ich noch immer mit der gleichen ziellosen Unruhe, mit der gleichen gegenstandslosen Reue und Sehnsucht gedenke.

Gegen Ahend in Montreux angekommen, sass ich, während es schon stark dämmerte, hinter dem Kursaal im Garten, der zum See hinabführt. Das Nachmittagsconcert war beendet, der Garten leer und still; ich glaubte allein zu sein, als ich plötzlich in einer der Lauben, die keine der spärlichen Gasflammen mit ihrem Licht erreichte, ein schattenhaftes Profil erblickte, das mich heftig zusammenfahren machte. Halblaut entfuhr meinen Lippen der Name Jeanne. Dann fasste ich mich zwar, um mich zu erinnern, dass die Begegnung, die sich hier zu wiederholen schien, um zwanzig Jahre zurücklag.

Damals war ich in Montreux mit zwei jungen Ehepaaren dadurch in Verkehr gekommen, dass einer der Gatten zu meinen älteren Reisebekanntschaften gehörte. Seine Frau war eine Cousine Jeanne's. Diese war an einen Mann in den Fünfzigern verheirathet, eine hohe vornehme Erscheinung, doch bereits stark verfallen. Man befand sich wegen seines Lungenleidens dort, allein es schien mir, dass auch die Frau ausdrücklicher Pflege bedurft hätte.

Die respectvolle Neigung ihres Gatten schien sie voll zu erwidern und nur für die Sorgfalt zu leben, mit der sie den Kranken umgab. Sie führte ihn jeden Morgen die wenigen Schritte zu einer Bank am Strande, und während sie das Plaid um seine Schultern legte, sah man, wie sie ihn gleichzeitig mit ihrem sorgsamen Blick einhüllte, der in solchem Augenblick seine gewöhnliche Vagheit verlor. Er wurde fester und stützte sich auf den Mann, der wirklich ihr Halt sein musste und der ihr vielleicht den Glauben an das Leben und an alles Gute gegeben hatte. Denn sie war, eine Waise aus verarmter vornehmer Familie, in ihrer ersten Jugend mancher Unbill ausgesetzt gewesen und erst durch den Mann zu dem ihr gebührenden Range wieder erhoben worden. Eine unendliche Dankbarkeit beherrschte ihr ganzes Wesen.

Durch die Zufälligkeiten des täglichen Verkehrs wurden wir zuweilen allein auf einander angewiesen. Ihr Gatte entfernte sich wenig vom Hause, die Freundin fürchtete das Wasser, das Jeanne leidenschaftlich liebte. So ruderte ich sie häufig, am liebsten der sinkenden Sonne entgegen, deren Widerschein in ihren grossen stillen Augen ein Spiel mildgoldener Lichter hervorrief, indess ich ihre liebliche Gestalt von dem zarten Violett des jenseitigen Horizontes schmeichlerisch umgeben sah.

Ein einziges Mal habe ich sie lustig, fast ausgelassen gesehen. Wir feierten das Geburtsfest ihres Gatten Abends in einem kleinen Gartensalon des Hôtels. Der Mann ihrer Freundin erzählte drollige Geschichten und Jeanne, die in ihren Sessel zurückgelehnt, sich vor Lachen schüttelte, brachte ihn durch dazwischen geworfene Bemerkungen von einem auf's andere. Dann wieder suchte sie durch plötzliche Liebkosungen ihren Mann in ihrer Fröhlichkeit mit fortzureissen. Sie hatte nur zur Suppe ein wenig Sect genippt, doch zeigten ihre blassen Wangen eine flüchtige Röthe. Sie drückte das Spitzentuch kühlend darauf, dann sprang sie, mitten in der Unterhaltung, auf und trat auf die Terrasse hinaus.

Einen Augenblick später hörte ich sie hereinrufen:

„Seht, das ist ein Sternschnuppenregen!"

Da weiter Niemand darauf geachtet, erhob ich mich und trat zu ihr.

Die Lichtpunkte schossen über den Himmel, der auch noch in seiner nächtlichen Färbung wie von dunkelm Stahl, etwas von seiner weichen Schönheit bewahrt hatte — und sprühten drüben zwischen dem Gebüsch hernieder. Der Mond, in einer blauen Bucht schwimmend, milderte mit seinem Licht die grellbunten Reflexe, die zahlreiche Lampions, phantastisch an den Baumstämmen hangend, über das Laub warfen. Der silberne Strahl eines in der Weite plätschernden Brunnens schien im Stehen eingeschlafen.

Von der jungen Frau war die Lustigkeit abgefallen. Sie stand, gegen das Geländer gelehnt, doch so zart als berührte sie es nicht, wie eine Erscheinung, luftig, durch die der Mondstrahl hindurchfliessen zu können schien. Das kleine Haupt war leicht rückwärts geneigt, wie von dem Gewicht der Frisur hinübergezogen.

„Wie schön das ist!" flüsterten ihre Lippen.

„Wie schön!" wiederholte ich und aufathmend, fast ohne zu wollen, fügte ich hinzu: „Wie schön, dies in Ihrer Nähe zu geniessen — Jeanne."

Sie hatte sich aus ihrer träumerischen Haltung aufgerichtet, mit einer leichten doch bestimmten Wendung deutete sie in's Zimmer, wo ihr Gatte sass.

„Sie wissen, wem ich all' dies Geniessen danke", sagte sie leise, so leise und doch so eindringlich, dass ich schweigend den Kopf senkte.

Es ward still zwischen uns und dann war ich froh, drinnen unsere Namen rufen zu hören.

Als wir hineinkamen, war von einer Bergpartie die Rede, die für den folgenden Tag geplant worden. Sie war nur von uns beiden Männern beabsichtigt, aber mein Begleiter schlug vor, auch die Damen daran zu betheiligen.

„Sie sind nicht grössere Dilettanten als wir im Steigen", sagte er. „Warum wollen Sie uns allein lassen?"

Seine Gattin sagte für ihre Person zu, rieth aber ihrer Freundin von der Theilnahme ab.

„Aber was hindert mich denn, mit euch zu gehen!" rief Jeanne, die auch diesmal ihrer Sorge nachgab, den pflegebedürftigen Gatten des Standes ihrer eigenen Gesundheit nicht gewahr werden zu lassen.

Wirklich fand am folgenden Tage die Partie statt, die ich mir zum Voraus nicht als ganz ungefährlich vorstellen konnte. Denn wenn es auch keineswegs die Dent du Midi war, die wir zu ersteigen uns vorgenommen, so konnte doch in dieser ersten Frühlingszeit auch auf dem Wege zu dem bescheideneren Gipfel, den wir erstrebten, der Schnee noch tief genug liegen. In der That befanden wir uns bald mitten darin, ohne unsere Unternehmungslust dadurch stören zu lassen. Nach einer Stunde muntern Aufstiegs bemerkte ich ein leichtes Gleiten unter meinem Fuss. Dadurch aufmerksam gemacht, hielt ich mich fortan im Nachtrab. Blieb ich doch so auch Jeanne am nächsten, die mir in der ungewohnten Tracht doppelt reizend erschien.

Allmählich schien sie mir ein wenig theilnahmslos geworden, obwohl sie jede Müdigkeit leugnete. Glücklich am Ziel angelangt, verzehrten wir in Eile das mitgebrachte Frühstück, indess wir uns mittelst Cognac warm hielten. Dann ging es in gehobener Stimmung an den Abstieg, den ich eröffnete. Eine Strecke hinter mir hörte ich die Cousine, deren Lustigkeit durch das Gelingen des Unternehmens ganz entfesselt war, Jodler anstimmen, und hier und da eine kleine Galoppade wagen. Plötzlich vernahm ich zwei Schreie. Mich umwendend, sah ich die Freundinnen an einander geklammert, den Abhang herablaufen. Erst geschah es unter Lachen, dann folgten krampfhafte Versuche, den Schritt anzuhalten, und gleich darauf, als dies nicht gelang, von neuem kleine Schreie.

Alles ging in zwei Augenblicken vor sich. Ich hatte mich noch einmal kurz umgewandt. Der Weg war weder sehr steil, noch mit Hindernissen bedeckt, aber wenige Schritte unterhalb meines Standpunktes, auf den sie zuliefen, wandte er sich scharf nach links, gradaus gab es nichts als die noch immer beträchtliche Tiefe der senkrechten Wand. Ich rammte die Spitze meines Stockes in den Boden und stützte einen meiner ausgebreiteten Arme darauf, ganz mechanisch, und doch muss ich sagen, dass es die linke Seite, an der ich die Ankunft Jeanne's erwartete, war, die ich so stützte. Es hätte sein können, dass ich nur eine von ihnen aufzuhalten im Stande gewesen wäre,

Doch der Anprall der beiden jungen Frauen war so leicht, es war kein Kunststück ihm Stand zu halten. Einen Augenblick fühlte ich sie beide gleich Bewusstlosen an meiner Brust ruhen. Dann richtete die Stärkere von ihnen sich mit Hülfe ihres herbeigeeilten Mannes empor. Ich blickte unwillkürlich um mich: Nein, es war Niemand für Jeanne da als ich selbst, und so sah ich wieder auf ihr liebes, gegen meine Schulter gelehntes Haupt. Sie hob es halb empor und mit Entzücken bemerkte ich ihren Blick, der anfänglich unbestimmt schimmerte, allgemach Festigkeit erlangen, wie er sich auf den meinen stützte. Es war nicht nur ihr Gatte, auch ich konnte ihr Halt sein. Dann schien sie sich zu besinnen; reute sie der zu ausdrucksvolle Dank, den sie mir geschenkt? Ich erschrak und löste meinen Arm von dem ihren. Allein, sie sank an ihren Platz zurück und es war wie ein „Und dennoch!" Wieder fand ich ihren Blick und was nun darin lag, war vielmehr als Halt suchende Dankbarkeit, war viel anders als alles was ihr Auge je dem Gatten auszudrücken vermocht. Ich hielt den Athem an, dann, während ich es heiss in mir emporsteigen fühlte, flüsterte ich zum zweiten Mal ihren Namen: „Jeanne".

Dass solche Augenblicke, in denen wir die Unendlichkeit durchkosten, vorübergehen müssen wie andere! Dennoch war dieser kaum kürzer als Alles was folgte; Heimkehr und Abschied nach zwei Tagen, als die befreundeten Familien vorzeitig plötzlich abreisten. Aber so kurz er war, jener Augenblick, so enthielt er noch immer Stoff genug für die endlosen Träumereien, denen ich mich nun wieder einmal hingab in diesem selben Montreux, im Kurgarten, in tiefer Dämmerung.

Plötzlich blitzte das Licht einer der Bogenlampen vor dem Kursaalgebäude auf. Aufgeschreckt, gradaus starrend, ward ich an jenes schattenhafte Profil erinnert, dass all' meine Träumereien eigentlich veranlasst und an dessen Gegenwart ich kaum noch gedacht. Aber was sah ich? Das war ja sie, das war Jeanne!

Sie hatte, gleichfalls vom Lichte überrascht, den Kopf gewandt, so dass ich ihr gerade in das im weissen grellen Schein liegende Gesicht blickte. Das war

das zarte Oval, dessen Contouren, mit den feinen Senkungen, die die Grübchen andeuteten, sich mir so oft in mancher Nacht vor den geschlossenen Augen abgezeichnet, das waren die sanften Linien des Mundes, der Nase, der Stirn, das waren auch ihre Augen, zu denen sie nun, mit dieser unvergesslichen Bewegung, das langgestielte Lorgnon erhob.

Ich stand auf und ging langsamen Schrittes der Dame entgegen. Sie hatte einen Arm auf die Rückenlehne des Sessels gestützt. Weiss wie ihr Kleid umrahmte ein breiter Spitzenhut die Fülle des schlicht aufgenommenen mattgoldenen Haares.

Wie unter dem Bann ihres Blickes ging ich auf sie zu, als sich ihr im Rücken aus dem Schatten der Laube eine kleine schwarzgekleidete Dame loslöste, um mir beweglich entgegenzukommen.

„Sie sind es also doch!“ rief sie mir zu. „Und Sie Schlimmer geben sich erst jetzt zu erkennen!“

Ich erkannte die Cousine und sie wenigstens fand ich verändert. Ihre rundliche kleine Erscheinung, die mich daran erinnerte, dass zwanzig Jahre vergangen, rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ich begrüsste die Dame, die mich der Laube näher zu kommen hinderte. Mich einige Schritte fortziehend erklärte sie mit gemässigter Stimme:

„Das ist Jeanne's Tochter. Sprechen Sie ihr nicht von der Mutter, sie ist so namenlos empfindlich. Ach, Sie wissen wohl gar nicht, dass unsere arme Jeanne todt ist. Unser Erlebniss hat damals doch schlimmen Einfluss geübt. Bald darauf kam das Kind zur Welt, und es hat der Mutter das Leben gekostet. Sie haben auch nicht das Ableben meines Mannes erfahren. Wohin sollten wir die Mittheilung richten? Welch' Glück, dass wir nun doch einmal wieder zusammentreffen!“

Halb betäubt hörte ich sie an und wartete ab, dass sie geendet und mich dem jungen Mädchen zuführte.

So förmlich die Worte waren, die ich an dieses richtete und die sie mir erwiderte, so waren, was ich sah, dennoch dieselben Bewegungen, die mir aus den Stunden der holdesten Vergessenheit, der trautesten Träume im Gedächtniss, die mein Leben gekannt; das machte mich unfähig, auf die Unterhaltung der Tante einzugehen. Nur zum Schlusse ward ich wieder aufmerksam.

„Wie schade,“ rief sie aus, „dass Sie erst heute Abend anlangen mussten. Wir beide, Jeanne und ich, wären froh, hier einen so guten Bekannten in der Nähe gehabt zu haben. Aber wir müssen morgen früh abreisen. Wenn es nur nicht so dringende Abmachungen wären, die uns zwingen!“

Ich versprach, am nächsten Morgen zur Stelle zu sein und geleitete die Damen in ihr Hôtel.

Gegen Morgen erwachte ich aus fühllosem Schlaf, um alsogleich halbwachen Einbildungen zu verfallen, die mir bald Jeanne in meiner Nähe, am gleichen Platze gegenwärtig zeigten, mich bald mit mir in ein uferloses Traumland entführten, an das ich keine Erinnerung bewahre. Mit dumpfen Gedanken erhob ich mich und eilte, die Damen abzuholen.

Sie waren bereit und hielten darauf, in der Morgenfrische den Weg an den Bahnhof zu Fuss zu machen.

Unter kargem Gespräch waren wir bis an den steil zur Bahn aufsteigenden Weg gekommen, der See und Berge in weiter Aussicht beherrscht. Die Tante war, trotz meiner Versicherung, dass ihre Sorge um das Gepäck unnöthig sei, einige Schritte zurückgeblieben. Mein Blick suchte heimlich das Profil des jungen Mädchens, das sich gegen den lichtweissen Himmel abzeichnete, und erspähte ihre Augen. Ja, das waren die Augen der Mutter, in ihrer unweltlichen, räthselhaften Vagheit gemacht, in den schimmernden, webenden Sonnendunst dieses See's zu blicken. Das war, wovon ich nun mein Leben lang geträumt zu haben meinte. Ich fühlte es heiss in mir aufsteigen und wenn ich nicht in Thränen ausbrechen wollte, so musste ich sprechen, musste aussprechen, was geheimnissvoll und unverstanden vielleicht von den Phantasieen dieses Morgens in mir zurückgeblieben? Zum dritten Mal liess mich ein bedeutsamer Augenblick den einzigen Namen nennen.

„Jeanne!“ begann ich flüsternd, und als sie keine Miene bewegte: „Jeanne!“ wiederholte ich, „gedenken Sie jenes Augenblicks?“

Athemlos wartete ich, bis ich ihre Lippen sich bewegen sah. Sie bewegten sich, aber die Worte, die sie sprach, schienen dennoch nicht aus ihrem Munde zu kommen. Es war wie wenn sie sich aus einer geisterhaften Luft, die um ihr Gesicht spielte, eines nach dem andern, gleich unsichtbaren Perlen lösten.

Sie sprach aber diese Worte:

„Ja, ich denke daran.“

Mir ward es darauf, als verdichtete sich die frische Luft zu einem eiskalten Mantel, der sich auf meine Schultern legte. Ich wunderte mich, dass ich unter seinem drückenden Gewicht weiter schritt. Wir gelangten aber ruhig an den Bahnhof, mechanisch besorgte ich die Angelegenheiten der Damen und drückte meine Lippen auf die dargebotenen Hände.

Erst auf dem Heimwege, langsam und unsicher, begannen Fragen sich in meinem Geiste zu ordnen.

Waren jene bedeutungsvollen Worte von dem jungen Mädchen, das mir das erste Mal im Leben begegnete, unter dem Einflusse meines eigenen Willens gesprochen, der den dieses zarten empfindlichen Geschöpfes gebeugt? Waren sie durch eine jener seltsamen „Wirkungen in die Ferne“ vorbereitet, indem sich meine morgendlichen Phantasieen auf ihren Geist erstreckt? So wäre sie innerlich ohne Antheil an dem gewesen, was sie gesagt.

Hat Jeanne, in deren Seele eine so grosse Dankbarkeit lebte, meiner als dessen gedacht, der, wenn er ihr eigenes Leben nicht mehr retten konnte, dennoch das ihres Kindes bewahrt? Hatte sie, bevor ihr letzter Athem von ihr ging, diese Dankbarkeit, die in ihrer edlen Seele das vornehmste war, dem Kinde zugleich mit ihrem Leben vererbt und ihm so eine geheimnissvolle, verborgene Ahnung und wie eine Erinnerung an jenen einzigen Augenblick hinterlassen? Ist, was aus ihrer Tochter gesprochen, Jeanne's Seele? Ist sie's?

Zick-Zack

Als weiblicher Tscherkessenofficier wird sich in der bevorstehenden Berliner Circussaison eine junge Spanierin produciren, Rita del Erido, eigentlich von Geburt Amerikanerin, jedoch Tochter eines spanischen Grossindustriellen. Die junge 18jährige Señorita gilt als Beauté und ist eine Reiterin seltner Classe. Schon frühzeitig zeigte das junge Mädchen eine grosse Passion für Pferde, und als ihr im verflossenen Jahr ein ziemlich bedeutendes Vermögen zufiel, beschloss sie, werthvolle Pferde zu kaufen und sich zur Schulreiterin ausbilden zu lassen. Sie erwarb zu diesem Zweck zwei schöne Trakehner Fuchshengste, die sie dem Schulreiter Gustav Hüttemann in Dressur gab, sowie einen tadellosen englischen Vollblutwallach „Look out“, welcher, zum Springpferd wie geschaffen, mit seiner Reiterin Sprünge über feststehende Barrièren bis zu einer Höhe von 1,80 Meter ausführt. Auf diesen Sprüngen wird die Señorita von einem grossen sibirischen Windhund begleitet. Rita del Erido ist selbst auch Elevin der Hüttemann'schen Reitschule und hat ihr ausserordentliches Talent in Jahresfrist vortrefflich auszubilden gewusst, so dass ihr Debüt in Berlin einen interessanten Abend für alle Circushabitués bilden wird. Sie reitet mit viel Verve und erinnert in ihrer vorzüglichen Haltung zu Pferde, namentlich im Herrensattel à califourchon, an die elegantesten Amazonen vergangener Zeiten. Der moderne Circus zeitigt selten derartige fesselnde Erscheinungen, wie die junge spanische Reiterin, welche, von guter Erziehung und trefflicher Bildung, bei dem reiterlustigen Volk Deutschlands, dem James Fillis, der berühmte Schulreiter, das grösste Verständniss für die Reitkunst zuschreibt, gewiss eine ungetheilte herzliche Aufnahme finden wird.



Rita del Erido. Nach einer Photographie von M. Ziesler, Berlin.

H.

* * *

Der Erbauer des Nord-Ostsee-Canals, der Wirkliche Geheime Oberbaurath Baensch, ist am 6. Juni 1825 in Zeitz geboren als Sohn des Postraths Baensch. Nach Absolvirung des Gymnasiums widmete er sich dem Studium der Mathematik und des Baufaches auf der Berliner Bau-Akademie und trat 1846 als Land- und Wasserbau-Inspector in den preussischen Staatsdienst. Auf dem Gebiete des Wasserbaues war seine erste Arbeit der Entwurf zu einer Ueberbrückung der Elbe, welche jedoch nicht zur Ausführung gelangt ist. In einer späteren Stellung bei der Regierung zu Liegnitz, in welcher ihn Hochbauten in Anspruch nahmen, richtete er sein Studium auf Eisen-



Wirkl. Geh. Ober-Baurath Baensch.

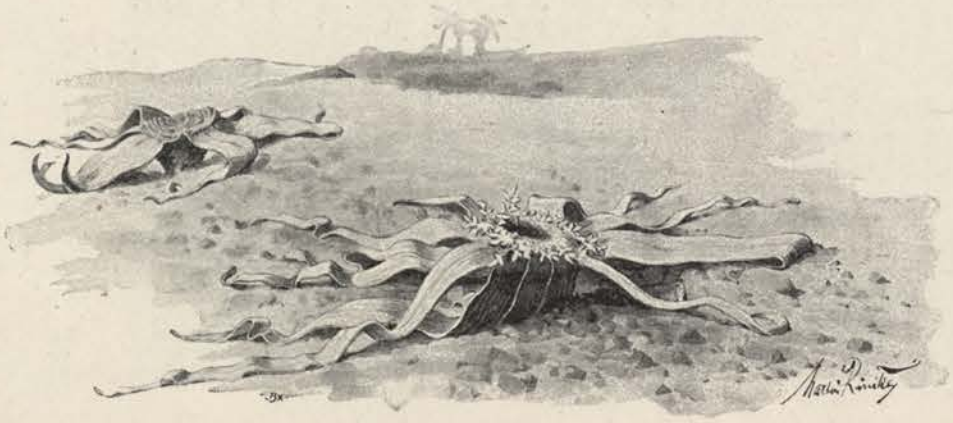
und Brücken-Constructionen; in Folge dessen übernahm er zwischen 1858 und 1862 den Bau zahlreicher rheinischer Eisenbahnbrücken und Bahnhofsanlagen; unter den letzteren hat in fachmännischen Kreisen seine Centralwerkstätte zu Witten bedeutende Anerkennung gefunden. Ein neues Arbeitsfeld eröffneten ihm seine umfangreichen Studien über die Ursachen der wechselnden Meeresströmungen an der Küste Rügens und über den Einfluss derselben auf die Küste — Arbeiten, deren Ergebnisse er in seiner Abhandlung: „Studien aus dem Gebiete der Ostsee" niedergelegt hat. Diese haben in Fachkreisen hohe Beachtung gewonnen. Zu dieser Zeit, in welcher er sich auch mit dem Seeleben und Schiffsbau vertraut machte, führte er den Bau mehrerer hinterpommerscher Häfen aus. Stromregulirungen nahmen Baensch von dem Jahre 1871 an nach seinem Eintritt in das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten als vortragender Rath in Anspruch. Die Elbschifffahrt verdankt seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete einen grossen Aufschwung, und seine Main-Canalisirung hatte die ungeheure Verkehrssteigerung von jährlich 213 000 Centnern auf 20 Millionen zur Folge. Danach wandte er sich der Rheinregulirung zu. Dann aber ging seine Wirksamkeit auf die schleswig-holsteinischen Küsten über, bei welchen es galt, dieselben gegen die Angriffe des Meeres zu schützen. Aus dieser Zeit stammt seine Arbeit über die Sturmfluth in meteorologischer und hydrotechnischer Beziehung, welche eine ganz hervorragende Bedeutuug für den Schutzbau der Küsten gewonnen hat. Nunmehr folgte das Hauptwerk seines Lebens: der Bau des Nord-Ostsee-Canals.

* * *

Ein chinesischer Redacteur lehnt ein Manuscript mit folgendem Schreiben ab, das in erquicklichem Gegensatz zu unseren Formularen steht: „Siehe Deinen Sclaven hingeworfen zu Deinen Füssen. Ich beuge mich nieder vor Dir und erflehe von Deiner Güte die Gnade, leben und sprechen zu dürfen. Dein geehrtes Manuscript hat geruht, das Licht seines hehren Inhalts auf uns fallen zu lassen. Hingerissen haben wir es durchflogen. Bei den Gebeinen meiner Ahnen, nie habe ich solchen Witz, solches Pathos, solch' hohe Gedanken gefunden. Mit Furcht und Beben schicke ich das Schreiben zurück. Denn wollte ich den Schatz, den Du mir gesandt, veröffentlichen, dann würde der Kaiser befehlen, man solle ihn zur Norm machen — nichts dürfte mehr veröffentlicht werden, ausser was ihm gleicht. Wenn man aber, wie ich, die Literatur kennt, so weiss man, dass in zehntausend Jahren nichts erscheint, dem gleich, was Du geliefert hast. Darum sende ich Dir Dein Schreiben zurück. Zehntausendmal flehe ich um Deine Nachsicht. Glaube mir, mein Haupt liegt zu Deinen Füssen. Mache damit, was Du willst. Deiner Sclaven Sclave „der Herausgeber"."

* * *

Ein wunderbares Pflanzengebilde ist die in Afrika heimische Welwitschia mirabilis. Zur Familie der Guntaceen gehörig, zeichnet sie sich dadurch aus, dass ihre Holzmasse nur wenige Centimeter über den Boden hervorragt, der Rest aber keilförmig in die Erde eingesenkt ist. An der Oberfläche breiten sich die holzigen Theile dieses sonderbaren Gewächses in Form einer flachen Tafel von 3—4½ Metern aus. Von dieser Tafel gehen die lederartigen, bis zwei Meter langen, bandförmigen Blätter aus, welche im Alter durch zahlreiche Längsrisse in einzelne Streifen getheilt sind. Die männlichen Blüthen stehen in zapfenförmigen, scharlachrothen Aehren, die zusammen einen rispigen Blüthenstand bilden. Die ähnlichen weiblichen Blüthen sind sehr viel grösser. Die Pflanze wurde 1860 von dem Botaniker Welwitsch in Loanda entdeckt und wächst in den sandigen Wüsten der südlichen afrikanischen Westküste zwischen Nossamedes und Kap Negro und in Damaraland an der Walfischbai.



Welwitschia mirabilis.

* * *

Um eine Reise zu Fuss durch zwei Königreiche, zwei Herzogthümer und drei Fürstenthümer in der kurzen Zeit von 5 Stunden und 40 Minuten auszuführen, braucht man sich nicht in ein Märchen-Wunderland zu versetzen oder mit Siebenmeilenstiefeln auszurüsten; unser deutsches Vaterland bietet vielmehr Gelegenheit zu einer solchen, nicht einmal anstrengenden Leistung. Man wählt, wie die „Deutsche Verkehrszeitung" angiebt, als Ausgangspunkt den zum bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken gehörigen Ort Steinbach, Station der Eisenbahn Gera—Saalfeld—Lichtenfels, begiebt sich von dort in ½ Stunde nach Lichtentanne (Sachsen-Meiningen) und weiter in 1½ Stunden nach Rauschengesess (Reuss ä. L.). Das nächste Ziel, Gleima (Schwarzburg-Rudolstadt), ist in 10 Minuten zu erreichen; nach ferneren 30 Minuten führt der Weg nach Altengesess (Reuss j. L.). In 1½ Stunden kommt man nach Drognitz (Preussen), um endlich an den Endpunkt der Reise: Saalthal (Sachsen-Altenburg) zu gelangen. Früher hätte man da sieben Mal seinen Pass zeigen müssen.

* * *

Die Bestrebungen des Weibes, es in allen Stücken dem sogenannten „stärkeren Geschlecht" gleich zu thun, finden — es liegt eine leichte Ironie des Schicksals darin — ihren bedeutsamsten Niederschlag in der Mode. Das „divided skirt", der hosenartig getheilte Rock, fand seiner Zeit aus ästhetischen Rücksichten vielfachen Widerspruch. Heute feiert er seinen praktischen Triumph im Sport. Die Radfahrerin hat damit angefangen, sich trotz aller englischen Prüderie daran zu erinnern, dass sie sich zweier Gliedmaassen erfreut, die man gemeinhin Beine nennt, und die Reiterin muss wohl oder übel nachfolgen. Besonders seitdem der männliche Sitz zu Pferde nicht mehr ein Privilegium des starken Geschlechtes ist, gewinnt die Hosenfrage actuelle Bedeutung. In England hat man sie in der in unserem Bilde angedeuteten Weise gelöst. Ein überrockartiges Reitkleid ist hinten aufgeschlagen und ermöglicht der Dame so den Herrensitz.



Neues Reitkleid.

* * *

Jeden 19. April — dem Todestage Beaconsfield's und Byron's — findet sich unter den Todesanzeigen der „Times" folgende Notiz: „In Memoriam." Georg Gordon Noel, Lord Byron starb edel für Griechenland zu Missolonghi am 19. April 1824.

"When Love who sent forgot to save
The young, te beautiful, the brave."

Sir Walter Scott sagte in Bezug auf seinen Tod:

"It is as if the sun had gone out."

Diese Notiz hat folgende Geschichte: Eine Dame stiftete ein Vermächtniss, damit jedes Jahr am Fuss der Byron-Statue in „Hamilton Gardens" ein Kranz Maréchal-Niel-Rosen niedergelegt und in den „Times" die „In Memoriam"-Notiz eingerückt werde, und zwar so lange, bis die Behörden der Westminsterabtei dem Namen „Byron" einen Platz in der „Dichterecke" gönnen.

* * *

Das Deutsche Theater hat dermalen an jungem Nachwuchs keinen Ueberfluss. Eine recht fleissige Um-



Alma Rügheimer.

schau nach Talenten erscheint demnach geboten. Das Schiller-Theater hat den Vorzug gehabt, eine Reihe jüngerer Kräfte nach Berlin zu ziehen, die sonst in stiller Bescheidenheit in der Provinz weiter vegetirt hätten. Alma Rügheimer gehört zu den sympathischen Mädchenerscheinungen, wie sie die Bühne braucht, um des Wohlwollens des Publikums unter allen Umständen sicher zu sein. Eine geborene Meiningerin, genoss sie den Unterricht der hohen Frau, deren Zeit zwischen landesmütterlichen Sorgen und Theaterinteressen getheilt ist. Nach einigen Versuchen in der Heimath ging sie mit dem Meininger Ensemble nach Russland. Am Schillertheater fand sich für ihre liebenswürdige Begabung kein rechter Raum, und so wird sie denn mit der nächsten Saison dem Neuen Theater angehören, wo sie in Ferréol debütirte. Ihre Eigenart dürfte sie auf das moderne Salonstück hinweisen, wie denn Figur und Organ mehr für den natürlichen Conversationston, als für den Ausdruck starker Leidenschaft geeignet erscheinen. Jedenfalls ist Alma Rügheimer ein beachtenswerthes Talent, das nur aufmerksamer Pflege bedarf, um sich voll zu entwickeln.

* * *

In Mecklenburg kann man durch Gutskauf Landesvertreter werden und so indirekt die Schicksale seines engeren Vaterlandes bestimmen helfen. Eine grosse Hamburger Tageszeitung brachte dieser Tage die Anzeige, dass ein genau bezeichnetes Rittergut zwangsweise zum Verkauf gelange. Schliesslich, nach einer Beschreibung des Gutes, wird in der Anzeige — giebt es wohl eine schönere Empfehlung des Kaufobjectes? — gesagt: „Mit dem Besitze des Gutes ist ein Sitz in der Landesvertretung verbunden. Die Besteuerungsverhältnisse sind in Mecklenburg für Kapitalisten besonders günstig.“ Hier ist also die Fähigkeit, den „Gesetzgeber“ und „Volksvertreter“ zu spielen, käuflich.

* * *

Die zahlreichsten Geyser finden sich im Yellowstone-Nationalpark in Nordamerika, dessen Ausdehnung grösser ist, als die des Königreichs Belgien. Dort sprudeln Geyser der verschiedensten Art. Bald entsenden sie permanente Dampfsäulen, bald intermittirende gigantische Wasserstrahlen bis zu 40 Meter Höhe, bald ist ihr Wasser lauwarm, bald so heiss, dass der Angler, der einige Meter entfernt in den kalten Wellen des Sees einen Fisch gefangen hat, diesen im Geyser kochen kann, ohne ihn von der Angel zu nehmen. Das Charakteristische der meisten Geyser ist die kurze Dauer der Eruption und deren regelmässige Wiederkehr. Der bekannteste und berühmteste im Yellowstonepark ist der „Old Faithful“, der alle 65 Minuten während fünf Minuten eine Wasser- und Dampfsäule entsendet. Auf einfache Weise kann man den Vorgang im Kleinen wiederholen, indem man eine dünne Metallröhre, die oben eine weites Bassin trägt, mit Wasser füllt und unten durch eine starke Flamme erhitzt, wie unsere Abbildung es veranschaulicht. Die unteren Schichten des Wassers gerathen bald in Siedehitze, können aber keinen Dampf entwickeln und entsenden. Allmählich steigt das Kochen in der Säule immer höher, die Spannung wird immer grösser, bis endlich der Moment kommt, in dem der Druck des gefangenen Dampfes grösser ist als der, welchen die darüber befindliche, noch nicht siedende Wassermasse ausübt — dann befreit sich endlich der Dampf, sprüht hoch auf aus der Röhre heraus und reisst eine mehr oder weniger grosse Menge des über ihm befindlich gewesenen Wassers mit sich empor. Das Wasser fällt abgekühlt in das Bassin und die Röhre zurück und binnen wenigen Augenblicken beginnt das Spiel von Neuem. Der Vorgang ist genau derselbe wie bei den wirklichen Geysern, nur dass diese einen fortwährenden Wasserzufluss und dadurch unbegrenzte Dauer haben, während die künstlichen bald durch Verdampfen erlöschen. Durch farbige Beleuchtung einer solchen Dampf- und Wassersäule lässt sich ein hübscher Effect erzielen.



Ein künstlicher Geyser.

* * *

Die Sommerfeste der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft erfreuen sich einer stets zunehmenden Beliebtheit in der Reichshauptstadt. Tout Berlin war jüngst in der prachtvoll decorirten Flora zusammengeströmt, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Einleitung der Festlichkeiten bildete die Enthüllung einer stattlichen Reihe überlebensgrosser Statuen und Gruppen, die sich als eine Triumphallee der Isten und Ismen darstellte. Da sah ein blau angelaufener Impressionist die ganze Welt durch eine blaue Brille an und verewigte sie in demselben Farbenton auf der Leinwand, da öffnete sich eine Plein-Airistin den durch einen Luftsack gebildeten Leib mit einer Scheere in dem heissen Verlangen nach „Luft, mehr Luft“, da betrachtete ein naturalistischer Bildhauer mit ernstschwärmerischem Blick einen soeben modellirten Kohlkopf, während ein Realist sich an einem Strick aus dem Sumpfe der pessimistischen Wirklichkeits-Malerei herauszog. Der moderne Idealismus wurde durch eine auf den Krücken der Tradition heranhinkende, aber gleichzeitig auf einem Goldsack fussende „Schöne“ personificirt. Ein Secessionist sägte unentwegt den Ast der akademischen Bildung unter sich ab. Das grosse Nichts, der Nihilismus, wurde durch eine groteske Malerfigur angedeutet, die mit verzweifelnder Gebärde die leeren Hosentaschen zeigte, und einen freudigen Ausblick auf die Zukunft des Künstlers gewährte ein auf einem Schwein den Weltball umreitender Künstler, dessen Hand sich hoffnungsfreudig nach der das Rüsselthier schmückenden Grossen Goldenen Medaille ausstreckt. Das Ganze aber stand unter dem Zeichen des wiedergeborenen Naturempfindens, des todt geglaubten und doch unter uns lebendigen grossen Pan. Seine Augen zwinkerten lustig auf die festlich gekleidete Menge herab, die lachend und Beifall spendend der Eröffnungsrede lauschten. Die Worte des Redners galten einer humoristischen Erläuterung dieser plastischen Satire auf die neuen Richtungen in der Kunst.



Fest der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in der Flora zu Charlottenburg. Photographie von Franz Kühn, Berlin.



Fährt noch Jemand mit?
Original-Zeichnung von O. Marcus.

Londoner Verkehrsleben.

Der Blick von Ludgate Hill an den gewaltigen Massen der St. Pauli-Kirche vorüber nach Ost und West, ist von überwältigender Grossartigkeit. Durch den Viaduct der Eisenbahnverbindung zwischen Ludgate- und Holborn-Station in neuerer Zeit beeinträchtigt, bietet er doch noch heute die vollendetste Anschauung des Verkehrslebens der Millionenstadt. Die sich östlich hinziehende Cannon-Street erhält im Wesentlichen ihren Charakter durch ihre grossen Waarenhäuser und durch die hier mündenden Eisenbahnlinien. Der Kaufmann, der auf der Districts-Bahnstation angekommen, im Sturmschritt seinen Omnibus zu erreichen sucht, denkt nicht mehr daran, dass hier einst in einem relativ stillen Winkel die Gilde der Lichtzieher gehaust, nach der der ganze Bezirk Candlewick genannt wurde. Und der bescheidene Kerzenfabrikant von anno dazumal würde den für wahnsinnig erklärt haben, der ihm gesagt hätte, dass die South Eastern Company 200 Jahre später von hier aus den Londoner an einem und demselben Tage nach Paris befördern würde.

Ist Cannon Street vorwiegend der Tummelplatz des Kaufmannes, so berühren sich auf der langgestreckten Linie des Strandes Vergnügungs- und Geschäftswelt. Am Strand liegt die Mehrzahl der grösseren Theater: Lyceum, Savoy, Opera Comique, Terry's, Strand, Gaiety, Adelphi, Vaudeville; Old Drury, Covent Garden und Toole's befinden sich in unmittelbarer Nähe. Wer gegen die Londoner Sitte nach der Vorstellung noch ein Restaurant aufsuchen will, kann sich bei Gatti und Romano alle Delicatessen der Saison auftragen lassen. Als Centrum für das Zeitungswesen findet der Strand nur noch in Fleet Street einen Rivalen. Als Knotenpunkt des Buchhandels erweist sich die Gegend schon dadurch allein, dass hier die Firma Smith & Son ihre Bureaus hat, von denen aus alle drei Königreiche mit geistiger Nahrung versorgt werden.

Was in London an Reisenden ankommt, muss den Strand passiren. Selbst die Passagiere der Penny-Dampfboote, die bis in den späten Abend hinein die Themse befahren, machen den Strand zu einem Sammelpunkt aller derer, die nach des Tages Last und Hitze Erholung suchen. So ist und bleibt der Strand der Culminationspunkt des Londoner Verkehrslebens, mit dem selbst die nächste Umgebung von Mansion House nicht zu vergleichen ist. Hier drängen sich Geschäftsmann und Pflastertreter, Schauspieler und Geistliche, Modedamen und Blumenmädchen, Soldaten und Diener, fashionable Kutscher und Cabmen an einander vorüber, stumm und gleichgültig, die Gesammtbevölkerung der Grossstadt repräsentirend.

Der Strand und Oxford Street sind die beiden gewaltigen Pulsadern, durch die das Lebensblut der Metropolis in rasendem Tempo dahinrauscht. Die dazwischen liegenden Viertel sind von einem System enger Canäle durchzogen, durch die der Verkehr in langsamerem Tempo hindurchsickert. In diesen Gassen und Gässchen entwickelt sich ein eigenartiges Stillleben, das in seiner Bethätigung doch wieder von der Nähe des Strandes abhängig ist. So weiss der Strassen-Musikant, besonders der Drehorgelspieler, sehr wohl, dass er am Strand selbst nicht geduldet werden würde. Aber er findet seinen Hörerkreis am leichtesten, wenn er sich in der unmittelbaren Nachbarschaft, „so um die Ecke herum" aufhält. Da bietet sich ihm eine nicht zu unterschätzende Helfershelferin in der „Strassentänzerin". Er hütet sich wohl, die nicht eben fashionable gekleideten Damen zu vertreiben, die um ihn herumwirbeln nach dem Tacte des neuesten Gassenhauers. Der Fremde fragt sich erstaunt, wo diese halbwüchsigen Mädchen mit ihren cancanirenden Bewegungen her kommen. Von einem italienischen oder französischen Maître haben sie sicher keinen Unterricht erhalten. Aber vielleicht wird er Gelegenheit haben, sie um die Weihnachtszeit herum in dem Chor irgend einer Pantomime in dem Drury Lane-Theater zu bewundern.



Abend auf der Themse.
Originalzeichnung von O. Marcus.

Der Strand zwischen den Law Courts und Charing Cross ist die Feststrasse der Londoner. Wie viel Aufzüge mögen da stattgefunden haben von der Zeit an, als Königin Elisabeth nach der St. Pauls-Kathedrale zog zum Dankgottesdienst für die Vernichtung der spanischen Armada, bis zum Leichenbegängniss des Herzogs von Wellington im Jahre 1852. Literatur und Kunst haben sich am Strand von jeher ein Rendezvous gegeben. Hier wurde Lord Bacon geboren, Ben Jonson ging in Northumberland Street zur Schule, und Garrick wohnte im Adelphi-Theater.

Aus kleinen Anfängen heraus hat sich der Strand entwickelt. Ursprünglich ein Fussweg, der über die am Nordufer der Themse hingelagerten Sümpfe führte, änderte sich sein Charakter mit der Begründung der Westminster-Abtei und mit der Erbauung einer Königlichen Residenz. An der Südseite des Strandes und in der nächsten Umgebung erstand nach und nach eine Reihe glänzender Paläste: Essex-, Somerset-, York- und Northumberland-House. Die Nordseite ist die bei Weitem modernere, hier liegen, wie oben erwähnt, die Theater und die Redactionen der grossen Londoner Zeitungen. Heute genügt der Strand nicht mehr den Anforderungen des Verkehrs. Während man in der City überall für Verbreiterung der Strassen zu sorgen beginnt, bleibt am Strand so ziemlich alles beim Alten. So ist es ein geradezu unbegreiflicher Missstand, dass es zwischen dem Strand und Oxford Street nicht eine einzige directe Verbindung giebt. Man gelangt nach der nördlichen Verkehrsader nur durch ein Labyrinth von Gässchen, deren Passiren bei Tage unbequem, bei Nacht geradezu lebensgefährlich ist.

Eine eigenartige Ergänzung des offen zu Tage tretenden Verkehrslebens in London bildet das durch die Metropolitan und Suburban Railways gebildete Eisenbahnnetz, das die Millionenstadt mit seinem zum Theil unterirdischen Linien umspannt und durchzieht. Sie sind in diesen Artikeln schon öfter erwähnt, bieten aber immer neuen Stoff zur Beobachtung. Die im Volksmunde als „Rattenbahn“ bezeichnete „Unterirdische“ wurde mit einem Actiencapital von 200 000 Pfund begründet, ging ursprünglich von Paddington nach Farringdon Street, kostete in Wirklichkeit 1 300 000 Pfund und beförderte schon im ersten Jahre ihres Bestehens 9½ Millionen Passagiere. Heute umfassen die Linien die ganze Stadt und stehen mit dem gesammten, nach London führenden Bahnnetz in Verbindung. Die Metropolitan Railway Company wird im Durchschnitt jährlich von 81 Millionen Menschen benutzt. Auf der Strecke von Farringdon bis Moorgate Street liegen vier Geleise nebeneinander, auf denen an jedem Wochentage etwa 1450 Züge verkehren. Die Wagen sind bequem und wohl erleuchtet. Die Maschinen arbeiten mit Rauch verzehrenden Apparaten, und doch ist selbst der kurze Aufenthalt in den Coupé's kein besonders angenehmer. Aber der Eingeborene weiss seine „Unterirdische“ zu schätzen. Er steigt von dem an der Strasse gelegenen Stationsgebäude aus die Treppe hinab, lässt das vorher gelöste Billet vom Schaffner coupiren und vertieft sich, sobald er seinen durch eine Aufschrift an der Locomotive bezeichneten Zug gefunden, in seine Zeitung. Am Ziele angelangt, verlässt er die Plattform durch den mit „way out“ kenntlich gemachten Ausgang, und taucht spurlos in dem Verkehrstrubel der Weltstadt unter, um gegen Abend auf demselben Wege in sein im Westen belegenes Haus zurückzukehren. Um diese Zeit beleben sich die Strassen noch einmal. Die darauf eintretende Verkehrspause wird dann durch das in die Theater strömende Publikum unterbrochen. Nach Schluss der Vorstellungen versinkt London früher als andere Grossstädte in die Nachtruhe. Selbst der Spätabend sieht nur noch eine mässige Belebung der Fahrstrasse auf der Themse, über deren dunkle Fluthen vereinzelte, von Ausflügen heimkehrende Vergnügungsboote dahingleiten.

London ist keine Vergnügungsstadt, sondern ein Geschäfts-Centrum, in dem der ganze Welthandel der vereinigten Königreiche und Colonieen zusammenströmt. London ist auch keine schöne Stadt. Der Fremde bewundert es, ohne es zu lieben. Dem Engländer aber ist es noch weit mehr, wie Paris dem Franzosen, das Herz des Vaterlandes. Selbst der schlichteste Provinziale geht mindestens einmal im Jahre „to Town“. Er besucht die Theater, macht seine Einkäufe und pflegt seine geselligen Beziehungen. Das ist die sogenannte Season in der London sein Festkleid anlegt, ohne darum an geschäftlichen Allüren einzubüssen. Dass diese Zeit in das Frühjahr und in den Anfang des Sommers fällt, hängt mit den sportlichen Neigungen des Engländers und mit dem verhältnissmässig milden Winter zusammen. Während der Season sind die Hôtels überfüllt, in den Kaufläden drängen sich die Kunden, die Theater machen glänzende Geschäfte. Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Getriebes aber wird Hyde Park mit seinen Rasenflächen und breiten Alleen. Da strömt alles zusammen, was im Stande ist, sich Wagen oder Reitpferd zu halten. Besonders zwischen zwölf und zwei Uhr Mittags sammelt sich hier die ganze „Gesellschaft“, Grüsse austauschend, coquettirend und angestaunt von der Menge, die trotz alles Freiheitsbewusstseins die Ehre zu schätzen weiss, einen wirklichen Lord mit dem Aermel gestreift zu haben.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Da war nun der Wein Horst's heimlicher Tröster. Er trank mehr als je, und in dem stillen Rausche, den Niemand ihm anzusehen vermochte, da er sich äusserlich sehr gut zu halten wusste, lebte er sich in den Glauben hinein, es sei nur eine falsche Vorstellung, dass bei ihm alles so schlecht stehe. So war er hingegangen zu Spurmann und hatte einen Voranschlag über die Ernteaussichten gemacht, der das Glänzendste versprach und, indem er so hinabschaute aus seiner Höhle auf die Berge, sah er die schönsten Hoffnungen wie eine grünende Wirklichkeit an den Reben hängen.

Auf einmal schrak er heimlich zusammen. Er hörte ganz in seiner Nähe einen Laut, der wie ein stiller Seufzer klang und es schien eine weibliche Brust, aus der er entschlüpft war. Athemlos lauschte Horst; dann kroch er langsam auf Händen und Füssen ein Stück vor und steckte den Kopf um die Ecke der Höhlenöffnung heraus.

Ein jähes Gefühl wonniger Leidenschaft befiel ihn, als er Martha nur wenige Schritte vor sich auf dem Mauergerölle sitzen sah. Sie hatte ihre Arbeit in den Schooss fallen lassen und blickte unruhig den Berg hinab, den Rücken der Höhle zugekehrt. Heimlich erhob er sich und mit zwei leisen Schritten war er hinter ihr und an ihrer Seite. Sie bemerkte es erst im letzten Augenblicke, als er sich dicht neben sie auf das Geröll setzte und seinen Arm leise um ihre Hüfte legte.

Sie schauderte vor der unvorhergesehenen Berührung zusammen und liess ihre Arbeit auf die Erde fallen. Er sah ihr von der Seite in's Gesicht und flüsterte rasch: „Erschrecken Sie nicht, lieb's Marthelchen, ich bin's nur. Sie wissen schon, wer!"

Sie wechselte jäh die Farbe, bückte sich, um ihre Arbeit aufzuheben und sagte beklommen:

„Sie sind's, Herr Horst. Ich glaubte, Sie wären unten im Berge und nun sind Sie hier."

„Gleich hier in der Höhle habe ich gelegen und habe es nicht gemerkt, dass Sie hier sitzen. Sie sind wohl eben erst gekommen."

„Ich sitze schon ein Weilchen", sprach Martha, indem sie sich emsig über ihre Arbeit bückte und mit der Sticknadel in ihr Muster den bunten Faden zog.

„Warum sitzen Sie denn hier, Marthelchen?!" frug Horst, indem er sich bückte und ihr von unten her in's gesenkte Antlitz schaute. Er lächelte verwegen und seine schwarzen Augenbrauen, sein schwarzes Haar und sein blondes Schnurrbärtchen kamen ihr so nahe dabei, dass sie ganz still halten musste, um ihn nicht aus Versehen zu berühren. Dieses Antlitz war so seltsam, so zauberhaft! Sie musste an ihre oculirten Rosen denken, die sie selbst gepfropft hatte.

„Warum sitzen Sie denn hier?!" frug Horst abermals mit einem verführerischen Blicke.

Sie erröthete und sagte: „Ach, ich dummes Ding, ich weiss es wohl selber nicht." Sie musste wieder in dies nahe Antlitz blicken und sass ganz still aufrecht.

„Aber ich weiss es, ich weiss es, schöne Martha mit den schönen Augen!" flüsterte der Winzer leise jubelnd, und im selben Augenblicke hatte er ihren Kopf gefasst und drückte ihr einen jähen Kuss auf den Mund. Er küsste feurig und sie konnte nicht widerstehen; sie küsste



Auf dem Perron der unterirdischen Eisenbahn in London.
Original-Zeichnung von O. Marcus.

wieder, er umschlang sie, und mit unsäglicher Leidenschaft umfasste auch sie seinen Hals und gab sich ganz der Wonne dieses frischen und unermüdlichen Küssens hin. Erst nach einem Weilchen besann sie sich, wehrte ab und flüsterte, es sei nun genug; man müsse sich doch auch ein paar Küsse noch für andere Tage aufheben.

Da lächelte Horst befriedigt, hielt inne und sass nun still neben ihr, indem er ihre Hand in die seine nahm und sie leise streichelte.

Sie hatte auf den Spurmann'schen Berg herabblickend auch gesehen, dass an den vordersten Stöcken in der That nur wenig Wein hing und so schlug ihr auf einmal das Gewissen für Horst, so dass sie frug: „Steht denn der Wein bei Ihnen überall so schlecht wie hier vorn? Ich möchte so gern, dass Sie eine recht gute Ernte hätten."

Sie sprach das Letzte mit dem vollen Tone der Liebe, als gehöre dieser Wunsch auch gleich in die Geschichte ihres Herzens hinein, die sie soeben erlebte.

Horst blickte sie erst verwundert, dann aber mit einer Art von Siegesgewissheit an.

„Im Gegentheil, Fräulein Martha, sprach er, es steht bei uns alles so ausgezeichnet wie nie. Drei und vier Trauben an einer Rebe. Wir wissen gar nicht, wo wir mit dem ganzen Reichthum hin sollen."

Sie erhob sich betroffen und sah ihn staunend an.

„Wenn Du's nicht glaubst, süsser Schatz, will ich Dir's zeigen. Wir wollen einmal durch den Berg gehen, da kannst Du's sehen und aller Welt sagen, wie grossartig es bei uns ausschaut."



Verkehr in Fleet Street in London. Nach einem Original-Aquarell von Otto Marcus.

Er legte den Arm um ihren Nacken und führte sie in Spurmann's Grundstück hinein. Er schwankte nicht vom Rausche; er ging ganz fest und sicher, seine Augen nur glänzten beseligt, aber es schien von der Liebe. Gleich bei einem der ersten Stöcke blieb er stehen, der recht dürftig aussah.

„Sieh' einmal die Pracht, Marthelchen", sprach er. „Hier hängen gleich vier oder fünf Träubchen zusammen."

Er fasste in den Stock hinein, an dessen Reben nur einzelne dürftige Träubchen hingen. Er packte mehrere Reben auf einmal, so dass sie sich aufeinanderlegten und man nicht gleich sah, von welchen unter diesen Reben die Träubchen sich abschieden. Es konnte einen Augenblick wirklich so aussehen, als trüge eine von diesen zusammengefassten Reben mehrfache Frucht.

„Siehst Du, Marthchen, da hast Du's. Soviel Ansatz an einer Rebe! Und so steht's hier herum überall."

Martha hatte nicht so genau hingesehen. Ach, sie war ja zu sehr geneigt, ihm schon auf's blosse Wort zu glauben. Sie blickte flüchtig in das zusammengefasste Rebengrün und glaubte einen Augenblick, es könnten die Träubchen, welche sie sah, wirklich an eine Rebe gehören und die andern würde man wohl auch finden, wenn man suchte. Horst drängte sie langsam weiter zwischen den Weinstöcken hinab, die alle sehr ärmlich aussahen.

„Ja, das ist eine Pracht!" sprach er. Diese Stöcke geben heuer nur wenig Laub, weil all' ihre Kraft in die Trauben gegangen ist. Es hängt hier herum alles voll, man kann die Früchte nur nicht sehen, weil sie alle hinter den Blättern versteckt sind."

Martha blickte um sich in die kraftlosen Stöcke und dachte sich auch, es möchte wohl so sein, dass man die Trauben wegen der Blätter nicht sah.

„Ich habe eben eine and're Art", sprach Horst, indem er seinen Arm um ihren Nacken schlang. „Denn siehst Du, all' das Wachsthum, was Du hier an den Stöcken vermisst hast, das schiesst eben in die Trauben. Sie werden heuer ungefähr fünf und sechs Pfund schwer werden!"

„Was?!" sprach Martha ungläubig lächelnd. „Fünf und sechs Pfund?!"

Horst schaute ihr auf einmal feuriger in die Augen. „Und die ersten von diesen Trauben, die man mit zwei Händen tragen muss, bekommst Du, die ersten, mein Marthchen, mein Schatz, meine Herzallerliebste. Ich bringe sie Dir selbst auf Deine Kammer und wir essen sie zusammen auf beim Mondschein, Nachts, ganz auf. Für jede Beere, die ich Dir in den Mund stecke, giebst Du mir einen Kuss."

„Das wird wohl nicht angehen", erwiderte das Mädchen, indem es sich leise aus seiner Umarmung los machte. „Die Trauben will ich mir schon selber an Eurer Gartenmauer holen. Meine Schwester und mein Schwager dürfen's auch noch nicht wissen, dass wir jetzt zusammen gehen. Aber wenn erst Deine grossen Trauben reif sind und wirklich so schwer werden und so viel Wein geben, wer weiss, was da geschehen kann!"

Sie waren unter solchen Gesprächen, dazwischen immer wieder stumm sich liebkosend, noch ein weiteres Stück in den Berg hineingegangen, weit von den Hauptwegen weg, wo man selten hinkam, als mitten im dichtesten



Strassen-Ballet in London.
Original-Zeichnung von O. Marcus.

Weinland, aus dem einzelne Obstbäume schattenspendend da und dort sich heraushoben, Horst plötzlich still stand, als sei er erschrocken. Martha fühlte es durch seinen Arm und seine Hand zucken, die sie in der ihren hielt.

„Ach, Gott, hier sterben ja alle Stöcke!“ rief Martha aus, indem sie die Hände zusammenschlug.

Horst erkannte im Augeblicke, dass sie an einen Reblausheerd gerathen waren, von dessen Vorhandensein er keine Ahnung gehabt hatte. Soviel hatte er auf der Weinbauschule immerhin gelernt, dass er die Kennzeichen dieser entsetzlichen Seuche sofort erkannte. Er blieb auf Martha's erschreckten Ausruf stumm stehen. Dann aber zog er ihren Kopf zärtlich an sich, schmunzelte ihr mit den Lippen begütigend zu und flüsterte stockend:

„Erschrick doch nicht, liebes Marthel, das ist ja alles nicht so wie es aussieht. Die Stöcke sind alle noch gut. Da wirst Du über's Jahr erst einmal Dein Wunder erleben. Das sind hier alles Stöcke, die dieses Jahr ausruhen, weil sie an meine neue Behandlung sich erst gewöhnen müssen. Das ist eine Art Treibhausentwickelung. Sie haben ihre ganze Entwickelung schon durchgemacht und, wie gesagt, es ist schon Herbst für sie geworden.“

Er zog mit einer heimlichen Angst das Mädchen wieder an sich.

Martha überlief ein stiller Schauer, denn das, was er jetzt sagte, das konnte man doch nicht glauben. Da war wohl etwas Dunkles, Gefährliches dahinter. Sie frug leise:

„Da werden nun wohl nächstes Jahr all' diese Stöcke noch einmal so hoch wachsen und so grosse, süsse Trauben tragen wie im gelobten Lande?!“

„Ja“, sagte der Winzer. „In südlichen Ländern, da rankt der Wein an den Ulmenbäumen in die Höhe und umklammert mit armstarken Reben die Aeste; daran hängen dann Trauben so gross wie ein Kürbis. Ueber's Jahr wird's hier ganz anders aussehen, wenn diese Stöcke ausgeruht haben von ihrem frühzeitigen Herbste.“

„Ist es denn nicht möglich, dass sie heuer vielleicht sogar zweimal blühen?“ frug Martha, weiter eingehend auf diese Träume einer tiefen, stillen Angst und Bekümmerniss. „Ach, wie schön müsste das sein, Herr Horst!“

„Ach ja, wie schön! Es wird wohl auch so werden!“ sprach der Winzer mit einem Gefühle plötzlicher, rauschender Seligkeit, indem er aus Martha's Eingehen auf seine angstvollen Einbildungen ihre verschwiegene und leidenschaftliche Liebe herausfühlte. Beide sahen sich auf einmal scheu an, wie zwei ertappte Sünder, und im nächsten Augenblicke umschlangen sie sich von Neuem heftig und küssten sich mit niedergeschlagenen Augen lang und stumm. Martha verbarg ihren Kopf an seiner Brust; er, von Leidenschaft übermannt, zog sie zu sich herab, indem er am Boden auf's Knie sank; sie fühlte, dass sie die Selbstbeherrschung verlor und schloss die Augen, um niedergebeugt sich sanft an seine Seite herabziehen zu lassen.

In diesem Augenblicke war es ihr, als hörte sie in nächster Nähe ein Geräusch. Sie schrak zusammen und fand ihre Besinnung wieder. Drüben, hinter den dichteren Weinreihen, sah sie in der hereinbrechenden Dämmerung ein anderes Pärchen huschen, und im selben Augenblicke fiel ihr ein, dass sie ihre Arbeit für Henneberg oben auf dem Mauergerölle hatte liegen lassen. Ein jäher Schreck über sich selbst, über die Nähe Anderer, durchzuckte sie; sie riss sich los, blickte sich verstört um und flüsterte:

„Ich muss fort; ich bin schon zu lange fort; behüt' Sie Gott, Herr Horst.“

Horst kniete noch am Boden und blickte flehend zu ihr auf. Sie wehrte ab und sprang dann mit einem Satze zwischen den Pfählen den Berg hinan, anfangs athemlos, dann langsamer. Sie machte einen Umweg, um auf Seitenpfaden wieder nach der Mauer zu gelangen und nicht auf den offenen Treppen steigen zu müssen.

Horst war nicht aufgesprungen, um hinter ihr drein zu laufen. Etwas Furchtbares hielt ihn zurück. Er blieb knieen und starrte ihr nach, bis er ihre Gestalt zwischen den Laublücken verschwinden sah. Dann blickte er scheu ein Weilchen um sich. Und hierauf kroch er auf Händen und Füssen an den Fuss des nächsten kahlen Weinstocks und begann mit einer fieberhaften Ungeduld, ohne Spaten, ohne Werkzeug, mit den Händen die Erde aufzuscharren und in die Tiefe an der faulen Wurzel zu graben. In wenigen Augenblicken war er tief genug mit der Hand in dem lockeren Erdboden, um von den Wurzeln die Erde und verfaulte Pflanzentheile ausheben zu können. Aus seiner Westentasche zog er die Lupe hervor, die er stets bei sich führte, hielt sie über die mit Wurzelenden und Erde gefüllte Hand und betrachtete das Aufgeraffte durch die vergrössernde Glaslinse. Er hatte nicht lange hineingeschaut, als er schwerer zu athmen begann und Entsetzen sich in seinen Zügen malte. Da wimmelte es ja in seiner Hand herum von gelben und braunen Läusen mit den rothen Augen und den hässlichen vier Reihen von Warzen auf dem gepanzerten Rücken.

Nein, dies Geheimniss durfte er nicht verrathen. Er hatte, er wusste es, den Spurmann'schen Gärten so viel Schaden gethan, dass er nicht der Mann sein durfte, der nun noch das Aergste vollbrachte und der Behörde seine Entdeckung meldete. Andere mussten das entdecken, Andere mussten es thun; er wollte nicht Schuld sein an der Zerstörung. Und Martha? O, die schwieg, die wusste nicht, um was es sich handelte, und wenn sie es gewusst hätte, sie würde schweigen.

Langsam stieg Horst in der Dämmerung den Berg hinauf nach seiner Höhle und nicht lange darauf löschte er seine dumpfe Angst und Sorge mit einem langen Schluck vom Traubensafte. Er sah von Neuem, dass trotzalledem zum Herbst die grossmächtigsten Trauben reiften, in der Sonnenhitze hörbar kochten, allein von der Vorzüglichkeit seiner Pflege, und so lag er wieder lang in seiner Höhle und schaute in den verdämmernden Abendhimmel hinein, der ihm selber wie eine grosse, rothe, runde Weinbeere vorkam, in deren Mitte er, ganz vom Saft umflossen, wie ein winziges Weinkörnlein gebettet lag.

Martha kam schon vorher oben an ihrer Mauer bei dem Gerölle an. Sie musste von der Seite durch die Brombeeren steigen und blieb mit ihrem Rocke an den Stacheln des Gesträuches hängen. Sie zog und zerrte am Rock, um ihn loszunesteln. Da er sich aber arg verfangen hatte, so musste sie mit der Hand nach dem Rockzipfel greifen, um ihn abzulösen von den Stacheln. Gerade, während sie dies that, sah sie zu ihrem heimlichen Schrecken den Böttcher Henneberg in die Mauerbresche treten, in welcher sie vorher gesessen hatte. Sein Antlitz mit dem grossen braunen Bart und den braunen, treuen Augen schien traurig; sie sah, dass er ihre Stickarbeit in der Hand hielt, die er gefunden haben mochte, und er schien sie schon eine Weile zu erwarten und ihr beim Heraufkommen zugesehen zu haben. Da wurde sie bald blass, bald roth; sie zog an ihrem Rocke und der Zipfel wollte sich nicht geben. Es gab einen rauschenden Riss, sie war frei, aber auch an zwei Stellen war ihr gutes Kleid langhin zerrissen und schleppte als Fetzen ihr nach.

Nun stand sie, das Kleid an der wunden Stelle raffend, vor Henneberg.

„Sie sind auch hier, Herr Henneberg,“ frug sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Ja, die Kinder haben mich hierher gewiesen, weil ich Sie besuchen wollte. Und da habe ich hier etwas gefunden, was Sie wohl verloren haben, Fräulein Martha.“

Er reichte ihr die Stickarbeit und frug mit einem Blicke darauf: „Das ist wohl für Herrn Rüdig?!“

„Ach, nein,“ sagte Martha leise, indem sie die Stickerei nahm, „es ist ja doch für Sie, Herr Henneberg.“

„Für mich?!“ sprach der Mann traurig und erstaunt zugleich. „Da denken Sie also doch an mich?!“

„Ach, jeden Tag denke ich an Sie, immer muss ich an Sie denken,“ versetzte das Mädchen verwirrt.

„Nun, das freut mich aufrichtig, Fräulein Martha. Ich dachte schon, meine Besuche wären Ihnen lästig und ich weiss ja auch nicht, worauf ich zu rechnen habe, Fräulein Martha.“ Er sprach das letztere sehr betont und ernst.

„Warten Sie nur bis zur Weinlese,“ erwiderte sie hastig, „dann wird sich ja wohl Alles entscheiden.“

Henneberg schwieg. Man ging langsam nebeneinander nach dem Rüdig'schen Hause hinauf. Nach einer Weile frug er:

„Sie waren wohl heute in Geschäften bei Spurmann's unten im Weinberg?“

„Jawohl,“ sagte sie. „Ich wollte mir einmal die Ernte ansehen, die sie haben werden, weil Fräulein Marianne mich dazu eingeladen hatte.

Es steht Alles sehr gut; sie werden heuer pfundschwere Trauben haben und jedenfalls einen ganzen Strom von Wein!

Sie gingen wieder ein Weilchen stumm zusammen.

„Und für mich haben Sie diese Stickerei angefangen?!“ frug Henneberg mit beklommenem Tone.

„Für wen denn sonst? Ich denke mir nur, Sie werden dann die Schuhe nicht tragen wollen, die ich Ihnen sticke.“ Sie sprach dies mit einem traurigen Tone, der nicht erheuchelt war.

„Meine liebe Martha,“ antwortete mit einer traurigen Innigkeit der Mann, indem er ihre Hand im Gehen erfasste und wie in stiller Sorge drückte. Sie entzog ihm nicht die Hand und so gingen sie, ohne ein Wort zu sagen, Hand in Hand nach dem weinlaubumrankten Hause hinauf.

Es mochte gegen halb zwölf Uhr Nachts sein, als Martha aus ihrem Bette aufschreckte. Ihr war es, als klopfte der Weinstock wieder mit seinen Ranken an das Fenster. Sie lauschte. Es raschelte draussen und regte sich in den Blättern. Dann klopfte es wieder stärker an die Scheibe. Martha wollte sich auf die andere Seite wenden und nickte im Geiste dem alten Weinstock zu und dachte: Er sollte sie doch nicht herausklopfen, Niemand sollte sie herausklopfen, bis nicht einst ein Hochzeitstag gefeiert sei, denn die wunderselige Doppelliebe, die sie im Herzen fühlte, die sollte keusch bewahrt werden und niemals wollte sie sich wieder vergessen. Mochte er klopfen, der alte Weinstock. Ein braves Mädchen wollte sie trotzalledem bleiben und Gott würde ihr sicher noch aus der Noth ihres Herzens helfen. Da pochte es plötzlich ganz laut und an den Scheiben summte es, als riefe man ihren Namen. Sie wollte erst in ihrem Bette sich verkriechen; sie dachte aber, der da riefe, könnte noch lauter werden zu ihrem Schaden, so dass sie doch schnell in einen Rock fuhr und ein Jäckchen anzog.

Sie schlich an's Fenster, unwillig über den Frechen und öffnete, um ihn wegzujagen. Da sah sie mit heimlichem Entsetzen Henneberg mit verstörtem Ausdruck auf einer Leiter stehen, die er angelegt hatte.

„Ach, was wollen Sie denn hier?!“ frug sie voll Angst.



R. Pötzelberger. Vom Sturm entlaubt.

„Martha,“ flüsterte der Mann, „es hat mir keine Ruhe gelassen, ich finde keine Zufriedenheit, kein Glück mehr, ich habe Sie heute mit dem Winzer Horst in den Berg hinabgehen sehen und weiss nicht, warum Sie mit ihm gegangen sind. Sagen sie mir, was es ist, ich bin ein Mann ohne Ruh, sagen Sie mir wenigstens, dass Sie mich nicht mehr mögen. Oder lieben Sie mich doch noch?!“

Martha fühlte sich auf einmal von so zärtlicher Sorge für den braven Mann erfüllt, dass sie sorgsam flüsterte: „Ich bin Ihnen immer gut bis an mein Lebensende und liebe Sie gewisslich und wahrhaftig.“

„Und Horst?!“ frug Henneberg aufgeregt.

„Ach, mein lieber Schatz,“ jammerte Martha leise, indem sie vor ihrem Fenster in die Kniee sank und den Kopf auf's Fensterbrett legte, „kann ich's denn wissen? Mir ist einer ebenso lieb wie der andere; ich möchte wohl jeden zum Mann nehmen.“

„So muss wohl einer von beiden hin werden, mein Mädchen,“ flüsterte der Böttcher. „Es ist nun gut, dass ich weiss, woran ich bin.“

Sie sprang wieder auf. Sie ergriff seine Hände und rang sie in den ihren und raunte ihm zu: „Thu'n Sie nichts Schlimmes. Einer kann es doch nur sein. Einen kann ich doch nur lieben. Warten Sie und harren Sie doch. Es muss sich ja entscheiden. Ach, lassen Sie mich nur erst die Schuhe für Sie fertig sticken!“

Henneberg sah ihr forschend in's mondbeschienene Antlitz. Dann murmelte er etwas, was wie ein Wartenwollen klang, an das er selbst nicht recht glauben konnte. Er ergriff aber ihre Hand und drückte sein Gesicht wie in tiefer und furchtbarer Leidenschaft darauf. Dann stieg er schweigend auf der Leiter hinab, legte diese leise ab und auf ihren Platz und verschwand im Dunkel.

Martha starrte lange hinauf am Fenster in die Mondnacht blickend. Nun war ihr Traum doch eingetroffen, er hatte mit traurigem Gesichte draussen auf der Leiter gestanden, ganz wie sie vorhin geträumt.

Als gegen Mittag Rüdig seiner Schwägerin zwischen den abgebrochenen, grünen Laubranken, die den Boden überall bedeckten, folgte, sah er mit seinen scharfen Augen, dass das Mädchen an mehreren Reben die Träubchen aus Versehen mit abgebrochen hatte. Er erhob eine der Ranken und zeigte sie ihr stumm und vorwurfsvoll. Sie blickte das verstört und verwundert an, als sie aber allein war, brach sie in bittere Thränen aus, blieb allein und traute sich nicht zum Mittagsessen vor ihrer Schwester zu erscheinen.

Fünftes Kapitel.

In Rüdig's Weinberg begannen die Trauben an den Stöcken zu reifen und sich zu färben. Der Winzer trat aus seinem Hause auf der Berghöhe und schaute mit stillem Wohlgefallen auf den grünbelaubten Berghang hinab. Festgeheftet mit bindendem Stroh waren alle Reben und Ranken an den Pfählen, nirgends sah man eine vom Winde zerbrochene Ranke, überall herrschte Ordnung und Sauberkeit.

Rüdig dachte an all' die Arbeit, welche sie auch dieses Jahr gehabt hatten, um soweit zu kommen, dass man nun ohne Sorge einer reichen Weinlese entgegensehen konnte. Endlich ein gutes Jahr, das versprach die Verluste und Schäden vergangener Jahre wieder einzubringen und die ärgste Sorge für's nächste Jahr zu bannen.

Rüdig erwartete Herrn Weingrosshändler Spurmann zu einer längeren Besprechung. Sie waren Beide in einen Ausschuss gewählt worden für eine grosse Weinbau- und Obstausstellung, welche vor Beginn der Weinlese unten im Marktflecken stattfinden sollte. Die Regierung hatte zur Förderung des heimischen Weinbaues ihre Mitwirkung zugesagt.

Als Rüdig die ehrwürdige Gestalt des alten Spurmann auf seiner Weinbergstreppe heraufkommen sah, ging er ihm entgegen, konnte sich aber nicht enthalten, unterwegs da und dort stehen zu bleiben, bald eine überschiessende Ranke zu verbrechen, bald sich zu bücken und von einem Erdbeerstrauche am Wegrande den überflüssigen Absenker wegzureissen. An einem Pfahle bemerkte er eine Traube, die beim Heften aus Versehen mit verbunden war; er blieb rasch stehen, lösste das Stroh, machte die Traube frei und band die Ranke besser an.

Er war dem Weingrosshändler schon ganz nahe, als er von einem Blatte einen schädlichen Käfer wegnahm und eine grosse Weinbergsschnecke, die ihm über den Weg lief, aufhob, um sie zu beseitigen.

Spurmann begrüsste ihn leutselig und sagte: „Immer thätig, Herr College, Sie können die Hände auch nicht ruhen lassen."

„Ja", sagte Rüdig, „das ist die einzige Art, wie ich mit meinen paar Leuten durchkommen kann."

Er führte den Gast in sein Haus hinauf.

Sie setzten sich oben an einen Gartentisch, der unter einem starken, volltragenden Birnbaum stand. Sie besprachen ihre Obliegenheiten für die Weinbauausstellung, beschlossen, dass einige Preise gestiftet werden sollten für die besten Trauben und Obstsorten und dass auch der ausländische Weinbau eine Abtheilung erhalten müsse. Man hatte ungarische und italienische, französische und spanische Winzer eingeladen, Trauben und and're Ausstellungsgegenstände zu senden.

Man hatte sich über diese und and're Punkte geeinigt und beschlossen, sie gemeinsam im erweiterten Ausschuss zu unterstützen. Beide waren mit dem Ergebniss ihrer Besprechung zufrieden.

Rüdig erhob sich, griff über sich in die Aeste des Birnbaumes und brach einige reife Früchte an verschiedenen Stellen ab, die er Spurmann mit einer etwas linkischen Bewegung anbot.

„Ich habe garnicht daran gedacht, Ihnen etwas vorzusetzen, meine Frau ist unten im Berge und Unsereiner denkt nicht daran. Vielleicht kosten Sie einmal meine Birnen, es sind verschiedene Sorten."

„Wieso?" frug Spurmann, der sie vom gleichen Stamm hatte abpflücken sehen.

„Nun", sagte Rüdig mit ruhigem Lächeln, „auf diesem Birnbaum wachsen fünfundzwanzig verschiedene Birnensorten, die ich nach und nach auf die einzelnen Aeste veredelt habe. Sie halten alle ihren Geschmack, hier auf diesem Aste sind die schönsten Blankbirnen, auf dem da lauter Rettigbirnen und auch ein paar ganz süsse, saftige Sorten habe ich darauf."

„Na, das nenne ich ja alles Mögliche," sagte Spurmann erstaunt. Er kostete die verschiedenen Birnen, sie waren wirklich süss und reif und jede hatte eine andere Gestalt und einen anderen Geschmack.

„Nun, ich sehe, wir werden uns sehr anstrengen müssen," fuhr Spurmann fort, „dass wir mit Ihnen auf der Ausstellung wetteifern können, aber wenn Sie mit fünfundzwanzig Sorten auf einem Baume dienen, so hoffe ich, Sie durch die Grösse meiner Trauben und ihr Gewicht zu schlagen."

„Wieso?" frug Rüdig verwundert, indem er an den schlechten Stand der Weine bei Spurmann dachte. „Wollen Sie denn Ihre Trauben ausstellen?!"

„Allerdings, Herr Nachbar, wir sollen ja Trauben haben bis zu zwei Pfund und mehr; mein Winzermeister hat mir Anschläge gemacht, nach denen ich hoffen kann, vielleicht sogar einen Preis davonzutragen."

„Aber ist es denn möglich!" fuhr Rüdig empört und entrüstet auf. „Dann haben Sie also keine Ahnung —"

„Wovon, Herr Rüdig —?!"

„Ja," sagte Rüdig aufgeregt, „ist denn nicht meine Schwägerin schon vor einigen Monaten bei Ihnen gewesen, um sie aufmerksam zu machen? Hat Fräulein Spurmann Ihnen nicht gesagt —?!"

„Was soll sie gesagt haben?! Ich weiss von nichts, Herr Rüdig, ich weiss auch garnicht, wohinaus Sie wollen —!"

„Nun, das alles ist mir ein Räthsel! Verzeihen Sie, Herr Spurmann, dass ich mich in Ihre Angelegenheiten menge, aber wenn man Ihnen grosse Voranschläge wegen Ihrer Ernte gemacht hat, so hat man Sie hinter das Licht geführt."

„Aber Horst sagt doch —! Horst hat mir doch wiederholt Bericht erstattet —!"

„Wollen Sie sich selber überzeugen, Herr Spurmann, so will ich Sie in Ihre Berge führen und Ihnen zeigen, wie es steht. Sie haben sie selbst nicht besucht und das wird wohl Ihr Fehler sein —!"

„Ich habe sie selbst besucht, entgegnete Spurmann erregt; Horst hat mich ja selber geführt, hat mir an den Reben die Traubenansätze gezeigt und mir geschildert —!"

„Nun, Herr Spurmann, dann haben Sie jedenfalls nicht richtig nachgesehen, dann hat er Sie durch alte Winzerkunststücke getäuscht, hat Ihnen gesagt, dass alles voll Trauben hänge im Angesichte der leeren Stöcke und, weil Sie doch nicht mit eigener Hand jedes Blatt umschlagen können, haben Sie geglaubt — aber wenn Sie gestatten, werde ich Sie jetzt einmal führen. Nach meinen Berechnungen werden Sie, wenn alles gut geht, nicht hundert Hektoliter Wein erzeugen in diesem Jahre —!"

„Was?!" rief Spurmann erstaunt und fast gröblich aus! „Nicht hundert?! Wo ich zweitausend bis dreitausend in guten Tagen gebaut habe? Ich glaube, Sie sind nicht recht bei Verstande!"

Rüdig zuckte die Achseln. „Ein schlechter Winzer mit schlechten Arbeitern bringt noch ganz andere Dinge fertig. Aber folgen Sie mir. Sie sollen sich selbst überzeugen."

Sie stiegen auf Rüdigsberg hinüber und wendeten sich nach der Mauerbresche bei der Wachthöhle. Rüdig führte den Weinbergsbesitzer sogleich mitten in die Anlagen hinein, zeigte ihm viele Stöcke, die überhaupt nicht trugen, andere mit kümmerlichem Traubenansatze, der jetzt in der Reife nur wenig Saft versprach. Ganz entmuthigend aber war der Umstand, dass die Hitze den Stöcken sehr geschadet hatte, die Blätter waren schon gelb und fahl, die Trauben hingen kraftlos und welk an den Stöcken.

„Entweder ist es die Sonnenhitze oder die Gelbsucht", sprach Herr Spurmann, indem er unruhig stehen blieb. Ein Entsetzensgedanke war ihm gekommen, aber er sprach ihn nicht aus. Im gleichen Augenblicke war auch Rüdig dieser Gedanke gekommen. Aber auch er dachte ihn nicht zu Ende, auch er schwieg und sie sahen sich nur einen Augenblick sonderbar ahnungsvoll an.



F. Hecht. Pan und Bacchantin.

Als Spurmann unten an der grossen Pforte anlangte, welche unter zwei echten Kastanienbäumen aus seinen Weinbergen herausführte, musste er sich einen Augenblick an den steinernen Pfosten anlehnen. Zorn und Jammer, Sorge und Entrüstung über den Betrug, dessen Opfer er geworden war, erfüllten sein Herz, und um so grösser war dieser Zorn, als Rüdig ihm erzählt hatte, wie seine Schwägerin doch Fräulein Marianne gewarnt haben müsse vor längerer Zeit! Man stand vor dem unheimlichsten aller Räthsel.

Stumm und wortlos verabschiedeten sich die Männer von einander, Rüdig, um in Sachen der Weinbauausstellung einen Gang zu thun, Spurmann, um sich auf sein Geschäftszimmer zu begeben, und sogleich nach Horst senden zu lassen.

* * *

Horst lag in einen Anfall seines wilden Rausches mitten im Weinberg auf dem Bauche. Er hatte am vergangenen Tage wieder tief in die Weinkrüge geschaut, denn da er zu überwachen hatte, was seine Weinbergsarbeiter täglich erhielten zum Trunke, so hatte er nur allzuviel Gelegenheit, selber zu trinken.

Auf einmal kam eine Rastlosigkeit in ihn. Wie kam es doch, dass er Martha in den letzten Monaten nur selten gesprochen hatte? Wohl hatte sie ihm immer beim Begegnen Blicke zugeworfen, die ihn in einer Art von innerer Verzückung versetzten; man hatte diesen Blicken angesehen, dass sie mit heimlicher Lust der raschen Kosestunde gedachten, die sie ihm gegönnt.

Er sprang auf; er schlich rastlos durch das Weinland hin und her und strich eine lange Zeit an der Rüdig'schen Mauer auf und ab, schaute über das Mauerwerk hinüber und lungerte thatlos herum. Eine unbestimmte Eifersucht frass in ihm; er hatte erfahren, dass Martha manchmal mit dem Böttcher Henneberg an ihrer Gartenpforte gestanden hatte, und eine Winzerin hatte Abends in der Gesindestube erzählt, die Martha Leiser habe dem Henneberg ein Paar schöne Schuhe gestickt. Und doch hatte noch vorgestern dieselbe Martha, als er an der Mauer lungerte und sie drüben zufällig an einer Terrasse hinging, ihm verstohlen eine Kusshand gesendet, worauf sie tief erröthet war und geradewegs einen Sprung von der Terrasse hinab gethan hatte, auf das untere Berggeschoss, fast mannshoch, dass er einen Schrecken bekam, sie könnte auf einen Pfahl springen.

Das sah er alles noch ganz deutlich vor sich und er fühlte, in dem Mädchen müsse eine furchtbare, verstohlene Leidenschaft leben, so furchtbar, wie seine eigene Verrücktheit. Aber bei ihm kam sie vom Wein, das wusste er ganz genau, woher denn aber bei ihr? Narrte sie ihn nur?

Gerade während er in diesen Vorstellungen lebte und bei dem Gedanken an Henneberg etwas wie eine wilde Raserei in ihm aufbrodelte, sah er drüben bei Rüdig's Martha, ihre Schwester und Henneberg zusammen sich an den Tisch unter den Birnbaum setzen. Er reckte sich mächtig empor; es trieb ihn auch, dabei zu sein und zu sehen, wie eigentlich die Sachen standen.

Schnell fiel ihm ein, er könnte den Vorwand brauchen, dass er Rüdig sprechen wollte, den er vorher mit Spurmann hatte gehen sehen. Von einer inneren treibenden Gewalt erfasst, machte er sich auf und kletterte hinüber in das Nachbargrundstück.

Anna und Henneberg erstaunten, als sie auf einmal den Oberwinzer auf die Plattform vor dem Hause treten sahen. Martha schlug die Augen nieder und putzte eifrig an den Rüben, die sie in einer Schüssel auf ihrem Schoosse hielt.

Horst's Augen blitzten vermessen auf, als er an den Tisch trat, seine Mütze rückte und frug, ob der Herr Rüdig zu sprechen wäre. Henneberg erbleichte. Zum ersten Male seit Martha's nächtlichem Geständniss sah er den Nebenbuhler wieder vor sich und eine dunkle Ungewissheit, ob Martha Wort gehalten, dass sie Keinen begünstigen wollte, liess ihn starr vor sich schauen. Ihm selbst hatte sie noch keine Gunst gewährt, was that der Andere hier?!

Anna bat Horst, sich doch auch an den Tisch zu setzen, ihr Mann könne nicht lange ausbleiben. Horst machte von der Erlaubniss Gebrauch und setzte sich auf die Bank neben Martha. Da ging wie ein leiser Schatten ein befriedigtes Lächeln um dieses niederblickende Mädchengesicht.

„Sie kommen wohl öfters hier herauf?!“ frug Horst herausfordernd den Böttcher.

„O ja — manchmal, wenn Fräulein Martha es erlaubt. Sie sieht man ja wohl niemals hier!“ entgegnete der Böttcher rauh; das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

„Wie stehen denn drüben bei Ihnen die grossen Trauben?!“ frug Martha mit einem leicht geheimnissvollen Tone den Winzer, ohne die Augen aufzuschlagen. „Werden sie so gross!?“

„Ei ja, Fräulein Martha,“ entgegnete Horst grosssprecherisch, indem er sich zurücklehnte und die Augen schloss in der Erinnerung an die süsse Stunde. „Schwer gewachsen sind sie und süss werden sie, so süss, dass die Beeren an den Fingern kleben.“

„Nun, zur Weinlese wird sich Manches entscheiden!“ sprach Martha bedeutungsvoll, indem sie tief und schwer athmete.

Anna hatte keine Ahnung von dem, was zwischen diesen drei Menschen lag; sie lebte in dem Glauben, Henneberg und ihre Schwester seien bereits in einem heimlichen Verlöbniss. Sie sagte:

„Aber Martha, Du hast den Gästen ja gar noch nichts angeboten. Vielleicht ein Glas Wein, Herr Henneberg?!“

„Oder ein paar Birnen, Herr Henneberg?!“ frug Martha, indem sie Henneberg auf einmal sichtlich begünstigte durch den Ton ihrer Stimme. Sie hatte daran gedacht, dass Horst ja schon eine viel süssere Gunst erfahren habe, während Henneberg bisher vergebens gehofft hatte, vielleicht aber auch nichts begehrte.

Martha erhob sich, während solche Empfindungen ihr flüchtig durch den Sinn gingen und stieg auf die Bank neben Horst, der nun von der Seite an ihr in die Höhe blicken musste. Sie reichte mit ihren Armen über sich in den Birnbaum, auf der Bank stehend zwischen den beiden Männern, hob ihre Schürze auf und liess viele Birnen, die sie abbrach, in die aufgehobene Schürze fallen. Anna schielte heimlich von ihrer Arbeit auf und freute sich über ihre Schwester, die augenscheinlich von zweien den Hof gemacht bekam.

Martha neigte sich, noch immer auf der Bank stehend, gegen Henneberg etwas herab und hielt ihm ihre Schürze geöffnet entgegen.

„Essen Sie nur ein paar,“ sagte sie schmeichlerisch, „auf dem Baume wachsen fünfundzwanzig verschiedene Sorten, eine schmeckt immer besser als die andere. Das hat mein Schwager fertig gebracht.“

Sie griff selbst in die Schürze und legte Henneberg reichlich Birnen vor auf den Tisch. Dann trat sie herunter von der Bank, legte die Schürze mit dem Reste der Birnen vor sich auf den Tisch und sagte etwas kühler, aber doch auch mit einer eigenthümlich schmeichlerischen Zurückhaltung:

„Sie essen wohl auch ein paar, Herr Horst?!“

„Ein curioser Baum,“ sagte Horst, indem er rasch zugriff, „der ist ja auch wie ein Mädel, das fünfundzwanzig Liebhaber gehabt oder fünfundzwanzig Mal verheirathet wurde.“ Er schwieg rasch wieder still, als habe er zuviel gesagt. Henneberg hatte auch eine Frucht angebissen, legte sie aber auf dieses Wort hin vor sich auf den Tisch, als wollte ihn der Bissen erwürgen. Es wurde ganz still am Tische.

In diesem schwülen Augenblicke hörte man drüben mit verschollener Stimme wiederholt Horst's Namen rufen, es kam aus Spurmann's Bergen; man suchte augenscheinlich den Winzer.

Martha hörte es zuerst; sie blickte auf und sagte:

„Ich glaube, man ruft Sie, Herr Horst?!“

Auch Anna und Horst lauschten jetzt. „Ja, man ruft Sie“, bestätigte Anna.

Eine Ahnung durchlief den Winzer; er wurde etwas blass. Warum rief man ihn denn zu dieser Stunde und lief ihm soweit nach?

„Ich muss mich empfehlen, sagte er mit eigenthümlich rauher Stimme. Aber ich werde schon einmal wieder kommen. Leben Sie wohl, Fräulein Martha, unter dem schönen Birnbaum!“

„Nun, auf Wiedersehen!“ entgegnete Martha etwas kurz.

Horst eilte fort und ging den Rufen nach, die er jetzt von verschiedenen Seiten aus den Spurmann'schen Gärten hörte. Man schien ja eine ganze Anzahl Leute nach ihm ausgesendet zu haben. Was mochten sie denn haben? Wirr vermischte sich die jähe Sorge hierüber mit der Wuth, dass Martha ganz offen den Böttcher ihm vorgezogen hatte.

Leute begegneten ihm und meldeten, dass der Chef ihn sofort in seinem Geschäftszimmer zu sprechen wünsche. Eine Empfindung hatte

sich Aller bemächtigt, dass es nun doch wohl herauskommen würde oder schon offenbar wäre, was Mancher wusste.

Horst taumelte mehr, als dass er ging nach dem Geschäftshause, wo die Comptoire und Kellereien lagen.

Spurmann stand bleich und aufgerichtet, mit dem Arm auf sein Schreibpult gelehnt, als Horst in das Privatcomptoir trat. Der Winzer nahm seine Mütze ab und erwartete schweigend eine Anrede.

„Ich wollte Sie ersuchen, mir noch einmal einen endgültigen Bericht über den Stand der Ernte in unseren Bergen zu geben", begann Herr Spurmann. „Es ist ja wohl alles recht gut, nicht wahr?!"

Horst that einen misstrauischen Blick auf den Herrn. Er fühlte, dass auf diese Art nicht lange Stand halten; er ging auf einmal selbst zum Angriff über, lachte höhnisch und sagte:

„Ich werde mich so blamiren! Thun Sie doch nicht so, Herr Spurmann, als wenn Sie nicht schon selber wüssten, dass es in Ihren Bergen ganz jämmerlich aussieht. Das kann Ihnen doch nicht verborgen geblieben sein —!"

„Das sagen Sie, Sie, der eben noch von dreitausend Hectoliter sprach, Sie Schuft, der Sie mich ein halbes Jahr mit falschen Voranschlägen hingehalten haben —!" brauste nun Spurmann auf.

Horst zuckte wieder höhnisch mit den Achseln und lachte. „Falsche Voranschläge! Nun ja! Die brauchen Sie doch! Wenn bei Ihnen nichts



F. Simm. Scharf beobachtet.

das nur eine Vexirfrage war. Aber eben, weil man ihn so anredete, erfasste ihn der Trotz, er sagte:

„Es steht alles über Erwarten gut; Sie haben sich ja seiner Zeit selbst überzeugt, Herr Spurmann."

„So", meinte Spurmann langsam, indem er unter seinem langen weissen Bart noch mehr erbleichte. „Und auf wie viel Hectoliter veranschlagen Sie heuer den Ertrag?"

„Auf dreitausend mindestens, wenn nichts dazwischen gekommen ist."

„Was soll denn dazwischen gekommen sein?!"

„Ich weiss nicht", sagte Horst starr, indem er an eine gewisse Entdeckung dachte.

Spurmann begann nach einer Weile:

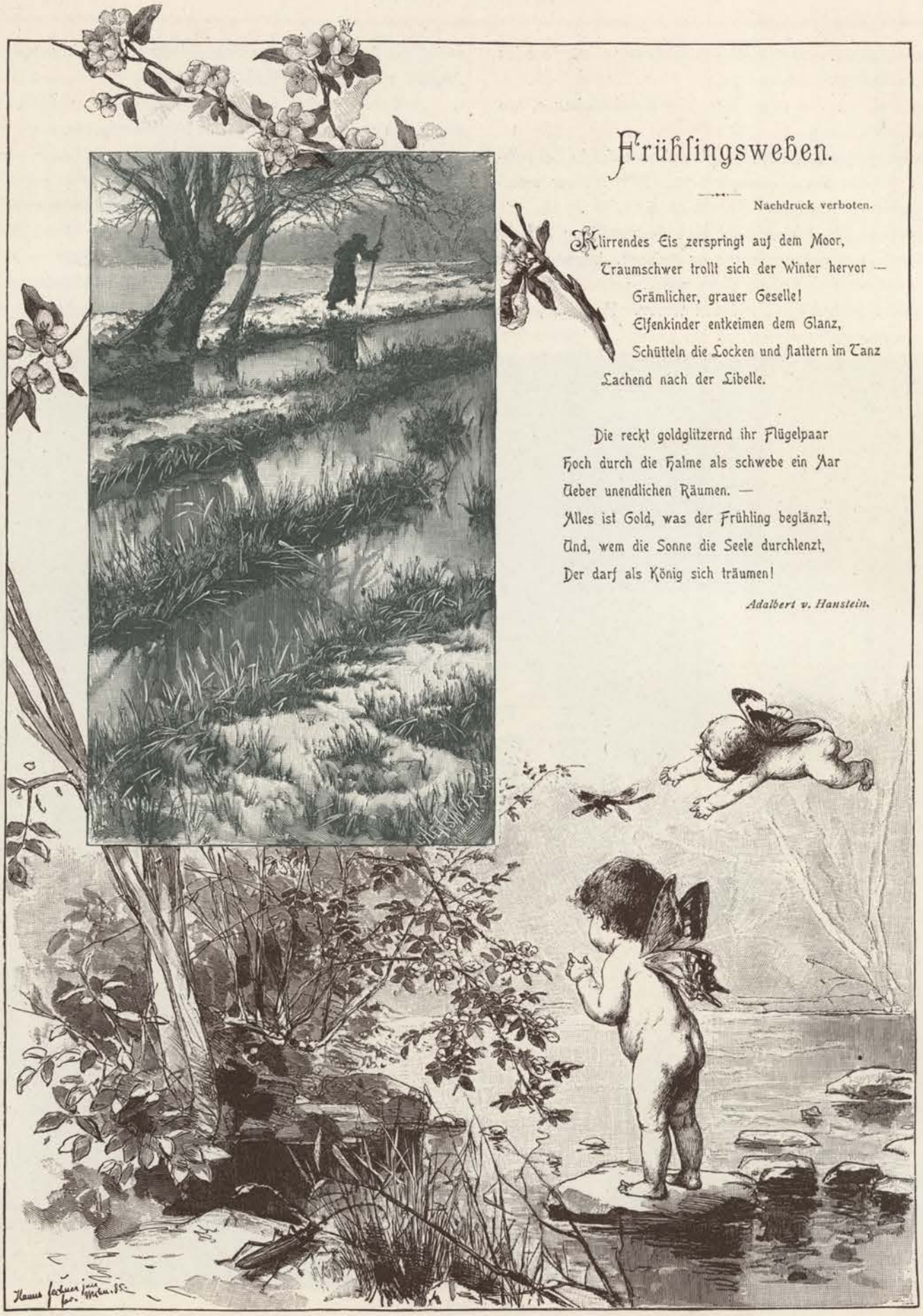
„Wir haben, wie Sie wissen, nächstens die Weinbauausstellung. Ich wünsche auch auszustellen und Sie sollen sich darauf vorbereiten. Suchen Sie die grossen Trauben aus, von denen Sie immer geredet haben, Sie werden sich dadurch selber gewiss einen Preis oder eine Ehrung erwerben."

Horst fühlte die weitere Schraubung in diesen Worten. Er konnte mehr wächst, wo sollen denn dann Ihre Weine herkommen? Was sollen denn Ihre Reisenden den Kunden erzählen? Meine Voranschläge waren doch nur eine Gefälligkeit, damit Sie weitermachen können, auch ohne eigene Trauben —!"

Spurmann fasste den Menschen fest in's Auge. Unwillkürlich musste Horst doch die Augen senken. Der alte Mann packte den Winzer an der Brust, schüttelte ihn und rief ausser sich:

„Und das wagen Sie mir zu bieten, Sie ehrloser Hallunke, mich selbst wollen Sie zum Mitschuldigen machen in dieser grundgemeinen Weise! Das ist also Ihre Ausrede! Damit wollen Sie die Wahrheit bemänteln, nämlich dass Sie zu feig gewesen sind zu gestehen, was Sie angerichtet haben! Nur ein Zufall hat es gefügt, dass Rüdig mir erst heute die Augen öffnen konnte —!"

Bei diesem Worte schrie Horst wild auf. Der Name Rüdig als der des Verräthers erweckte die Erinnerung an die Mitwissenschaft Martha's. Horst riss sich gewaltsam los und hatte Mühe, sich selbst zu bändigen, dass er den alten Mann nicht an die Wand warf. [Fortsetzung folgt.]



Frühlingsweben.

Nachdruck verboten.

Klirrendes Eis zerspringt auf dem Moor,
Traumschwer trollt sich der Winter hervor —
Grämlicher, grauer Geselle!
Elfenkinder entkeimen dem Glanz,
Schütteln die Locken und flattern im Tanz
Lachend nach der Libelle.

Die reckt goldglitzernd ihr Flügelpaar
Hoch durch die Halme als schwebe ein Aar
Ueber unendlichen Räumen. —
Alles ist Gold, was der Frühling beglänzt,
Und, wem die Sonne die Seele durchlenzt,
Der darf als König sich träumen!

Adalbert v. Hanstein.

Eine Reisebeschreibung.

Nachtstück von **Ernst Hardt.**

[Nachdruck verboten.]

Lange lag ich so und konnte nicht schlafen — Mein Geist beschäftigte sich mit den Ereignissen des letzten Abends. Mit aller Anstrengung versuchte ich meine Gedanken abzulenken, aber schon nach einigen Minuten waren sie gewissermaassen auf Umwegen zu ihrem alten Gegenstande zurückgelangt; was ich auch immer denken mochte, nicht sprunghaft, sondern ganz logisch waren die Ereignisse des vergangenen Abends das letzte Glied meiner Gedankenkette — Und immer wieder dachte ich etwas Anderes, und immer wieder dachte ich mich zu dem alten Gedanken zurück — Ich bekam Angst davor, ich wollte, wollte ihn nicht denken, ich hasste ihn, aber mit unbezwinglicher Gewissheit kam er wieder und marterte mich, es gab kein Entrinnen, er war immer wieder da, da — das machte mich fast wahnsinnig — mein ganzer Körper zitterte — Und plötzlich, rasend sprang ich aus dem Bette, nun fing ich auch noch an deutlich die Bilder vor mir zu sehen, ich hätte aufschreien können vor Seelenschmerz, ich presste meine Hände auf die Augen und ging im Zimmer auf und nieder! — — — Endlich, endlich wurde ich etwas ruhiger — ich trank einige Gläser Wasser, ging noch eine Weile auf und ab und legte mich dann wieder zu Bett — — — Von Schlaf oder Müdigkeit empfand ich keine Spur — Ich fühlte nur, dass hinten im Dunklen, im Hintergrunde, jene alten Gedanken mit gefletschten

Zähnen lauerten, kauerten, — und ein unbewachter, unbeherrschter Augenblick, — sie waren wieder da, sie besiegten mich, und die Qual begann von Neuem — Wenn nur der Schlaf käme, ehe meine Kraft nachliess — aber ich war garnicht müde — Aus Angst entschloss ich mich, ein Schlafpulver zu nehmen. — Es geschah zum ersten Male in meinem Leben — Ich legte mich auf die Seite und betrachtete das rothe Kästchen auf meinem Nachttisch — „Nur im dringendsten Nothfall" hatte der Arzt gesagt! — Wie ein tiefes Mysterium kam es mir vor —! Ich fasste nach der Schachtel, entnahm ihr eines der kleinen, weissen Packete und entfaltete es — Da lag ein Häufchen weissen Pulvers — merkwürdig, das da sollte, konnte mir geben, was ich so heiss ersehnte — den Schlaf? Wie es wohl schmecken würde? — Kennen Sie es, wenn man zum ersten Male in seinem Leben ein Gewehr abschiesst, dies bangende Gefühl? Halb Angst, halb Neugier, gespannte Erwartung und die beunruhigende Frage: „Wäre es nicht vielleicht besser, wenn du es nicht thätest?" — Gerade so war mir zu Muth — Ich streute das Pulver zwischen meine zitternden Lippen und trank hastig Wasser danach! — — Es schmeckte genau wie Zucker — war also gar nicht so absonderlich, so mysteriös, wie ich gedacht hatte! Ich glaubte, der Apotheker hätte vielleicht vergessen, diesem Quantum Zucker das Schlafmittel beizumischen und nahm daher sofort noch eines. — Dann legte ich mich auf den Rücken, löschte das Licht und wartete — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wurde nicht müde, aber allmählich überkam mich eine so merkwürdige Empfindung des Schwerseins, ich fühlte, wie ich in die Kissen niedergedrückt wurde —; meine Vorstellungen hatten keine Macht mehr über mich, Gedanken, die mich vorher stark beunruhigt hätten, dachte ich jetzt ohne die geringste Erregung — — Ich lag ganz still auf dem Rücken und allmählig wurde mir so entsetzlich langweilig zu Muth — Ich versuchte die Blumen auf der Tapete zu zählen, ich kam bis an meinen Bettrand, nun hätte ich mich aufrichten müssen, um weiter zu zählen, ich fühlte, dass ich es nicht konnte und das ärgerte mich — Ich rechnete nach dem Flächenraum die Anzahl der Blumen aus, welche durch die Bettwand verdeckt werden mussten, addirte sie mit den gezählten und unternahm es, auf diese Weise die Zahl der Tapetenblumen meines Zimmers zu berechnen — — — Plötzlich fühlte ich meinen Körper mit dem Bett sinken, hinabsinken, immer schneller — mit einem Ruck hielt es an, dann sank es weiter, hinab in bodenlose Tiefen, — die Bewegung war mir entsetzlich, ich wollte mich festhalten, griff mit den Händen in die Luft hinein, aber es sank und sank mit zunehmender Geschwindigkeit, ich kauerte mich in meinem Bett zusammen und drückte die Augen fest zu — Ich fühlte, ich sah, wie die Tapetenblumen an mir vorbeisausten, zu tausenden und abertausenden, immer schneller fiel ich hinab — in's Unendliche — — Da — mit einem Ruck hielt es an — ich lauschte auf — noch eine schwingende Bewegung — wirklich es stand. — Vorsichtig öffnete ich die Augen — — ich konnte nichts deutlich sehen, es war halbdunkel rundumher, nur dicht neben meinem Bett brannte eine Fackel! Ich richtete meinen Kopf ein wenig in die Höhe und schaute um mich — Es war ein mächtiges Gewölbe — Bogengänge führten in's Dunkle hinein — die Luft war feucht und kellerartig — Ich legte mich wieder zurück und schloss die Augen — Meinetwegen auch hier, dachte ich — dann und wann war es mir, als schwankte mein Bett wieder — aber es war alles ganz ruhig. —

Plötzlich fühlte ich's von oben auf mich herabsinken, wie mächtige Dunkelheiten — ich öffnete die Augen, es wurde hell in dem Gewölbe und von oben senkten sich unzählige kleine Gegenstände herab, in unabsehbarer Menge schwebten sie und neigten sich zu mir — Es waren Tausende von kleinen Händchen, wie ich sie so gerne hatte, kleine, weiche Hände, die an unsichtbaren Armen in sanften Bewegungen auf und nieder wogten — Ich schaute in die Hände hinauf und freute mich an ihnen — Da hörte ich plötzlich verschiedene kleine, feine Tönchen, die Hände hatten sich auf einmal in kleine, ganz winzige Engel verwandelt. Sie schwebten auf weissen Flügeln umher und stimmten einen Gesang an. — Es klang so rührend, so weich, so unendlich süss — jetzt verstand ich auch die Worte — all die kleinen Engel sangen: „Wir haben Dich lieb!" — Wie wunderbar wurde mir, mich von diesen Tausend und Abertausend kleinen Wesen geliebt zu wissen, das war ein so himmlisches Gefühl, selig schloss ich meine Augen und horchte — ich brauchte die Engel ja nicht zu sehen, ich hörte sie ja, sie sangen ja für mich, und sie sangen: „Wir haben Dich lieb!" —

Da schwoll der Ton langsam an, immer voller wurde er, wie in heisser, mächtiger Leidenschaft strömte es auf mich ein. Wir haben, wir haben Dich lieb —! Ich öffnete erschreckt die Augen, sechs Engel auf mächtigen Schwingen flogen zu mir hinab, ihr Flügelschlag hallte in den Gewölben wieder — sie kamen hinab und legten mich auf ihre Flügel — dann schwebten sie mit mir hinan, in das Gewölbe hinauf, jetzt waren wir unter der Decke, ich kauerte mich zusammen. Würden sie mich zerschellen? Es war ein entsetzlicher angsterfüllter Augenblick, da barst das Gewölbe über uns auseinander, tief blauer, Sonnenlicht durchströmter Himmel prallte mir entgegen und es ging hinauf, hinauf — zum Himmel. — Und höher ging es, immer höher, ich sah auf Berge und Thäler hinab und da — wirklich, da in der Ferne blinkte das Meer auf — — — Ein tiefes Lustgefühl durchströmte mich, ich richtete mich empor und streckte meine beiden Arme in heissem Verlangen zu jener tief-blauen Gluth! — Und schneller flogen meine Engel, mächtiger wurden die Bogen — Wir sausten dem Meere entgegen — Es ruhte sich so weich auf den Engelsflügeln, die Luft streifte so kühl meine brennenden Wangen, oh, ich hätte jubeln können vor Lust —! Und nun kamen wir über das Meer! — Die Engel senkten sich hinab, dicht über den Wogen flogen sie dahin — Ich hing meinen Arm hinunter, die Wellen spülten über meine Hand, der weisse Schaum war so warm und weich — wenn wir ein mal einer Welle zu nahe kamen, so spritzte wohl das Wasser an einem Engelsfusse auf und fiel dann in kleinen, blanken Tropfen auf meinen Körper zurück — — Oh, es war eine solche Wonne zu schweben, zu fliegen, dicht über dem Meere — — In der Ferne lagen mächtige, lang hingestreckte Berge, aber sie schienen zu schlafen, sie waren so ernst! — Meine Engel flogen nun langsamer — sie breiteten ihre Schwingen weit aus und die Luft trug uns in sanften, langen Bewegungen dahin — Ich schaute hinüber zu den schweigsamen, einsamen Bergen, — sie lagen da — still und gross — in klaren, scharfen Linien schnitten ihre Rücken in den Himmel — sie waren kahl — nackt — die ganze Natur dort lag eben da, — sie dachte nicht mehr, — sie hatte ihren Gedanken zu Ende gedacht —! Ich schaute hinüber, ich war in diesem unermesslichen Luftmeere, von Bergen zu Bergen, der einzige Gegenstand, sonst war es leer — ein unendliches, lichtdurchglühtes schlafendes Luftmeer! — Wie mochte das da drüben wohl einmal entstanden sein? —

Die Berge lagen wohl einmal, wie Berge eben liegen, neben einander, durch einander, — und um einen tiefen, dunklen See! — Und einmal kam aus diesem See eine Stimme und verkündete, dass eine Vollendung aufsteigen würde — Da wichen die Berge auseinander, in tiefer Ehrfurcht wichen sie weit, weit zurück, bis an die Grenzen des Himmels, darüber hinaus — — Und das Wasser aus den Tiefen floss ihnen nach und alles wich zurück; die Berge legten sich am Horizonte nieder und warteten auf die Vollendung, still und stumm! — Endlich wurden sie müde — sie streckten sich lang aus, lang, weit legten sie sich auf die Ebene nieder und warteten — Aber die Vollendung kam und kam nicht und sie fingen an zu träumen und die Augen zu schliessen, und ganz allmählich schliefen sie ein und das Licht auf ihnen schlief mit ein — und alles wurde müde und ernst und legte sich von oben herab auf die Berge! —

Da liegen sie nun, diese mächtigen Riesen im verwitterten Licht — ernst und grau, abgeklärt durch Jahrtausende, — eingeschlafen, und eingeschlafen kurz vor dem Eintreten eines wunderbaren, grossen Ereignisses — oder — waren sie es jetzt gar selbst — waren sie selbst jene Vollendung, auf die sie so lange gewartet hatten? — — — — — — — —

Und zwischen ihnen schien es mir als blinkte eine Stadt auf — — —

Auf die Kniee sinke nieder,
Trägt Dein Glück Dich einmal hin,
Hebe leise Deine Augen,
Einen Blick wie im Gebet.
Nichts bist Du an dieser Stelle! —

Meine Engel flogen weiter — hin über das Meer — dunkellaubige Wälder blickten zum Himmel auf, hohe Cypressen ragten, und wir schwebten von Wipfel zu Wipfel in weiten Bogen über das Land — — Ich pflückte von den Cypressenspitzen Zweige ab und sammelte sie in meinem Schoosse — Bald hoben wir uns in rasendem Fluge und eilten über eine

mächtige Felswand hinweg — Eine unabsehbar grosse Landschaft lag unter uns, — düster und grau waren ihre Farben, sie hatte keine Bäume, keine Pflanzen — öde lag das Land da — Von unten stieg eine Starre zu uns heran, bleischwer drang es in meine Glieder, die Bewegungen meiner Engel wurden gelähmt, müde und langsam strichen sie weiter — — Ein tiefes Mitleid erfasste mich und ich liess meine Cypressenzweige hinabfallen, einen nach dem anderen warf ich hinunter in das traurige Land — Der letzte Zweig kam an die Reihe, wehmüthig blickte ich ihn an — eine Erinnerung aus glücklichen Zeiten, — ich blickte ihn an, — — dann liess ich ihn aus meiner Hand langsam hinabgleiten, hinabfallen zum gestorbenen Land — aber da — da fiel auch ich — unaufhaltsam sauste ich hinab, ich wollte schreien — ich hatte keinen Athem, keine Luft — ich griff mit den Händen um mich, — da fasste ich etwas, Gott sei Dank — — — — Aufrecht sass ich in meinem Bett und rieb mir verwundert die Augen — Ich schaute zum Fenster — grauer, trüber Himmel, wie immer, und da, — ja da lag vor mir auf dem Bettteppich die weisse Umhüllung des Schlafpulvers!

Unsere Bilder.

Die Schlacht von Killiecrankie ist eins der interessantesten Ereignisse der romantischen Geschichte der Schottischen Hochlande. Was die kampflustigen Clans der Macdonald's und Campbell's nach der Entthronung der Stuarts an einander hetzte, war eine Mischung von Glaubenseifer, Anhänglichkeit an das vertriebene Herrscherhaus, Stammeshass und Raublust. Den im Anfang siegreichen Ansturm der Bergbewohner gegen die Insassen der fruchtbaren Thäler schlug der kluge Oranier Wilhelm nieder und befestigte seine Herrschaft in Schottland. „Früh am Morgen des 27. Juli langte Dundee, der Anführer der jacobitisch und presbyterianisch gesinnten Hochländer in Schloss Blair an. Dort erfuhr er, dass Mackay's aus Engländern und niederländischen Clans zusammengesetzte Truppen die Schlucht von Killiecrankie besetzt hätten; alles drängte zu einer schnellen Entscheidung. — Früh am Nachmittag wurden die „Königlichen" durch den Ruf aufgeschreckt, dass die Hochländer nahten. In kurzer Zeit war der Kamm der Anhöhen mit Mützen und Plaids bedeckt. Dundee ritt vor, um sich von der Stärke des Feindes zu überzeugen. Unterdessen ward von beiden Seiten ein Musketenfeuer unterhalten. Der Raum zwischen den Armeen war eine Rauchwolke. Erst nach sieben Uhr gab Dundee den Befehl zum Angriff. Die Hochländer legten ihre Plaids ab. Die wenigen, die so üppig waren, rohe Socken von ungegerbten Häuten zu tragen, warfen sie fort. Die ganze Linie feuerte im Vorrücken; der Feind antwortete. Als noch ein kleiner Raum zwischen den Gegnern war, zogen die Hochländer ihre breiten Schwerter und stürmten mit einem furchtbaren Geheul auf den Feind. Ehe die Niederländer noch die Bajonette aufpflanzen konnten, war die ganze Fluth der Macdonald's, Mac Lean's und Cameron's heran. In zwei Minuten war das Schicksal der Schlacht entschieden. Die Reihen der Infanterie waren wie fortgefegt, das breite Schwert der Hochländer, der Claymore, wüthete in den Reihen der Fliehenden und ein Strom von Rothröcken und Tartans raste das Thal hinunter nach der Schlucht von Killiecrankie." Das ist der Moment, den Harrington-Mann in seinem gewaltigen Bilde: „Der Angriff der Macdonald's" erfasst und mit wunderbarer künstlerischer Energie dargestellt hat.

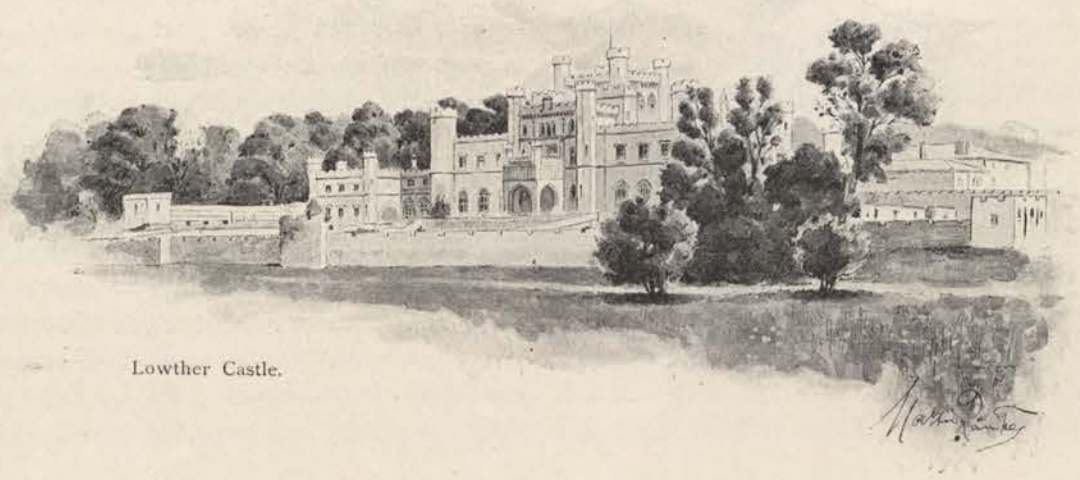
* * *

Im Gegensatz zu dem wilden Schlachtgetümmel unseres grossen Doppelbildes sind die übrigen Kunstbeilagen und Textillustrationen von dem unerschöpflichen Thema des Weibes beherrscht. Walter Firle schildert in seiner „Gesangprobe" ein holländisches Dorfinterieur. Die Backfische des Dorfes sind um einen alten Flügel versammelt, um irgend einen Kirchenchor zu üben. Kühles Tageslicht umfluthet die von den charakteristischen Häubchen umrahmten Gesichtchen der jungen Schönen, die sich mit vollem Eifer ihrer Aufgabe widmen. Denn vor der Claviatur sitzt sicher der gestrenge Dorfschulmeister und Cantor, um jeden Misston zu rügen. Bedarf doch das schwächere Geschlecht trotz alles Strebens nach Gleichberechtigung der Aufsicht, bis es in den sicheren Hafen der Ehe eingelaufen. „Scharf beobachtet" nennt F. Simm sein liebenswürdiges Genrebildchen aus der Wertherzeit. Die altjungferliche Tante würde wirklich zu schreckhaft aussehen, wenn wir nicht wüssten, dass die Falten ihrer Stirn sich glätten, sobald sie erkannt, dass der jugendliche Courschneider am traulichen Kaffeetisch wirklich mit ernsten Absichten erschienen. Dann ist das Nichtchen nach ihrer Meinung reif, um in den sicheren Hafen der Ehe einzulaufen. Freilich giebt es auch da noch manche Stürme, aber die sind hoffentlich alle so harmlos, wie der Gewitterwind, der auf dem Bildchen von Pötzelberger arge Verwüstungen angerichtet hat in dem Blumenschmuck des traulichen Heims, in dessen Thür die junge Hausfrau betrübt mit einem geretteten aber arg zerzausten Pflanzentöpfchen steht. Nur ein wenig Geduld und Pflege, und der ganze Schaden ist wieder gut gemacht. Dann wird auch das trübe Gesichtchen sich wieder aufhellen und Sonnenschein verbreiten im Haushalt.

Da haben die Orientalen sich besser frei zu halten gewusst von den Fesseln der Ehe. Ihnen wird das Weib zum Spielzeug in müssigen Stunden, und es ist zufrieden mit seinem Geschick. Conrad Kiesel's „Favoritin" verschwendet ihren Ueberschuss an Liebesbedürfniss an die Tauben, die am Rande der Cisterne umherflattern, und vergisst über dem anmuthigen Getändel die hohen Mauern, die ihr die Welt jenseits des Harems verschliessen. In der orientalisehen Anschauung von den Beziehungen der Geschlechter wirkt die antike Auffassung nach, die in der Liebe einen Naturtrieb sah, der mit elementarer Gewalt des Weibes Besitz erkämpft. So stellt Meister Hecht den zottigen, bocksfüssigen Halbgott Pan dar, wie er das Nymphchen festhält, das ihm der Zufall in die Arme getrieben. Er weiss, dass sie sich ihm ergeben wird, trotz ihres neckischen, lachenden Sträubens.

Zick-Zack

Die Vorliebe des Kaisers für England erklärt sich aus seinen seemännischen und sportlichen Neigungen. Auch für den Sommer dieses Jahres hat er eine Einladung des Earls von Lonsdale angenommen nach dessen Landsitz Lowther Castle in Cumberland. Die Grafschaft, in der das Schloss liegt, gehört zu den höchsten, kältesten und gesundesten Theilen Englands. An der Nordwestküste übt die See ihren mildernden Einfluss aus, die im Südosten aufragenden Felsgipfel sind bis in das Spätfrühjahr hinein mit Schnee bedeckt, und die dazwischen liegenden bewaldeten Thäler zeichnen sich durch ihren Reichthum an jagdbarem Wild aus. Lowther Castle ist fünf Meilen von Penrith entfernt und besitzt einen 1500 Acres grossen, von allerhand Wild schwärmenden Park. Das jetzige Herrenhaus, das im Jahre 1802 gebaut wurde, ist 420 Fuss breit. Eine Menge kleinerer Thürme, die in der Mitte von einem grossen, viereckigen überragt werden, verleihen dem Ganzen ein malerisches Aussehen. Vor dem Schlosse fliesst der Fluss Lowther.



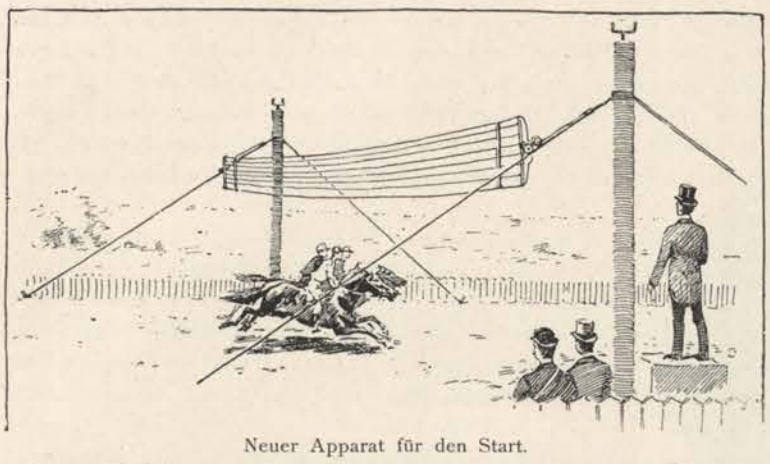
Lowther Castle.

* * *

Alexandre Dumas, der am 28. Juli seinen 71. Geburtstag feierte, verheirathete sich in Paris mit Frau Régnier. Dumas hat bekanntlich erst vor kurzer Zeit seine Gattin, von der er übrigens getrennt lebte, durch den Tod verloren. Die Trauzeugen waren Victorien Sardou, der Vice-Admiral Duperré und Ernest Legouvé.

* * *

Ein guter Start ist bei Pferderennen nicht so leicht zu erzielen. Das gleichmässige Ablassen der feurigen Thiere erfordert sehr viel Geduld und Mühe. In Australien, das im Rennsport dem Mutterlande Concur-



Neuer Apparat für den Start.

renz zu machen beginnt, braucht man eine mechanische Vorrichtung, die sich glänzend bewährt. Mittelst Rollen bewegt sich zwischen zwei Pfosten auf schräg gespannten Tauen eine aus einem System von Stricken gebildete Schranke, die beim Ablassen der Pferde in schräger Richtung aufwärts gezogen wird. Der Starter braucht, um den Apparat in Thätigkeit zu setzen, nur auf einen an den Pfosten angebrachten Knopf zu drücken.

* * *

Der jüngst in London erfolgte Tod des Sultans von Johore erregt weit über die Grenzen seines Reiches hinaus Interesse. Er gehörte zu den wenigen indischen Fürsten, die England gegenüber ihre Selbständigkeit gewahrt haben. Sein auf Malakka gelegenes Sultanat hat ungefähr die Grösse von Württemberg und Baden zusammen. Abubeker ben Ibrahim wurde im Jahre 1835 geboren und gelangte nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1861 auf den Thron. Als Thronfolger schon hatte er grössere Reisen unternommen, die er als Sultan fortsetzte. Von ungewöhnlicher Bildung und neben der malaiischen auch der englischen und arabischen Sprache mächtig, bereiste er Java, Indien, China und Japan und 1866 zum ersten Mal auch Europa, wo er besonders in England mit allen ihm gebührenden Ehren aufgenommen wurde. In den letzten Jahren wiederholte er seine Besuche in Europa und war in Karlsbad ein häufiger Gast. Er erfreute sich der Freundschaft der Königin von England und des Prinzen von Wales in hohem Grade und wurde, wenn er in Europa weilte, regelmässig an den englischen Hof geladen. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf acht bis zehn Millionen Mark, die er grossentheils zum Besten seines Landes verwendete. Seiner Hauptstadt Johore baru (Alt-Johore), an der Singaporestrasse gelegen, hat er Gasbeleuchtung, Wasserleitung, Canalisirung, gute Hafen- und Dockanlagen gegeben, und sein grosser Palast, die Istana, war das gewöhnliche Absteigequartier der fürstlichen Reisenden aus Europa, deren letzter der Thronerbe von Oesterreich war. Der Nachfolger des Sultans ist sein Sohn Ibrahim, ein junger Mann von etwa 25 Jahren, von europäischen Lehrern erzogen und der englischen Sprache vollkommen mächtig. Vor einigen Jahren vermählte er sich mit einer Tochter des Sultans von Pahang, seines Nachbarn.



Abubeker ben Ibrahim, Sultan von Johore †.
Photographie von A. Marx, München.

* * *

Das vielbestrittene Epsom-Derby hat wider Erwarten Lord Rosebery's Stall eingeheimst. Sir Visto, das siegreiche Pferd, war kurz vorher im 2000 Guinea Rennen und in dem Newmarket-Stakes geschlagen worden, so dass man kein rechtes Vertrauen zu ihm hatte. Der Sprössling von Barceldine aus der Vista hat die Scharte glänzend ausgewetzt. Er siegte mit drei Viertel-Pferdelängen. Seinem Besitzer brachte er zum zweiten Mal die blaue Turf-Schleife ein. Hoffentlich findet Lord Rosebery in diesem unerwarteten Rennsieg einen Trost für das ebenso unerwartet verlorene Minister-Portefeuille.

* * *

In New-York war der Arbeiter Rower von der elektrischen Compagnie Rochester gerade damit beschäftigt, eine der Hauptleitungen zu prüfen, als er plötzlich von einem elektrischen Schlage getroffen wurde, der nach der Schätzung dreimal so stark war, wie er bei den Hinrichtungen angewendet zu werden pflegt. Dreiviertel Stunden lang bot das Opfer, welches tiefe Brandwunden aufwies, vollständig den Anblick eines Todten. Dann aber gelang es den fortgesetzten Bemühungen dreier Kameraden und eines Arztes, Rower in's Leben zurückzurufen. Der Athem war zuerst ganz schwach, die Muskeln völlig steif, und es währte 1½ Stunden, bis man ihn forttransportiren konnte. An der ganzen linken Seite weist sein Körper mehrere zolltiefe Löcher auf, jedoch wird er voraussichtlich am Leben erhalten werden.

* * *

Die Stadt Gilgit, welche im nördlichsten Theile Vorderindiens, weitab vom grossen Weltverkehr hoch oben im Himalaya liegt, ist in jüngster Zeit durch eine Telegraphenlinie an das Welttelegraphennetz angeschlossen worden. Dem Bau der Linie stellten sich erhebliche Schwierigkeiten entgegen; sie führt durch zwei Engpässe hindurch, den 3500 Meter hohen Pass von Rajdiangan und denjenigen von Burzil, welcher sich 4000 Meter über die Meeresoberfläche erhebt. Der Schnee in dem letztgenannten Pass liegt häufig bis zu 6 Meter hoch. Um die Leitung ausserhalb des Bereichs der Schneedecke zu bringen und die Linie gegen den Druck des Windes auf den mit Schnee und Eis belasteten Draht zu sichern, mussten ausserordentlich hohe und starke Stangen verwendet werden, welche dicht bei einander aufgestellt wurden. Wegen der durch Witterungsverhältnisse erschwerten Aufrechterhaltung eines ununterbrochenen Betriebes sind in der Nähe der am häufigsten bedrohten Punkte Beobachtungsstationen eingerichtet worden, welche während der Winterszeit von dem Verkehr mit der Aussenwelt vollständig abgeschlossen sind.



Ibrahim, der neue Sultan von Johore.
Photographie von A. Marx, München.

* * *

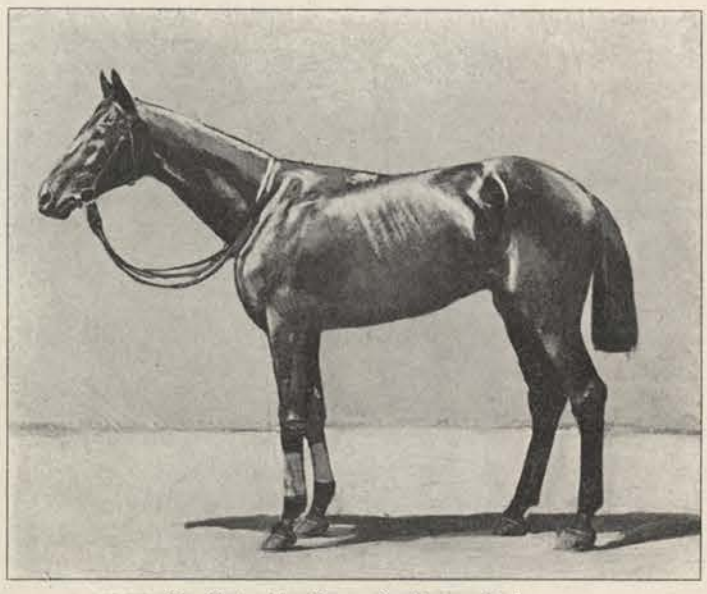
Lord Sholto Douglas, ein Sohn des aus dem Process Oskar Wilde bekannt gewordenen Marquis von Queensberry, hat Loretta Mooney, eine Sängerin aus einem Variété-Theater in San Francisco, geheiratet. Das junge Ehepaar wohnt dortselbst, und die junge Frau bleibt auch jetzt ihrem Beruf treu. Ausserdem ist sie an dem Theaterbuffet beschäftigt und verschafft ihrem Hausstand dadurch einen monatlichen Zuschuss von 400 Mark. Lord Sholto hat seine Frau in Bakersfield in Californien kennen gelernt, wo sie ebenfalls Buffetdame in verschiedenen Variété-Theatern war.

* * *

Chéri Maurice, der Schöpfer und langjährige Leiter des Thalia-Theaters in Hamburg, feierte jüngst seinen neunzigjährigen Geburtstag. In dem alten Maurice verkörpert sich ein Stück deutscher Bühnengeschichte. Von Geburt Franzose, kam er früh nach Hamburg mit seinem Vater, der das Tivoli-Etablissement Ende der zwanziger Jahre leitete. Die kleine Bühne wurde für Maurice eine Vorschule für die Regie, die er in dem wenig beachteten Theater der Wittwe Handje in der Steinstrasse übernahm. Nach dem grossen Brande baute Maurice ein geräumigeres Haus am Pferdemarkt, das unter dem Namen Thalia-Theater 1843 eröffnet wurde. Es gelang ihm in rastloser Thätigkeit, eine Musterbühne zu schaffen, besonders nachdem mit dem Reichstagsbeschluss von 1869 die Theaterfreiheit proclamirt war. Als Maurice 1881 sein fünfzigjähriges Directions-Jubiläum feierte, nahm die gesammte deutsche Bühne daran Antheil.

Grosse Freude hat es dem Neunzigjährigen bereitet, dass auch seine Schwiegertochter, die Wittwe seines verstorbenen Sohnes Gustav und jetzt Gattin des Höchstcommandirenden in Oesterreichisch Polen, des Feldzeugmeisters Galgoczy, zu der Feier seines Geburtstages eingetroffen war.

Es ist ein ganzer Roman, wie diese Heirath zu Stande gekommen ist. Vor 25 Jahren verkehrte Herr Galgoczy im Elternhause der Schwiegertochter des Director Maurice in Wien. Er war arm, sie war Kind, und so dachte damals keines von Beiden an eine Heirath. Ein



Sir Visto, der Sieger im Epson Derby.



Chéri Maurice,
Director des Thalia-Theaters, Hamburg.

doch Sie mir weggenommen, verehrter Director", entgegnete der General. Und dass ihm das nicht nur Redensart gewesen, das hat der hohe Herr bewiesen.

* * *

Mit Paula von Lichtenfels scheint am Wiesbadener Hoftheater ein neuer Gesangsstern aufgegangen zu sein. Die junge Künstlerin schreibt uns von Wien aus in sachlich bescheidener Weise:

„Mein Vater ist der Landschaftsmaler Conrad Peithner Ritter von Lichtenfels, Professor an der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien. Meinen ersten Gesangsunterricht habe ich an der Horak'schen Schule genossen, wo ich Alt sang; kam dann aber nach kurzer Zeit als Schülerin zu Frl. Marianne Brandt, wo ich die ersten zwei Jahre für Concertgesang studirte, und auch öffentlich auftrat, mich aber dann, als die Stimme sich sehr bedeutend kräftigte, dem Opergesang zuwendete. Nach weiterem zweijährigen Studium als Coloratursängerin trat ich im Herbst 1894 mein erstes Engagement in Olmütz an. Ende April und Anfang Mai gastirte ich in den Hugenotten und im Barbier am Königl. Hoftheater in Wiesbaden, und wurde für drei Jahre engagirt."



Paula von Lichtenfels

* * *

Eine Reihe württembergischer Ortschaften ist zu Anfang Juni von einer schweren Katastrophe heimgesucht worden: Wolkenbrüche hatten unheilvolle Ueberschwemmungen im Gefolge, denen nicht nur viele Häuser, sondern leider auch zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen. Besonders das von der Eyach durchströmte Gebiet wurde schwer betroffen. Der sonst ruhige Fluss schwoll plötzlich hoch an, trat tobend über seine Ufer hinaus und riss unaufhaltsam mit sich fort, was sich seinen schäumenden Fluthen in den Weg stellte. Das Armenhaus in Frommern hielt schon dem Wolkenbruch nicht Stand; sein Dach wurde von diesem eingedrückt und zum Theil fortgerissen, die Eyach erschütterte das Haus in seinen Grundvesten und begrub eine Hälfte desselben in seinen Fluthen oder trug die Trümmer weit von der Unglücksstätte fort. Die Sägemühle in Lauffen, viele Bauernhäuser, ja die ganzen eben noch blühenden Ortschaften boten nach der Katastrophe, die zum Glück im gesegneten Schwabenlande ohne Seitenstück ist und sich in Jahrhunderten nicht wiederholen dürfte, einen trostlosen Anblick.



Das Armenhaus in Frommern nach der Ueberschwemmung.

* * *

Zu dem 700jährigen Geburtstage des heiligen Antonius von Padua, welcher am 15. August 1195 in Lissabon geboren wurde, hat der Staat Portugal soeben neue Briefmarken ausgegeben, die nur bis 15. August verwendet werden dürfen und den heiligen Antonius darstellen. Die zu 15 verschiedenen Werthen ausgegebenen Marken zeigen vier Muster. Auf der einen Marke ist die Vision des heiligen Antonius dargestellt, wie ihm aus Wolkennebeln das Christuskind erscheint; auf anderen Marken predigt der Heilige am Meeresufer den Fischen; die dritte Art von Marken zeigt die Himmelfahrt des heiligen Antonius, der auf der vierten Sorte, vor einem Kirchenportal stehend, abgebildet ist. Auch eine Postkarte ist erschienen, auf deren Vorderseite der heilige Antonius im Bilde den Fischen predigt.

* * *

Im Herzen der City von London gehören Cheapside und Canon Street zu den verkehrsreichsten Strassen. Welcher Verkehr sich täglich über sie ergiesst, davon mögen die folgenden Zahlen einen Begriff geben: es ist der Durchschnitt von 80 aufeinanderfolgenden Tagen, an denen die Beobachtungen angestellt wurden. An einem einzigen Tage von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr passirten 12366 Gefährte Cheapside und 5360 Canon Street.

* * *

Sarah Bernhardt hat sich einen Löwen gekauft. Dass die Künstlerin eine stattliche Menagerie der verschiedensten Thierarten besitzt, ist bekannt; ebenso weiss man, dass ihr nichts zu theuer ist, wenn sie sich einmal vorgenommen hat, etwas besitzen zu wollen. Dieses Mal fielen ihre Wünsche auf einen prachtvollen, völlig ausgewachsenen Berberlöwen, der schon eine ganze Reihe von Gewaltthätigkeiten auf seinem Conto hat. Da aber der Löwe ein fleischfressendes Thier ist, braucht sie selbst vor ihm keine Angst zu haben.

* * *

Anfang Juni ist Professor Wilhelm von Lindenschmit in München gestorben. Der berühmte Historienmaler wurde am 20. Juni 1829 zu München als der Sohn des gleichnamigen Künstlers geboren. Er erhielt dann seinen ersten Kunstunterricht von seinem Oheim Ludwig Lindenschmit in Mainz, kam 1844 auf die Münchner Akademie und übte sich nebenbei in Xylographie und Lithographie. Nach des Vaters Tode studierte er erst am Städel'schen Institut in Frankfurt, dann an der Akademie in Antwerpen, wandte sich aber bald nach Paris und malte dort unter Anderem: die Gräfin von Rudolstadt und Alba, sowie eine Ernte (beide in der Kunsthalle zu Hamburg). Im Jahre 1853 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er einige Jahre in Frankfurt, wo sein im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlicher Carton: „Gefangennahme Franz I. in der Schlacht bei Pavia", eine „Episode aus der Geschichte des Lützow'schen Freikorps", 1861 der „Tod Franz v. Sickingen's" und 1862 die „Reformatoren-Versammlung in Marburg" entstanden. 1863 siedelte Lindenschmit nach München über und zeichnete für die Firma Bruckmann die „Deutsche Ruhmeshalle": sodann entstanden: „der Fischer und die Nixe" (in der Schack'schen Galerie zu München), die Jahreszeiten-Friese im Cramer-Klett'schen Haus zu Nürnberg, „Luther als Currendschüler im Haus der Frau Cotta um Brod singend". Im Jahre 1868 malte Lindenschmit die „Stiftung des Jesuitenordens", 1869 den „jungen Luther bei Andreas Proles", die „Klosterfreuden" und „Ulrich v. Hutten im Kampf mit französischen Adeligen" (Museum zu Leipzig). Ferner malte er den „Tod Wilhelm's von Oranien" (für die Gesellschaft für historische Kunst), „Falstaff und die lustigen Weiber von Windsor", „Knox und die schottischen Bilderstürmer", „Anna Boleyn", „Venus an der Leiche des Adonis", „Narziss", „Luther und Cardinal Cajetan in Augsburg", „Walter Raleigh im Tower". 1875 ward er zum Professor an der Münchner Akademie ernannt, decorirte 1833 und 1884 den Saal des Rathhauses zu Kaufbeuren mit geschichtlichen und allegorischen Wandgemälden und vollendete 1886 ein grosses, figurenreiches Historienbild, den „Einzug Alarich's in Rom". Er besass den bayerischen Kronorden, der ihm den persönlichen Adel verlieh, den Michaelsorden erster Classe, das Kreuz der Ehrenlegion und war Ehrenmitglied verschiedener auswärtiger Akademien.



Wilhelm von Lindenschmit.

* * *

Wieder ein Fortschritt in der Frauenbewegung! Aus Breslau wird gemeldet: Rector und Senat der hiesigen Universität beschlossen, Damen, welche die Prüfung als wissenschaftliche Lehrerin für höhere Schulen bestanden haben, als Hospitantinnen bei den Universitäts-Vorlesungen zuzulassen.



Georg Bleibtreu.

Aus Georg Bleibtreu's Leben und Wirken.

Von **Karl Bleibtreu.**

[Nachdruck verboten.]

„Herold des preussischen Waffenruhmes", hat ein Kunsthistoriker der neueren Aera Georg Bleibtreu getauft. Des deutschen wäre richtiger gewesen. Nicht mit Unrecht bemerkte Hermann Riegel in seinen bekannten „Kunststudien" (1868): „Bleibtreu ist Feind alles ausschliesslichen Neupreussenthums." Wohl empfand er tief die kernhafte Tüchtigkeit des Preussenwesens, wohl sang er dem Marschall Vorwärts und allen Paladinen der Befreiungskriege manch' hohes Lied mit Griffel und Pinsel, wohl würdigte er verständnissvoll die schlichte Grösse des greisen Heldenkönigs Wilhelm und erkannte, der Ersten Einer, im verketzerten Bismarck den Mann des Schicksals. Doch der geborene Niederrheinländer aus der alten Siegfriedsstadt Xanten blieb innerlichst mehr dem fränkischen und süddeutschen Wesen zugeneigt. Und so scheint es kein Zufall, dass seine liebsten Kriegserinnerungen sich an die Bayern knüpften, dass die anderen süddeutschen Waffenbrüder schwäbischer Zunge seinem Herzen so nahe traten und das königliche Haus von Württemberg ihm besondere Huld zuwendete. Eine glückliche Fügung wollte, dass Kronprinz Friedrich den Künstler 1870 bei Ausbruch des grossen Krieges in sein Hauptquartier berief und der Letztere an seinem Theil beitragen durfte, die Begeisterung der Süddeutschen für des preussischen Königssohnes ritterliche Jovialität noch zu steigern.

Den späteren Zeitgenossen steht Bleibtreu nur als Maler der drei Siegesjahre vor Augen, die das neue Reich zimmern halfen. Allein, lange vorher hatte sich schon in den Fünfziger Jahren eine ältere Generation an seinen Schöpfungen aus dem Befreiungskriege erbaut und hier neue Hoffnung auf Deutschlands unerschütterte Volkskraft geschöpft, in politischer Ohnmacht und Zerrissenheit, unterm Druck der Reaction.

Von den alten Kämpen der Befreiungskriege war es besonders der allverehrte freidenkende Generalauditeur Friccius, der ihm herzlichste Neigung entgegenbrachte. Ihm schuf Bleibtreu ein Denkmal, ehe die Stadt Leipzig ein solches ihrem ersten Befreier setzte, durch sein bekanntes Gemälde „Die Erstürmung des Grimmaschen Thores".

Vielleicht gestaltete sich in jener ersten Hälfte seines Lebens Bleibtreu's begründeter Ruhm echter und wahrer, als in der zweiten Epoche, die von äusseren Ehren und Erfolgen, von glänzendem Verkehr und fürstlicher Gnade umstrahlt wurde. Damals wurzelte sein Name fest im Herzen der edelsten Volksgenossen und es blieb ihm stets eine besondere Freude, dass die Turnerschaft ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte; hauptsächlich wegen seines Erstlingsbildes „Untergang der Kieler Turner und Studenten" (neuerdings vom Staate für Kiel angekauft).

Wie zu erwarten, beginnt seit 1864 das militärische Element den Briefwechsel und Verkehr des Künstlers zu beherrschen, das officielle Staatsleben zog ihn in sein Bereich.

Eine besondere Freundschaft schloss er mit Major v. Salpius, einem zu grössten Hoffnungen berechtigenden Glied des Grossen Generalstabs. In einem Briefe findet man da Namen, die später in der Militair-Hierarchie besonderen Klang erhielten:

„Ich habe dem Adjutanten Prinz Friedrich Carls jene Croquis übergeben. Ferner ist der Flügeladjutant des Königs . . . gern bereit, in allen Dingen Ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Zur Benutzung der Bibliothek des Grossen Generalstabs wird Major v. Verdy du Vernois Ihnen über die kleinsten Details Auskunft geben. Graf Waldersee hat auch viel dänische Waffen und Ausrüstungsgegenstände." 18. März 1866. Das Datum leitet uns zu jenem grösseren Kriege über, wo es sich nicht mehr um „dänische" Sachen handelte. Bleibtreu's Briefe aus dem böhmischen Feldzug sind damals theilweise in Berliner Zeitungen veröffentlicht worden. Wir beschränken uns also auf noch nicht Bekanntes.



Georg Bleibtreu. Studie.

Ein Brief vom 22. Juni aus Görlitz, Hauptquartier Prinz Friedrich Carls, enthält wichtige Betrachtungen:

„Mir ist's seltsam zu Muthe. Gestern war ich in einem Kreise befreundeter Officiere, die theils mit heldenhafter Ruhe den Ereignissen entgegensahen, theils mit freudiger Ungeduld sich nach dem Entscheidungskampfe mit einem hochgeachteten Gegner sehnten. Heute sind diese braven Männer schon als Avantgarde am Feind und in wenigen Tagen vielleicht gefallen. Aber meine Zuversicht steigt mit jedem Tage. Welch seltsames Heer, dies preussische! In jeder Compagnie feingebildete junge Leute, welche, ohne je Berufsofficier zu werden, auch ohne kriegerische Neigung von der ungeheuren Zeit, der wir entgegenschreiten, fortgetragen, sehr bald unserem Heere den Geist einflössen werden, der unüberwindlich ist. Die Stimmung des Prinzen, der Generale ist eine sehr ernste. Er erklärte in einer Anrede, wenn wir geschlagen würden, liege es nur an seiner Führung, nie an den Truppen. Uebrigens haben Generale wie Voigts-Reetz etwas in ihrem Wesen, das zu Hoffnungen berechtigt."

23. Juni 1866: „Endlich sind wir in Böhmen eingerückt. So weit das Auge reicht, heran- und vorüberziehende Colonnen. Beim Ueberschreiten der Grenze nicht enden wollender Jubel, Gesang „Ich bin ein Preusse", aber auch „O du Deutschland, ich muss marschiren" und „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang". Noch klingt mir die Strophe in den Ohren: „Der Freiheithauch geht mächtig durch die Welt!" Vor uns, um das herrliche kriegerische Schauspiel zu vollenden, die einfach grossen Gebirgslinien in scharfen Umrissen sich von der sonnigen Luft abhebend. Der Prinz sprengt bald von Colonne zu Colonne, bald hält er und prüft mit Hülfe des Fernrohrs und der Generalstabskarte das vor uns liegende Terrain. Der Stabschef Voigts-Reetz macht einen ungewöhnlichen Eindruck. Er reitet gedankenvoll in lässig bequemer Haltung. Aus seinen unschönen Zügen spricht die klarste Berechnung und eiserne Willenskraft. Das Hauptquartier des Prinzen befindet sich in einem Besitzthum des feindlichen Generals Clam Gallas. Vielleicht ist dieser Name ein gutes Omen für uns, denn vom 30jährigen Kriege an hiessen die Clam Gallas „Heertrommeln", weil man nur von ihnen hörte, wenn sie geschlagen würden." Es folgt eine überaus frische und lebhafte Schilderung des Lagerlebens, des Vormarsches in strömendem Regen unter Blitz und Donner.

In den folgenden Briefen vom 26. und 27. werden kühne Reiterthaten geschildert, welche die Ueberlegenheit der Unsern über die berühmten Radetzky-Husaren bekunden, und die Vernichtung der „Eisernen Brigade" bei Podol durch die Thüringer. Dann am 29. eine hochdramatische Erzählung des Treffens von Gitschin. „Die Gefangenen sahen gebrochen aus. Nur die Officiere schritten mit ihren prächtigen Schärpen in finsterm Stolze daher." Daneben aber mischen sich beredte Klagen ein über das herzzerreissende Elend des Krieges, Bitten an die Heimath (sie wurden veröffentlicht) zur Linderung des Leids der Verwundeten. „Jetzt bewähre es Jeder mit der That, dass ihm die Ehre des Vaterlandes, dass ihm seine eigene Ehre etwas gilt. Schande über uns, wenn durch unsere Schuld Tausende Verwundete, Söhne unseres braven Volkes, hülflos verschmachten sollten. Hülfe, aber schnelle Hülfe! Vor allem Lebensmittel!"

Und nun kam die Entscheidung. „Wenn Du diesen Brief erhältst, weisst Du durch Telegraph, ob wir gesiegt oder nicht. Die Schlacht, die jetzt geschlagen wird, ist furchtbarer als die bei Solferino." Bleibtreu folgte der Division Fransecky in den Wald von Maslowed und war naher Augenzeuge ihres todesmuthigen Ringens gegen fünffache Uebermacht an dieser entscheidendsten Stelle des Schlachtfeldes, wo ein aufrollendes Durchbrechen der preussischen, dem Kronprinzen zugekehrten, Flanke zu befürchten stand Ergreifend erzählt er von einer alten Böhmin, die ihren jüngsten letzten Sohn — die andern sind bei Magenta gefallen — unter den Leichen sucht und findet, deren Verzweiflungsschrei das Stöhnen und Röcheln, das Victoriaschiessen und Jubeln der Sieger übertönt. „Und über all den Stätten des Schreckens ein lachender Himmel und Lerchengeschmetter. Doch die grossen Weltereignisse, die zermalmend über Menschenleben schreiten, gehen vorwärts. Begleiten wir ihren Gang."

Und er folgte ihnen. Kaum hatte er „Alsen" und „Königgrätz", diese grossen Bilder der Nationalgalerie, vollendet, als ihn der Kronprinz in sein Gefolge berief, um den französischen Feldzug mitzumachen. Schon in Speyer wusste sich Bleibtreu „vor Freude nicht zu lassen", als er die Bayern vorbeimarschiren sah. Der Kronprinz warnte die bayrischen Officiere in seiner leutseligen Weise vor dem Meisterpinsel, der sie noch alle conterfeien werde. Bald darauf befand sich der Künstler im Getümmel des Strassenkampfes in Wörth.

In den seither veröffentlichten Kriegserinnerungen eines preussischen Artilleriegenerals findet sich eine bezeichnende Stelle. Derselbe wurde mit einem Auftrag des Kronprinzen in die erste Feuerlinie gesendet und traf hier unter heftigem Granathagel einen kleinen Mann in Civilkleidung, ruhig die Action beobachtend. „Ich erkannte Georg Bleibtreu. Er warf mir einen vergnügten Gruss zu. Später erzählte er mir, wie er sofort nach der Kriegserklärung sich um die zu erwartenden Trophäen ans Kriegsministerium gewandt habe." — „Sie können keine Ahnung davon haben, dass Sie in der Schlacht bei Wörth dicht neben mir standen. Kaum hatten Sie diesen Platz in der grossen Batterie des V. Corps verlassen, als eine Granate meinem Pferde beide Hinterbeine zerschmetterte," heisst es im Briefe eines Majors v. Thadden nach dem Kriege. Es bildete sich auch eine förmliche Legende. In den Zeitungen stand, dass der kleine schwächliche Künstler bis zur Erschöpfung beim Fortschaffen der Verwundeten in der Feuerlinie beschäftigt gewesen sei. Nach seiner eigenen Angabe schrumpfte diese Mär auf einen einzigen Fall zusammen.

Aus Nancy heisst es dann: „Während ich hier mit Gustav Freytag die Museen besuche, donnert bei Metz die Hauptschlacht". Aus Ligny: „Der König ist jetzt bei der Südarmee mit seinen drei Gewaltigen. Er sprach auch mit mir ein paar freundliche Worte. Der alte Herr sah trotz dem Schrecklichen, was er vor Metz erlebte, so heiter aus wie gewöhnlich, und Bismarck scheint jetzt wieder ganz hergestellt zu sein. Zu meiner Freude denkt man jetzt immer ernstlicher an die Lossreissung des Elsass".

Und nun nach kurzen Feldpostkarten ein Brief aus Sedan:

„Nie, so lange ich lebe, werde ich diesen Tag vergessen, den Tag, der mir von Jugend an vorschwebte. Nun ists vorbei mit der Frage: was ist des Deutschen Vaterland, jetzt sind wir nicht mehr der Dünger Europas. Ich stehe vor dem Thore von Sedan und sehe stundenlang dem Vorübermarsch der Gefangenen zu. Das nimmt kein Ende. Mir ist's dabei wie im Traum und doch hat mich ja dieser Tag am wenigsten überrascht, ja ich darf behaupten, dass ich ihn vorausgesagt. Nun gehts auf Paris los, denn die Pariser werden nie in Abtretung des Elsass einwilligen, ohne dass ihnen das Schwert auf die Brust gesetzt wird . . . Und Dir, mein lieber Sohn, Dir werde ich besonders viel erzählen von Opferfreudigkeit, Todesverachtung, stolzem Ertragen von Strapazen, welche Dich anspornen sollen, Deines Vaterlandes würdig zu werden," Davon schrieb der bescheidene Mann natürlich nichts, dass er sich kühn nach Sedan hineinwagte, ehe noch die Capitulation unterzeichnet war, und nur von französischen Officieren vor Massacrirung geschützt wurde; dass er dann mit dem



Georg Bleibtreu. Studie.

ihm befreundeten preussischen Ingenieurgeneral, dem die Festung officiell übergeben wurde, am andern Tage gleichfalls ein gefährliches Abenteuer bestand, wo nur die Kaltblütigkeit der vier preussischen Officiere, die ihnen ein Compliment von Ducrot und Wimpfen eintrug, sie vor den Jatagans betrunkener Turkos rettete.

Nun kommt die Zeit vor Paris.

„Vorgestern lag das stolze Babel zu meinen Füssen. Die Bayern haben die verschanzten Linien vor den Forts von Paris erstürmt. Von der Hauptschanze sah ich das Häusermeer ausgebreitet. Ich sass im Kreise des Officiercorps des 7. bayr. Regiments beim Wein, als Einer von ihnen aufsprang, und während die feindlichen Kanonen dazu donnerten, ein Lebehoch auf den künftigen deutschen Kaiser ausbrachte. Jubelnd sprangen wir alle auf und schleuderten nach dreimaligem Hoch auf den Kaiser die Gläser zu Boden. Ist's doch, als wenn Alles, was ich Grosses für mein Vaterland ersehnt und gehofft habe und was fast für alle Andern unerreichbar schien, sich erfüllen sollte!"

Seit jenem Tage wob sich ein besonders kameradschaftliches Band zwischen dem Künstler und dem II. bayrischen Corps, dessen Commandirender, Excellenz v. Hartmann, ihm bis zum Tode in wahrer Freundschaft verbunden blieb. Hartmann weist in einem Briefe mit gerechtem Stolz daraufhin, dass er 1815 als napoleonischer Officier bei Waterloo focht, 1870 zuerst mit seinem Corps vor Paris anlangte und bei Wörth als hoher Siebziger den ganzen Tag zu Pferde

Zu den besondern Lieblingen König Wilhelms hat der Künstler zwar nie gezählt, wohl aber mit ehrfurchtsvollem Danke die wohlwollende Humanität dieses Muster-Gentleman empfunden. Der erhabene Greis hätte kein so reifer Menschenkenner sein müssen, wie er war, wenn er nicht unter schlicht-unmilitairischem Aeussern den echten Soldatengeist, das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe des unscheinbaren Malers geahnt hätte. Er, der nichts vergass, hielt natürlich bis zum Ende auch diesen ihm seit fünfundzwanzig Jahren geläufigen Künstlernamen fest und sah in diesem Ritter des Hohenzollernordens einen Mann, der für Preussens Ruhm in seinem Berufe stritt. Bei den vielen Ankäufen älterer Bilder und Bestellungen neuer, womit er Bleibtreu beehrte, traten nur ab und zu kleine Reibungen ein, die auf der verschiedenen Auffassung künstlerischer Pflichten beruhten. Dem König ging die historische Treue über Alles und die militairisch stramme Genauigkeit. Das wiederholte sich bis zuletzt.

So heisst es z. B. in einem Briefe vom 20. Januar 1870, betreffs eines, im Auftrag des Monarchen für dessen Privatbesitz ausgeführten, grösseren Gemäldes, das seine Begrüssung in der genommenen Batterie von Lipa darstellt: „Graf Perponcher hat Vortrag bei Sr. Majestät wegen Ihres neuen Bildes gehabt. Als Abänderung wünscht S. M. die Stellung des Herrn v. Gélieu, weil derselbe nicht wie hier auf den König losstürzte, sondern nur in militairischer Haltung den Degen erhob und „Vive le Roi!" rief".



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Georg Bleibtreu. Kronprinz Albert von Sachsen bei Gravelotte.

blieb, ohne eine andere Stärkung als einen Bissen Schwarzbrot zu geniessen. Die patriotische Freude habe ihn aufrecht erhalten. Hartmann war also in noch höherem Grade eine symbolische Figur, als sein College v. d. Tann, der Freischärler von Schleswig-Holstein und grossdeutsche Einheitsdränger.

Da Bleibtreu im Versailler Museum sein Atelier aufschlug, zugleich als Sauvegarde für die Kunstschätze, so entspann sich eine aufrichtige Freundschaft zwischen ihm und dem Director Soulié, beiläufig Schwiegervater des berühmten Theaterdichters Sardou. Soulié kann sich in seinen Briefen nicht genug thun, „pour vous remercier de m'avoir consolé et soutenu dans les moments d'angoisse que j'ai eu à traverser". Zu einem dieser Briefe gesellt Anton v. Werner eine lange Nachschrift, dem Bleibtreu bei seiner Abreise im Januar 1871 sein eigenes Atelier eingeräumt hatte, wie er denn überhaupt den jungen Künstler allerorts einführte. Mit Bismarck, den er glühend bewunderte, obschon er für den Menschen keine uneingeschränkte Verehrung empfand, hat Bleibtreu wenig Beziehungen gehabt. Doch hat er eine ewig denkwürdige Zusammenkunft mit dem Gewaltigen genossen, als dieser ihn in Donchéry cordial aus seinem Quartier hinausbescheiden liess, weil hier die Capitulation mit Wimpfen stattfand. Den Hammelbraten, der schon auf dem Tische stand, vertilgte der Recke dabei und plauderte in gehobenster Stimmung über den Eindruck, den soeben der Jubel der Bayern, als er vorüberritt, auf ihn gemacht habe. —

Peinlicher ging es in den letzten Jahren des grossen Kaisers zu, bei den Skizzen zu den Zeughausbildern. Da sollten die Garden auf St. Privat in geradem Parademarsch anrücken, in altpreussischer Disciplin. Beim „Aufruf an mein Volk" sollte erst das Volk ganz wegfallen und dafür ein Bataillon antreten, und als das Bild vollendet, musste thatsächlich die prächtige Gestalt Blüchers weggekratzt und dafür Zar Alexander eingesetzt werden. Das gab zu drolligen Scenen Anlass, obschon dem Künstler die Sache tief ins Herz schnitt. Kameke, der sich schon etwas erlauben durfte, wagte die Vorstellung, dass er als Kriegsminister doch keinen fremden Herrscher im Zeughause zulassen könne. Der Kronprinz machte Bleibtreu einen Beileidsbesuch und verlieh seinem Unmuth vollen Ausdruck. Es half Alles nichts, dem Befehl musste gehorsamt werden. Als die That vollbracht, erschien Se. Majestät mit dem russischen Gesandten und einem grossen Gefolge von Generalen. Nur mit Mühe entging der Künstler durch ablehnende Haltung einem vermuthlich zugedachten russischen Orden. Dennoch ergriff ihn tief die treuherzige Würde, womit der erhabene Greis ihm die Hand reichte: „Ich danke Ihnen, dass Sie meinen Wunsch erfüllt haben". Es war absolut unmöglich, diesem königlichsten Manne zu grollen. Es scheint nicht ausgeschlossen, dass gewichtige politische Gründe den Kaiser zu diesem Vorgehen bestimmten. Dass er von seinem Standpunkt aus immer weise und gerecht gehandelt hat, wer möchte das je bezweifeln! Mit tiefster Verehrung



Georg Bleibtreu. Studienkopf.

und Bewunderung erzählte der Künstler noch von den Reden, in welchen bei häufigen Besuchen im Zeughaus der bescheidene Heldenkönig den Anwesenden die Grösse unsrer Ahnen pries, wogegen unser heutiges glückbegünstigtes Verdienst weit zurücktrete.

Man darf behaupten, dass Unzählige aus Bleibtreu's Werken erhebende Eindrücke gewannen, die sich bleibend, ja lebendig schaffend, dem Geiste einprägten. Ihm hat ein günstiges Geschick vergönnt, das innerlich und äusserlich Angeschaute in volksthümlich fasslicher Form breiten Massen zu vermitteln. Diese Theilnahme ist dem Maler der deutschen Siege von allen Ständen entgegengebracht worden, wie er denn auch als Mensch durch seine Milde und Lauterkeit allerorts einen bestrickenden Reiz auf Reich und Arm übte. Aber alle Unsauberen, alle ideallosen Streber und Erfolgjäger, haben ihn instinktiv gehasst und geschädigt. Wer jede Reclame verschmäht, durfte nicht bei aller Popularität auf Verständniss breiterer Massen rechnen.

Die Waffengattungen treten in ihrer Besonderheit klarbestimmt in Bleitreu's Schlachten-Epen hervor: die Infanterie durchweg als pflichtbeseelter Volkssturm, die Cavallerie als herausfordernder, durchgreifender Ingrimm des Siegers. Die Wahl der dargestellten Momente aber konnte nur einem Künstler gelingen, der Grosses zu denken gewohnt, dem sich die Spitze verwickelter Dinge bedeutsam heraushebt, der auf einen bezeichnenden Augenblick die Aufmerksamkeit zu fesseln versteht. Stets greift er den Punkt heraus, wo sich die charakteristischen Merkmale in grösster Menge häufen lassen, am glücklichsten dort, wo der Siegeslauf zwar schon auf erfreuliche Höhe stieg, doch noch in wuchtiger Gefahr zu ringen hat: so hegt der Beschauer zwar die beste Hoffnung für den Ausgang, ohne aber die Kampfaufgabe schon als beendet vor sich zu sehen. Nirgends bloss künstlerisches Behagen an glänzenden Gruppen und mit Geschick gestellten Figuren, sondern überall echte Beseelung, wo die Kunst sich ganz einem höheren allgemeinen Ziele freudig hingiebt. Mit heiligem Schauer versetzt sich des Künstlers geweihter Sinn selbst in den Mittelpunkt des Volkes, macht sich selbst zur Seele der Nation. Zur stillen Hoheit einer ruhigernsten, früher nicht genugsam entfalteten Kraft, wie die deutsche es ist, liefert die köstliche Anordnung dieser künstlerischen Vaterlandsverherrlichungen einen abschliessenden Beitrag: mitstrebender Brüder gesammtes Trachten und Sinnen verklärt sich hier. Eine junge Welt voll kräftiger Hoffnung ruft der Künstler unmittelbar zu Thaten auf, zeigt ihr, was sie sein kann: verheisst ihr Sieg über mächtigste Gegner, indem er sie anschauen lässt, was ihre Vergangenheit schon Gewaltiges versprach. Vornehmlich die blühenden Herzen der Jugend schlagen für grosses Handeln, ihr Aufgebot rettet die Zeit: darum so oft in diesen Bildern der rührende Gegensatz blonder deutscher Jungens zu den bärtigen Prätorianern Frankreichs. Diesen Feind sehen wir meist schon in seinem Glanze gefallen und verschwindend, doch gross und imponirend, seien es nun Gallier oder Dänen und Oesterreicher, so dass wir wahrnehmen, nur äusserste heldenmässige Anstrengung habe sie niederwerfen können. Und die Berechtigung des Siegers, das mordende Schwert zu schwingen, erkennen wir zugleich in der Gefahr, die vom furchtbaren, stolzen Gegner drohte und nur vor dem Sturmbraus einer entfesselten Volkskraft entweichen konnte.

Da Bleibtreu das Marktfeilschen und Vordrängen Anderen überliess, hat er weniger „Würden und Orden" und materielle Vortheile ergattert, wenn man die Umstände bedenkt, als man eigentlich erwarten sollte. Wir leben nicht in den alten Culturländern England und Frankreich. Von jener Ehrerbietung vor der Kunst, die vor Vernet die Fahnen senken und den Marschallswirbel trommeln liess, weiss man in Deutschland nichts.

Der kleine Maler war ein grosser Held. Nichts klein an ihm, als das Maass seines Leibes, nichts gemein und knechtisch. Auf dem einfachen Sockel, der seine Grabstätte bezeichnet, steht eingegraben der Vers seines Sohnes:

Von Sieg zu Sieg des deutschen Adlers Flug
Hast Du begleitet auf dem Siegeszug.
Geschichte schrieb uns Deine Meisterhand,
Du wobst im Bilde mit der Einheit Band.



Georg Bleibtreu. Studie zu Bildern aus den Freiheitskriegen.



Georg Bleibtreu. Der Kronprinz bei Wörth.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

— Rüdig, der stille Herr Rüdig! Der hat also geklatscht!“ rief Horst mit wildem Lachen. Nun, da weiss ich wenigstens, woran ich bin. Was er aber über meine Winzerei sagt, das werde ich ihm schon einzuträuken wissen. Im Uebrigen aber ist es mir ganz einerlei, ob ich Ihren verfaulten Stöcken geschadet habe oder nicht.“

„Sind Sie toll geworden?!“ frug Spurmann, der keine Ahnung hatte von den heimlichen Weinorgien, welche sein Winzer feierte. „Wollen Sie mir hier eine verrückte Comödie vorspielen, um sich als unzurechnungsfähig hinzustellen.“

„Ich habe mich nicht dazu gedrängt, ich habe mich nicht angeboten, ich weiss, dass ich dazu nicht tauge, so etwas zu überwachen. Es ist Ihre eigene Schuld, Sie hätten sich andere Leute suchen sollen!“

„Sie werden augenblicklich Ihre Sachen zusammenpacken und machen, dass Sie fortkommen. Aus meinen Diensten sind Sie entlassen. Morgen früh verlassen Sie meinen Grund und Boden; ordnen Sie unterdessen, was Sie zu ordnen haben.“

Horst blickte den Chef erst eine Weile wie starr und abwesend an. Dann aber steckte er die Hände in die Hosentaschen, zuckte verächtlich mit den Achseln und sagte:

„Sie wollen mich entlassen?! Ja, schau! Wenn Sie es nur könnten! Aber was soll denn werden, wenn die Kunden erfahren, dass Sie heuer keine Trauben haben und deshalb mich fortjagten?“

Spurmann war wieder für einen Augenblick verstummt. Dann aber brach der verhaltene Zorn von Neuem los, er riss die Thüre auf, wies Horst mit dem Finger hinaus und rief:

„Machen Sie augenblicklich, dass Sie hier hinauskommen; ich mag mit so einem Schuft nichts mehr zu thun haben. Marsch!“

Horst ging aufgerichtet, die Hände in den Hosen, höhnisch lachend aus dem Zimmer, während der alte Herr, übermannt vor Aufregung, in ein Sopha zurücksank und sorgenvoll über die nächste Zukunft seines Hauses brütete.

Horst stieg nach dem Berge hinauf. Er wusste sich heimlich einen Krug Wein zu verschaffen und stahl sich mit diesem nach der Höhle hinauf, in der er schon so manche schöne Stunde heimlich verschwelgt hatte.

Erst trank er wieder scharf darauf los, um sich zu betäuben. Dann aber begannen die Rachegedanken in ihm zu kreisen. Rüdig also war es, der ihn verrathen hatte, und woher konnte Rüdig die Kunde haben, wie es im Inneren der Spurmann'schen Berge aussah? Von Martha, von seiner schönen Schwägerin mit den heimlichen Augen musste er es erfahren haben, von ihr, die ja selbst mit ihm im Berge gewesen war. Wie in der Raserei des Wahnsinns wand Horst sich in seiner Höhle auf dem Boden herum.

Plötzlich lag er still. Ein Racheeinfall war ihm gekommen, der alles übertraf, was seiner empörten Seele vorgeschwebt hatte. War denn nicht der Rüdig'sche Weinberg das Eigenthum der Schwestern? War er nicht auch Eigenthum der Verrätherin? Und wenn man ihn hier schnöde aus dem Dienst jagte, konnte er den Rüdig's zum Lohne nicht ein Andenken hinterlassen, an dem sie bis an ihr Lebensende zu kauen haben würden?! Bei Nacht und Nebel konnte man es ausführen, man konnte die Zerstörung, die Krankheit zu Rüdig's übertragen; man konnte ihren ganzen Weinberg vergiften.

Beängstigt von diesen Vorstellungen, sprang Horst endlich auf und suchte sich Luft zu schaffen. Er machte sich auf nach dem Walde oben hinter den Weinanlagen und irrte, halb im Taumel, halb von verzweifelten Vorstellungen geplagt, umher. Erst als die Nacht hereinbrach, fand er sich wieder in der Nähe des Spurmann'schen Gebietes ein, um hier auf einem sicheren Beobachterposten seine Zeit zu erwarten.

Aus dem Rüdig'schen Garten hörte er einen hellen Gesang, der träumerisch in den Abend verklang. Dort sass Rüdig neben seiner Frau am Tische unter dem Birnbaum; Anna lag in den Arm ihres Mannes zurückgelehnt; Martha und die Kinder sassen ihnen gegenüber und sangen dreistimmig ein Winzerlied.

Dunkler senkte sich die Nacht nieder; der holde Gesang verstummte, Martha mochte wohl mit den Kindern in's Haus gegangen sein, um sie zu Bett zu schaffen.

Bei Rüdig's war es ganz dunkel geworden.

Da endlich stahl Horst sich von seinem Wachtposten weg und stieg vorsichtig hinunter in den Spurmann'schen Berg.

Angekommen an dem verhängnissvollen Orte, begann er sogleich, mit stillem, jähen Eifer die Erde an den Wurzeln auszugraben, herauszuschaufeln und in den Korb zu verladen. Dann zog er seine Stiefel und Strümpfe ab, um barfuss mit seinem Korbe in das Grundstück der Schwestern hineinzusteigen. Eine Weile suchte er hin und her und kroch endlich, um nicht von irgend einem Wachenden bemerkt zu werden, in die Mitte des Berges hinein. Hier begann er auf dem Boden tappend und im Dunklen spähend, sich einige von den Senkgruben auszusuchen, die nur erst zur Hälfte ausgefüllt waren und aus denen die jungen Reben herausstachen. In diese Gruben schüttete er seinen Korb aus. —

Der Morgen kam kühl und schauernd über die Berge herauf. Ueber Nacht war der Herbst schon weiter vorgerückt, ein Nachtreif war gefallen, der wilde Wein um die kleine Laube bei Rüdig's war schon blutroth geworden; im Walde oben schimmerten die Blätter goldig und fahl und begannen allmählich abzufallen. Es war gegen Morgen ein Schwarm von hungrigen Krähen in Rüdig's Berg eingefallen.

Da war es wohl Zeit, das Hüten fester in die Hand zu nehmen. Die Kinder mussten heraus und nahmen ihre Knarrklappern, mit denen sie durch den Berg laufen mussten. Rüdig aber lud seine alte Donnerbüchse, stieg in den Berg hinab und gab mehrere Schüsse ab.

Eben hatte er dies mit den Kindern vollbracht, als sein Knabe gelaufen kam und sagte: „Vater, es ist Einer bei Nacht über die Spurhacke gegangen. Wir sind's nicht gewesen. Es ist auch ein ganz grosser Fuss.“

„Wo denn?!“ frug Rüdig verwundert.

Die Kinder zeigten ihm die Stellen im Berge, wo Einer barfuss auf dem leicht gelockerten Boden hingelaufen war. Rüdig folgte den Spuren, fand aber nicht, dass man ihm Trauben geraubt hatte. Nur an einigen Stellen sah er frische Erde, er zerbrach sich den Kopf darüber, was das bedeuten könnte.

Sechstes Kapitel.

Als Horst das Geschäftszimmer des Herrn Spurmann so jählings verlassen hatte, war der Chef in sorgenvollen und trüben Erwägungen lange allein geblieben. Er schloss sich ein und ging seine Geschäftsbücher durch, um zu übersehen, welcher Schaden für ihn aus dem Verlust der Weinernte dieses Jahres erwachsen musste. Zwar in den Kellern lagerte noch manches schöne Capital in Gestalt von älteren und besseren Weinen.

Da Müller und ein anderer Reisender indessen es verstanden hatten, die Aussicht auf die Zukunft sehr zu beleben, indem sie gerade in diesem Sommer ausserordentlich viel Bestellungen erreicht hatten, so war das Conto für Anschaffung von Fässern und Geräthschaften ebenso gewachsen, wie die Bewirthschaftung der Weinberge erhöhte Summen in Anspruch nahm.

Es herrschte eine ausserordentliche Nachfrage nach den Weinen der Handlung. Das drohende Deficit war beseitigt, war in einen beträchtlichen Gewinn umgewandelt, wenn das laufende Jahr die erhoffte reiche Weinernte brachte.

Je mehr Spurmann sich in seine Bücher vertiefte, desto bedrohlicher gestaltete sich das Bild für sein Geschäft. Es gab nur ein Mittel. Statt eigene Trauben zu pressen, musste man fremde Trauben aufkaufen.

In schweren Sorgen verliess der Geschäftsherr gegen Abend sein Comptoir; er war zerstreut und verwirrt, als Marianne ihm das Abendbrot vorlegte.

Unruhig frug er, ob der Winzermeister Horst schon das Anwesen verlassen habe. Man theilte ihm mit, dass er mit dem Packen seiner



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Georg Bleibtreu. General von Starkloff und die Württemberger bei Wörth.



Georg Bleibtreu. Bei Elsasshausen gefangene Turco's.



Tito Conti. Odaliske.

Photographie im Verlage von Gustav Schauer, Berlin.

Sachen beschäftigt sei. Spurmann ersuchte einen Comptoiristen, er möchte Horst noch einmal zu einer Unterredung kommen lassen.

Nach einer Weile erschien Horst. Er mochte ahnen, um was es sich handelte, denn er machte ein ebenso geheimnissvolles wie begieriges Gesicht.

„Setzen Sie sich," sagte Spurmann kurz, nachdem er sich mit dem Winzer allein sah.

„Ich danke, ich stehe auch so ganz gut!" versetzte Horst, indem er den Herrn scharf ansah.

„Ich werde Ihnen nie verzeihen können," sprach Spurmann finster und zurückhaltend, „was Sie mir und meinem Geschäft angethan haben. Ich könnte Sie, wie ich gestern wollte, sofort von meinem Presshofe wegjagen. Aber ich habe mir überlegt, dass es besser ist, ich behalte Sie in meinem Geschäft."

Horst sagte langsam: „Darin könnte etwas Richtiges liegen, dass das besser wäre."

Er sah dabei den alten Herrn so seltsam an, dass ein leichter Schauer diesen erfasste. Er sagte mühsam:

„Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als dass Sie über all' das, was sie selbst angerichtet haben, tiefstes Stillschweigen bewahren. Ihre Wirthschaft hat es dahin gebracht, dass wir dieses Jahr ausnahmsweise Trauben aufkaufen müssen; es braucht aber Niemand zu wissen, warum. Wollen Sie das, so können Sie Ihren Gehalt weiter beziehen und ich werde Sie anderweitig beschäftigen."

Der Sprecher sah den Winzer gespannt an. Horst verneigte sich mit einer geheimnissreichen Miene.

„Ganz wie Sie denken, Herr Spurmann," sagte er unterwürfig. Er zog sich langsam aus dem Comptoir zurück, um mit stiller Siegesgewissheit zu empfinden, dass er mit einem Schlage der unentbehrlichste Mann im ganzen Geschäft geworden war, gerade durch den Schaden, den er diesem zugefügt hatte. Von seinem Schweigen hing ja nun wohl der Bestand der Handlung und ihr guter Ruf ab.

Schon war die Weinlese herangerückt, die Weinbergsordnung war festgestellt und von der Orts-Behörde war die Erlaubniss zum Beginne der Ernte ertheilt. Schon fuhren auf entlegenen Wegen ganze Wagen voll Trauben nach den Spurmann'schen Gütern oder an dritte Bestimmungsorte, wo Horst sie selbst abholte und heimwärts lenkte.

Unterdessen war auch die Weinbau-Ausstellung fertig geworden und der festliche Tag rückte für die ganze Umgegend heran. Eifrig hatte der Ausschuss, in dem auch Rüdig und Spurmann sassen, gearbeitet, die

Regierung hatte ihre Unterstützung hergeliehen und schöne Herbsttage beschienen die grüne Wiese am Ufer des Stromes, auf welcher die fahnengeschmückte Ausstellungshalle prangte.

Buntbewimpelte Zelte waren auf der Wiese aufgeschlagen, eine Tribüne war errichtet, von welcher die Preise verkündigt werden sollten, ein Tanzplatz im Freien war zurecht geebnet und mit Bretterbänken umgeben, Erfrischungsbuden und Zelte reihten sich in farbigem Kreise um die Ausstellungshalle.

Hier lagen, meistens in schönmattirten Kästen oder auf grünes Laub gebreitet, von Blumenkränzen umgeben und in Kistchen auf bunten Papierunterlagen, je nach dem Geschmacke des Ausstellers, auf langen Tafeln die schönsten Trauben, welche das Land hervorgebracht hatte. Rüdig führte, nachdem sich der Prüfungsausschuss in Bewegung gesetzt hatte, seine Frau und Martha, die ihre besten Kleider angethan hatten, in der Halle umher.

Endlich kam eine Bewegung in die harrende Menge. Man hörte drei Schüsse aus Winzerkanonen, die an dem Ende der Wiese standen, Fahnen wurden geschwenkt, die Herren von der Commission betraten die Tribüne und der Regierungsvertreter stieg an das Rednerpult. Athemlose Stille herrschte, während er eine kurze Ansprache über die Aufgaben und die volkswirthschaftliche Bedeutung des heimischen Weinbaues hielt. Dann schloss er mit den Worten:

„Ich habe nunmehr im Auftrage des Prüfungsausschusses diejenigen Aussteller namhaft zu machen, welchen man nach gewissenhafter Entscheidung die Preise zugedacht hat. Der erste Preis für die saftreichsten und süssesten Trauben unseres engeren inländischen Weinbezirks ist Herrn Weingutsbesitzer Rüdig zuerkannt worden, da man allgemein der Ansicht ist, dass er unter den hiesigen klimatischen und sonstigen Verhältnissen durch fleissige und rationelle Cultur die grossartigsten Ergebnisse erzielt hat. Ich erwähne, dass derselbe auch einen andren von der Regierung ausgesetzten Preis für die beste Art der Veredlung von Wein und Obst erhalten hat. Ich bitte den Herrn, falls er anwesend sein sollte —“

Ein vielstimmiges Bravo! erschallte hinter Anna und Martha, als Rüdig mit entblösstem Haupte auf den freien Raum vor die Tribüne trat. Während der Regierungsvertreter ihm persönlich noch anerkennende Worte sagte, gingen neue Böllerschüsse los, die Fahnen wurden geneigt zu Ehren des Preisgekrönten, und der Regierungsvertreter überreichte die zwei Preise.

Wenige Schritte hinter Rüdig's stand Horst. Er war jäh erbleicht, als er Rüdig's Namen als den des ersten Siegers hörte; wie mit Centnerlast fiel ihm auf's Gewissen, was er gethan hatte in wilder Rachsucht des Augenblickes und im Rausche des Trunkes, der sein Gemüth mit Bosheit und Wuth erfüllte. Er machte, dass er wegkam; der Boden brannte ihm unter den Füssen; wozu sollte er hier der Preisvertheilung zuhören? Nein es war besser, sich immer für den Festzug des Nachmittags vorzubereiten und sich anzuziehen. Denn bei diesem Festzug hatte man ihn ausersehen, als Gott Bacchus oder Dionysos auf einem Festwagen zu erscheinen, weil er als der schneidigste und schönste Bursch in der ganzen Gegend galt.

Am Nachmittage zur festgesetzten Zeit versammelten sich im Spurmann'schen Presshofe die buntverkleideten Winzer und Winzerinnen der Umgegend, während die Festwagen schon auf der Strasse des Marktfleckens hielten. Der Landesfürst mit seiner Gemahlin und seinem Hof wartete auf der Tribüne, um dem Festzuge zuzuschauen.

Da erscholl mächtiges Schiessen von fünfzig Winzerkanonen, während man gleichzeitig von den Bergen an mehreren Stellen die weissen Rauchwolken vorwallen sah. Ueber die weite Wiese her vom Spurmann'schen Presshofe kam der farbenreiche Zug heran. Zwei Herolde in mittelalterlicher Tracht schritten voran, denen ein Musikchor folgte, das fröhliche Marschweisen aufführte. Darauf kamen mehrere Prachtwagen, umgeben von Winzern und Winzerinnen, auf welchen die Weinbergsarbeit dargestellt und alle Geräthschaften des Weinbaues mitgeführt wurden. Die Winzer und Winzerinnen wandelten mit Kränzen geschmückt, sie trugen ihre Weinmesser, ihre Hacken und Spaten, ihre Brechstangen, mit Gewinden von Blumen geziert, ernsthaft im Zuge hin. Ein Fahnenträger mit der Winzerfahne kam, hinter ihm ein Wagen, von weissen Rossen gezogen, auf dem ein mächtiger Kelter stand, während Winzer und Winzerinnen gebärdenweise ihre Weinbütten in ihn ausschütteten.

Nach dieser Abtheilung, welche die Thätigkeiten des Weinbaues schilderte, folgte eine neue Musikbande, neue Herolde und hinter diesen sah man den Kaiser Karl den Grossen in seinem Krönungsornat, umgeben von seinem Hofe und von Gärtnern, einherschreiten. Karl der Grosse trug eine Weinrebe in der Hand, denn man führte den Ursprung des Weinbaues in dieser ganzen Gegend auf Karl den Grossen zurück. Numa Pompilius, Varro, der Volkstribun, welcher den römischen Weinbau zumeist gefördert, Plinius, der Naturforscher, der schon zu seiner Zeit über 91 Weinsorten berichten konnte, Kaiser Probus, der den durch Domitian in Gallien vernichteten Weinbau wieder gestattete und zuerst im Rheingau, an der Mosel und Donau den Weinbau für Deutschland einführte, schritten würdevoll einher.

Die letzte Abtheilung des Festzuges brachte auf einem Triumphwagen die Gestalt des Herbstes, der mit Herbstblumen bekränzt war und seinen Herrscherstab hielt. Anna Rüdig, die lieblich aussah, von ihren zwei Kindern umgeben, trug ein Körbchen, das ganz gefüllt war mit fünfundzwanzig verschiedenen Birnen von dem einen Birnbaum.

Der Glanzpunkt des Zuges aber war das Schlussbild. Auf einem mit Weinlaub umrankten Siegerwagen sass der Gott Dionysos. Horst, mit seinen schwarzen Haaren und dem blonden Bärtchen, einen Weinkranz auf dem Haupte, in dem man eine volle Traube hatte hängen lassen, sah wirklich wie der leibhaftige Rauschgott aus. Er hielt den Thyrsusstab, war halbnackt im Tricot, mit einem antiken Gewand umkleidet und blickte mit eigenthümlich verklärten Augen um sich.

Der Triumphwagen des Bacchus aber war umgeben von Silenen, Faunen, Nymphen und Bacchantinnen. Unter den Letzteren sah man Martha Leiser sehr sittsam, garnicht ausgelassen, sondern eher etwas verlegen, wie sie eine so wilde Person darstellen sollte, einherschreiten. Auch die fellbekleideten Silenen, Henneberg und Rüdig, welche sich mit Papier lange Spitzohren angeklebt und Fuchsschwänze hinten angesteckt hatten, schritten sehr würdig einher und schlugen nur manchmal ihre Klapperbleche in einem Anfall von Uebermuth zusammen. Gleich ihnen benahmen auch die andren Faune und Bacchantinnen sich sehr sittsam.

Der Zug zog an der Tribüne der Landesfürsten vorüber, umwandelte mehrmals die grosse grüne Wiese, während auf dem Strome in Kähnen und Schiffen Tausende von Zuschauern das malerische Schauspiel begafften. Winzergesänge, eine Huldigung vor dem Landesfürsten folgten, erneute Schüsse aus fünfzig Böllern beschlossen den Zug und darauf folgte eine grosse Festtafel, an welcher alle Verkleideten theilnahmen und durch die Regierung mit Speisen und Wein bewirthet wurden. — —

Der Abend war hereingebrochen, von allen Bergen leuchteten rothe bengalische Feuer und erfüllten die Umgegend mit einem fremden Glanz; Fackeln leuchteten und rothe, grüne Raketen platzten und schossen bald da und dort nach dem Himmel empor. Auf dem Tanzplatze der Festwiese war ein munteres Tanzen losgegangen.

Am übermüthigsten war Martha Rüdig. Es war eine Art von schauspielerischer Darstellungslust über sie gekommen. Sie hatte ihren Thyrsusstab in der Hand und schwang ihn in der Vorstellung, sie müsste heute wirklich eine solche weinbegeisterte Frau im Gefolge des Bacchus sein, die den Rausch versinnlichen sollte; der stille, heimliche Gemüthsrausch der Doppelliebe in ihrem Herzen, in dem sie so lange gelebt, wurde zu einem ausbrechenden, tollen Uebermuthe.

Unterdessen hatte der schöne Bacchusjüngling, der aus einer Laube am Rande des Tanzbodens, umgeben von seinen Begleitern, diesem Tanzgewühle zusah, mit begierigen Blicken Martha's Thun verfolgt. Er schritt, in seinem Costüm selber verlockend anzusehen, zu Martha hin und fragte:

„Darf der Weingott sich auch einmal erlauben, Sie zu einer Tour einzuladen, allerschönste Bacchantin?“

„Ei, guten Tag, Herr Bacchus, erwiderte Martha. Eigentlich sollte ich nein sagen, aber weil Sie uns doch den Wein aus Indien, Afrika oder sonst einem Erdtheil mitgebracht haben, will ich einmal versuchen, was Sie können.“

„Ei, Du wild geword'nes, Du tolles Bacchantenweib, ich würde schon längst gekommen sein, aber ich hatte die letzte Zeit sehr viel zu thun. Ganze Länder habe ich mit meinen Bacchanten zerstört und in Brandstätten verwandelt; aber jetzt ist alles Eins, jetzt will ich doch noch einmal mit Dir tanzen und an das denken, an was wir alle Beide denken.“



P. Gabrini. Ave Maria.

Damit fasste er Martha an, während er mit liebeskranken Augen und in einer Art von stiller Raserei sie anschaute. Die gleiche Stimmung kam über Martha; eine Art von Taumel fasste sie und so tanzte sie mit dem Weingotte herum.

Henneberg sah von der anderen Seite des Tanzplatzes diesem Spiele zu. Er musste seine kochende Eifersucht hinunter schlingen; er konnte das nicht länger ansehen, er wollte fort.

Eben als er gehen wollte, traf er Rüdig, der ihn bei Seite zog.

„Hören Sie, lieber Henneberg, wenn Sie doch schon gehen wollen, so können Sie mir einen Gefallen thun. Unser Wachen auf meinem Berge hat ja nichts ergeben, trotz der Fussspuren, die ich gesehen habe. Heute Nacht aber, wo Alles hier unten beim Fest ist, werden die Diebe jedenfalls die Gelegenheit benutzen.

Henneberg sagte: „Ich werde scharf Acht geben und es soll mir Keiner entgehen; wer mir unter die Fäuste kommt, an dem will ich einen Reifen herumschlagen, dass ihm die Dauben krachen."

Er ging und stieg im Dunklen nach Rüdig's Berg hinauf und sah sich nur manchmal nach dem weiten Lichtschimmer um, der von der Festwiese durch die Nacht leuchtete.

Unterdessen hatte Martha, von einer plötzlichen Ermüdung übermannt, ihren Kopf an Horst's Schulter gelehnt. Sie träumte, indem sie halb die Augen schloss, der Weingott müsste sie nun heimholen, nachdem seine Weinranken so oft an ihr Fensterlein geklopft.

„Und wie steht es denn nun mit den Trauben? Sind sie so gross und schwer geworden? Morgen beginnt die Weinlese, wie sind denn Ihre Trauben ausgefallen?!"

„Sehr gut", sagte Horst, diesmal auch im Interesse seines Herrn lügend; „ich denke, es wird genau so werden, wie ich Dir gesagt habe, wenn auch ein gewisser Jemand zu Herrn Spurmann gegangen ist und mich verklagt hat, als wäre ich ein Pfuscher."

Martha fuhr entrüstet auf. „Wer ist denn das gewesen?!"

„Ei, ich denke Du, schönes Marthchen. Aber komm, jetzt ist alles eins, wir tanzen doch noch einmal herum und nachher nimmst Du mich mit!"

Die letzten Worte sagte Horst leise und frech. Martha fuhr zurück und sagte: „Kein Wort habe ich gesagt. Nie ist eine Silbe über meine Lippen gekommen."

Horst wurde bleich. „Martha, ist das wahr?!" frug er mit erstickter Stimme.

„So wahr ich Dich liebe", sagte Martha ihm heimlich in's Ohr, indem sie lächelte.

Sie wunderte sich, dass Horst auf einmal nicht mehr tanzen mochte. Er sah sie starr an und wilde Reue fasste ihn über das, was er gegen Martha, gegen Anna und Rüdig auf dem Gewissen hatte.

Er sprang auf und sagte:

„Ich muss fort, Fräulein Martha, bleiben Sie nur noch recht lange hier mit Ihrem Schwager und tanzen Sie recht lustig; ich muss noch Etwas in unsrem Presshofe nachsehen, ob alle Fässer und Bottiche auch richtig eingequellt sind, weil morgen doch unsre Weinlese beginnt."

„So spät noch," frug Martha ungläubig. „Bei uns ist alles schön eingequellt schon seit vielen Tagen, gut ausgetrocknet und rein. Ja, ja, bei Ihnen mag's auch mehr zu thun geben."

„Gute Nacht, Fräulein Martha", sagte Horst mit einem unstäten Ausdruck.

„Gute Nacht", antwortete sie mit schmeichlerischer, leise verhüllter Stimme.

Horst ging und weil er fort war, tanzte Martha fast nur noch mit ihrem Schwager. Ihre Ausgelassenheit hatte sich gelegt; sie war ruhiger, auch etwas bang geworden und endlich setzte sie sich zu Anna und Rüdig, um dem munteren Tanze der andren Winzerinnen und Bacchantinnen zuzuschauen, der öfters vom grünen und rothen Scheine der angezündeten bengalischen Flammen erleuchtet wurde, in dem die Gestalten der Männer und Mädchen, der spitzohrigen Satyre, wie Schatten umherhuschten. —

Als Horst in den Spurmann'schen Berg hinaufgekommen war, erfasste ihn mit wahrer Verzweiflung der Gedanke, wie er das angerichtete Uebel wieder vertilgen könnte. Sollte er die verseuchten Stellen mit Petroleum behandeln? Sollte er die Erde weggraben, die er hingeschüttet hatte?

Er setzte sich auf das alte Mauergerölle, welches die Gärten trennte und überlegte. Der Weinlaubkranz war ihm schief über die Stirne gerutscht; der Bacchusmantel, der mehrfach im Gestrüpp hängen geblieben war, hatte lange Risse, der Kranz von Rosen, welchen er wie eine Schärpe um die Hüften trug, war verwelkt, in seinem Geiste aber trieb es wieder phantastische Rauschvorstellungen empor. Er meinte in diesem Taumel, das Beste wäre wohl einfach, zu Rüdig's hinüberzusteigen, die verseuchten Stellen aufzugraben und die Läuse einfach alle mit den Füssen todtzutreten.

Er taumelte im Dunklen hinauf gegen das Rüdig'sche Haus, um dort das Gleiche vorzunehmen. Er wollte eben auf der dunklen Höhe den Spaten ansetzen, als gar nicht weit plötzlich ein bengalisches Feuer aufloderte und mit seinem rothen Lichte ihn in einen Purpurschimmer tauchte, der ihn weithin sichtbar machen musste. Er blickte sich um, geblendet von dem plötzlichen Lichte, und sah in diesem Augenblicke gar nicht weit von sich wie ein feuriges Schattenspiel den Böttcher Henneberg bei Rüdig's Hause stehen.

Nun ging der Böttcher hinter das Haus und kam gleich darauf mit einer Axt bewaffnet wieder zurück. Im gleichen Augenblicke war aber die bengalische Flamme ausgebrannt; es wurde dunkel, das Auge musste sich wieder an die Finsterniss gewöhnen. Zwei bange Sekunden vergingen, da hörte Horst auf einmal dicht neben sich Henneberg's Stimme, der unterdessen herangekommen sein musste.

„Hund, Verdammter, was machst Du hier in dem fremden Weinberge", sprach Henneberg's wutherstickte Stimme.

„Schuft, was machst denn Du?!"

„Ich wache, ich habe ein Recht."

„Ei, und ich, nun, ich warte, bis die schöne Martha heimkommt und wer mir dabei in den Weg tritt, den schlage ich zusammen", sprach Horst prahlerisch.

„Also Du bist dieser nächtliche Einbrecher und darum?! O, Du gottverfluchter Hund, das soll Dir für immer versalzen sein."

Bei diesen Worten fuhr der Böttcher plötzlich mit der Faust auf Horst los und packte ihn an der Kehle, indem er mit der anderen Faust die Axt erhob. Horst streckte die Hand entgegen, um den erhobenen Arm abzuwehren; er musste dabei seine Schaufel fallen lassen, es begann ein Würgen und Drängen im Finstern, ein Zurücktaumeln und Stolpern, bis Horst rücklings einen Weinpfahl umwarf, ausgestreckt in einen vollen Weinstock hineinfiel und unter sich die hängenden Trauben zerpresste, während das Laub über ihm zusammenschlug.

Da war er einen Augenblick frei. Er sah, wie der Böttcher im Dunklen sich suchend herumbeugte, um ihn wieder zu fassen. Lauernd lag er einen kurzen Augenblick, um dann plötzlich in die Höhe zu fahren und dem Böttcher die Axt zu entreissen. Plötzlich sprang er mit einem dumpfen Wuthschrei auf, gegen den Böttcher empor. Da fühlte er einen hirnerschütternden Schlag auf seiner Stirne, eine Sternschnuppe schien zu fallen, er hatte blitzartig noch die Vorstellung, am Himmel spritzten sie wieder die Weintropfen aus, dann war es Nacht. Mit zerschmettertem Schädel stürzte Horst in den zerdrückten Weinstock zurück, lang ausgestreckt in seinem zerrissenen Bacchusmantel, während sein Weinlaubkranz, der die zerschmetterte Stirne bedeckte, langsam sich dunkel vom Blute färbte.

Wie in jäher Versteinerung stand Henneberg über den Todten gebückt. Erst jetzt kam ihm zum Bewusstsein, was er gethan hatte. Dann reckte er sich mächtig empor und schleuderte seine Axt weithin über die Weinstöcke in den dunklen Berg hinaus. Die Axt überschlug sich in der Luft und fuhr dann mit einem leisen Rauschen in einen Weinstock hinein, in dessen Wurzel sie festsass.

Mit kalter Gleichgültigkeit packte Henneberg hierauf den Todten beim Beine an der Sandale und schleifte ihn ein Stück den Berg hinauf nach dem Rüdig'schen Felsen. Dort, wo er steil abstürzte und unten ein Tannendickicht war, in das man nicht so schnell hineinblickte, packte er den Leichnam bei den Schultern und, während seine papierenen Spitzohren sich mit seinem Kopfe über Horst neigten und sein Faunenfell sich mit Blut färbte, stiess er den Todten über den Felsen hinab. Dumpf schlug er unten auf; Henneberg aber keuchte seitwärts hinan, um nach dem Walde zu gelangen und noch in dieser Nacht ein gutes Stück zu fliehen zu einem befreundeten Bauern, wo er seine Kleider wechseln wollte als ein Heimathloser und Flüchtling, ein Mörder aus wahnsinniger Eifersucht.

[Fortsetzung folgt.]

Der Streit um das Dohlenthor.

Von **E. Lenbach.**

[Nachdruck verboten.]

Als Markgraf Kuno der Rothbärtige von seinem Neffen Friedrich mit dem lahmen Bein besiegt worden war, warf er sich mit dem Reste seiner Getreuen in die feste Stadt Grünau. Die Feinde aber liessen ihm auch hier keine Ruhe. Sie schlossen die Stadt ein, und fast wäre es ihnen gelungen, an einem nebligen und kalten Morgen die Mauern zu übersteigen. Die Dohlen aber, welche auf dem nächstgelegenen Stadtthore nisteten, warfen sich mit Ungestüm auf die Eindringlinge, sie pickten ihnen nach den Augen, scheuchten sie von den Leitern und Mauern hinunter und weckten mit ihrem Geschrei die sorglosen Wächter, also dass der Angriff abgeschlagen wurde.

So erzählt eine Grünauer Chronik aus dem dreizehnten Jahrhundert. Jedes Kind in Grünau kennt die Geschichte, jeder Fremde bekommt sie zu hören. Man zeigt ihm das Stadtwappen, welches im silbernen Felde eine schwarze Dohle über einem rothen Thurme trägt, und wenn er Manns genug ist, eine weitere Wanderung über das Strassenpflaster von Grünau nicht zu scheuen, so führt man ihn auch vor das Dohlenthor, auf welchem die dunklen Vögel noch heute nisten.

Leider muss zugegeben werden, dass der künstlerische Eindruck des Thores hinter der Anmuth der Sage weit zurückbleibt. Ein klotziger, schmuckloser Steinwürfel, grau und ungemein verwittert, mit einem halbverfaulten hölzernen Nothdach und einem engen, muffigen Durchgang, zwischen zwei kümmerlichen Mauerstümpfen, das ist alles. Auf irgend einem alten Berghügel, mit Epheu bewachsen und von Weinbergen umkränzt, könnte es zur Noth als Staffage bestehen; aber inmitten der Stadt, die doch immerhin längst über ihre mittelalterlichen Wallgräben hinaus gewachsen ist und gerade an dieser Stelle so etwas wie lebhaften Verkehr aufweist, sieht das Ding für jedes fremde Auge so unerfreulich und störend aus wie eine verlassene Brandstätte.

Die Grünauer natürlich sprachen sich darüber von jeher anders aus. Der alte Thorstumpf mit den Dohlennestern darauf war für sie eben das Wahrzeichen der Stadt. Als solches hörten sie es von ihren Stadt- und Vereinsdichtern bei jeder Gelegenheit feiern und zeigten es mit Stolz ihren Gastfreunden. Heimlich aber wuchs nach und nach die Zahl derjenigen in der Bürgerschaft, welche sich in ihrem Localpatriotismus durch ganz gewöhnliche Empfindungen der Reinlichkeit und Bequemlichkeit beirren liessen. Sie murrten über den engen, unsauberen und dunklen Thorgang, sie fingen an, die Architektur des „altehrwürdigen" Kastens mit zweifelsüchtigen Blicken zu bemustern, und wenn eine der historischen Dohlen sich ihnen noch durch etwas anderes als Schreien bemerkbar machte, so ertragen sie es nicht mit der frommen Gelassenheit des Tobias. Und als ein solches Missgeschick auch dem Apotheker Quiebutz begegnete und von diesem in der nächsten Stadtrathssitzung zum Ausgangspunkte einer Interpellation „über die Verkehrshindernisse am Dohlenthor" gemacht wurde, da zeigte es sich, dass die Masse der Bürgerschaft hinter Herrn Quiebutz stand „wie ein Mann".

Nun aber regte sich auch eine Gegenpartei, klein aber mächtig. Es waren zumeist wohlhabende Herren, welche nicht in der Umgebung des Thores wohnten und zu ihren Spaziergängen sich schönere Wege aussuchen konnten, als den Weg unter den rücksichtslosen Wappenvögeln her. Mit Ernst und Würde traten sie für das gefährdete Wahrzeichen ein, an ihrer Spitze der Rentner Winter, ein College und Vetter des Bilderstürmers Quiebutz. Die Stadtväter suchten sich mit ihrem gewöhnlichen Mittel zu helfen, sie verwiesen die Angelegenheit in eine Commission. Da aber diese Commission unglücklicher Weise aus Herrn Quiebutz und Herrn Winter bestand, so zeitigten ihre Verhandlungen ausser zwei einander entgegenstehenden Separatvoten nur ein hoffnungsloses Zerwürfniss zwischen den beiden bisher so eng befreundeten Vettern und ihren Familien. Lieschen Quiebutz brach auf Befehl ihres Vaters jede Verbindung mit ihrem Jugendfreunde und beinahe schon Verlobten Konrad Winter ab, und die beiden Väter theilten einander schriftlich mit, dass sie von jetzt ab nur noch dienstlich mit einander zu verkehren wünschten.

Ueber diese ersten Opfer des Bruderkrieges hin tobte die Schlacht weiter, eben so erbittert und jedenfalls langwieriger als jener sagenhafte Kampf um das Dohlenthor. Die Spalten des Grünauer Intelligenzblattes strotzten von Eingesandts für und wider die Erhaltung der alten Ruine. Der Redacteur und Verleger brauchte weiter nichts mehr zu thun, als diese Stimmen aus dem Volke von ihren schlimmsten Injurien zu säubern und sie zum Satz zu geben, er liess Scheere und Kleistertopf ruhen und bestellte die für ihn unnöthig gewordenen grösseren Blätter ab, denn von seinen Lesern interessirte sich keiner mehr für Politisches. Jedermann hatte nur für die Tagesfrage von Grünau Augen, Ohren und Vorschläge. „Weg mit dem Schutthaufen!" schrien die Radikalen unter der Führung des lebhaften Quiebutz; „Achtung für das Wahrzeichen unserer Vaterstadt!" scholl es von denen um Winter zurück. Eine Mittelpartei verlangte, dass das Thor erhalten bleibe, aber „monumental" ausgebaut und durch Wegräumen der umliegenden kleinen Häuser in die Mitte eines dem Verkehr ausreichenden freien Platzes gestellt werde — natürlich auf Stadtkosten; aber man wies sie von beiden Seiten mit dem schnöden Vorwurfe des Eigennutzes zurück, und in der That bestand diese Partei wesentlich aus Maurermeistern und den Besitzern jener kleinen Häuser.

Vergebens forderte der Stadtdichter Romeo Wassermann in einem schwunghaften Sonett die Bürger auf, „die Streitaxt zu vergraben" und „am Duft der Friedenspfeife sich zu laben". Boshafte Kritiker wiesen ihn darauf hin, dass er ja selbst Nichtraucher sei, und er musste den Schmerz erleben, dass zahlreiche Grünauer den Dichterberuf in sich entdeckten und sein friedliches Sonett mit langen und erbitterten Reimereien pro et contra hinwegschwemmten. Auch die Wissenschaft liess ihre Stimme ertönen. Ein junger Lehrer wies in einem tiefdurchdachten Aufsatze nach, dass jene Vögel, welche der Sage nach einst die Stadt errettet hatten, gar keine Dohlen (monedula turrium), sondern Krähen (corvus corone, vielleicht auch corvus cornix) und also mit den jetzigen Bewohnern der Thurmruine gar nicht verwandt gewesen seien. Es entspann sich eine heftige Controverse daraus, aber in der Sache wurde durch sie nichts gefördert.

Unterdessen war der Streit um das Dohlenthor auch bereits ausserhalb Grünau's bekannt geworden. Da gerade in der Politik todte Saison war, so liess sich die Presse der grossen Städte den hübschen Stoff nicht entgehen und knüpfte daran manches nachdenkliche Feuilleton über „Krähwinkelei" und „verbotene Alterthümersucht", bezw. über „modernen Vandalismus" und „Gleichmacherei", je nach ihrer Parteistellung. Schliesslich mischte sich auch die Regierung ein. Es kam ein Geheimrath aus dem Ministerium, ein sehr würdiger und sehr glatt rasirter Herr, um die „Bedürfnissfrage" festzustellen. Die Partei Quiebutz hatte für diesen Fall einen Hauptstreich vorbereitet. Sie versammelte alle verfügbaren Lastwagen, Bauernkarren u. s. w. in den Strassen, welche auf das Dohlenthor zufuhren, und kaum hatte sich der hohe Herr zur Besichtigung eingefunden, so legten diese sämmtlichen Gefährte los und verwickelten sich vor und unter dem Thore in einen gräulichen Knäuel, der an einer verkehrhemmenden Bedeutung des alten Steinklotzes keinen Zweifel mehr liess. Am Nachmittage aber übernahmen seine Vertheidiger, welche den Braten gerochen hatten, die Führung des Regierungscommissars, und da lag die Umgegend des Thores in friedlicher, nur von wenigen Passanten unterbrochenen Stille. Darauf reiste der würdige und glattrasirte Herr wieder ab und erstattete der Regierung seinen Bericht dahin, dass die Bedürfnissfrage noch nicht hinlänglich geklärt erscheine und es war wieder nichts.

Am Tage nach dem Besuche des hohen Herrn stieg im ersten Gasthofe von Grünau, dem Hôtel zur goldenen Dohle, ein merkwürdiger Fremdling ab: graue, weitangelegte Reisekleider, grauer Cylinder, eine lange, hagere Gestalt mit verwitterten Zügen und einem langen, viereckigen Knebelbart, kurz ganz das was man sich in Grünau als einen reisenden Amerikaner vorzustellen pflegt. Der Wirth empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, auf welche der Fremde mit gemüthlicher Grobheit erwiderte. Er bekam denn auch die besten Zimmer, bestellte und ass die besten Sachen und fragte sodann in seinem etwas anglisirten Deutsch nach dem Apotheker Quiebutz. Zufällig war dieser gerade auf einen Schoppen eingekehrt. Der Fremde trat auf ihn zu, betrachtete ihn prüfend, schüttelte ihm sodann mit schmerzerzeugender Heftigkeit eine Minute lang die Hand und rief: „Well old fellow, kennt Ihr mich nicht mehr?"

„Du lieber Himmel," fragte Herr Quiebutz ungewiss, „Sie sind doch nicht — sind Sie am Ende mein Vetter Karl Krapp?"

„Well, denke dass ich's bin," erwiderte der Andere mit einem angenehmen Grinsen, „habe mich lange nicht mehr sehen lassen, was? Musste doch 'mal sehen, ob das alte Nest noch auf seinem alten Fleck steht!"

Dieser Vetter Karl Krapp — oder wie sich der Bürger der Vereinigten Staaten jetzt aussprach Charles Washington Krepp — war vor einigen zwanzig Jahren aus Grünau verschwunden, nicht ganz freiwillig, wie es hiess, und dann nach einigen Jahren in Amerika verschollen. Längst hatte ihn kein Mensch in Grünau mehr unter den Lebenden geglaubt. Und nun tauchte er auf einmal wieder in dem alten Städtchen auf, trug haselnussgrosse Brillanten als Hemdenknöpfchen und war, wie er Herrn Quiebutz bei einem gemüthlichen „drink" erzählte, Hauptactionair der grössten Seehundjägercompagnie in San Francisco!

Herr Quiebutz ruhte nicht, bis ihn der Wiedergefundene zu Frau und Tochter nach Hause begleitete. Seit dem unglückseligen Zerwürfniss mit seinem Vetter Winter sah er sich seitens seiner Damen so vielen vorwurfsvollen, thränenfeuchten Blicken ausgesetzt, dass ihm die Erscheinung des amerikanischen Onkels wie eine Erlösung vom Himmel vorkam. Auch rechtfertigte dieser das Vertrauen des leidenden Gatten und Vaters glänzend. Seine derbe, offene Gemüthlichkeit und die mehr als romantischen Erzählungen aus seinem Leben jenseits des Wassers, gewannen ihm ebenso schnell das Herz der Damen wie des Hausherrn, und es gab nach langer Zeit wieder einmal einen behaglichen Abend im Hause Quiebutz. Was dem Amerikaner aber ganz besonders den Dank der beiden Damen sicherte, war, dass er sich sogleich auch nach dem Vetter Winter er-

kundigte und auf die verlegenen Auseinandersetzungen des Hausherrn kurz und klar erwiderte, dass er für sein Theil sich jedenfalls durch kein Thor der ganzen alten und neuen Welt abhalten lasse, auch mit Winters als guter Kerl und Verwandter zu verkehren.

Er that dies auch und erzielte bei dem andern Vetter dieselben günstigen Eindrücke wie bei Quiebutz. Schon nach einigen Tagen war „unser Amerikaner" der Mittelpunkt der ganzen Honoratiorentafel im Casino. Man rühmte seine Gemüthlichkeit, seine derbe und gastliche Art, man lauschte seinen Erzählungen, mehrere Herren fingen an, seinen Jargon nachzuahmen und warfen mit „well", „ich denke so", „let us have a drink" und ähnlichen Wendungen um sich, als wären sie am Hudson zu Hause statt an dem friedlichen Ufer der häufig versiegenden Grün.

Ganz besonders gross und erfolgreich war aber der Amerikaner, welcher offenbar auch unter dem Star Spangled Banner sein gutes Grünauer Herz bewahrt hatte, in der Rolle des Friedensstifters. Zunächst privatim. Nachdem das blonde Lieschen Quiebutz dem guten Onkel unter vielen heissen Thränen seinen Herzenskummer gebeichtet, und der junge Vetter Konrad Winter bei einem sehr gemüthlichen und sehr späten brandy and water in der „Goldenen Dohle" ihre Beichte ergänzt hatte, ruhte er nicht, bis sich die harten Vaterherzen erweichen liessen. Was dabei als Haupterweichungsmittel wirkte, war die Rücksicht darauf, dass „unser Amerikaner" sich nicht bloss sehr reich, sondern auch sehr unverheirathet zeigte und ziemlich offen äusserte, wie leid es ihm thun würde, wenn er in Folge des Zwistes zwischen den Verwandten sein Vermögen schliesslich irgend einer Stiftung über dem Wasser vermachen müsste.

Als er aber seine friedlichen Bemühungen im Schoosse der Verwandtschaft durch die fröhlichste Verlobung besiegelt sah, machte er sich daran, auch die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Eines Abends bei einer kleinen, erlesenen Tafelrunde im Casino, als die weinseligen Honoratiorenköpfe sich in Folge des leidigen Thorstreites wieder einmal bedenklich zu erhitzen drohten, rückte unser Amerikaner mit seinem Versöhnungsplane heraus. Sein Vorschlag ging einfach dahin, das alte Thor zu belassen wie es sei, aber die Stelle zu ändern. Man könne es draussen vor dem jetzigen Weichbilde der Stadt aufstellen. Abzubrechen, so fügte er auf den bescheidenen Einwurf einiger Stadtväter lächelnd hinzu, abzubrechen brauche man den alten Bau vorher gar nicht; man lasse nur eine von den neuen Goliath Building Transportation Engines (limited) kommen, die sein Freund Sam Green in Hamburg in Commission habe; mit dieser könne man den ganzen alten Kasten ausheben, fortwalzen und wieder einsetzen, wie einen alten Pflaumenbaum. Gerne wolle er die Sache vermitteln. Der Kostenpunkt betrage einige tausend Mark, und diese lumpige Summe sollten die wohlhabenden Bürger durch Sammlung aufbringen; er selbst wolle mit hundert Dollars den Anfang machen.

Die Wirkung dieses Vorschlags war unbeschreiblich. Als der Amerikaner seine Rede mit einem warmen, durch die komische Ausdrucksweise noch rührender wirkenden Appell an den Patriotismus der Männer von Grünau geschlossen hatte, wären sie ihm beinahe sämmtlich um den Hals gefallen. Man stiess mit einander an, schüttelte einander die Hände in dem erlösenden Bewusstsein, nun wieder ohne jede Scheidewand altgewohnte Freundschaft pflegen zu dürfen. Einstimmig bat man den Friedensstifter, nun auch das Werk zu Ende zu führen, und als er nochmals dazu seine Bereitwilligkeit erklärt — nur möge man den Plan, um Weiterungen zu vermeiden, noch geheim halten —, folgte ein Trinkspruch dem andern: auf Grünau, auf das alte Thor, auf die wunderbare Maschine des Herrn Green, auf die Vereinigten Staaten, auf die Seehundsjägerei und vor allem natürlich auf „unsern Amerikaner".

Einige Tage darauf reiste Charles Washington Krapp (sprich Krepp) mit dem Ergebniss der Sammlung nach Hamburg ab, um persönlich mit Mister Green Rücksprache zu nehmen; und bereits drei Tage später erhielt Herr Quiebutz folgenden Brief von ihm:

„Theuerer Herr, —

sehr ich danke Ihnen und die anderen Gentlemen von Greenau für die Freude ich habe gehabt bei Ihnen. Aber sie müssen danken auch mir sehr viel für was ich habe gehabt gemacht an Ihnen. Ich habe verlobt Ihre schöne Tochter mit ein sehr braves junger Mann, und ich habe gegründet Frieden in Ihre gute alte Stadt. Für das und für die Auslagen, ich habe gehabt bei es, Sie werden finden es ist nicht zu viel, dass ich behalte die achthundert Dollar und Sie behalten Ihren alten Thor.

In der That, ich finde, dass mein alt Freund Charles Krapp, was ist gestorben als Barkeeper in Frisco vor vier Jahr, mich nicht hat erzählt zu viel von Greenau. Truly yours

S. J. Jonathan Sweep, not at all Charles Krapp."

Als Herr Quiebutz diesen merkwürdigen Brief gelesen, war er nicht sehr erfreut. Nachdem er sich wieder einigermaassen gesammelt, theilte er ihn seinem Vetter Winter und den anderen betheiligten Herren mit; und nach erregten Auseinandersetzungen fanden sie es doch für das Beste, das Geld zu verschmerzen und die Geschichte möglichst zu vertuschen. Sie bezahlten sogar die Gasthofrechnung des Herrn Sweep.

Da sich nun aber die Honoratioren von dieser Zeit an dem Streit um das Dohlenthor vorsichtig fern hielten, so verrann die ganze Angelegenheit allmählich im Sande. Man liess den alten Steinklotz liegen wie er war, zeigt ihn den Fremden als Wahrzeichen der Stadt, drängt sich vorbei so gut es geht und nimmt in Gottes Namen auch die etwaigen Rücksichtslosigkeiten seiner geflügelten Bewohner als historische Ueberlieferung mit in den Kauf. Die einzig Zufriedenen bei dem heiklen Handel waren und blieben Lieschen Quiebutz und Karl Winter.

Unsere Bilder.

Der Pflicht, dem Jubeljahre der Errichtung des Deutschen Kaiserreiches gerecht zu werden, glaubten wir nicht besser genügen zu können, als indem wir unseren Lesern das Lebensbild eines der begeistersten Herolde des deutschen Waffenruhmes durch seinen Sohn entwerfen liessen. In Georg Bleibtreu's Malerauge erscheint das grosse Jahr künstlerisch verklärt. Seine Schlachtenbilder geben trotz der treuen Beobachtung der Wirklichkeit kein wüstes Durcheinander, sie erscheinen wie Manifestationen einer Volksseele, die nach Erfüllung ihrer Bestimmung drängt und das, was sich ihr entgegenstellt, niederringt. Vom Feldherrn bis zum gemeinen Soldaten herunter, ist alles von einer Begeisterung durchloht, die keinen wuth- oder schmerzverzerrten Gesichtsausdruck zulässt und selbst die wildeste Kampfdarstellung veredelt. Georg Bleibtreu war nicht nur ein grosser Künstler, sondern zugleich ein Meister des Wortes. Was er auf den Schlachtfeldern empfunden, theilte er den Seinen mit. Die Bruchstücke seiner Briefe, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, sind voll von derselben reinen Begeisterung und Vaterlandsliebe, die sich in seinen Bildern ausspricht. Wir glaubten, uns mit der getroffenen Auswahl nicht auf das Jahr 1870/71 beschränken zu sollen, weil es uns darauf ankam, Georg Bleibtreu's Schaffen als ein Ganzes darzustellen, das die Entwickelung des deutschen Einheitsgedankens von Waterloo bis Sedan, vom Traumbild bis zur herrlichen Wirklichkeit umfasst.

* * *

Im milden Abendlicht, goldig im Wasserdunst verschwimmend, liegt Venedig auf P. Gabrini's Bilde „Ave Maria" hinter uns. Tief hinabgetaucht in die perlmutterartig schimmernden Fluthen ist die den Canale Grande umsäumende steinerne Pracht, wir sind allein mit der stillen Melancholie der Lagune. Wem das Auge müde geworden ist von den goldig überglänzten Palastmauern mit den leeren Fensterhöhlen, wem der Sinn trübe wurde unter der Wucht geschichtlicher Erinnerungen, die gar seltsam hineinragen in die Meeresstille, der fahre Abends hinaus aus den engen Wasserstrassen nach Südwest, wo die grüne Fluth sich schier unabsehbar dehnt. Leise gleiten die zurückkehrenden Schifferboote dahin. Da tönt von den Glockenthürmen Venedig's ein leises, langsam anschwellendes Läuten herüber. Die nervigen Hände des Bootsführers lassen das Ruder sinken, ziehen die Mütze von dem Kraushaar und falten sich zum Gebet an die Mutter Gottes. Nur wenige Augenblicke vergehen, dann tauchen die Ruder wieder in die Wellen, und in beschleunigter Fahrt geht es nach Fusina auf der Fahrstrasse, die die Sandinseln verbindet, und über die Fluthen hin klingen, sehnsüchtig fragend und liebeglühend antwortend, die Ritornelli.

* * *

Tito-Conti's „Odaliske" scheint das Haremsleben garnicht so trübe aufzufassen, wie es dem occidentalen Auge erscheinen will. Das von einem Tuche umhüllte Köpfchen auf die Hände gestützt, lacht sie über eine auf dem Polster liegende Rose fort aus dem Bilde heraus mit blitzenden Zähnen und lockenden Augen. Sie ist nicht die Sclavin, sondern die „Zimmergefährtin" ihres Herrn. Im Harem giebt es wohl Hunderte von Odalisken, aber sie sind alle nicht so schön wie sie, und der Tag wird kommen, wo der Herr sein Auge auf sie wirft und sie zur Ikbal, zur Favoritin wählt. Dann müssen ihre Genossinnen, die Kalfas (Meisterinnen) und Alaikes (Schülerinnen) ihr dienen, und wenn sie sich die Gunst des Gebieters zu erhalten weiss, erhebt sie gar zu einer der vier Kadinen, die beinahe so viel gelten, als die angetrauten Einzelfrauen der Franken, die des Gatten Liebe nicht mit anderen zu theilen brauchen. Wird ihr ein Sohn geboren, so ist sie frei und braucht die Haremsaufseherin nicht mehr zu fürchten, die mit dem Obereunuchen überall herumspionirt und jedes harmlose Vergnügen stört. Man kann eben auch im Harem vergnügt sein. Da giebt es Tanz und Schauspiel, Musik und Pantomime. Zwischen Nargileh und süssem Eingemachten giebt es noch eine ganze Anzahl von Lustbarkeiten, von denen sich der Europäer nichts träumen lässt, der vom Haremsleben nichts Anderes kennt, als was in „Tausend und einer Nacht" gedichtet und von phantasievollen Orientreisenden gelogen wird. Die lachenden Augen der Odaliske wissen von Sclaverei und Emancipations-Gelüsten wenig zu erzählen.

Zick-Zack

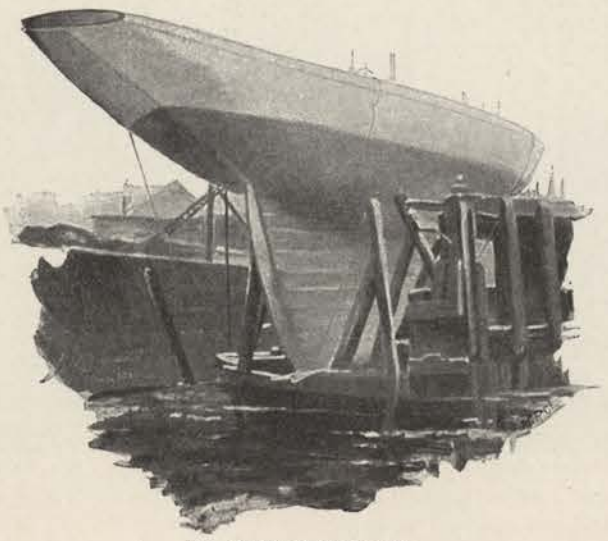


Sarah Bernhardt als Jägerin.

Sarah Bernhardt als Jägerin zu erblicken — diesen Vorzug genoss das Tropenland Brasilien, in welchem die Unvergleichliche auf den Brettern wie ausserhalb derselben ganz unvergleichliche Triumphe feierte. In Berücksichtigung der gegebenen Bedingungen des Klima's und des felsigen Geländes erfand die grosse Kostümkünstlerin ein besonders rationelles „Dress", das einfach und doch kleidsam war. Dass sie sich in diesem Costüm auch mehrfach photographiren und zeichnen liess und dass diese Bilder nun die Runde durch die gesammte illustrirte Presse der Welt machen, kann uns bei dem ausserordentlichen — sagen wir „Inscenirungstalent" — der welterfahrenen Schauspielerin nicht Wunder nehmen. Man muss die meisterhafte Ausnutzung dieser Fähigkeit an ihr um so mehr bewundern, als die grosse Sarah eigentlich eine Feindin der Reclame ist. Sie selbst hat es kürzlich einem Interviewer verrathen: „Ich hasse die Reclame," sagte sie mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung, „ja, ich hasse sie wirklich, so sehr ich mich ihrer auch bediene. Aber was will das sagen? Wie viele unserer Damen bekleistern sich des Nachts über das Gesicht mit einer Paste, die es ganz wie eine Maske bedeckt und dort verkrustet. Es ekelt sie förmlich vor dem Brei, den sie sich auflegen müssen; aber sie thun es doch, um schön zu bleiben oder schön zu werden, was weiss ich! Die Reclame nun ist für eine Künstlerin das, was dieses Schönheitsmittel für die Damen."

* * *

Seit die Amerikaner sich den Amerika-Pokal aus England nach der neuen Welt hinüberholten, hat das Mutterland stets unglücklich um diesen ersten Seglerpreis der Welt gerungen. Die ersten Niederlagen der Engländer mochten wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, dass ihre Yachten vorzugsweise für die heimischen Regatten construirt waren und den besonderen Bedingungen der Oceanfläche vor Sandy-Hook nicht genügend Rechnung trugen. Erst seit 1887, als die „Thistle" (unsere gegenwärtige Kaiseryacht „Meteor") erbaut wurde, suchten sie sich den amerikanischen Verhältnissen und Erfahrungen mehr anzupassen und „rückten" denn auch in ihren Records von Mal zu Mal den transatlantischen Gegnern mehr auf. Die Engländer waren vom Typus des Kielbootes ausgegangen und hatten allmählig der amerikanischen Bauart Zugeständnisse gemacht. Die Amerikaner, die zuerst den reinen Schwertboot-Typus bevorzugt hatten, lernten ihrerseits die Vorzüge der gegnerischen Fahrzeuge schätzen, und so unterschieden sich denn die Yachten des letzten Meetings nur wenig von einander. Die für die Regatta des diesjährigen September bestimmten Kämpen, der Amerikaner „Defender" und der Engländer „Valkyrie III" stimmen in den Grundzügen ihrer Bauart bereits fast völlig überein. Der Typus ist der des sogen. „Flossfeder-Kiels" (Fin-Keel), einer Bauart, welche in ihrem sich nach unten hin stark verjüngenden Körper die Vorzüge des Kiels und des Schwertes vereinigt. Unterschiede geringer Art ergaben sich aus der Anwendung von Aluminium durch die Amerikaner (leichterer Oberbau und schwererer Ballast) und von Nickelstahl durch die Engländer. Der eigentliche Rumpf der Yachten besteht aus Holz — Eichen und Ulmen. Ferner hat die englische Yacht eine etwas grössere Segelfläche (14000 Quadratfuss gegen 13000 der amerikanischen) und ist auch in ihren übrigen Dimensionen ein wenig grösser und kräftiger als die Gegnerin. Die Yacht ist auf Kosten eines Consortiums, an dessen Spitze Lord Dunraven steht, auf der Henderson'schen Werft in Glasgow nach den Plänen des Constructeurs Watson erbaut worden.



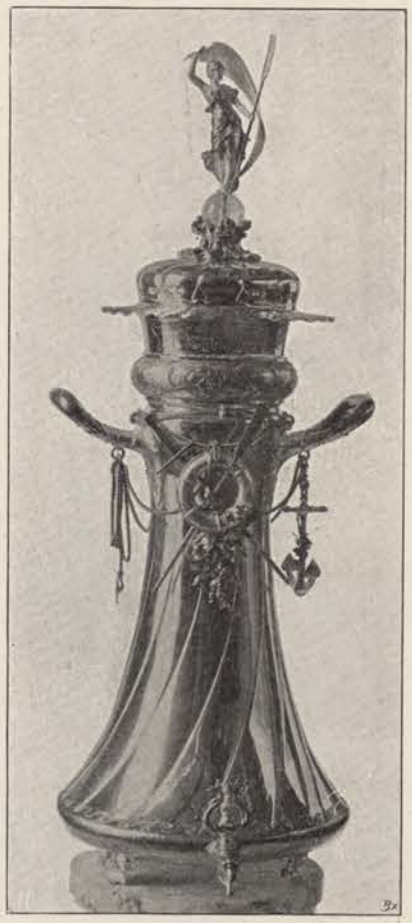
Die Yacht Valkyrie III.

* * *

Aus Mailand wird berichtet, dass für die nächste Spielzeit in der „Scala" ein Ballet „Venus" vorbereitet wird, dessen Höhepunkt darin besteht, dass eine Schwadron Ballerinen hoch zu Zweirad auf der Bühne erscheint und den Zuschauern ein Ballet vorradelt. Auch die „Kunst", wie man sieht, macht sich die Fortschritte des Jahrhunderts dienstbar.

* * *

Bei der grossen Vorliebe, welche Se. Majestät der Kaiser für die gesunden, kräftigenden Sportsitten Alt-Englands hegt, kann es nicht Wunder nehmen, dass er den für die Ausbildung einer guten, gleichmässigen Gesammtmuskulatur wichtigsten Sportzweig, die edle Ruderei, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und seiner Ausbreitung in Deutschland jeden nur erdenklichen Vorschub leistet. Neuerdings hat der Monarch sich die Aufgabe gestellt, den schönen Sport auch in studentischen Kreisen einzubürgern und zu diesem Zwecke den kostbaren Wanderpreis für akademische Rudervereine gestiftet, den unsere Abbildung veranschaulicht. Die nach Berlin herübergekommenen Münster'schen Studenten, die bei ihren Uebungen mit besonderen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen haben, zeigten sich allerdings noch nicht ganz firm, fochten aber den Wettstreit brav und eifrig aus. Besser geübt und trainirt war der akademische R. V. Berlin, der denn auch den kaiserlichen Wanderpreis gewann. Auffallend war nur, dass der Regatta-Mannschaft kein einziger Student von der Universität, sondern ausschliesslich technische Hochschüler, Veterinärstudenten u. s. w. angehörten. Es wäre zu wünschen, dass auch die Universitätsstudenten sich, gleich ihren englischen Collegen, für diesen männlichen Sport begeistern lernten.



Wanderpreis des Kaisers für akademische Rudervereine.

* * *

Wir haben Traueranzeigen, Verlobungsanzeigen, Geburtsanzeigen u. s. w.; die Amerikaner haben das Alles auch und dazu etwas, das wir nicht haben, um das wir sie aber kaum beneiden, nämlich die „divorce-cards", „Scheidungsanzeigen". Sie sind jetzt in „fashionablen" Kreisen allgemein im Gebrauch und lauten ungefähr so: „Oberst H. T. V. und Mrs. H. T. V. erlauben sich Ihnen mitzutheilen, dass die bisher zwischen ihnen bestehende Ehe heute durch Entscheidung des höchsten Gerichts wieder aufgelöst wurde. Mrs. H. T. V. nimmt wieder ihren Mädchennamen Miss M. P. B. an." — Ob der glückliche Empfänger dieser „Scheidungsanzeige" sie mit einer Gratulations- oder mit einer Beileidskarte zu beantworten hat, ist bis jetzt noch nicht bekannt.

* * *

Der amerikanische Erfinder Layman hat ein pneumatisches Boot construirt, das vor allem in den Kreisen der Wassersportleute und der Entenjäger auf Beachtung und Erfolg rechnen darf. Das aus Kautschukstoff bestehende Fahrzeug, das beim Transport in einem kleinen handkofferartigen Futteral untergebracht wird, hat, wenn es entfaltet und aufgeblasen wird, ungefähr die elliptische Gestalt eines Pferdekummets. Vorn ist eine kleine Ausbuchtung als Bug und



Das pneumatische Boot.

Weise etwa vier bis Stunde zurücklegen vollkommen geräuschsich völlig zu verOberkörper auch mit zelt umgeben. Da er Hülfe der Beine bestets für Gewehr und hinten eine grössere als feststehendes Steuer angebracht. Der Sportsman steigt mit beiden Füssen in den Kautschukring hinein, der unten in ein paar grosse Stiefel ausläuft, und rudert das Fahrzeug mit den Beinen vorwärts. Zur besseren Fortbewegung sind unten an den Sohlen kleine den Entenfüssen ähnelnde Schwimmapparate angebracht, die sich während des Wassertretens öffnen und schliessen. Der Entenjäger kann auf diese fünf Kilometer in der und sich an seine Beute los heranpürschen. Um bergen, kann er seinen einem kleinen Leinwandsich ausschliesslich mit wegt, so hat er die Hände Munition frei. Man hat bereits mit Glück den Versuch gemacht, diese eigenartigen Fahrzeuge für mehrere Personen zu construiren. — Die grössere unserer beiden Illustrationen stellt den Uebergang einer kleinen Gesellschaft, unter der sich auch eine Dame befand, über das Hell-Gate (Höllenthor) bei New-York dar. Die Boote schöpften nicht einen Tropfen Wasser und die Fahrt selbst, besonders das Schaukeln auf den hohen Wellen, wird von allen Theilnehmern als überaus angenehm geschildert.

* * *

Die Mode der weiten Puffärmel, der „Schinkenärmel", bei den Damen ist keineswegs neu, wie man aus folgender Verordnung der Stadt Dedham in Massachusetts aus dem Jahre 1639 ersehen kann. Die Vorschrift besagt: „Es ist verboten, Kleider weder für Frauen noch für Männer zu machen mit Aermeln weiter als eine halbe Elle im weitesten Theil. Ferner wird verordnet, dass alle Kleidungsstücke, deren Aermel dieses Maass überschreiten, sofort geändert werden sollen bei Strafe von etc. etc." — Auch schon im Mittelalter sind bekanntlich ähnliche Verbote gegen solche Modeauswüchse gerichtet worden.

* * *

Charlotte Wolter, die grosse Tragödin, deren Darstellung der Sappho, Iphigenia, Medea, Messalina, Lady Macbeth, Gräfin Orsina, die schönste Erinnerung der alternden, wie das erste Entzücken der heranwachsenden Kunstfreunde in der Kaiserstadt an der Donau bildete, die ewig Junge, hat sich seit einiger Zeit, hoffentlich nicht für immer, schmollend von der Bühne zurückgezogen, auf der sie die stolzesten Triumphe gefeiert. Wird Adele Sandrock sie auf die Dauer ersetzen können? Seit dem Jahre 1862, dem Zeitpunkte ihrer endgültigen Uebersiedelung aus dem wechselvollen Wanderleben in österreichischen Provinzialstädten, Hamburg, Berlin u. s. w. nach Wien, hat sie dem Burgtheater angehört und in erster Linie dazu beigetragen, seinen Ruf auf der Höhe zu erhalten. Mit Clara Ziegler, Kathi Frank und Anna Haverland bildet sie noch heute das weibliche Dreigestirn der deutschen Bühne. Der verstorbene Dr. Förster, einer unserer ersten Regisseure, rühmte an ihr stets das plötzliche, instinctive Erfassen einer Rolle, der sie anfangs scheinbar kühl und zweifelnd gegenüberstand. Wenn wir heute ein Bild der Charlotte Wolter in ihrem Tusculum bringen, so soll es nur eine Mahnung sein, dass die erste deutsche Tragödin noch nicht das Recht hat, auf ihren Lorbeeren auszuruhen.



Charlotte Wolter in ihrem Haus.

* * *

Die Entdeckung eines neuen deutschen National-Dichters verdanken wir dem römischen Blatte „Messagero", das wörtlich folgende Depesche aus Berlin veröffentlicht: „Denkmal für einen patriotischen Dichter. Kaiser Wilhelm bereitet für die Einweihung des Denkmals Wörther's, des grossen deutschen Dichters, der die Siege der Preussen über die Franzosen feierte, grosse Feste vor." Schade, dass das so trefflich unterrichtete Blatt uns nicht mittheilt, wer der Schöpfer des Denkmals ist. Vielleicht ist es der grosse deutsche Bildhauer Weissenburger?

* * *

In Karlsbad beging man vor einigen Wochen das hundertjährige Jubiläum der Karlsbader Kurliste. Die Buchdruckerei von F. J. Franieck, die von Anbeginn bis heute den Druck der Liste besorgt hat, gab bei dieser Gelegenheit eine genaue Nachbildung des ersten



Liſte
der angekommenen
Kur- und Badegäſte
in der königl. Stadt
Kaiſer-Karlsbad
im Jahre 1795.

Karlsbad,
gedruckt und zu haben, bei F. J. Franieck, priv. Buchdrucker,
ebenerd beim Theater beim Rebenſtock.

Titels mit der Jahreszahl 1795 und einer der ersten Seiten mit dem Namen Goethe's, wohl des berühmtesten Karlsbader Kurgastes, heraus. Auch der Druckfehler: „wohn. im grünen Papagey, auf der Wiefe", ist getreu in den Facsimile-Druck herübergenommen worden.

Zahl der Partheien. Nro.	Namen, Karakter und Wohnung, der angekommenen Kurgäſte.	Tag der Ankunft.
401.	Herr Jakob Chmel, Prälat von Brzewiwo und Braunau, von St. Margareth bei Prag, Benediktiner Ordens, und	
402.	— Innozenz Klimann, Geiſtlicher eben deſſelben Ordens, wohn. beim grunen Kleeblatt, an der Kirche	5. Juli.
403.	— von Wülknih, Kammerherr, auf Crüschern, nebſt Frauen Gemahlinn, geb. von Stammern, und	
404.	Fräulein von Stammern, wohn zum weißen Roß, an der Allee	5. detto.
405.	Herr Richter, Kaufmann, nebſt Herrn Sohn, und deſſen Lehrer,	
406.	— Henze, aus Leipzig, wohn. im grünen Schiff, auf der Wiese	5. detto.
407.	Herr von Oppel, kurfürſtl. ſachſ. Bergkommiſſionsrath, aus Freiberg, wohn. im goldenen Kranz, auf der Wiese	5. detto.
408	— von Göthe, geheimer Rath, aus Weimar, wohn. im grünen Papagey, auf der Wiese	5. detto.
409.	— von Oppel, kurf. ſächſ. geheimer Finanzrath, aus Dresden, wohn. im blauen Hecht, auf der Wiese	5. detto.
410.	— von Schönberg, Lieutenant vom kurfürſtl. ſächſ. Haydenſchen Infanterieregiment, kommt von Leipzig, wohn. in der Kreuzgaſſe, Nro. 65.	5. detto.

Die erste Karlsbader Kurliste.

In Paris erfuhr man jüngst, dass zwei der Theaterwelt nahestehende Journalisten mit zwei Sängerinnen kleiner Bühnen in Verkleidungen in Paris herumgezogen waren und als bettelnde Musikanten Guitarren-Arien vorgetragen und gesungen hatten. Des Abends konnten sie auf der Redaction des „Journal" über 200 Frcs. vorzählen, die ihnen sousweise zugeworfen worden waren. Durch diesen schönen Erfolg ermuthigt, machte eine der Sängerinnen, Eugenie Buffet, besser bekannt als Nini Buffet, den Versuch zu gunsten der Armen zu wiederholen und so trat sie den Gang von neuem mit einigen Kameraden an. Dabei erntete sie im Viertel der Grossen Oper 206 Frcs. 3 Cts., welche des Abends dem „Eclair" für die arbeitslosen „Godillots" zur Verfügung gestellt wurden. Wenn die freiwilligen Strassensänger nicht erkannt worden und sich nicht etwa vorher ein paar Verehrer und Freunde auf den Schauplatz ihrer Thaten bestellt hatten, ist das immerhin ein recht hübsches Resultat.

* * *

Dass in Ostpreussen die Nachkommen eines spanischen Herzogs existiren, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts musste der Herzog Don Alvarez, der sich der evangelischen Lehre zugewandt hatte, sein Vaterland Spanien unter Verlust seines Vermögens verlassen. Er begab sich zu Herzog Albrecht von Preussen und wurde von diesem freundlich aufgenommen. Dieser überwies ihm in dem waldreichen Masuren einen grossen Complex, den sogenannten Doberschlag, zum freien Eigenthume, wo Don Alvarez den Wald rodete und mit seiner zahlreichen Familie ein bescheidenes Dasein führte. Mit der Zeit gerieth die Familie in Armuth, jedoch sind die Nachkommen sich ihrer hohen Abkunft bis heute bewusst geblieben. Sie führen den Namen Albarus und sind in Gross-Jucha, Kreis Lyck, und in Willuden, Kreis Angerburg, als kleinere Besitzer ansässig.



K. Siemenroth. Die Trauung des Fürsten Radolin.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Siebentes Kapitel.

In Spurmann's Weinbergen war man schon früh geschäftig. Den Anordnungen Horst's gemäss brachten mehrere Arbeiter, die zum Schweigen verpflichtet waren, durch Hinterpforten und aus verschlossenen Winzerhäusern grosse Massen von Trauben in vollen Bütten in den Berg.

Allmählich aber wunderten sich diejenigen, welche Horst eingeweiht hatte, dass der Urheber des Planes selbst nicht kam, um dieses ganze heimliche Getriebe zu überwachen. Man erwartete Anweisungen, und da sie ausblieben, traten die Eingeweihten zusammen, um nach Horst zu schicken. Einer machte sich auf nach seiner Wohnung, er fand ihn nicht; er frug in dem Comptoir nach, auch hier wusste man nicht, wo der Mann geblieben sei. Er kehrte ergebnisslos in den Berg zurück, als gerade eine von den Leserinnen mit entsetztem Wesen auf einer Weinbergstreppe herabkam und schreiend verkündete, in dem Tannendickicht oben unter dem Felsen liege ein todter Mann.

Die es hörten, liessen ihre Bütten und ihre Traubenfässchen stehen, stiegen und liefen hinauf, sammelten sich vor dem Dickicht und drangen hinein. Liebezeit, der Winzer, welchen Horst am tiefsten eingeweiht hatte in die Pläne und Absichten Spurmann's, erkannte auf den ersten Blick, dass ein Mord vorlag. Die Leiche wurde aufgenommen und herausgetragen, um zu untersuchen, wie es geschehen war. Ein Mann wurde nach der Ortspolizei geschickt, um sogleich den Thatbestand festzustellen; alle betrachteten mit einem Schauder den Todten in seiner Bacchusvermummung.

Liebezeit selbst, ein Mann in mittleren Jahren mit einem blonden Knebelbart und einem sehr verschwiegenen Wesen, machte sich auf, um dem Geschäftsherrn das erschreckende Ereigniss zu vermelden.

Er traf Spurmann im Comptoir, meldete sich und sagte:

„Herr Spurmann, wir haben soeben den Winzer Horst in seinem Blute gefunden. Es liegt jedenfalls ein Mord vor, aber man hat noch keinen Anhalt, wie es zusammenhängen kann."

Spurmann musste sich am Stuhle anhalten; dieses Ereigniss in einer so gefährlichen Zeit drohte ihn zu betäuben; er vermochte kein Wort zu sprechen. Wenn er eine Art Erleichterung spürte, dass er mit einem Male eines gefährlichen Mitwissers seiner Geheimnisse entledigt war, wenn er eine Art von ausgleichender Gerechtigkeit empfand, dass der Mann ein so jähes Ende gefunden hatte, der ihm so unberechenbaren Schaden zugefügt, so gesellte sich doch im gleichen Augenblicke die unheimliche Sorge dazu, wie die begonnene Schmuggelei ohne Aufsehen zu Ende geführt werden sollte. Der Geschäftsherr vermochte kein Wort zu sprechen. Endlich frug Liebezeit beklommen:

„Soll man vielleicht die Leiche hierherbringen?"

„Schaffen Sie sie zum Teufel, ich mag ihn nicht sehen, kein Mensch soll ihn mir vor die Augen bringen!" sprach mit unterdrückter, aber wilder Stimme der alte Mann.

„Und wie wird es denn mit dem, was der Herr Horst noch bei Lebzeiten angeordnet hat?!" frug Liebezeit lauernd.

Spurmann fasste sich und nahm alle Kraft zusammen. Er sah den Mann fest an und frug mit einem langen Blicke:

„Angeordnet? Was denn?!"

„Nun, so allerhand Heimliches —! Ich dachte, der Herr Spurmann wüssten —!"

Spurmann sagte langsam: „Heimliches? Ich weiss von Nichts. Aber wenn mein Oberwinzer etwas angeordnet hat, so führen Sie nur alles so aus, wie er es eingerichtet hat. Es ist wegen der Thätigkeit des Geschäftsbetriebes."

Liebezeit verstand. Er sagte kein Wort weiter und empfahl sich, um die weitere Anordnung der Sache selbst in die Hand zu nehmen. Er hoffte, es würde schon der Tag kommen, wo der Geschäftsherr sich dankbar erweisen würde.

Er war kaum fort, als Spurmann seinen Stock und Hut nahm und sich auf den Weg machte, um mit dem Manne zu sprechen, von dem er sich allein Rettung versprechen konnte für die Zukunft, dem er allein wagen wollte, sich anzuvertrauen und seine Lage darzustellen, zu Rüdig.

Er trat in das Pressgewölbe, wo Rüdig mit der Stampfkeule stand und in den hochgestellten Traubenzucker hineinstampfte.

Er war so eifrig in dieser Thätigkeit, dass er die Begrüssung Spurmann's erwiderte, ohne sich zu unterbrechen.

„Verzeihen Sie, Herr Spurmann," sagte er, „bei mir geht es jetzt scharf her. Wir haben Tag und Nacht zu thun. Wenn es so fortgeht, habe ich heuer hundert Eimer; das will bewältigt sein und ich brauche neuen Wein in den Keller."

„Ich komme eigentlich, um Ihnen gleich Ihre ganze Ernte und Ihren Most abzukaufen, Herr Rüdig, begann Spurmann. Da sind Sie's mit einem Male los und haben auch gleich Ihr Geld."

Rüdig hielt im Stampfen inne. Er blickte den Weinhändler gross an. Aber er verstand sofort; er wusste ja, dass dieser heuer nur wenig eigenen Wein hatte!

„Ja, sagte er, das wird kaum gehen; ich muss wenigstens einen Theil selbst behalten und im Keller auf Zinsen legen; es ist noch besser als Staatspapiere. Aber die Hälfte, die will ich Ihnen zu gutem Preise wohl abgeben, wenn er erst reif ist. Den Most gebe ich nicht her."

Spurmann machte ein hohes Anerbieten, schon um Rüdig für seine anderen Zwecke zu gewinnen, und Rüdig schlug schnell in den Handel ein, da es ihm lieb war, auf diese Weise gleich auf einmal ein gut Stück baar Geld in's Haus zu bekommen.

„Es ist aber alles wieder gut zu machen," sagte Spurmann. „Wenn ich einmal so handeln muss, wie ich nicht möchte, so brauche ich es doch nicht immer zu thun, ich kann's wieder gut machen. Glauben Sie, dass ein guter Winzer meine Weinstöcke wieder in die Höhe bringen kann, dass ich wieder eigene Ernte habe? Herr Rüdig, glauben Sie daran und würden sie vielleicht der Mann sein, der wenigstens auf ein Jahr meine Winzerei übernimmt und versucht zu retten, was zu retten ist? Ich biete Ihnen, was Sie wollen."

Nach einigem Ueberlegen reichte Rüdig dem Weinhändler die Hand. Er achtete ihn schon um der Art willen, wie er sich in seiner schwierigen Lage ein Gewissen machte. Er sagte:

„Herr Spurmann, ich getraue mir wohl, Ihre Berge wieder in die Höhe zu bringen. Aber Sie müssten mir ganz freie Hand lassen. Dafür will ich auch nichts von Ihnen nehmen, denn ich weiss ja nicht, ob es gelingt; wenn Sie einmal wieder ernten, dann kann man vielleicht über diesen Punkt sprechen."

In Spurmann's Antlitz strahlte eine helle Freude auf. Diese Hoffnung belebte ihn mächtig; er sah einen Weg vor sich, wo er alles wieder gut machen konnte.

Man trank ein Gläschen Most auf das gute Gedeihen dieser Verabredung. Erst ganz zuletzt erfuhr Rüdig von dem schrecklichen Ende des Winzers Horst. Spurmann vertraute Rüdig sogar noch an, dass er einen Plan zum Herbeischaffen der fremden Trauben gemacht habe. Spurmann glaubte dem Manne volle Offenheit zu schulden, der so uneigennützig ihm seine Kraft zur Rettung seiner Berge schenken wollte. Er frug, ob Rüdig sich den Todten noch einmal ansehen wolle.

„Auf keinen Fall," sagte dieser: „erstens kann ich hier von meinen Arbeiten nicht fort und zweitens möchte ich auch nichts von alledem sehen; dieser Horst ist mir mein Lebtag unheimlich gewesen."

Spurmann ging mit hoffnungsvollerem Herzen wieder heim. Auch er vermied etwas zu sehen und zu erfahren von dem, was weiter mit Horst geschah. Er war voll von neuen Entwürfen und Rechnungen zur Rettung seines Geschäftes.

Achtes Kapitel.

Der Winter war früh hereingebrochen, starker Schneefall war über das Stromthal und seine Berge niedergegangen, ein weisser, weicher

Schneemantel lag dicht über den Spurmann'schen Weingütern und über Rüdig's Berg.

Spurmann hatte, vertrauend auf Rüdig's Hoffnung, dass es ihm gelingen werde, die Weinberge selbst im nächsten Jahre wieder in die Höhe zu bringen, sich in den letzten Wochen chemischen Studien hingegeben.

Als er mit seinen Studien zu einem bestimmten Ergebniss gekommen war, lud er auf einen Nachmittag den Kellermeister und den Reisenden auf sein Geschäftszimmer. „Nach langem Ueberlegen", sagte er, „und in Anbetracht der Lage unsres Geschäfts, welches gebieterisch eine Steigerung des Umsatzes verlangt, habe ich beschlossen, heuer auf wissenschaftlichem Wege die beginnenden Jungweine in unseren Kellern einer früheren Reife entgegenzuführen. Ich schicke gleich voraus, dass selbstverständlich nichts Unerlaubtes gethan wird, sondern nur die von Herrn Müller früher gemachten Vorschläge angenommen werden. Wir werden, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen ist, die Mehrzahl unserer Fässer und Stücke durch Hausenblase, je nachdem durch Eiweisszusatz zu einer rascheren Klärung führen. Da es aber vor allem auch gilt — was bei unsren Weinen auf dem natürlichen Wege längere Wartezeit erfordert, — ein gutes Bouquet zu erzielen, so habe ich mich hierin für die elektrische Methode entschieden."

Er schwieg. Er hatte ein zuversichtliches Gesicht machen wollen und konnte doch ein schwereres Athmen nicht unterdrücken. Müller sprang mit einem lauten Bravoruf von seinem Stuhle auf, fing an vom Fortschritte der Zeit und der Zukunft der Elektricität zu reden und den Geschäftsherrn zu diesem kühnen Entschlusse zu beglückwünschen, der die erhofften Millionengeschäfte mit einem Male in Aussicht stellte. — —



E. Wünsche. Teckel und Ente.

Marianne Spurmann sass zur selben Zeit in ihrem Mädchenzimmer und las in einem Bändchen Gedichte.

Dieses verstohlene Bacchanal hatte Marianne ein Weilchen mit dem grössten Behagen gefeiert, als ihre Empfindungen plötzlich durch Désiré Müller's Eintritt aufgestört wurden.

„Darf ich eintreten?!" frug der Reisende lächelnd und zurückhaltend.

„Sie haben gewiss viel zu erzählen von Ihren neuesten Abenteuern in Ungarn und England, denn da waren Sie ja doch zuletzt?!"

„Ich bin wie ein Blitz im Zickzack über die Landkarte von Europa



Rob. Warthmüller. Lustiges Paar.

weggefahren. Ein paar Tage in Budapest, um Kisfaludy & Co. einen Besuch abzustatten, die wieder einen grossen Posten bestellt haben. Dann via Wien, Berlin, Hamburg nach London, wo ich die Entdeckung machte, dass Jenkins Brothers, eine sehr angesehene Weinhandlung, der ich das nie zugetraut hätte, massenhaft unsere alten Flaschen mit den Etiquetten benutzen, um leichtere Weine darauf abzufüllen und als Spurmann'sche Hochgewächse zu verkaufen. Das Zeug schmeckt nicht einmal schlecht, sie verbessern ihre Weine dadurch. Unsere Fässer benutzen sie natürlich schon lange, um ihre Sachen darauf abzufüllen".

Als er geendet hatte, frug er ein wenig selbstgefällig: „Nun, was sagen Sie von mir, Fräulein Marianne?!"

Marianne betrachtete ihn einen Augenblick mit innigem Vergnügen. Dann platzte sie auf einmal heraus: „Sie sind ein köstlicher Kerl!"

Müller fuhr etwas abgefrischt zurück. Marianne wurde feuerroth, es war ihr so herausgefahren.

Nachdem Müller sich gefasst hatte, wollte er die Sache schnell von der humoristischen Seite fassen, zudem er aus den Worten mindestens empfand, dass sie dabei von einer plötzlichen Verliebtheit erfasst sein musste; er sagte, indem er sich erhob:

„Dieser köstliche Kerl, mein Fräulein, hat übrigens die Ehre, Sie hiermit ganz ergebenst um Ihre Hand zu bitten, damit Sie ihm möglichst oft noch viel grössere Zärtlichkeiten sagen können."

Marianne sah ihn starr an. Dann platzte sie mit Lachen heraus. „Meine Hand wollen Sie?! Heirathen wollen Sie mich? Frau Müller soll ich werden?! Ich eine Frau Müller! Als ob es nicht schon genug Müllerfrauen auf der Welt gäbe!"

Sie lachte von Neuem und konnte sich nicht über den komischen Gedanken beruhigen, dass sie eine Müller werden solle. Für ein feines Ohr aber klang aus diesem Lachen eine ganz klare Seligkeit heraus, gar nicht Spott, sondern Lustigkeit, dass sie den Mann bekommen sollte.

Müller's Ohr hörte das nicht sogleich. Er fühlte sich verletzt. Er trat zurück und sagte:

„Ich meine, ein ehrlicher Heirathsantrag sollte für eine Dame eine Sache sein, die man —"

„Die man sehr ernst nimmt", ergänzte Marianne mit einer lächelnden Verneigung. „Ich glaube, ich habe Sie so beleidigt, dass ich es nur damit gut machen kann, dass ich Sie nehme. Aber in diesem Augenblicke weiss ich es wahrhaftig noch nicht. Nein, welch' ein Mensch! Der will mich zur Frau haben!"

Das Letzte sagte sie mit grösstem Erstaunen über ihn und sich selbst.

„Die Versicherung meiner Liebe —" stammelte Müller.

„Ist selbstverständlich!" ergänzte Marianne von Neuem. „Aber jetzt machen Sie, dass Sie fortkommen. Mir so eine Ueberraschung zu bereiten!"

„Mein Fräulein, auch ein Weinreisender ist ein menschliches Wesen, das eine gewisse humane Behandlung verlangen darf und somit habe ich vor der Hand die Ehre —"

„Habe gleichfalls die Ehre", sagte sie etwas schnippisch. Er ging und setzte seine erneute Abreise schon auf den Abend fest, in einer ziemlich schnöden Stimmung über den Korb, den er nach so vielen Hoffnungen und Plänen von einem coquetten und hochmüthigen Mädchen glaubte erhalten zu haben. Marianne aber, als er fort war, und sie sich etwas beruhigt hatte, setzte sich mit stillem Lächeln an's Fenster, träumte ein Weilchen, huschte an ihren Schreibtisch und begann zu schreiben. Sie dichtete, und dieses Gedicht trug die Aufschrift: „An Désiré M." — —

Wenige Tage später weilte Müller in einem feineren Speisehause der alten Königstadt Reims, unweit der Cathedrale in Gesellschaft mehrerer anderer Weinreisender aus aller Herren Ländern.

Da wurde er durch den Hôtelkellner unterbrochen, der ihm auf einer Platte einen eben angekommenen Brief überreichte. Müller erbleichte, seine Hände fieberten, als er das Schreiben eröffnete. Er erkannte



Photographieverlag der Photographischen Union in Berlin

M. Ramirez. Leseunterricht.

IX. 25. II.

Mariannen's Handschrift. Er entfaltete das Papier; zu seiner Verwunderung war es gar kein Brief, sondern Verse. Er überflog sie rasch, allmählich ging ein siegesgewisser Ausdruck über sein Antlitz, dann drückte er stürmisch das Blatt Papier an sein Herz und überreichte es stolz seinen Collegen zum Anschauen.

„Meine Herren", rief er, „die Frauen sollen leben, die Dichterinnen, die Liebe, alles soll leben! Denn hiermit kündige ich Ihnen meine Verlobung mit der Tochter meines Chefs an, Fräulein Marianne Spurmann. Gratuliren Sie mir, meine Herren!"

Neuntes Kapitel.

Es war zu der Zeit, als die Weinstöcke schon wieder neue Augen ansetzten, dass der Comptoirist, welcher in Spurmann's Geschäft das sogenannte Chicanenbuch verwaltete, eines Morgens diesen Folianten nicht mehr auf seinem Pulte vorfand. Er hatte in der letzten Zeit sehr viel in dieses Buch einzutragen gehabt. Es waren fortwährend Briefe gekommen von älteren und neueren Kunden, welche Klagen über gelieferte Weine enthielten.

Er suchte in allen Fächern und Regalen, lief aus einem Geschäftszimmer in's andere und fand nichts. Und er wusste doch, dass er am Abend vorher das Buch auf seinem gewohnten Platze hatte liegen lassen. Er berichtete die Sache seinen Geschäftsgenossen, die aber wussten auch nichts. Endlich liess er sich bei Herrn Spurmann melden und machte diesen mit dem Vorfall bekannt.

„Das Chicanenbuch ist verschwunden, Herr Spurmann; wir finden es nirgends; es muss entwendet worden sein und könnte in den Händen fremder Leute uns schaden, denn die Controle, die wir damit gegen uns selbst ausgeübt haben, könnte ein Anderer arg gegen uns missbrauchen. Ich bin in grossen Sorgen, Herr Spurmann."

„Ich werde Nachforschungen anstellen lassen," antwortete Spurmann unsicher.

„Soll ich, falls es nicht gefunden wird, einstweilen ein anderes, ein Interimsbuch für die neueinlaufenden Chicanen anlegen?!"

„Nein. Wer sagt Ihnen denn, dass man es nicht wieder finden wird? Suchen Sie nur," entgegnete Spurmann hart.

Rasselstein zog sich zurück, da er den Herrn so ungnädig fand. Er suchte von Neuem, Andere halfen ihm, aber alles war vergeblich, das Buch blieb verschwunden.

Zur selben Zeit machte Marianne Spurmann sich damit zu schaffen, im Rauchzimmer ihres Vaters aufzuräumen, den Rauchtisch zu putzen und die Cigarrenasche wegzuschütten, sowie den Schreibtisch in Ordnung zu bringen. Dabei kam sie auch an den feuerfesten Cassenschrank des Vaters, worin die Staatspapiere, die Actien und Vermögenschaften lagen, in denen der Besitz des Hauses angelegt war. Ganz gegen die Gewohnheit des Vaters fand sie den Schrank halb offen stehen, und der Schlüssel steckte. Sie hielt es für gut, den Schrank zu schliessen, den Schlüssel abzuziehen, um ihn dem Vater bei der Heimkehr gut aufbewahrt zu übergeben. Beim Zumachen der schweren, eisernen Schranklade bemerkte sie indessen, dass sich etwas von innen gegen die Thür stemmte, was das Zuklappen derselben hinderte.

Sie machte die Thüre ganz auf, um den Gegenstand hinterzuschieben in's Fach und fand, dass es ein grosser Foliant war, dessen Buchschaale aufklappte, da augenscheinlich noch ein anderes, kleineres Buch darinnen eingeklemmt lag. Um ihn ordentlich hineinzulegen, nahm sie den Folianten heraus und betrachtete ihn. Er trug den Titel „Chicanenbuch". Sie hatte schon oft von diesem merkwürdigen Buche gehört durch den Vater und wunderte sich, dass es aus dem Comptoir hierher gekommen war. Neugierig, auch einmal etwas von seinem Inhalte zu erfahren, trug sie es auf den Schreibtisch, blätterte darin und nahm das eingeklemmte kleinere Buch



Eisenhut. Marokkanische Gaukler.

achtlos heraus, das sie neben sich auf den Tisch legte. Als sie in den letzten Theil des Buches kam, fiel ihr auf, dass andere Klagen, gewichtigere, dastanden und merkwürdiger Weise waren besonders solche Stellen, wo man darüber klagte, dass die Weine nicht mehr das alte Bouquet, auch nicht mehr den eigenthümlichen Duft ihrer Blume besässen, ganz leicht mit etwas zitterigen, kaum sichtbaren Bleistiftlinien angestrichen. Es wurde ihr schwer um's Herz, sie wusste nicht, warum. Sie wollte das Buch wieder in den Schrank legen und abschliessen. Dabei schlug sie das andere Büchlein auf. Es war ein altes, verblichenes Bändchen, das aus irgend einer Antiquariatshandlung zu stammen schien. Sie las den Titel: „Entdeckte Künste eines Weinküpers oder geheime Mittel den Weinen aufzuhelfen, 1753." So alt war dies Buch! Unwillkürlich blätterte sie darin. Auch hier fand sie mit den leisen, unsichern Linien einige Recepte angestrichen, die davon handelten, wie man Weinen eine gute Blume künstlich geben könnte; an einer Stelle stand ausdrücklich dabei mit alterthümlichen Lettern: „Letzteres Stück muss aber im Geheimen geschehen." Das war also ein Mittel, welches schon vor fast 150 Jahren als Fälschung gegolten hatte.

Was für sonderbare Studien der Vater im Stillen trieb! Eine unheimliche Empfindung kam über sie. Seltsam! Sie legte die beiden Bücher zusammen, schloss sie in einer unheimlichen Empfindung in den Schrank und zog den Schlüssel ab. — —

Als man des Mittags bei Tische sass und Vater und Tochter eine Weile über den abwesenden Bräutigam sich unterhalten hatten, der nach Spurmann's Mittheilungen mit Feuereifer daran arbeitete, den Umsatz des Geschäftes zu steigern, sagte Spurmann auf einmal:

„Denke Dir Marianne, in unserm Geschäft ist neuerdings das Chicanenbuch verschwunden. Es ist spurlos weg. Wir werden nun gar keine richtige Controle mehr haben über das, was bei uns geschieht. Es ist mir sehr fatal."

Marianne sah ihren Vater starr an. Ein entsetzlicher Gedanke durchfuhr sie. Aber sie erwiderte kein Wort. Wie eine unentrinnbare Gewissheit aber durchzuckte sie die Einbildung: „Der alte Mann fälscht, verfälscht seine Weine! Etwas Schreckliches ist eingerissen." —

Als die Sonne des Morgens über Spurmann's und Rüdig's Bergen heraufkam, war ein Frühlingsreif gefallen, der bei Zeiten Rüdig und Anna in ihren Berg hinauftrieb, um zu sehen, ob der Reif Nichts geschadet habe. Sie gingen zusammen von Stock zu Stock und sahen nach den Augen, als Anna plötzlich vor einem Stocke stehen blieb, auf den gerade ein heller Sonnenstrahl schräg aus dem aufbrauenden Bergnebel niederfiel.

„Was ist denn das?" frug Anna. „Dieser Stock ist ja ganz eingegangen; die Augen sind ja ausgefallen!"

Lange betrachtete Rüdig den Stock, beugte sich nieder und untersuchte die Wurzeln.

Allmählich veränderte sich der Ausdruck seines Antlitzes dergestalt, dass Anna ängstlich frug: „Bist Du krank, mein Gotthelf?! Was hast Du denn?!"

„Es ist Nichts," sagte Rüdig. „In den Stock ist wohl der Rauden gekommen. Ich muss einen neuen senken. Geh nur immer hinunter und sieh, wie es dort steht."

„Merkwürdig," sagte Anna, „ich habe so Etwas noch gar nicht gesehen."

Sie stieg den Berg hinab. Rüdig aber begann aufgeregt von Neuem die Wurzeln zu untersuchen. Kein Zweifel, die feinen Wurzelenden waren seltsam verdickt und verknotet, der ganze Stock war eingegangen, Alles wies auf die Kennzeichen hin, welche von der Reblaus herrührten. Mit unruhigen Blicken spähte Rüdig nach den nächsten Stöcken aus. Mit Entsetzen sah er wenige Schritte weiter einen anderen, der gleichfalls schon erstorben schien.

Er blieb wieder stehen und reckte sich mächtig zusammen. Dann kehrte er um und kniete von Neuem vor dem Stocke nieder. Mit einem Gefühle, als habe er über sein eigenes Glück, über Leben und Sein seiner Familie, über Anna's und Martha's ganzes Leben zu entscheiden, nahm er die Lupe hervor, die er bei sich trug, und untersuchte die Erde unter dem verfaulten Stocke wie in den umliegenden Weinreihen. Der starke Mann brach, dumpf aufjammernd, in sich zusammen, als er nach einer Weile die unwiderlegliche Gewissheit hatte.

Er erhob sich endlich, liess alles liegen, wie es war und ging langsam seiner Frau nach den Berg hinab. Als er zu Anna trat, stand diese mit beklommenem Ausdrucke vor einem anderen Weinstock und sagte:



A. Kozakiewicz. Da schau!

„Sieh' einmal, Gotthelf, hier ist wieder so ein abgestorbener Stock, das ist doch sonderbar. Wir müssen heuer gut düngen, die alten Gerinne scheinen keine rechte Lebenskraft mehr zu haben."

Er zog stumm sein Weib von Neuem an sich, um ihr nicht merken zu lassen, wie er eine bitter hervorquellende Thräne in seinem Auge verwischte. Dann fuhr er fort:

„Nun, Anna, es wird auch so gehen, wenn wir einmal Erdbeeren pflanzen müssen. Soviel Entschädigung giebt uns ja der Staat, dass wir etwas Anderes anbauen können, wenn es auf die alte Weise nicht mehr geht. Aber es ist freilich ein Jammer."

Anna entwand sich ihm. „Was hast Du denn, Gotthelf, Du redest aber auch. Ich versteh' das ja gar nicht."

Rüdig sah seine Frau nicht an. Er senkte den Kopf und sagte nur:

„Ach, Anna, wir haben die Reblaus im Berg. Unser bischen Weinbau ist wohl ganz verloren."

Da trugen ihre Kniee sie nicht länger; sie sank wie gelähmt zu Füssen ihres Mannes und kniete zusammengekauert hin. Sie schlug die Hände über die Augen und blieb lange so.

Rüdig neigte sich nieder zu ihr und flüsterte: „Steh' auf, meine Anna, bleibe nicht so, Du kannst Dir einen Schaden thun und wir müssen es doch zusammen tragen."

„Ich stehe nicht auf, ich stehe nicht auf," jammerte die Frau leise in sich hinein; „ich stehe nicht auf, bis Du mir sagst, was nun wird, was Du thun willst. Ich stehe nicht auf."

„Ich werde hingehen und die Anzeige erstatten, wie es Deine und meine Pflicht ist."

Anna sprang mit einem Schrei empor. Jäh rief sie:

„Anzeige willst Du erstatten? Verrathen willst Du Dich und mich und meine Schwester und die Kinder? Das willst Du thun? Das kannst Du thun? Und weisst Du denn, dass sie dann kommen werden und einen Stock nach dem anderen aus der Erde reissen, zwölftausend Stöcke und dass sie mir damit zwölftausend mal das Herz aus dem Leibe reissen?!

„Und es wird doch so werden müssen, meine arme Anna, wenn wir ehrliche Leute bleiben wollen; ich rede gar nicht davon, dass wir in Strafe verfallen würden; es ist auch unsre Pflicht."

Anna stürzte vor ihrem Manne auf die Kniee, umklammerte diese und jammerte: „Ich überleb's nicht, ich überleb's nicht!"

„Und rede ich nicht, und verschweig' ich's, so kommt auch andren armen Leuten die Laus in den Berg, und sie verschweigens Einer dem Andern, bis sie alle am Bettelstabe sind. Und der Mensch muss sich auch opfern können, wie Abraham seinen eignen Sohn dem Herrn hat schlachten wollen, und wenn Du das Opfer nicht bringen kannst, so wollen wir's Deiner Schwester sagen. Sie mag entscheiden, was geschehen soll, die Martha wird ja wohl ein Urtheil haben, denn sie hat keine Kinder."

Anna richtete sich wieder auf. „Die Martha!" rief sie. „Ja, die mag entscheiden. Die wird Dir sagen. was Deine wahre Pflicht ist, was grösser ist, das Opfern oder das Festhalten. Die Martha!"

Oben in ihrer Kammer sass Martha auf dem Stuhle am Fenster und hielt einen Brief in der Hand. Den hatte sie vor ein paar Tagen erhalten und gelesen. Er war aus Amerika gekommen. Heimlich hatte sie ihn immer wieder vorgeholt und träumend hineingeblickt. Auch jetzt schaute sie wieder hinein. Der Brief war von Henneberg. Er lautete:

„Werthes Fräulein Martha! Ich denke, Sie ahnen, warum ich plötzlich verschwunden bin da drüben. Ich will nicht, dass Unschuldige leiden, darum, wenn ein Unschuldiger angeklagt werden sollte, wissen Sie, ich bin es, der den Winzer Horst erschlagen hat. Aus Eifersucht. Es war eine Schandthat. Ich sage nicht, dass Sie Schuld sind. Nur dass Sie es wissen. Ist es nicht nöthig, zu reden, so will ich dies Geheimniss in Ihrem Herzen begraben wissen. Hier bin ich zwar sicher, aber die Menschen brauchen das nicht zu wissen, was sie sich nicht erklären können. Und erklären könnte man's ja nie. Sie werden mich auch nicht wiedersehen. Leben Sie wohl, Martha Leiser." —

Martha las den Brief zum letzten Male. Sie hatte schon so viel geschwiegen; sie schwieg auch hierin, denn es war noch auf keinen Unschuldigen Verdacht gekommen. Kein Untersuchungsrichter hatte vermocht, die Mordthat an dem Winzer Horst aufzuklären. Martha zerriss den Brief und steckte die Papierstückchen in die Tasche. Sie wollte hinuntergehen, um sie im Tannendickicht zu begraben, tief in die Erde zu verscharren. Mochte dies alles nun ruhen.

In diesem Augenblicke traten Rüdig und Anna mit bleichen Gesichtern, zagend und zurückhaltend in ihr Zimmer. Sie sahen einander an, als machten sie aus, wer zuerst reden sollte. Dann begann Rüdig, da Anna nicht zu reden vermochte:

„Du sollst in einer schweren Sache entscheiden, gute Martha. Erschrick nur nicht. Wir haben es selbst schon genug bejammert. Wir haben die Reblaus im Berg. Sie ist heimlich gekommen, wie sie immer kommt. Und nun sollst Du entscheiden, ob ich hingehen soll und Anzeige erstatten, dass es offenbar werde vor aller Welt, oder ob wir drei schweigen sollen und die Sache verheimlichen, um vielleicht selbst unsern Berg zu retten."

Martha musste sich am Bettpfosten anhalten, als sie das vernahm. Auch in ihrem Herzen, wie in dem der Schwester, brach der grenzenlose Schmerz auf über den Verlust. Sie sank auf den Bettrand nieder und sass stumm eine Weile auf ihrem Bette, als müsse sie nachdenken. Dann aber sagte sie mit eigenthümlicher Ruhe:

„Wenn es so steht, Schwager, und Ihr meine Meinung wissen wollt, so denke ich, dass Du sogleich hingehen musst, um Anzeige zu erstatten, damit es nicht auch bei Anderen weiter frist."

„Martha! Martha!" schrie Anna bebend auf, indem sie die Hände zusammenschlug. „Das sagst Du! Und sie werden zwölftausend Stöcke herausreissen und Dir zwölftausendmal das Herz zerreissen! Ich überleb's nicht! Nein, Martha, Du redest blos irre, Du weisst schon, dass es heimlich bleiben muss."

Langsam erhob sich Martha wieder von ihrem Bette. Mit einem stillen feierlichen Ausdrucke sagte sie:

„Nein, es muss auch einmal Luft werden. Es muss auch einmal etwas heraus. Es geschieht so viel Heimliches in der Welt und es drückt einem fast das Herz ab. Der Mensch muss unterscheiden können, wann er zu schweigen und wann er zu reden hat, und wenn der Schwager meint, dass man hier reden muss, so hat er Recht und wenn wir alle zu Grunde gingen. Geh' nur hin, Schwager, zeig's ruhig an, ich will meine gute Schwester wohl trösten."

Zehntes Kapitel.

Spurmann, Marianne und Désiré Müller sassen gerade in dem hübschen Speisezimmer der Villa beisammen beim Abendbrode und plauderten über die Hochzeit, über die Art, wie man sich einrichten wollte, über die Zimmerausstattung, welche Marianne anschaffen sollte. Marianne war ausgelassen. Sie hatte eine Empfindung, als sei das alles doch nur leeres Gerede, als müsse einmal der Tag der Entdeckung kommen, wo aus alle dem doch nichts werden konnte und Müller sich von der Tochter des Weinfälschers zurückzog. Aber um so mehr redete sie sich in die Vorstellungen von bräutlichem Glück hinein, desto mehr neckte sie Müller und schmiegte sich an ihn an.

Da trat der Diener ein und brachte ein Schreiben. Spurmann las es und sank, indem er jammervoll den Kopf hängen liess, in seinem Stuhle zusammen. Erschrocken blickte das Liebespaar auf.

„Lesen Sie, Herr Müller", sprach der Alte, indem er ihm mit zitternder Hand das ministerielle Schreiben übergab. „Wir haben die Reblaus im Berg und alles wird vernichtet."

Bei diesen Worten erhob sich Marianne bleich vom Schoosse des Bräutigams. Sie vermochte kein Wort zu sagen. War das ein Verhängniss? War es eine höhere Gerechtigkeit?

Müller las sehr lange an dem Schriftstück. Dann aber reichte er es dem Alten zurück und sagte:

„Das ist ein sehr schwerer Schlag für Sie, Herr Spurmann, dass Sie nun vor der Hand gar keinen Eigenbau mehr haben, aber es erfüllt mich mit einer gewissen Genugthuung, dass es unterdessen gelungen ist, das Geschäft auf eine andere Grundlage zu stellen.

„Aber mein Geschäft begründete ja seinen Ruf auf den Eigenbau, und der wird nun vor aller Welt unwiederbringlich zerstört! Das Beste ist nun dahin und nun ist nichts wieder gut zu machen! Es war alles umsonst!"

Der Alte erhob sich vom Tische, griff sich an's Herz, als wolle dieses stocken und wankte mit schweren Schritten zum Zimmer hinaus. —



Wilhelm Diez. Unter der Fahne getraut.

Als er fort war, blieb das Brautpaar eine Weile stumm am Tische sitzen. Beide mussten ihre Gedanken erst gegenüber dem überwältigenden neuen Ereigniss sammeln. Marianne erwartete immer, Müller möchte ein paar Worte reden, dieser aber war so sehr ergriffen von der Erwägung der Folgen, welche die Vernichtung der Berge haben konnte, dass er nicht recht wusste, was er sagen sollte.

Da bewegte sich Marianne langsam gegen die Thüre hin und mit dem Gesicht gegen diese gewendet, sprach sie beklommen, während sie die Hand auf die Thürklinke legte:

„Leben Sie wohl, Herr Müller, Sie haben nun wohl eingesehen, dass Sie die Hand eines Mädchens nicht behalten dürfen, deren väterliches Weingut so durchseucht ist. Leben Sie wohl, Sie werden bessere, wohlhabendere Mädchen finden, als mich."

Damit drückte sie auf die Klinke und wollte, ohne ihn anzusehen, hinaus, um zu ihrem Vater zu gehen und den alten Mann zu trösten, wenn er es auch nicht verdiente.

Müller aber war jäh am Tische emporgesprungen und rief, als verstehe er das nicht:

„Marianne! Wo denkst Du hin?! Ich sollte Dich verlassen? Ich sollte Dich im Stiche lassen, in diesem Augenblicke, wo Du mich erst recht bedarfst und auch Dein Vater meine kaufmännische Kraft nicht entbehren kann? Nein, Lieb, auf so schwachen Füssen steht unsre Rechnung denn doch nicht!"

Er sprang ihr nach und erfasste sie an der Thüre, indem er beide Hände um ihre Hüften legte.

Da wendete sie sich um und sah in lange erstaunt an.

„Herr Müller", sprach sie endlich ungläubig, „das wäre möglich? Sie wollen mich trotz alle dem haben?!"

„Und wenn noch weit ärgere Dinge kämen, freilich will ich Dich, mein süsses Mädchen, denn was ich habe, das halte ich!"

„Trotzdem alles bei uns verseucht ist?!" sprach sie mit eigenthümlicher Betonung, indem sie einen sonderbar zweideutigen Blick vor sich hinwarf.

„Ei", sagte Müller, „wenn es nach mir ginge, so setzte ich unsren Hochzeitstag auf die Stunde fest, wo sie oben in den Bergen alles auszureissen anfangen."

„Liebster, das könntest Du wirklich thun?!" rief Marianne ausser sich und vor plötzlich durchbrechender Wonne in ein seliges Lachen verfallend. Sie breitete ihre Arme aus und fiel dem Bräutigam um den Hals, küsste ihn und liess sich küssen.

In Marianne's Herzen aber wurde der Drang so mächtig, diesem Manne, der sie in einem solchen Augenblicke nicht verlassen hatte, die ganze Fülle ihrer Liebe zu beweisen, dass sie darüber nachsann, wie sie sich erkenntlich zeigen könnte in einer Weise, die nicht ihres Gleichen fand.

Nach einem Weilchen, als sie wieder am Tische standen und das Lampenlicht ihre Gesichter beschien, flüsterte sie, sich flüchtig an Müller's Seite neigend:

„Der Vater ist fort, Désiré."

Wie eigenthümlich das klang! Wie ein Locken! „Ich werde heimgehen müssen, es ist zu spät," sagte er.

„Willst Du schon fort?!" flüsterte sie traurig.

Sie ging nach dem Büffet und brachte eine Flasche vom ältesten, besten Wein, von dem sie wusste, dass er noch unverfälscht war.

Sie schenkte ein und nöthigte Müller zu trinken. Auch sie nippte begierig mit. Sie tranken aus einem Glase.

Nach einem Weilchen, als der Wein eine sanft schläfernde Wirkung gethan hatte, erhob sie sich und flüsterte: „Ich bin nun müde und will zu Bette gehen." Sie löschte die Lampe aus, so dass sie im Dunklen standen. Sanft aneinander geschmiegt tasteten sie sich durch den Corridor nach Mariannen's Kammerthür. —

Als Müller sich an dieser Thüre von seinem Bräutchen mit einem Kusse verabschieden wollte, fühlte er sich auf einmal von zwei Armen leidenschaftlich umschlungen, die ihn sanft fortzogen, um ihn nicht wieder frei zu geben, und Marianne's Stimme flüsterte: „Der Vater ist ja fort, Désiré." — —



Hans Bohrdt. Der viermastige Klipper „Peter Rickmers".

Die verhängnissvollen Tage, wo erst bei Spurmann's und dann bei Rüdig's die Ausrodungsarbeiten beginnen sollten, rückten heran.

Der Morgen kam, die Arbeiter erschienen mit den Aexten und den Hacken, mit den Kannen voll Erdöl, mit Sägen und Spritzen, welch' letztere die Erde mit Schwefelkohlenstoff einspritzen sollten. Rüdig und Martha traten gefasster heran; man hielt eine Besprechung, wie man sich im Berge vertheilen sollte, wie man am zweckmässigsten vorging, um alles von Grund aus zu zerstören und ja keinen vergessenen Wurzelrest übrig zu lassen, der etwa neue Reben treiben konnte. Der Wohlfahrtsbeamte, der die Vernichtungsarbeiten zu überwachen hatte, schärfte den Besitzern gleich von vornherein ein, dass, wenn sie später, vielleicht erst nach Jahren, noch Wurzelläufe fänden, die wieder ausschlügen, sie auch diese ganz von selbst wieder ausgraben und tödten müssten, damit sie nicht etwa nachträglich noch zu Ernährern der Seuche würden. Dies alles hörte Anna scheinbar theilnahmslos an.

Als aber gerade unterhalb des Hauses der erste Axthieb auf Befehl des Beamten geschah, mitten in einen der schönsten, ältesten Weinstöcke hinein, da warf sich Anna wie von einem plötzlichen Wahnsinn erfasst vor dem Arbeiter über den Weinstock weg, umklammerte seine Reben und Verästelungen, als müsse sie dieselben mit ihrem Leibe decken.

Rüdig und Martha suchten ihr zuzusprechen und sie wegzubringen, aber es war umsonst. Sie klammerte sich fest in dem Geranke des alten Stockes und war nicht fortzubewegen. Da gingen die Männer traurig weg, um ein Stück weiter ihre Arbeit zu beginnen und mit mächtigen Hieben in das ergrünende Rebenwerk hineinzuschlagen. Anna aber umklammerte ihren Weinstock und blieb lange so liegen.

Als Martha sah, wie nach einer Weile die Männer schon in die tiefen Gruben sprangen, um die untersten Gerinne auszuheben und als sie das erste Sägen hörte, das nervenzerreissend in dem Holze knirschte, da warf sie sich auch selber mit lautem Weinen ihrem Schwager an die Brust und verbarg ihren Kopf, um das Schreckliche nicht zu sehen und zu hören.

Aber nicht lange blieb sie so. Dann ermannte sie sich plötzlich. Sie richtete sich stark und entschlossen auf, strich die Haare aus der Stirn zurück und glättete ihren Rock. Sie hatte ein Mittel gefunden, um sich über den Wahnsinn dieses Wahns hinwegzubringen.

Sie bückte sich und hob die nächste Axt auf. Sie schritt selber in den Weinwald hinein und begann mit starkem Arm selber in die Stämme zu schlagen, die Reben abzuhacken, dass sie ächzend abflogen, und an den Wurzeln zu zerren. Sie fasste mit beiden Armen hinein, stemmte sich mit Riesenkraft zurück und zog allein die ältesten Gerinne herauf an's Licht, um sie zu zerspalten und zu Haufen zu tragen. Und indem sie diese Arbeit mit unermüdlichem Eifer betrieb, war es, als rodete sie auch vieles Andere, wurzeltief Verborgene aus ihrer Seele aus, was sie schweigend bedrückt und beängstigt hatte; nicht mehr hatte sie das Gefühl, als zerstöre sie eine schöne Vergangenheit, sondern als mache sie das Land urbar zu neuem Leben.

Als Rüdig seine Schwägerin so tapfer selber Hand an's Werk legen sah, da fasste auch er neuen Muth und ergriff, ihrem Beispiele folgend, stumm seine Axt. Er ging dahin, wo sie weilte, und half ihr, und gemeinsam arbeiteten sie nun, nicht mehr Thränen, sondern den Schweiss der Arbeit vergiessend, diese ganze Zeit an der Ausrodung.

Anna sah mit gerungenen Händen, wie diese Beiden es vermochten, so erbarmungslos in ihren eigenen Wein hineinzuschlagen. Sie vermochte es nicht. Sie irrte den ganzen Tag im Berg umher, von einem Weinstock zum anderen.

Sie ging nach dem Hause hinauf und schloss sich dort ein. Sie kam nicht wieder in den Berg hinab und blieb in dumpfem Hinbrüten auf ihrem Bette sitzen, ohne Freude am Leben, an ihren Kindern, am Manne und an sich selbst. —

Auf der Plattform vor dem Hause standen Rüdig und Martha und starrten hinab auf das rauchende, abgesengte, dampfende Trümmerfeld. Der Qualm stieg auch bis zu ihnen hinauf, umhüllte das Haus und zog, zu einer dicken Wolke gesammelt, über das Dach des Hauses und den Wald dahinter weg. Drüben über dem Strome lagen die grünenden, unversehrten Gärten im Frühlingsscheine; hier waltete die Nacht, die trostlose Verödung, und wie Feuersäulen eines Weltbrandes leckten die flammenden Weinstöcke in die leere Luft hinaus.

Oben in ihrem Bette aber lag Anna, von heftigen Fieberschauern geschüttelt, wirre Fiebereinbildungen ausjammernd und in Träumen an dem dicken Qualme erstickend. Ein zerstörendes Nervenfieber hatte ihren schwachen Leib ergriffen, das sie hoffnungslos auf ihr letztes Lager streckte.

Als unten im Berge die letzten verkohlten Weinstöcke nur noch erlöschende, kurz aufflackernde Flämmchen aus dem Aschenhaufen herauszuckten, die schnell erstarben, lag Rüdig weinend über die Leiche seiner Frau gebeugt, während Martha am Fussende des Bettes ihrer armen Schwester kniete, die solches Leid nicht hatte überleben können. — [Schluss folgt.]

Die Hochzeit des Fürsten Radolin.

[Nachdruck verboten.]

Unter den Vermählungsfeierlichkeiten, die im Laufe der letzten Jahre im deutschen High-life stattgefunden, war wohl keine glänzender, als die des Fürsten Hugo von Radolin-Radolinski, Ober-Truchsesses des Kaisers, des gegenwärtigen deutschen Botschafters am Petersburger Hofe. Die Braut war die Comtesse Johanna von Oppersdorff, Schwester des Reichsgrafen Hans von Oppersdorff, Majoratsherrn auf Ober-Glogau. Ein imposanter Kreis von Verwandten und Freunden des angesehenen Hauses hatte sich zu der Trauungsceremonie eingefunden: Prinz Biron von Kurland, Herzog von Ratibor, Herzog von Dino, Graf Talleyrand, die Grafen Harrach, Praschma, Seherr-Thoss, Orlowski, Königsmark, von der Goltz, Kanitz, von Lewinsky, Commandeur des sechsten Armeecorps, von Seydewitz, Oberpräsident in Schlesien u. a. m.

Eine ganz besondere Auszeichnung wurde dem Brautpaar durch die Anwesenheit des Kaisers zu Theil. Kaiser Wilhelm wollte es sich nicht nehmen lassen, dem von seinem Vater und ihm wiederholt ausgezeichneten Hofmann und Diplomaten in seiner weihevollsten Lebensstunde zur Seite zu stehen und war bereits am Vorabend der Feier auf Schloss Ober-Glogau eingetroffen. Da dieser Kaiserliche Besuch einen rein privaten Charakter trug, so fiel jedes Ceremoniell und Gepränge fort. Der Herrscher machte es sich mit gewohnter Jovialität auf dem schönen Schlosse bequem und genoss mit vollem Behagen den Ausblick vom westlichen Balcon, von wo aus das Auge über das liebliche Hotzenplotzthal mit seinen üppigen Feldern, saftigen Wiesen und freundlichen Ortschaften, und weit über den blitzenden Silberstreifen des Flusses bis zu den blauen Bergen des Altvatergebirges hinausschweift.

Erst das Erscheinen des wachthabenden Officiers mit dem Wachtrapport erinnerte den Monarchen an die strengen Regeln militärischer Etikette. Lächelnd bemerkte er: „Zwölf Husaren auf Wache? Nun, da werde ich wohl nicht gestohlen werden!“

Unter den verschiedenen Episoden der Festlichkeit war die kirchliche Trauung des Brautpaares in der katholischen Pfarrkirche durch den Fürstbischof von Breslau, Dr. Kopp, nicht bloss die feierlichste, sondern auch die äusserlich glanzvollste.

Vor dem Haupteingange der Kirche hatten die Schützen Ober-Glogau's in Uniform und mit der Fahne Aufstellung genommen. Equipage auf Equipage rollte nun heran und bald füllte sich das dämmerige Halbdunkel des hohen, säulengeschmückten Kirchenschiffes mit duftigen Damentoiletten und schimmernden Uniformen. Als Brautjungfrauen fungirten ausser den drei Schwestern der Braut, Comtess Praschma und Fräulein Emilie von Greindl in einfachen, lichtfarbigen Gewändern. Kurz vor 11 Uhr kam der Kaiser in einem Vierergzuge mit Vorreiter in Begleitung des Bräutigams, Fürsten Radolin, angefahren, schwang sich elastisch aus dem Wagen und schritt den Haupteingang entlang zu seinem neben dem Altar unter einem

kostbaren Baldachin aufgeschlagenen Ehrensitz. Gleich darauf betrat auch die Braut am Arm ihres Bruders, des Reichsgrafen Hans von Oppersdorff, die Kirche. Für das festliche Gewoge der eigentlichen Hochzeitsgäste war das Presbyterium reservirt.

Der majestätische Prunk des katholischen Gottesdienstes, das Flimmern der duftenden Wachskerzen, das Blinken der Goldzierrathe und des kostbaren Altarschmuckes, das Wallen der Weihrauchwolken durch die hohen ernsten Räume, der schöne, feierliche Gesang, endlich das würdige, eindrucksvolle Auftreten des Fürstbischofs — alles das vereinigte sich, um über diese vornehme Trauung, diese ausgewählte Festgesellschaft noch einen ganz besonderen Nimbus zu verbreiten. Dr. Kopp betrat, unter dem Vorantritt von vierzehn Geistlichen und unter einem von Chorknaben getragenen Thronhimmel um 11 Uhr die Kirche. Nach Schluss des Gesanges „O bone Jesu!“ begann er seine Ansprache, die unter einem Hinweis auf die Anwesenheit des Kaisers in tiefempfundenen Worten die Bedeutung der Feier in allgemeinem und besonderem Sinne hervorhob. Nach einer sogenannten „stillen Messe“ schloss die Feier mit dem fürstbischöflichen Segen ab.

Wir erwähnen noch, dass Graf Hans Oppersdorff während des Hochzeitsmahles eine huldigende Ansprache an den Kaiser richtete, in welcher er hervorhob, dass Stadt und Schloss Ober-Glogau seit Friedrichs des Grossen Tagen zum ersten Mal die Freude erlebten, den Landesherrn in ihren Mauern zu sehen, und dass in seinem Schlosse seit mehr als hundert Jahren zum ersten Male wieder eine Hochzeit begangen würde. *E. K.*

Ehestandsscene im Atelier.

Von **Max Hirschfeld.**

[Nachdruck verboten.]

(Er sitzt vor einem Tische, auf welchem ein Skizzenbuch liegt, nagt an einem Zeichenstift und schielt nach seiner Frau, welche am Fenster sitzt, mit einer Stickerei beschäftigt.)

Er: Du könntest mir so schön helfen, Lucy!

Sie: Du weisst, ich sitze nicht gern Modell, aber ich kann es ja nicht hindern, wenn Du mich zeichnen willst.

Er: Das allein thuts nicht, liebes Kind, Du musst eine recht grimmige Miene machen, so als ob — — —

Sie (ironisch): Wieviel zahlst Du denn für die Stunde?

Er: Du willst nicht!

Sie: Nein, nein, nein!

Er (nach einer Pause, langsam): Es giebt Frauen, welche dem Mann eine Stütze sind, aber Du — hm! hm! Wenn ich das alles vor einem Jahre gewusst hätte —

Sie: Dann hättest Du mich nicht geheirathet, wie?

Er: Allerdings nicht.

Sie (heftig stickend): Das soll doch wohl nur ein Scherz sein. Wer hat denn nicht eher geruht, als bis sein Flehen erhört wurde? War ich das etwa?

Er: So schlimm war es doch eigentlich nicht. Ich war freilich blind genug, um Dich zu werben, während ich nur zuzugreifen brauchte, um das Fräulein von Schnitzel heimzuführen.

Sie (die Stickerei bei Seite schiebend und sich erhebend): Die alte hässliche Coquette?

Er: Nicht so sehr alt und nicht so sehr hässlich, aber reich, sehr reich.

Sie: Pfui, Hans, das ist taktlos, im höchsten Grade taktlos. Du wirfst mir indirect meine geringe Mitgift vor. Das würden wir garnicht merken, wenn Du mehr verdientest — —

Er: Das war wieder von Dir taktlos.

Sie: Natürlich, wenn ich die Wahrheit spreche, die Du nicht vertragen kannst, so ist das taktlos, aber Recht habe ich doch. Es geht knapp bei uns her, sehr knapp.

Er: Das ist nicht meine Schuld, mein Verdienst ist immer noch sehr anständig. Ich arbeite für die besten illustrirten Zeitschriften und meine Arbeiten werden überall gern acceptirt. Ja, aber wenn man gar keine Ahnung von der Wirthschaft hat, wie Du, wenn man so das Hauswesen vernachlässigt, wenn man nuf Sinn für Putz und Tand hat — —

Sie: Das sagst Du mir, mir? (Sie sinkt schluchzend auf den Stuhl und presst ihr Taschentuch vor's Gesicht.)

Er (wird ängstlich, wirft einen sehr liebevollen Blick zu ihr herüber und wendet sich ab, sobald sie das Taschentuch vom Gesicht nimmt).

Sie (rasch ihre Thränen trocknend und aufspringend). Ich hätte keine Ahnung von der Wirthschaft? Hast Du mich nicht immer gelobt, wie gut ich alles zusammenzuhalten verstände? Ich Putz und Tand? Solange wir verheirathet sind, habe ich mir nur ein einziges neues Kleid gekauft — — — (In diesem Tone fährt sie fort, sich zu vertheidigen. Die Blitze, welche aus ihren Augen schiessen, würden ihren Gatten gänzlich zerschmettern, wenn dieser es nicht vorzöge, sich mit seiner Zeichnung zu beschäftigen und nur ab und zu einen forschenden Blick auf seine Frau zu werfen. Sie droht zur Mutter zu gehen und nie wiederzukommen. Schon legt sie die Hand auf den Thürdrücker, als der Mann sich umdreht und mit sanfter Stimme sagt: „Lucy!“)

Sie: Was soll's?

Er: Es war nicht so böse gemeint.

Sie: Damit lassen Deine hässlichen Worte sich nicht wieder gut machen.

Er: Es war Unrecht von mir, ich bitte Dich um Verzeihung.

Sie (kalt): Nein, es ist besser, ich gehe und mache — Fräulein von Schnitzel Platz.

Er: Sprich mir nicht von dieser Vogelscheuche. Man muss doch Scherz verstehen.

Sie: Und alles andere war auch Scherz?

Er: Wenigstens unüberlegt. Du weisst, in der ersten Aufwallung sage ich manches, was ich später nicht verantworten kann. (Obwohl sie widerstrebt, umarmt er sie und drückt einen Kuss auf ihre Wange.)

Sie: Du versprichst mir —

Er: Alles.

Sie: Solche hässlichen Scenen werden nicht mehr vorkommen?

Er: Nie mehr.

Sie (hält ihre Hand hin, welche er inbrünstig küsst).

Er: Und nun zeig mir wieder Dein altes freundliches Gesicht.

Sie (wohl ernst, aber nicht mehr böse): Später. (Sie setzt sich wieder an's Fenster und nimmt ihre Arbeit auf.)

Er (einen Hundertguldenschein aus der Tasche nehmend und emporhaltend): Sieh einmal!

Sie (freudig): Ach, Hans!

Er: Ja, den erhielt ich heute Morgen für eine Arbeit, die ich vor mehreren Wochen eingereicht hatte. Dafür wollen wir heute unsern Hochzeitstag feiern.

Sie: Unser Hochzeitstag ist ja erst im nächsten Monat, am 12. Mai.

Er: Und heute ist der 12. April, feiern wir also unsern elfmonatlichen Hochzeitstag. Wir gehen in ein feines Restaurant diniren —

Sie: Dann in die Conditorei —

Er: Abends in's Theater, in die Oper!

Sie: Ich hätte aber doch noch einige kleinere Wünsche —

Er: Sprich nur, ich kauf' Dir alles.

Sie: Ich brauche schon lange einen neuen Hut, im Schaufenster bei der Kronau habe ich so einen reizenden — rosa und schwarz — — — (Sie setzt ihm mit strahlendem Gesicht alle ihre Wünsche weitläufig auseinander, während er sich wieder mit seiner Zeichnung beschäftigt, nur ab und zu aufsieht und nickt. Endlich erhebt er sich, nimmt zwei Skizzen vom Tisch und zeigt sie ihr.)

Sie (verblüfft): Das — bin — ich —

Er: Beide Male. Das eine Mal als „Hausdrachen“, das andere Mal als „Hausengel“. Es sind Pendants.

Sie: Die Scenen, die Du mit mir aufführtest, waren also nur — —

Er: Comödie, mein Engel, Comödie! Im Ernst hätte ich Dich garnicht so betrüben können. Aber in der ganzen Welt hätte ich so schöne Modelle nicht aufgetrieben.

Sie (schmollend): Das war recht schlecht, Hans —

Er (ihr die Banknote in die Hand drückend): Nun wollen wir gehen.

Sie (etwas freundlich): Meinetwegen denn!

Der deutsche Klipper „Peter Rickmers".

Von **Hans Bohrdt.**

[Nachdruck verboten.]

Vielfach ist die irrige Ansicht verbreitet, dass in der Schifffahrt der Dampf das Segel vollständig verdrängt habe. Dem ist jedoch keineswegs so, wie die jährlich steigende Zahl erstclassiger Segelschiffe beweist. Freilich ist es mit den alten Holzcorvetten, Fregatten u. s. w. wohl für immer vorbei, dagegen hat menschlicher Scharfsinn, gestützt auf die hohe Vollkommenheit der Eisen- und Stahlconstruction den modernen Klipper geschaffen, welcher in vieler Hinsicht sogar mit den schnellsten Dampfern rivalisiren kann.

Der Bremer Rheder Rickmers eignet gegenwärtig das grösste und schnellste Segelschiff der Welt: den „Peter Rickmers". Das Fahrzeug misst 338 Fuss in der Wasserlinie und ist im Stande 4500 Tons Ladung einzunehmen. Jeder der vier nahezu 200 Fuss hohen Masten trägt sieben Raaen, von denen die untersten etwa 95 Fuss Länge haben. Die vier gewaltigen Segelpyramiden drängen das schlanke Schiff bei frischer, straffer Brise zeitweise mit einer Schnelligkeit von 16 Seemeilen per Stunde (4 geographische Meilen) durch die Wogen. Die Handhabung eines solchen Segelcolosses stellt natürlich an Führer und Mannschaft die höchsten Anforderungen. Erst durch menschliche Geschicklichkeit wird die träge Masse zu dem pfeilschnellen, lebenden Wesen, das in kurzer Zeit den Erdball umkreist. Was Schiff und Mannschaft, selbst bei schwerstem Wetter, zu leisten vermögen, davon mag nachfolgender Abschnitt eines Briefes des Commandanten vom „Peter Rickmers", Capitain Berg, welcher mit dem Klipper den noch in trauriger Erinnerung stehenden Orkan am 21. und 22. December des vergangenen Jahres auf der Nordsee abwetterte, Zeugniss geben.

Capitain Berg schreibt: „Am 21. December ging ich wieder von Bremerhaven aus in See. Bei stetigem Barometerstande und flauem Ost-Wind passirte ich am selben Tage Weserleuchtschiff. Gegen Abend lief der Wind jedoch auf WSW. und frischte bei starkfallendem Barometer im Laufe der Nacht bis zum schweren Sturme auf. Um Seeraum zu gewinnen, musste ich dann das Schiff sehr hart pressen und führte ich alle Bramsegel bis zum Morgen, wobei das hohe Schiff fast stets mit der Reiling im Wasser lag. Da ich um die Zeit Platz genug zum Treiben hatte und der Wind inzwischen Orkanstärke angenommen hatte, so liess ich alle Segel bis auf die Untermarssegel festmachen. Im Laufe des Tages wehte dann voller Orkan. Das Barometer fiel bis auf 715 mm. Nachmittags 5—7 Uhr am 22. ward es etwas flauer, ich benutzte die Zeit, um das Schiff über den anderen Bug zu legen; der Wind lief auf NW. und wuchs dann in einer aller Beschreibung spottenden Weise. Allmählig wehten sämmtliche festgemachten Segel aus den Beschlagzeisingen, peitschten die stehenden Untermarssegel entzwei und zerflogen in Fetzen, durch das heftige Schlagen sämmtliche Brassen zerreissend. Die nun jeden Haltes entbehrenden Raaen flogen in einer die Masten gefährdenden Art hin und her, ohne dass menschliche Macht dies verhindern konnte. Am 23. December flaute der Wind dann ab, und ich beschloss, mit dem Schiffe nach Bremerhaven zurückzukehren. um dasselbe dort erst wieder seefähig zu machen. Ohne Unfall gelangten wir dort am heilig Abend an. Alle gleichzeitig mit mir fortgegangenen Schiffe und ja auch leider die Fischdampfer sind zum grössten Theile verloren, oder mit schwerer Havarie eingelaufen."

Wie verhältnissmässig harmlos klingt diese Darstellung für den Laien aus den schlichten Zeilen des Seemannes. Wer sich aber die Sache in Wirklichkeit vergegenwärtigen kann, der muss dem Führer sowohl, wie dem Schiffe die grösste Bewunderung zu Theil werden lassen.

Heulend und pfeifend fährt der Sturm daher, dass die straffen Drahttaue auf dem Schiffe laut klingen. Toll gewordene Wasserberge wälzen sich heran und überschütten das Deck. Noch befindet sich das riesige Fahrzeug in verhältnissmässig engen Gewässern. In Lee drohen die Watten, Helgoland und die nordfriesischen Inseln. Es gilt also, sich frei zu segeln, um die hohe See zu gewinnen.

Capitain Berg, vertrauend auf die Haltbarkeit seiner Takelage, jagt das stolze Schiff mit stehenden Untersegeln, Mars- und Bramsegeln durch die tosenden Fluthen. Der Neigungswinkel ist dabei so stark, dass die Leereiling durch das Wasser geschleift wird. Indess was kümmert es den umsichtigen Führer! Das vorwärtsrasende Schiff hat bald Seeraum gewonnen und kann, da der Orkan zulegt, mit stehenden Untermarssegeln beigelegt werden. Von der in dem Briefe weiter geschilderten gefährlichen Lage, in der sich Schiff und Besatzung befand, als die festgemachte Leinwand von den Raaen wegwehte und die starken Brasstaue zerriss, kann sich der Laie schwer einen Begriff machen. Unter den Füssen die grollende See, der ganze Körper erschüttert von dem rasenden Orkane, über sich das Getöse der wild umhertobenden Raaen, so haben die wackeren Seeleute ausgehalten, bis sich die Wuth der Elemente gelegt hatte. Dann wird der Schaden, so gut es geht, reparirt und das zerzauste Schiff sicher nach Bremen zurückgebracht, um es wieder in vollkommen seefähigen Zustand herrichten zu lassen.

So trotzt nicht allein der Dampfer, sondern auch das moderne Segelschiff den schwersten Unwettern, welche unser Erdball aufzuweisen hat.

Unsere Bilder.

Die Legende von dem Verkehr Christi mit „Martha und Maria" ist eine der schönsten und sinnreichsten. Es werden da zwei grundverschiedene weibliche Naturen mit einem den höchsten Idealen zustrebenden Manne in Verbindung gebracht, dem sie, jede in ihrer Weise, ihre Verehrung bezeugen. Der Gegensatz zwischen der wirthschaftlichen und der ideal veranlagten Schwester ist von hohem malerischem Reiz und hat eine Reihe von Kunstwerken erster Meister hervorgerufen. R. Eichstaedt hat sich mit seinem Bilde würdig seinen Vorgängern angereiht. Sein Bild „Christus bei Maria und Martha" hält sich in dem Rahmen des religiösen Stils, ohne darum conventionell-langweilig zu werden. Er weiss zwischen Legende und greifbarer Wirklichkeit die rechte Mitte zu halten und überzeugt, ohne orthodoxen Glauben zu verlangen.

Meister Zeniseks Bild „Udalrich und Bozena" erklärt sich von selbst. Es ist die ewige Mär von dem berückenden Einfluss der Frauenschönheit. Stolz und selbstbewusst ist der edle Udalrich zur Jagd hinausgeritten. Wird er ebenso kühn und stark zurückkehren vom edlem Waidwerk? Das schöne Wild, das er da erjagt, vor dem sein Ross scheut, auf das die Meute losfährt, lässt für seine ritterliche Mannhaftigkeit fürchten. Sein Auge ruht sinnend auf Bozena's blonder Anmuth, als könnte es sich nicht losreissen von so fesselndem Reiz.

Es ist eben ein eigen Ding um Frauenliebe. Dem Einen ist sie eine Augenblickslust, dem Andern eine Lebensfrage. Selbst dem heimathlosen Landsknecht wird der ausschliessliche Besitz des Weibes zum Bedürfniss. Des Segens der Kirche entschlägt er sich, unter der Fahne, über der Trommel wird sie ihm angetraut, die Genossin seines fahrenden Daseins, und sie hält treu zu ihm in Sturm und Noth, wie sie Wilhelm Diez gemalt, im Tacte dahinschreitend, „Unter der Fahne getraut".

Aber der Kriegsknecht kann auch lustig sein ohne das Weib. „Das lustige Paar" aus Fridericianischer Zeit, das Robert Warthmüller mit bester Laune gemalt, ist gar selbstzufrieden auch ohne Anhang. Aus ihnen lacht der ganze Uebermuth einer Soldatesca, der das Lager die Heimath ist, die sich für den grossen König schlägt, weil er sie zum Siege führt. Sie fragt nicht viel, um was es sich handelt. Der König muss es wissen, sie hält sich an den Fahneneid, den sie geschworen. „Lustig gelebt und selig gestorben, heisst dem Teufel die Rechnung verdorben".

Die Schaulust des Menschen ist ein unerschöpfliches Thema. Statt nach des Tages Last und Mühe zu ruhen, sucht er immer neue spielende Beschäftigung seiner angestrengten Sinne. Das erste Aufleuchten in den Augen des Kindes bedeutet Neugier, d. h. das Streben, von der Aussenwelt durch Vermittlung des Sehvermögens etwas zu erfahren. „Da schau!" ruft das Schwesterchen dem Nesthäkchen zu, und weist die Dorfstrasse hinunter. Das weinerliche Gesicht verklärt sich, und die Aermchen strecken sich aus, als wollten sie immer mehr von der bunten Aussenwelt erfassen.

„Da schau!" Die ernsten Orientalen alle wissen, dass es trügerische, brodlose Künste sind, die solche „Marokkanische Gaukler" ihnen vormachen, wie Eisenhut sie malt, aber gerade das Fortfallen jeden Zweckbegriffs bei derartigem Thun, das Losgelöstsein solcher Tändelei von zielbewusster Anspannung der Kräfte, das freie Spiel der Fähigkeiten ergötzt und täuscht bei solchen Schaustellungen fort über den Ernst des Daseins.

Ob die Italiener auf Simon's Bilde „Der Streit" es so gar ernst nehmen mit ihrer kampflustigen Haltung? Der Künstler möchte es glauben machen, und doch ist die Sache am Ende nicht so schlimm, wie sie aussieht. Die sicher aus Eifersucht gezückten Messer werden wieder in die Scheide fahren trotz aller gewaltsamen Geberden, und der frische Trunk steht so nahe, dass es an Gelegenheit zur Versöhnung nicht fehlen kann.

Auch der räuberische Anfall des „Teckels auf die Ente" lässt keinen tödtlichen Ausgang befürchten. E. Wünsche's Broncegruppe ist ein Brunnenornament, bei der nicht Blut fliessen soll, sondern harmloses Wasser. Jedenfalls ist der Teckel ein viel unerzogeneres Geschöpf, als der gelehrige Schüler, dem auf M. Ramirez Bilde „Leseunterricht" eine junge Schöne die Elemente des Alphabets beibringen will. Ob er's begreift, oder nicht, er sieht ungeheuer aufmerksam aus, und ein grundgescheutes Gesicht ist auch etwas werth auf der Welt.

Zick-Zack



Robert Warthmüller †.

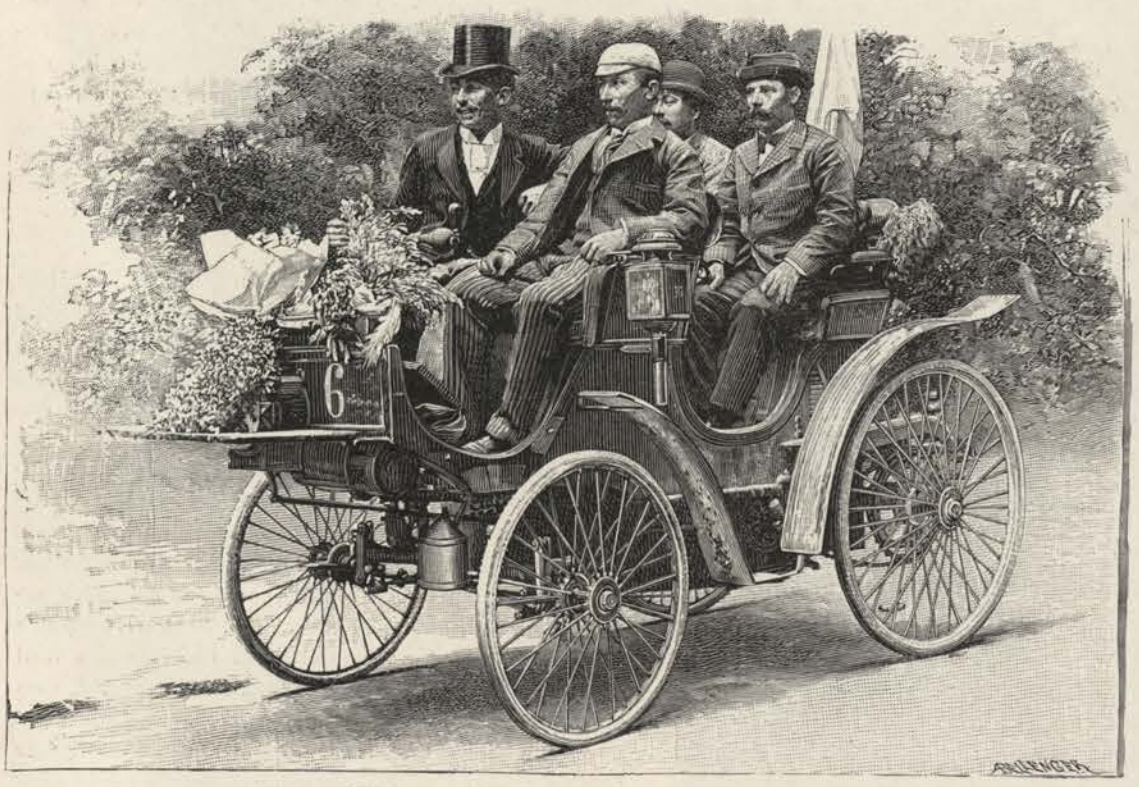
Robert Warthmüller, einer unserer talentvollsten jüngeren Maler und eifriger Mitarbeiter unseres Blattes, ist plötzlich an einer Blinddarmentzündung gestorben. Sein eigentlicher Name war Müller. 1859 in Landsberg a. W. geboren, bezog er 1877 die reorganisirte Berliner Akademie, um sich der Malerei zu widmen. Nachdem er hier die vorbereitenden Curse durchgemacht, siedelte er nach München über, wo er gleichzeitig im Bayerischen Heere seiner Militärpflicht genügte. Seine Vorliebe für soldatisches Wesen liess ihn dann früh das eigentliche Gebiet seines Schaffens finden. Er begeisterte sich für das kriegerische Zeitalter Friedrichs des Grossen und seinen ersten malerischen Erfolg erzielte er mit einem Gemälde, das den grossen König darstellt, wie er eben aus seinem Reisewagen gestiegen ist, um sich mit einem Oderbruch-Bauern zu unterhalten. Weitere Bilder aus derselben Epoche sind: „Der jüngste Recrut", „Friedrich der Grosse an der Bahre Schwerin's", „Friedrich der Grosse und Zieten bei Bunzelwitz", „Preussischer General, Vorposten revidirend". Mehrere derselben sind in der Modernen Kunst reproducirt. Auch sein letztes humorvolles Bild: „Komisches Intermezzo" werden wir unseren Lesern vorführen. Sein „Liebesmahl", die Darstellung eines Diners im Offizier-Casino, erfreute sich eines besonders populären Erfolges. Als Bildnissmaler ausserordentlich begabt, verschmähte es Warthmüller nicht, noch im Jahre 1892 nach Paris zu gehen und dort in das Atelier Lefèbre einzutreten. Die reifste Frucht dieser Studienzeit war sein flottes Damenbildniss auf der Berliner Ausstellung 1893. Robert Warthmüller erfreute sich der Anerkennung der allerhöchsten Kreise. Nachdem er bei Gelegenheit des Jubiläums der Pasewalker Kürassiere sich durch geschickte Arrangements das Wohlwollen des Kaisers errungen, gereichte es ihm zu besonderer Genugthuung, auch an der Menzel-Ehrung in Sanssouci hervorragenden Antheil nehmen zu dürfen. Wenige Tage darauf erlag der Künstler mitten unter den schönsten Hoffnungen und Entwürfen der tückischen Krankheit.

* * *

Eine der drei Wittwen des Exkhedives Ismail Pascha, welche bekanntlich in ihrem herrlichen Schlosse von Resina leben, — nämlich die Prinzessin Schochret, — soll, wie aus Neapel verlautet, demnächst mit einem dortigen hochstehenden Aristokraten einen neuen Ehebund eingehen. Prinzessin Schochret ist eine georgische Schönheit, während die beiden anderen Prinzessinnen Dzenaniar und Tismafet Circassierinnen sind.

* * *

Den ohne Pferdekraft bewegten Gefährten gehört unbedingt die Zukunft, wenn sich auch die bisherigen Mechanismen nicht nach allen Richtungen hin bewährt haben. Einen Beweis für diese Behauptung lieferte das auf der Strecke Paris-Bordeaux veranstaltete Wettfahren solcher Vehikel. Etwa zwanzig Fuhrwerke starteten vom Place de l'Etoile, Omnibusse, Victorias, Buggies, durch Petroleum, Dampf oder Elektricität getrieben. An einem Dienstag fand die Abfahrt statt, am Donnerstag Mittag 12 Uhr 57 Minuten langte die erste Kutsche in einer Wolke von Staub an. Trotzdem die Besitzer des zweisitzigen Gefährtes (Pauhard und Lavassor) die 1200 Kilometer in 48 Stunden 48 Minuten als die schnellsten zurückgelegt haben, konnte ihnen der erste Preis, der für Viersitzer bestimmt war, nicht zugebilligt werden. Er fiel dem viel später, 2 Minuten nach Mitternacht, eintreffenden viersitzigen Wagen von Peugeot zu, den wir in der Abbildung bringen.



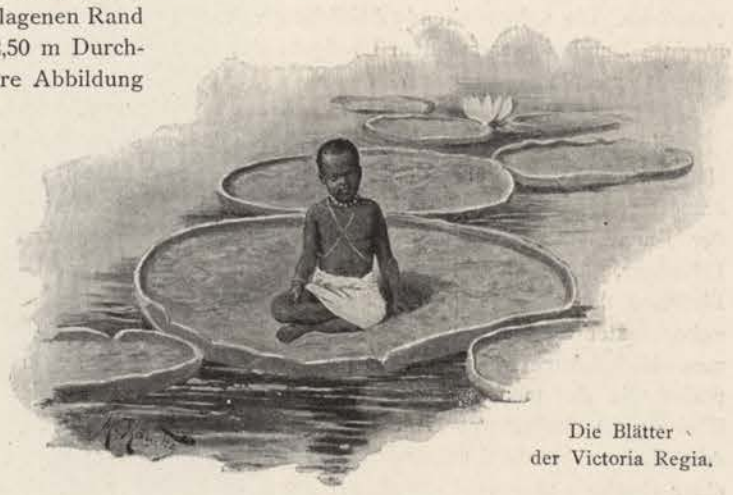
Ein preisgekrönter Viersitzer ohne Pferde.

* * *

Dass Spitzen ein grosses Vermögen repräsentiren können, ist bekannt. Die echten Spitzen der Astor's haben einen Werth von 12 Millionen Mark, die der Vanderbilt's von 19 Millionen. Der Papst begnügt sich mit Spitzen im Werthe von 300 000 Mark, während die der Prinzessin von Wales auf eine Million geschätzt werden.

* * *

Die Victoria Regia ist eine jener Riesenpflanzen, die uns wie ein Ueberbleibsel der triebkräftigeren Urwelt anmuthen. Ihre kreisförmigen, oben grünen unten rothen Blätter haben einen aufgeschlagenen Rand und 2 m bis 2,50 m Durchmesser. Unsere Abbildung stellt die Blätter einer Victoria Regia im Guindy-Park in Madras dar. Das eine derselben trägt einen jungen Australneger der im Vollbewusstsein seines Nettogewichtes von 50 Pfund gravitätisch auf seinem improvisirten Boote sitzt. Die Blume der Victoria Regia hat 30 bis 40 cm Durchmesser und wechselt den Tag über ihre Farbe vom reinsten Weiss bis zum sattesten Roth.



Die Blätter der Victoria Regia.

* * *

Mit Bezug auf den Streit, der zwischen Catulle Mendès und Leoncavallo über das geistige Eigenthum an den „Bajazzi" entstanden und der bekanntlich zu Gunsten des letzteren entschieden worden, veröffentlicht der Mailänder Secolo die nachstehende Zuschrift: „In den Zeitungen habe ich die Geschichte des Processes gelesen, welcher in Bezug auf das Libretto der Leoncavallo'schen Oper „Pagliacci" schwebt. Im Interesse der Wahrheit möchte ich nun nicht unterlassen, die Mittheilung zu machen, dass das Drama, welches Maëstro Leoncavallo zu dem Poëm seiner Oper inspirirt hat, sich in Montalto (Provinz Cosenza), wo der Vater Leoncavallo's Richter war, ereignet hat. Der Autor der „Pagliacci", damals noch ein Kind, muss von der That einen um so lebhafteren Eindruck empfangen haben, als der ermordete Geliebte zu jener Zeit im Dienst von Leoncavallo's Vater stand. Er hiess Gaëtano Schiavelli und befand sich gerade in dem kleinen Theater mit dem Sohn seines Herrn, als er plötzlich herausgerufen und ermordet wurde. Der Mörder, welcher Giovanni d'Alessandro heisst, hat inzwischen seine That im Gefängniss gesühnt und steht jetzt, nachdem er die Strafe abgebüsst, in meinen Diensten, desgleichen seine Schwester! Ich theile Ihnen das mit, weil es Ihnen dienlich sein könnte. Ausserdem stelle ich Ihnen d'Alessandro und seine Schwester zur Verfügung, falls Sie ihrer Aussagen vor Gericht benöthigen und bin zu jeder weiteren Aufklärung bereit. Mit achtungsvollem Gruss Chiara Sprovieri Baronin de Tusco."

* * *

Californien erfreut sich in Amerika augenblicklich des Rufes, die schönsten Rosen der Welt zu besitzen. In gewissen Gegenden, besonders in San Gabriel und in Pomona, sind die Rosenstöcke so zahlreich und derartig von Blüthen bedeckt, dass die Landhäuser unter der Blumenfülle verschwinden. Der Park von Skinner zählt nicht weniger als 178 Arten, die zur selben Zeit 6 Wochen



Ein Rosenbusch in Californien.

lang blühen. Die Fülle von Farben und Düften macht die Landschaft zu einem Paradiese. Die nebenstehende Abbildung veranschaulicht einen Rosenbusch von 35 Fuss Durchmesser auf dem Landgute des Herrn Rust in Pasadana im südlichen Californien.

* * *

Eine neue Kunst will Mr. A. Wallace Rimington demnächst in der St. James Hall in seiner „Colour-Musik" enthüllen. Bis zu dem heutigen Tage, so äussert er sich, war die Farbe zum grossen Theil in der Natur und gänzlich in der Kunst ohne Beweglichkeit und ständig mit der Form verbunden. Meine Erfindung, glaube ich, überträgt auf die Farbe zum ersten Mal die drei grossen Einflüsse der Zeit, des Rhythmus und unmittelbarer, wechselnder und fast unbegrenzter Combination. Herr Rimington hofft also mit anderen Worten, das menschliche Auge für Zeit, Rhythmus und Combination ebenso empfänglich zu finden wie das menschliche Ohr. Der Mechanismus hierfür ist nach dem des Klanges construirt, wobei die wissenschaftlich feststehende Analogie zwischen dem Sonnenspectrum und der Octave als Grundlage genommen ist. Mittels einer Claviatur werden Farbenmassen auf einen grossen Wandschirm geworfen, wobei jede Note einen Punkt im Spectrum repräsentirt, wie die Note des Claviers einen Punkt in der Octave darstellt. Auf diese Weise wird also bereits vorhandene Ohrmusik in Farbe für das Auge übertragen werden können, schöne Musik doppelten Genuss, schlechte Musik doppelte Qual erzeugen. Diese Uebersetzung, meint Herr Rimington, sei aber nur ein Nothbehelf, und er hoffe durch besondere Compositionen für die „Augenmusik" erheblich grössere emotionelle Eindrücke zu erreichen. — Nun fehlt uns nur noch ein „Riechclavier", dann wäre die Musik so ziemlich mit allen Sinnen in Beziehung gebracht.

* * *

Miss Helen Edith Green in London hatte schon von frühester Jugend an Mittheilungen aus der Geisterwelt empfangen. Vor etwa 10 Jahren entdekte sie eines Tages, dass der Geist Beethovens über sie gekommen sei und den Wunsch geäussert habe, sich der Mediumschaft von Miss Green zu bedienen, um seine Gedanken der Nachwelt mitzutheilen. Miss Green, die das langweilige „Ich und Beethoven" durch das kürzere „Wir" ersetzt, äusserte sich über die Arbeitsmethode wie folgt: Manches Mal haben wir so fliessend und leicht zusammenarbeiten können, wie nur denkbar, zu anderen Zeiten aber blieben wir stecken und kamen nur schneckenmässig vorwärts. Und diese Verbesserungen und Aenderungen! Sie wissen, wie Beethoven früher in dieser Beziehung war. Er ist ganz der alte geblieben, er ist wirklich grässlich. So viel ist gewiss, die erste Conception wird immer umgestossen. — Auf diese Weise schrieb das junge Medium „Beethovens zehnte Sinfonie in D", desgleichen eine „Beethoven'sche Violinsonate in C". Um beide Werke und noch zu erwartende aufzuführen, wurde eine „Musikalische Actiengesellschaft Green-Beethoven" gegründet, die dieser Tage in einem der ersten Concertsäle Londons, St. James-Hall, die erste Aufführung veranstaltete. Beide „neuesten" Werke haben schmählich Fiasko gemacht; die Sonate, so schreibt ein objectiver Kritiker, ist noch schlechter als die Sinfonie, wenn man bei der abgrundtiefen Schlechtigkeit der Green'schen Compositionen überhaupt noch von Abstufungen reden darf.



Die drei Meisterschafts-Radfahrer von Europa.
Lurion. Präsent. Stumpf.

* * *

Herrliche Boden-Speculation! Im Lande des Dollars werden jetzt Circulare verbreitet, in denen es u. a. wörtlich heisst: „Guthrie, die Hauptstadt von Oklahoma, ist eine schöne Stadt. Leute, welche eine gesellschaftliche Stellung einnehmen und sich zeitweilig hier aufzuhalten wünschen, finden gleichgesinnte Gesellschaft und können sich königlich amüsiren. Ehescheidungen sind mit Leichtigkeit zu erlangen. Die gesetzlichen Gebühren sind mässig, und die bei der Klage betheiligten Personen werden nicht weiter incommodirt. Ein Erscheinen vor Gericht ist nicht unbedingt nothwendig. Die Verhandlungen werden in aller Stille geführt und der oder die Angeklagte braucht von den Vorgängen gar nichts zu wissen. Es ist nicht nothwendig, dass ihnen überhaupt Vorladungen zugestellt werden."

* * *

Der neue Berliner Polizeipräsident, der nach dem Tode des Herrn von Richthofen auf diesen Posten berufen wurde, hat eine äusserst schnelle Carrière gemacht. Herr von Windheim ist 1857 geboren, war Corpsbruder des Kaisers in Bonn und kam auch während seiner Dienstzeit im 1. Garde-Regiment mit dem damaligen Prinzen Wilhelm in vielfache Berührung. 1879 wurde er Referendar und 1884 Regierungsassessor; 1885 wurde ihm schon die Vertretung des Königsberger Polizeipräsidenten und dann 1886 das Landrathsamt in Ragnit übertragen. Nachdem er später in's Ministerium berufen, that er sich durch seine Gewandtheit bei der Behandlung schwieriger Fragen sehr hervor, wurde im April d. J. Polizeipräsident von Stettin und hat jetzt den schwierigsten, aber auch einflussreichsten Posten in der Reichshauptstadt inne, denn die Stellung eines Polizeipräsidenten von Berlin ist der eines Regierungspräsidenten gleich.



Polizeipräsident von Windheim.

* * *

Das diesjährige Internationale Rad-Wettfahren in Halensee am 23. Juni zeichnete sich durch rege Betheiligung auswärtiger Fahrer und lebhaften Besuch des Publikums aus. Es wurden drei Meisterschaften von Europa ausgefochten, deren erste Sieger wir heute den Lesern im Bilde vorführen. Die Meisterschaft von Europa auf dem Hochrade über 10000 Meter errang P. Präsent-Hamburg gegen 9 Mitbewerber in 18 Minuten 16$^{2}/_{5}$ Sekunden. An dem Meisterschaftsrennen auf dem Niederrade, das in zwei Vorläufe über 2000 Meter und einen Hauptlauf über 5000 Meter zerfiel, betheiligten sich sieben Fahrer von theilweise recht bedeutendem Rufe wie Opel, Verheyen, Heimann, Lurion. Der Letztgenannte, ein Wiener Kämpe, siegte im Endspurt knapp in 9 Minuten 37$^{4}/_{5}$ Sekunden. Einen ebenso interessanten Spurt bot das dritte Rennen, die Meisterschaft von Europa auf dem Dreirade über 5000 Meter, aus dem O. Stumpf-Berlin in 9 Minuten 49 Sekunden gegen vier gefährliche Nebenbuhler als Erster hervorging.

* * *

Für fleissige Kinder in den Schulen Mexikos ist es eine besondere Vergünstigung, dass sie während des Unterrichts im Schulzimmer eine Cigarre rauchen dürfen. Da kommt es denn auch wohl dann und wann vor, dass der Lehrer der ganzen Klasse seine Zufriedenheit ausdrücken will und sämmtlichen Zöglingen das Rauchen gestattet. Der Herr Lehrer behält natürlich als echter Mexikaner während der ganzen Unterrichtsstunde eine seiner Würde angemessene grosse Cigarre im Munde; vor ihm steht auf dem Katheder ein Krug Pulque (Agavenwein), dessen alltäglich erneuerter Inhalt von den Eltern der Schüler bestritten wird. Auch in den mexikanischen Gerichtssälen wird fast stets geraucht und nicht selten kommt es vor, dass ein schwerer Verbrecher auf der Anklagebank sitzt und, mit echt spanischer Grandezza seine Cigarre rauchend, dem Gerichtshofe seine Aussagen macht oder das Urtheil entgegennimmt.



Mail-Coach.

Originalzeichnung von A. Åckermark.

Die Kunst im Equipagen-Wesen.

Fahrsportliche Betrachtungen von **Graf C. G. Wrangel.**

[Nachdruck verboten.]

Ein bejahrter Feinschmecker behauptete einst, dass gut Essen und gut Trinken als der einzige Genuss zu betrachten sei, der mit dem zunehmenden Alter des Menschen keine Abschwächung, sondern eher eine Steigerung erfahre. Dieser Brave war bestimmt kein Anhänger des Fahrsports. Hätte er doch sonst hinzufügen müssen, dass Aehnliches von der Freude an einer in jeder Beziehung gelungenen Equipage gesagt werden könne. Mit dem Reiten ist es bekanntlich nach dem erreichten fünfzigsten Lebensjahr nichts Rechtes mehr. Reiten und auf dem Pferde hocken sind eben zwei grundverschiedene Dinge. Fahrsport dagegen kann selbst der Achtzigjährige noch mit Passion und Erfolg betreiben. Fehlt ihm auch die physische Kraft es einem jüngeren Herrn am Kutschbock gleich zu thun, in den vielen Einzelheiten, aus welchen das Gesammtbild einer Equipage zusammengesetzt ist, wird er noch immer seine Meisterschaft zur vollen Geltung bringen können.

England bildet auch hier eine Ausnahme. Will es für das Zügeln eines Voll- oder Halbblutes garnicht mehr ganz reichen, so bleibt noch immer der Ponny. Es mag für den alternden Sportsman eine Art von Entsagung bedeuten, wenn er zum ersten Male in Hyde-Park bequem auf seinem Pferdchen einhertrottet, aber die Aussicht auf den Kutschbock bleibt, und die ist schliesslich auch nicht zu verachten.

Doch so wie es nicht Jedem, dem die Kostenfrage keine Schmerzen verursacht, gegeben ist, ein tadelloses Menu zu verfassen, braucht man auch für die Zusammenstellung einer correcten Equipage mehr als eine Anweisung auf so und so viele Tausend Mark. Ja, für Geld ist sogar der Beifall der Gourmets leichter zu haben, wie die Anerkennung der zumeist sehr kritisch veranlagten Sportsmen. Hier in Berlin giebt es z. B. mehrere Geschäfte, die uns, wenn wir einmal etwas drauf gehen lassen wollen, ein Diner in's Haus stellen, an dem selbst der blasirteste Commercienrath nichts auszusetzen haben wird. Man versuche es aber nur von einem Pferdehändler, und sei er auch *primus inter pares*, die Lieferung einer completten, mustergiltigen Equipage, Kutscher und Diener mit einbegriffen, zu verlangen. Ich fürchte, selbst der imposanteste Check würde da keine Garantie gegen unliebsame Enttäuschungen gewähren, denn die in allen Einzelheiten gelungene Equipage ist ein Kunstwerk, und zum Künstler muss man geboren werden. Mit der blossen Pferde-, Wagen- und Geschirrkenntniss reicht man im vorliegenden Falle nicht aus. Fehlt es dem Betreffenden an Schönheitssinn und an Gefühl für *Chic*, kennt er nicht die ungeschriebenen Gesetze, welche die Mode und die Etiquette für das Equipagenwesen erlassen haben, so bringt er auch beim besten Willen und mit unverhältnissmässig hohen Kosten nur das Zerrbild eines eleganten *„turn-out's"* heraus.

Dies erklärt, weshalb man in Berlin, wo doch Gott sei Dank kein Mangel an Millionären herrscht, so überaus selten eine Equipage zu sehen bekommt, die den Fachmann vollkommen befriedigt. Ich denke hierbei nicht allein an das Fuhrwerk des reich gewordenen Käsehändlers oder Schlächtermeisters. Der *„nouveau riche"* pflegt ja selten maassgebend in Sachen des Geschmacks und der feineren Lebenskunst zu sein. Leider fehlen die guten Vorbilder auch in solchen Kreisen, wo der Fahrsport seine besten Stützen haben sollte.

Die Ursache für diesen Umstand liegt übrigens nicht so fern. Berlin ist eine Stadt, in der man das Nützliche möglichst mit dem Angenehmen zu verbinden sucht. Das eigentliche Luxusfuhrwerk ist hier viel seltener, als es der Reichthum der Besitzer vermuthen lassen sollte. Für den Fabrikherrn wie für den Banquier ist seine Equipage zunächst und vor Allem ein Geschäfts-Vehicle d. h. ein Mittel, möglichst schnell und bequem von einem Orte zum andern zu gelangen. Derselbe Wagen dient dann seiner Gattin für die Besorgung von Einkäufen und für die obligate Spazierfahrt im Thiergarten. Handelt es sich um eine glänzende Ausstattung, so führt die Idee der Geschäfts-Reclame leicht zu übertriebenem Luxus.

Die Zusammenstellung einer ebenso correcten wie eleganten Equipage scheint demnach wirklich eine überaus schwierige Aufgabe zu sein. Es ist dies ein Grund mehr für mich, der vom Herausgeber der „Modernen Kunst" an mich ergangenen Aufforderung etwas über die Kunst im Equipagenwesen zu schreiben, mit besonderem Vergnügen nachzukommen. Wird mir doch hierdurch eine er wünschte Gelegenheit geboten, denjenigen, die kein Opfer scheuen würden, den Anforderungen jener Kunst gerecht zu werden, die Wege zum Erfolge zu ebnen.

Was mir in Deutschland besonders aufgefallen, ist die an den herrschaftlichen Equipagen zu Tage tretende Prunksucht der betreffenden Besitzer. Tressen und Litzen an der Livrée, überreich beschlagenes Geschirr, leuchtende Farben in und am Wagen, kennzeichnen die elegant sein sollende deutsche Equipage. Vornehme Einfachheit gehört zu den seltensten Ausnahmen. Es erscheint mir daher nicht überflüssig hier an den Unterschied zwischen der Strassen- und der Soirée-Toilette zu erinnern. Die vornehme Dame kleidet sich für die Strasse so einfach wie möglich, trotzdem sieht jeder auf den ersten Blick, dass sie ungezählte soziale Sprossen über der Theaterprinzessin steht, die in schimmernde Farbenpracht gehüllt, aufdringlich aus dem Gewühle hervorleuchtet. Gilt es aber gediegenen kunstgerechten Glanz zu entfalten, dann ist es sicher die *„grande dame"* die sofort Aller Blicke auf sich lenkt. Aehnlich verhält es sich mit der Equipage. Für gewöhnlich lasse sie sich mit der Strassentoilette einer eleganten Frau vergleichen, bei ausserordentlichen Gelegenheiten dagegen glänze sie durch die solide Pracht ihrer Gala.

Man sollte meinen, dass es um so leichter sein müsse, diese Regel zu befolgen, als es eine sehr kitzliche Aufgabe ist, im Gepränge Kunstsinn mit den Anforderungen der Etiquette und des Faches in Einklang zu bringen. Es möge z. B. nur Einer unternehmen, eine stilgerechte Equipage *à la Daumont* oder ein für eine feierliche Auffahrt passendes Galafuhrwerk zusammenzustellen. Das bringen auch unter Fachmännern nicht gar viele fertig. Da muss eben alles klappen und kein noch so geringfügiges Detail darf die unerlässliche harmonische Wirkung des Gesammtbildes irgendwie beeinträchtigen. Wie schwer dies zu erreichen ist, lässt sich schon an den Equipagen wahrnehmen, die zu den neuerdings modern gewordenen Corsofahrten herausgebracht werden. Speciell in Deutschland wird der Kritiker bei solchen Gelegenheiten seines Amtes mit grosser Milde walten müssen. In der Regel vertragen nur die Equipagen des Hofes, einzelne Coaches und leicht gezählte Victorias eingehend gemustert zu werden. Alles was sich sonst noch an's Tageslicht gewagt, wirkt wie der in einem Dreimark-Bazar gekaufte Talmischmuck neben dem aus der Werkstatt eines Künstlers stammenden Geschmeide.

Bei solchen Gelegenheiten wäre zunächst darauf zu achten, dass man dem Begriff des Wagens nichts Ungehöriges anheftet und seinen Charakter durch heterogenen Schmuck aufhebt. Eine Equipage kann niemals ein Blumenkorb werden, und ein fahrendes Boquett ist und bleibt ein Unding. Bei so ausser-gewöhnlichem Schmuck handelt es sich wie bei jeder geschmackvollen Decoration um eine ornamentale Hervorhebung der Linien, die das Gefüge des festen Körpers nicht unnöthig unterbricht oder verwischt.

Aus allen diesen Gründen empfiehlt es sich, im Equipagenwesen lieber geschmackvolle Einfachheit als geschmackvolle Pracht anzustreben. Nichtsdestoweniger halte ich es für unbedingt geboten, mich hier, wenn auch nur flüchtig, auch mit der letzteren zu beschäftigen, denn erstens giebt es im modernen Leben Gelegenheiten, wo die Entfaltung von Pracht unvermeidlich ist, und zweitens kann es keinem Equipagenbesitzer lieb sein, wenn man beim Anblick seines Galafuhrwerkes daran gemahnt wird, wie unheimlich nahe das Erhabene beim Lächerlichen liegt.

Was zunächst den zu Gala-Zwecken geeigneten Wagen betrifft, ist es selbstverständlich, dass dieser sich durch eine gediegene Pracht auszeichnen muss. Coupés und Landauer, wie elegant dieselben auch sein mögen, gehören also absolut nicht in diese Abtheilung, sondern entsprechen nur den auf C-Federn ruhenden Glaswagen, sowie die ebenfalls mit C-Federn versehenen Chariots und Barouches den Ansprüchen der Gala. Die Pferde müssen mindestens das Maass von 170 cm erreichen und sollen sowohl die imposanten Körperformen, wie auch die noble Haltung und den „steppenden", versammelten Gang des echten Carrossiers besitzen. Zur höchsten Gala werden vorzugsweise Schimmel, Rappen oder Dunkelbraune benützt. Die Schwänze dieser Paradepferde dürfen nicht gestutzt werden. Die Galageschirre sind selbstverständlich reicher beschlagen und schwerer als solche zum gewöhnlichen Gebrauch. Englische Kummete, ziemlich kurzgeschnallte Aufsatzzügel, Kandaren mit gebogenen Unterbäumen, mit Metall eingefasste Scheuladen, Rosetten oder Quasten am Kopfgestell, kleine gallonirte Decken unter den Kammdeckeln und Hinterzeug sind obligatorisch. Die Livrée der Bedienung besteht in gepuderter Perrücke, betresstem Hut, galonirtem Leibrock mit rundgeschnittenen Schössen und Fangschnüren, langer galonirter Weste, Kniehosen aus Sammt oder Peluche, seidenen Strümpfen und Schnallschuhen aus Lackleder.

Zu kleinerer offener Gala ist die vierspännige Anspannung *à la Daumont* sehr beliebt. Man beachte jedoch, dass die *„outriders"* kleine leichte Leute sein müssen, die das sogenannte Englisch-Traben gründlich erlernt haben. Bezüglich ihrer Kleidung wäre nur zu erwähnen, dass diese aus einer betressten sammtenen Jockeymütze, gepuderter Perrücke, sammtener reich galonirter Jacke, eng anliegenden weissen Lederhosen, Stulpenstiefeln und Aufschnallsporen besteht.

Die zweispännige *à la demi Daumont*-Equipage gehört wohl nicht mehr zu den Galafuhrwerken, eignet sich aber ebenso wie die solide Coach, die moderne Victoria, der Kutschier-Phaëton und der schneidige Siebener- oder Fünfer-Zug vortrefflich zu Corsofahrten. Von dem Dog-cart kann dies nicht behauptet werden. Der einspännige Karren ist eben stets und unter allen Umständen *„Négligé"*, und so wie das weibliche Négligé-Kleid nur zur rechten Stunde und am rechten Orte als elegant gelten wird, muss es als ein arger Verstoss gegen die Gesetze der Fahr-Etiquette bezeichnet werden, wenn eine Dame beim Corso in einem einspännigen Dog-cart erscheint. Bei solchen Gelegenheiten gewinnt das Dog-cart nur mit Tandem-Anspannung Anspruch auf die Bezeichnung *„chic"*. Man versuche also nicht dieser Wagenart einen Charakter zu verleihen, der in schroffem Widerspruch zu ihrer Bestimmung steht. Zum flotten Spazierenfahren auf wohlgepflegten Park- und Landwegen das mit Recht bevorzugte Fuhrwerk der eleganten Welt, erinnert das Dog-cart in den Strassen der Grossstadt und bei Fahrten mit festlichem Gepräge an eine ländliche Schöne, die aus Versehen in den Kreis blaublütiger Vertreterinnen des *High-life* gerathen.

Die elegantesten wie auch die extravagantesten Equipagen sieht man gegenwärtig in New-York, Boston und Chicago. Das kommt daher, dass es dort zahlreiche Oel-, Schmalz- und sonstige „Könige" giebt, die, hauptsächlich ihren Frauen zu Liebe, sich ehrliche Mühe geben, Staunenswerthes auf dem Gebiete des Luxus zu leisten. „Vor Allem theuerer und schöner wie in London, Paris oder Wien!" heisst es in jenen Kreisen, sobald etwas Neues für die Damen des Hauses angeschafft werden soll. Selbstverständlich kommt dies auch dem Fahrsport zu Gute. Es würde mich daher auch gar nicht wundern, wenn wir demnächst unsere Equipagen-Moden aus New-York beziehen müssten, demselben New-York, das noch vor 10 Jahren kaum ein



Siebenerzug auf der Fahrt zum Blumen-Corso. Originalzeichnung von A. Ackermark.

einziges, wirklich elegantes nicht zur Kategorie der Buggies gehörendes Fuhrwerk aufzuweisen vermochte.

Charakteristisch für die neueste Equipagen-Mode ist ihre Tendenz, zum Empire-Stil zurückzukehren. Alle fashionablen Wagen, die im Jahre des Heils 1895 aus den vornehmeren Werkstätten hervorgegangen sind, erinnern in ihrer Bauart und Ausstattung an den Geschmack des ersten Kaiserreiches. Sehr beliebt ist z. B. gegenwärtig die tiefe, lange und niedrige Victoria *„genre Josephine“*. Hohe Räder, bauchiger Kasten, übermässig weite Eintritts-Oeffnung und riesige Laternen verleihen dieser Schöpfung der modernen Wagenbaukunst ein höchst eigenartiges Gepräge. Das genügt nicht nur im Lande des Dollars, sondern auch diesseits des grossen Wassers. Denn Originalität gilt als ein Privilegium der oberen Zehntausend, wohingegen Schönheit unter Umständen eine sehr billige, d. h. ordinäre Sache sein kann.

Der Brougham, auch Coupé genannt, ist natürlich ebenfalls von der neuen Mode beeinflusst worden. Er hat einen tief hängenden Kasten und so kleine Fenster erhalten, dass den Passanten jeder Blick in das Innere des Wagens verwehrt ist. Trotzdem wird dieses stets mit kostbaren Stoffen bekleidet, wie denn überhaupt ein unerhörter Luxus in der Garnirung eleganter Wagen ein besonderes Merkmal der neuen Mode bildet. So fährt die auch in Europa bekannt gewordene Miss Pullmann in einer Victoria, deren Garnirung aus Silberbrokat besteht. Wer sich das nicht leisten kann oder will, nimmt schwarzen Atlas, falls ihm nicht purpurroth besser zu Gesicht steht. Immer aber muss die Toilette der Insassin bis auf die Handschuhe zur Garnirung des Wagens passen. Für die Lackirung des Kastens und der Räder werden mit Vorliebe dunkle Farben gewählt. Auch für die Pferde sind diese die beliebtesten. Möglichst viele, ebenfalls mit genauer Berücksichtigung der Farben gewählte Blumen im rückwärtigen Theil des Wagens vervollständigen das Bild einer allen Anforderungen der *Fashion* entsprechenden Equipage. Manche der über die Boulevards von Paris und New-York rollenden Victorias gleichen einem auf Rädern gestellten Blumenbeete. Wer dann noch ein Uebriges thun will, versehe das Verdeck der Victoria mit seinem in Gold oder Silber ausgeführten Monogramm.

Die Franzosen sagen bekanntlich von sich selbst, dass sie von *„la rage des galons“* besessen sind und Niemand wird bestreiten, dass dieser Ausspruch auf Selbsterkenntniss beruht. Merkwürdigerweise sieht man jedoch in Paris weit weniger betresste Hüte und mit Litzen geschmückte Livréeröcke wie bei uns in Deutschland. Diese befremdende Thatsache tritt uns sogar in der Litteratur entgegen. Ein ehrlicher deutscher Romanschriftsteller wird bei der Schilderung einer eleganten Equipage oder eines vornehmen Hauses nie unterlassen, „reich galonirte Diener“ auf die Scene zu bringen. Diese gehören zum Inventarium derartiger Schilderungen wie der wehende Schleier und das wallende Reitkleid der meist auf einem Vollblut-hengste (!) einhergaloppirenden Amazone, die dem Helden des Romans so viel Herzeleid bereitet.



Dog-Cart. Originalzeichnung von A. Ackermark.

Nun, zum Glück sieht es auch bei uns in Deutschland in der wirklich vornehmen Welt nicht mehr gar so vorsündfluthig aus. Geschmackvolle Einfachheit ist hier mit Bezug auf die Bekleidung der Dienerschaft allmählig Regel geworden. Tressen am Hut, Fangschnüre und Litzen am bunten Livréerock, Knieehosen, Gamaschen oder seidene Strümpfe und mit Schnallen versehene Schuhe gehören, wie bereits erwähnt, nur zur Galalivrée. In ländlichen und kleinbürgerlichen Kreisen aber scheint bei uns noch immer die Ansicht vorzuherrschen, dass Tressenhut und bunte Livrée für den Kutscher ebenso unentbehrlich seien wie das traditionelle schneeweisse Gewand für den Koch. Eher spart daher der Landjunker am Wagen, an den Pferden und an den Geschirren, als dass er auf eine möglichst auffallende Livrée für seinen Kutscher verzichten würde. Die breite Tresse am Hut, die blanken Wappenknöpfe und die Litzen an dem hellblauen, grünen oder braunen Rock, die hochrothe Weste, die Lederhose und die Kappenstiefel des Pferdelenkers klären doch Jeden darüber auf, dass da kein Pächterwagen, sondern eine herrschaftliche Equipage vorüberrollt! Ausserdem giebt der martialische Schnauzbart des braven Johann zu erkennen, dass dieser bei der Cavallerie gedient und somit eine gründliche Ausbildung in allem, was zu den Obliegenheiten eines Kutschers gehört, genossen haben muss. Kein Wunder daher, dass unser Landjunker meint, berechtigte Ansprüche auf die Anerkennung jedes Fachmannes erheben zu dürfen.

Es hat mir oft herzlich leid gethan solche Illusionen durch kritische Betrachtungen in bange Zweifel verwandeln zu müssen. Ich dachte da immer an das Dichterwort:

„Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.“

Andererseits aber heisst es auch: „Es ist unmöglich die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne Jemand den Bart zu sengen.“ — Will ich bei meiner Schilderung des modernen Equipagenwesens der Wahrheit die Ehre geben, werde ich somit kaum umhin können, Manches vorzubringen, was dem Johann und seinem Brodherrn nicht in den Kram passt. Der soll mich aber nicht sonderlich schmerzen, wenn es mir nur gelingt, dem Leser der „Modernen Kunst“ einiges Interesse für die Hebung des arg darniederliegenden deutschen Fahrsports abzugewinnen.

Der Wein.

Roman von **Wolfgang Kirchbach.**

Elftes Kapitel.

[Schluss.] [Nachdruck verboten.]

Grosses Aufsehen erregte es bei allen Weinbauern des Stromthals und weit in der Welt der Weintrinker und Geschäftsleute, als die Zeitungen die Nachricht brachten, gegen das altberühmte Weinhandlungshaus von Anton Spurmann sei die Anklage wegen Weinfälscherei im grössten Maassstabe erhoben worden. Sämmtliche Kellereien der Handlung seien mit gerichtlichem Siegel belegt worden, aller Geschäftsverkehr sei unterbrochen und jedenfalls werde das Urtheil, neben einer empfindlichen Strafe für die Fälscher, eine Confiscation und Unschädlichmachung der Weinvorräthe der Handlung verhängen.

Auch Marianne las die Zeitung, in welcher diese Nachricht stand. Sie hatte wohl vorher schon allerhand dunkle Gerüchte vernommen, dass eine Gerichtscommission gekommen sei und die Kellereien versiegelt habe, auch hätte man Herrn Spurmann in seinem Comptoir verhaften wollen. Gegen eine hohe Sicherstellung dagegen habe man davon abgesehen, ihn in Untersuchungshaft zu nehmen. Dies Alles verhielt sich auch so, aber Marianne wusste nichts Sicheres, da sich der Vater, seitdem Anzeige erstattet war, fast vor Niemandem mehr sehen liess. Er vermied, seine Tochter zu sehen, sie vermied ihn zu fragen.

Eines Tages brachte der Postbote einen Brief an Fräulein Marianne Spurmann. Marianne erkannte die Handschrift ihres Bräutigams.

„Liebe Marianne! Gleichzeitig mit diesem Briefe erhält Dein Vater von mir die Nachricht, dass ich aus seinem Dienste scheiden muss. Ich habe eine neue Stelle bei einer grossen Champagnerfirma angenommen. Ich wollte es erst nicht glauben, was die Zeitungen melden, aber nachdem ich mir selber Gewissheit verschafft, dass alles so ist, wirst Du begreifen, dass meine Geschäftsehre mir nicht länger gestattet, für Euer Haus zu reisen. Ich muss zugleich bemerken, dass ich jede Verantwortlichkeit für die Handlungen Deines Vaters weit von mir weisen darf. Ich habe zwar immer dafür geredet, dass der Geschäftsbetrieb auf eine mehr kaufmännische Grundlage gestellt werden müsse, und bin auch nicht gegen erlaubte Beschleunigung der Gährung gewesen, aber dass man gleich fälschen würde und mir, Deinem Bräutigam, auch noch zumuthete, für diese Fälschereien zu reisen und Stimmung zu machen, das hätte ich Euch, ich will sagen Deinem Vater, nie zugetraut, denn ich weiss ja nicht, in wie weit Du in diese schlimmen Verhältnisse eingeweiht warst. Du begreifst aber, dass meine Ehre, meine geschäftliche Zukunft unter solchen Umständen, wenn auch mit blutendem Herzen — (das Wort „blutend“ war doppelt unterstrichen) mir gebietet, jede Verbindung mit dem Spurmannschen Hause abzubrechen. Lebe wohl, meine theure Marianne, ich weiss, was Du mir warst, aber Du wirst selbst von mir nicht verlangen, was ich von Dir auch nicht verlangen würde.“

Diesem Schreiben lag ein Zeitungsausschnitt bei, worin auf der Anzeigeseite eines Blattes, das in der Umgegend viel verbreitet war, zu lesen stand:

„Meine Verlobung mit Fräulein Marianne Spurmann erkläre ich hiermit für aufgehoben. Désiré Müller.“

„Also so einer ist das gewesen!“ dachte Marianne geringschätzig. Sie ging auf ihr Zimmer und begann sofort, nachdem sie sich vom Boden Koffer und Körbe hatte herunterholen lassen, zu packen, als habe sie eine weite Reise vor. Mit grosser Vorsicht suchte sie die beste und feinste Wäsche, ihre schönsten Kleider und kostbarsten Spitzen zusammen und packte sie in die Koffer und Körbe, als habe sie viel Aufwand zu machen vor. Schmuck und Ketten, Armbänder und Ringe wurden gleichfalls sorgsam ausgewählt, alles Geringwerthigere blieb liegen. Sie konnte ja selbstständig leben, sie packte sorgsam ihr mütterliches Vermögen ein, von dem sie wenigstens einige Jahre recht gut auf eigene Weise bestehen konnte. Dann liess sie anspannen, aufladen und ohne ihrem Vater ein Wort des Abschiedes zu sagen, stieg sie in den Wagen und befahl, nach dem Bahnhof zu fahren.

Spurmann sah von seinen Fenstern aus, wie seine einzige Tochter von dannen fuhr. Er hatte nicht die Kraft, sie zurückzuhalten. Sie fuhr wohl zu Verwandten, vielleicht zu ihrem Bräutigam, sie hatte ja Recht, nicht bei dem alten Weinfälscher zu bleiben. Und doch musste er weinend ihr nachblicken, und eine schwere Thräne fiel in seinen Bart. Eine Staubwolke erhob sich hinter dem davonrollenden Wagen her, denn ein schweres Gewitter wälzte sich in das Thal herein und fegte über die schwankenden Baumwipfel hin. —

Der Herbst brach über die kahlen Berge herein. Martha Leiser und Gotthelf Rüdig hatten den ganzen

Brautwagen. Originalzeichnung von A. Åckermark.

Sechserzug Ihrer Majestät der Kaiserin auf dem Blumen-Corso.

Originalzeichnung von A. Åckermark.

Tag über auf dem Erdboden ihres Grundstückes gekniet und junge Erdbeersenker gepflanzt.

Endlich, da der spätere Nachmittag kam, erhob sich Martha, schüttete das Erdreich von ihrem Arbeitsrock herunter und sagte:

„Ich will nun hinaufgehen und die Kinder baden und dann will ich mich auch noch ein bischen anziehen, Schwager, damit man auch einmal aus dem Schmutze herauskommt für ein paar Stunden."

„Es ist Recht," erwiderte der Mann und sah seiner Schwägerin lange nach, wie sie hinaufstieg in den sonnigen Nachmittag hinein, wo oben der Herbst schon wieder die Waldblätter färbte. — —

Sie ging hierauf in ihre Kammer und öffnete ihr Kleiderspind. Sie nahm zwei Kleider heraus und wählte. Es waren beides Kleider, welche die verstorbene Anna oft getragen hatte; man musste sparsam leben, sie wollte diese Kleider selbst auftragen, um Ausgaben zu sparen.

Sie wählte das dunkelblaue aus, setzte sich an's Fenster, nahm Zwirn und Nadel zur Hand und machte noch einige Zurechtbesserungen fertig, damit das Kleid der Schwester ihr selber richtig sitzen sollte. Als sie dies vollendet hatte, wusch und kämmte sie sich und zog dann das Gewand der Verstorbenen an. Eine wundersame, träumerisch gehobene Stimmung, eine stille Feierlichkeit nahm dabei ihre Seele ein. Sie knöpfte das Leibchen zu und ordnete die Rockfalten; sie kam sich schier verwandelt vor.

Dann ging sie wieder hinunter, waltete in der Wirthschaft und bereitete für Rüdig das Abendessen, der nun auch bald heraufkommen musste, ermüdet von seiner Arbeit.

Und er kam.

Sie hatte ihm das Brot und das Messer auf den Tisch unter den Birnbaum gelegt. Sie war in der Küche, als er heraufkam und sich allein an den Tisch setzte. Er konnte von da gerade nach dem Friedhofe unten am Strome herunterblicken, wo seine Verstorbene lag.

Da war es ihm auf einmal, als träte neben ihm seine Frau aus dem Hause, wie in alter Zeit. Er hörte einen Schritt und das leise Rauschen eines Kleides und er blickte auf und vor ihm schien seine Frau zu stehen und sie setzte ihm das Essen auf den Tisch. War das ein Gespenst?!

Ach, nein, es war ja die Martha, sie setzte ihm die Speise vor und schien ihn so ernst und feierlich anzublicken.

Da fasste eine stille, nicht mehr dämmbare Leidenschaft den Mann; er fasste mit seiner Hand um ihre Schulter, zog sie an sich und drückte sie mächtig an seine Brust. Und als wären alle dunklen Mächte in ihrer Seele erlöst und entfesselt, fühlte sie kaum ihre Wange an der seinen, als auch sie ihre Arme um ihn schlang und ihn mit einem leidenschaftlichen Feuer küsste, wie es nur die Seele einer Vollnatur wagt und kann.

* * *

In dem Spurmann'schen Kellereihofe standen mehrere Wohlfahrtsbeamte und überwachten die Vernichtung. Küper und Packträger rollten aus den Kellern ein Fass nach dem anderen herauf, auf dem grossen Rollaufzug kamen langsam die grösseren Oxhofte an's Licht heraufgestiegen, vermittelst des Krahnes wurden alte, grosse, zwei Mann hohe Stückfässer aus der Tiefe emporgehoben. Alle waren voll Wein und schwer genug. Sie wurden im Hofe aufgestapelt und in Ordnung neben einander gestellt wie verurtheilte Kriegsgefangene, die wegen Freibeuterei nacheinander erschossen werden sollen, an den Gräbern, die hinter ihnen aufgeworfen sind. Als das letzte grosse Sammelfass herauf war, befahlen die Beamten, die Fässer aufzuschlagen. Diejenigen, die zu weit entfernt lagen von den grossen Gossenrinnen, die den Hof durchliefen, erhielten Schläuche in's Hahnloch gesteckt, bei den andren wurde ohne Weiteres der Pfropfen aufgeschlagen und in starkem Strahle schoss der Wein heraus auf das Pflaster des Hofes und lief in die Rinnen. Aus den Schläuchen quoll schäumend und in dickem Strome der Wein heraus und sprang in Wellen über die Platten und nach den Rinnen, und die von allen Seiten zusammenschiessenden Quellen und Bäche vereinigten sich zu einem rasch dahinplätschernden Gewässer, das schleunigst nach dem Gossensteine lief und gurgelnd in die unterirdische Strassengosse hinabstürzte, welche die Spülwässer und anderen Unreinlichkeiten aufnahm. Wie bei einem Gewitter von allen Seiten die Rinnsale zusammenlaufen und eilend im Strassenrinnsteine vereinigt abwärts schiessen, bald die Gosse verstopfen, sich zu einem See ansammeln und dann doch noch verlaufen, so plätscherte hier der Traubensaft über den Hof, alles mit einem scharfen Weindunst schwängernd und Diejenigen, die dabei standen, schon durch den Geruch berauschend. — —

Im hintersten, tiefsten Kellerverliess, das aus der Zeit seiner Väter stammte, die noch nicht die erweiterten und gelüfteten Kellereien der neueren Zeit kannten, sass Anton Spurmann zusammengesunken in einem Schemel. Hier lagen noch zwei Fässer guten, alten Weines, der vor zwanzig Jahren gekeltert und auch bei der Untersuchung als tadellos befunden worden war. Hierher hatte sich der Alte geflüchtet, um nicht mehr Zeuge sein zu müssen von dem, was oben im Hofe geschah, und bei einem trübe brennenden Lichte stille für sich zu weinen.

Der alte Wein im Fasse neben ihm, der war echt, und wenn es nicht der Mühe werth war zu leben, so war es doch wohl noch der Mühe werth, einen letzten, echten, alten Trunk zu thun, der jeden Jammer zu ertränken vermochte. Dies Fass hatte man ihm ja lassen müssen, das konnten sie ihm nicht nehmen, das war noch die schöne, unverfälschte Vergangenheit und warum sollte man sich nicht an ihr noch einmal berauschen, ehe alles endete?

Spurmann fand kein Glas, aber an dem Bock, auf dem das Fass stand, hing ein Weintrichter. Der Alte drehte den Hahn auf, hielt den Trichter unter und stopfte mit dem Finger die untere Oeffnung zu. Da ward er ein grosser Becher, in welchen der duftige, schwere, alte Wein rann. Durstig setzte Spurmann den Becher an den Mund und trank ihn mit einem Zuge leer. Milde und heilend floss der ölige Trunk in die Kehle hinab, auszuheilen schien er alle Wundmale des Herzens, die lange Reue, den Schmerz über die Tochter, das Weh über den zerstörten guten Ruf und den Verlust der inneren Grundlagen seines Lebens. Sanfte Wärme schwoll ihm nach dem Herzen empor, durch die Adern floss es weicher und aufgelöster hin.

Die Kellerwölbung schien sich zu erweitern und zum mächtigen Domgewölbe zu werden, das spärliche Licht flammte wie Kerzen des Altars und das Fass war wohl wie eine Orgel, aus der nicht heilige Töne quollen, aber ein heiliger Trunk, der gleich den Tönen alle Sinne sänftigte, erhob und in den letzten, heiligen Rausch einwiegte. Denn mit einer gewissen Feierlichkeit lehnte der Alte auf seinem Sessel berauscht da, den Kopf an's Fass gelehnt und immer wieder aus seinem Trichter schlürfend, als wäre er unersättlich, dies Echte in sich aufzunehmen, dies Unverfälschte, ehe er die letzte Wanderung antrat. Und endlich meinte er in seinem feierlichen Rausche, es sei wohl nun auch Zeit, diesem Leben zur Ader zu lassen, wie er es dem Weine gethan; er stärkte sich noch einmal mit einem langen Trunke und lehnte sich dann mit dem Kopfe an's Fass zurück, um zu sterben. — —

Die Männer, die oben bei den auslaufenden Fässern gestanden hatten, kamen herunter, um den Alten zu suchen. Als sie in das hinterste Kellerverliess gelangten, wohin sie das Licht lockte, hörten sie es auch dort rauschen. Der Hahn am Fasse war aufgedreht gelassen, und das edelste Getränk lief unaufhaltsam auf den Kellerboden. Mit aufgeschnittenen Pulsadern aber lag der Alte, halb aufgerichtet gegen das ausströmende Fass gelehnt, und das Blut, das aus seinen Adern herausquoll, vermählte sich mit seinem Weine zu einem kostbaren Gemisch der edelsten Lebenselemente, das den alten Kellerboden gänzlich überschwemmte. Man hob den Geschäftsherrn auf, aber es war kein Leben mehr in ihm, es war mit seinem ausströmenden Weine in Eins geflossen. Als man den Leichnam auf den Hof hinauftrug, schossen dort noch immer die Weinquellen und Bäche rauschend und schäumend zusammen und gurgelten in die dunklen, finsteren Gossen aufbrodelnd hinab. Dies war das Ende und der Untergang des altberühmten Weinhandlungshauses von Anton Spurmann. — —

* * *

Eine neue Weinlese, spärlicher, als die vergangene, aber noch immer erfreulich und reichlich genug, war in den Gärten und auf den Bergen des Stromthals, die glücklich vor der Seuche behütet schienen, in vollem Gange. Unten an den Bergen in den Dorfgassen hingen die Winzerkränze über den Hausthüren ausgesteckt, die kleinen Böttcherfässer über den Thoren der Böttcher- und Beckenstuben waren mit Weinlaub umwunden. In den Bergen regte es sich überall zwischen den Weinstöcken, des Abends stiegen Raketen auf und flammten Buntfeuer.



Photographie-Verlag von J. Löwy, Wien.

Holzschnitt von Kuch. Bong in Berlin W. 57.

H. Temple. Die Rechtfertigung.

Da stieg eines Abends auf der Bergtreppe in Rüdigs Berg Martha Leiser in einem weissen Hochzeitskleide an der Seite Rüdigs hinauf, der auch seinen Bräutigamsrock angethan hatte.

Da lagen auf der Treppe noch die Blümchen, welche die kleinen Hände der Kinder gestreut hatten, und Martha bückte sich, sammelte einige und steckte sie vor ihren Busen. Als sie hinauf auf die Plattform traten, war die Sonne im Untergange, das ganze Land unter ihnen rauchte, in einen überirdischen Schimmer getaucht, die abendlichen Berge schienen der Sonne entgegen zu athmen, tiefer, gesättigter Frieden herrschte überall in der Fülle des Lichtes und der Erscheinungen. Goldig glänzend verlor sich der Strom in die engere Felsenpforte und glühend erleuchtet zogen die Segel gespannt einer weiten, selig verborgenen Ferne zu.

Da setzte das neue Ehepaar sich unter den Birnbaum und blickte lange unter sich in die weite Welt. Die rothgoldnen Sonnenlichter fielen auch auf den eignen Berg, dessen Boden jetzt ganz mit den kleinen, grünen Erdbeersträuchern bedeckt war; das mühselige Werk der Anpflanzung war vollendet, und milden Segen schien der Abendglanz der Sonne darüber auszuschütten.

Als sie eine Weile so nebeneinander geruht hatten, ging Rüdig in's Haus. Sie hörte ihn in den Keller steigen, der fast leer war, denn sie hatten alle Weine, die dort noch lagerten, verkauft, um Geld für die Neupflanzungen in ihrem Besitzthum zu haben. Nach einer Weile kam Rüdig mit einem kleineren Kruge und einem Glase wieder heraus, setzte beides auf den Tisch und schenkte langsam und mit eigener Bewegtheit das Glas voll. Dann rückte er es stumm vor die Braut hin und sagte mit halb erstickter Stimme: „Es ist der Letzte, Martha!"

Sie sah ihn an, Wehmuth und Glück im Blicke und trank langsam von dem guten, vollen Weine, der letzte Trunk, der von den eigenen Trauben auf dem eigenen Berge stammte, auch ein alter Trunk und noch edler als der des Nachbars.

Rüdigs Hand zitterte leise, als er das Glas von Neuem vollgoss und einen Blick auf das ferne Grab unten sendend, unter Thränen den anderen Trunk that. Dann lehnte er sein Haupt an Marthas Schulter und reichte ihr wieder das Glas, fest aneinander geschmiegt schlürften sie allmählig die letzten Züge aus, ängstlich, auch nicht ein Tröpfchen zu verschütten.

„Wo nur die Kinder bleiben!" frug Martha verwundert und leise beängstigt, als die Sonne schon drüben auf den Bergen ruhte und von Osten her die Dämmerung am Himmel hinaufwuchs.

„Da kommen sie ja!" sprach Rüdig, indem er links hinüber nach dem Walde zeigte. „Sie sind wohl von den alten Staatsweinbergen durch den Wald hinaufgestiegen, die Wagehälse, an dem steilen Grund hinunter und müssen über die Mauer geklettert sein."

Als die Kinder näher kamen, erkannten Rüdig und Martha, dass sie in ihren Händchen lange grüne Reben trugen und aufgeregt näher sprangen.

Ungeduldig riefen sie schon von Weitem: „Väterchen, Mütterchen, seht nur, was wir haben, wir haben ja neue Trauben! Seht nur!"

Sie sprangen an den Tisch heran und legten ihre dicken Rebensträuche mit dem Laube auf den Tisch und an den Reben hingen schöne, volle Trauben, etwas verwildert, aber doch vollständig gereift.

„Kinder, wo habt Ihr denn das her?!" frug Rüdig überrascht.

„Von den alten Trümmerhaufen drüben in den Staatsweinbergen, ach, Vater, dort ist alles voll Reben, die ganz wild wachsen und überall hängen Trauben daran, wir haben auch schon davon gegessen!" sagte Hans mit Stolz.

Rüdig erhob sich erschüttert. „Von den alten zerstörten Staatsgründen? Ach, Martha, sieh nur diese Reben! Sollte man das glauben. Wie haben sie dort gearbeitet, um Alles von Grund aus zu vernichten. Immer wieder sind sie hinaufgestiegen, auch im zweiten und dritten Jahre, um nachträglich wegzuhacken, was noch Reben treiben wollte, wie haben sie den Boden mit Säuren, Oelen und Salzen durchackert, um alle Lebenskeime zu tödten. Aber zu den ältesten Wurzelstöcken sind sie doch nicht gekommen und haben sie dort und da übersehen, und nun im siebenten Jahre, nun treiben diese alten Rester wieder neues Holz und grüne Reben, und wilde Trauben reifen daran, und es brauchte nur eine Pflege und einen richtigen Schnitt, so wären es wieder die alten, herrlichen, tragfähigen Stöcke! Und gesund sind sie, Martha, sieh nur, längst müssen die Zerstörer ausgerottet sein, die Larven sind gestorben, die Stöcke haben sich erholt und treiben neue, kräftige Reben! Mit diesen Reben, Martha, will ich Deine Kammer schmücken, Du gutes Weib, mit diesen Trauben wollen wir an die Zukunft glauben und an das, was stärker ist als Alles, die unentweihbare, oft irrende, überschüssige, aber segensreiche und selig machende Triebkraft der Natur!"

Er sprach's, stand neben der jungen Frau und legte mit der einen Hand die stärkste Rebe ihr über den Schooss, während er mit der anderen das Glas ergriff und den letzten Rest seines eigenen Weines aufrecht stehend hinabschlürfte. —

Augen.

Novellette von **Marie Conrad-Ramlo.**

[Nachdruck verboten.]

Er sass allein in der einen Ecke des Salons und lauschte.

„Aber Pia" tönte es aus der anderen Ecke herüber, „dränge doch nicht so, frage doch nicht so!"

O wie war diese Stimme hold und kindlich und tief! Wie drang sie dem Manne drüben in's Herz, dass es bebte.

„Ja mein liebes Landmädchen ich muss;" liess sich nun eine andere etwas frauenhaftere Stimme vernehmen, „es ist meine schwesterliche Pflicht, die mir so heilig ist wie Gottes Gebot."

„Sprich leiser, ich bitte Dich. Dein Bruder hört alles. Ich schäme mich."

Pia sprach nun ganz leise: „Ich dulde es nie, dass sich ein Mädchen in meinen Bruder verliebt. Nie! und wenn es geschieht, dann darf er es nicht erfahren. Solchen Unsinn, Verliebtheit! — Ja Liebe! Das wäre etwas anderes. Wirkliche Liebe bis zum Tode. Unergründlich, unbeirrbar, gewaltig! — Ich weiss, darauf wartet er, darnach sehnt er sich, und vielleicht wird sie ihm nie zu Theil. Ach es macht mich oft fast wahnsinnig. —"

Sie presste in heftigem Schmerze ihre Hand an die Augen.

Agathe „das Landmädchen" stand vor ihr mit klopfendem Herzen. Was sollte sie sagen? Sie hatte immer so wenig Worte. So einfache Begriffe. Verliebtheit! Liebe! Bis jetzt hatte sie geglaubt das sei ein und dasselbe. Liebe! Unergründliche, gewaltige, unbeirrbare. Sie sah nach dem blinden Manne drüben. Sein dunkles, etwas scharf geschnittenes Gesicht, hatte er dem offenen Fenster zugewandt, er athmete die sommerlichen Düfte ein, horchte auf das leise Abendzwitschern der Vögel. —

Jetzt bewegte er den Kopf. Er fühlte, dass Agathe ihn unverwandt betrachtete. Wie ein Sonnenstrahl, so warm, so glänzend, zog's von dem Mädchen aus, zu ihm hinüber.

Drüben im Plauderwinkelchen wurde es stille. Pia lehnte in bequemer Sophaecke mit einer Handarbeit beschäftigt. Agathe ging leicht erröthend zu dem Manne hinüber.

Er fühlte sie kommen, und lächelte ihr entgegen.

„Wie geht es mit Ihrer Arbeit, Herr von Richthofen?"

„Wie heisse ich?"

„Harald."

„Ja, so ist es ausgemacht. Ich darf Sie Agathe nennen, und ich heisse Harald."

„Ach, ich bin ja ein Bauernmädchen. Das ist ganz etwas Anderes."

„Wir sind aber Freunde."

„Ja, gute Freunde. Also Harald wie weit sind Sie? Soll ich wieder einmal mit Ihnen arbeiten? Wollen Sie mir wieder einmal dictiren?"

„Ach nein, ich danke Agathe. Ich kann nicht, es geht nicht."

„Warum? schreibe ich nicht gut?"

„O doch doch, aber — ich dictire nicht gut."

*

Pia von Richthofen wachte mit glühender Leidenschaft über das Glück ihres Bruders. Sie hatte diese Empfindung gleichsam von ihrer verstorbenen Mutter geerbt. Harald bildete seit seiner Erblindung, die durch einen Unfall beim Knabenspiel geschah, den Mittelpunkt in der Familie. Er selbst ertrug sein Unglück mit jener Ergebung in ein Unvermeidliches, wie sie nur grossen, gott-



M. Duboy. Zu heiss.

begnadeten Naturen eigen ist. Er trieb an der Hand eines vortrefflichen Lehrers mit eisernem Fleisse philosophische Studien, hatte seine Examina bestanden und sein Werk „Lichtstrahlen“ ist von einer Gewalt inneren Seelenlebens, wie es in dieser Eigenart kein sehender Zeitgenosse schaffen kann.

Pia hat ihrem eigenen Herzen Stillschweigen geboten, ebenso dem jungen Gutsbesitzer, der sie liebte und den sie wieder liebte.

„Harald ist die Hauptsache in meinem Leben. Erst er — dann alles Andere!“

Agathe war vor zwei Monaten, mit einem schwarzen Kleidchen angethan, an der Thüre des Richthofen'schen Hauses gestanden. Pia nahm das weinende Mädchen in ihr und ihres Bruders Heim auf, eine Waise, die eben vom frischen Grabe ihres Vaters kam. Einsam, abgeschlossen von aller Welt, war sie auf ihres Vaters Landgut aufgewachsen. Er war Offizier gewesen und lebte seit seiner Pensionirung mit seinem einzigen Kinde sonderlingshaft zurückgezogen. Sein Tod kam so plötzlich, dass Agathe lange starr, ohne Gedanken blieb. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt. Als sie die verlassenen Räume durchwanderte, fiel ihr Blick auf ein kleines verblichenes Bild, eine junge Frau. „Siehst Du, das ist Deine Taufpathin, Frau von Richthofen, in ihrer Jugend. Eine gute Frau, Du kennst sie ja,“ hatte einmal ihr Vater gesagt.

Als Kind war sie auch einige Male drüben gewesen bei Richthofens, fünf Stunden von da, damals spielte sie mit Harald und Pia. Frau von Richthofen war aber damals schon viel älter als auf dem Bilde.

Lange betrachtete sie das verblichene Portrait, sinnend, überlegend. Dann packte sie Einiges zusammen, überliess das Haus der alten Haushälterin, und ging zu Harald und Pia.



G. Gamberini. Pyramus und Thisbe.

Das „Landmädchen“ gefiel Pia recht gut. Klug, zart, resolut, stolz. Das war eine Mischung, die Pia's Beifall hatte. Ein wenig ungebildet, das schadete nichts. Jedenfalls war's eine sonderbare Spielart, welche die Einsamkeit hervorgebracht hatte.

*

Abends sassen sie wieder im lauschigen Salon. Harald am Fenster. Die beiden Mädchen drüben in der Ecke beim Sopha.

Stillschweigend nahm Agathe das silberne Tablett mit Harald's Theetasse, und trug es zu Harald hinüber.

So leise sie auch über den Teppich schritt, er wandte ihr schon das Gesicht zu, als sie sich zum Gehen anschickte.

„Sie hören doch Alles, Harald.“

„Ja, fast Alles. Und ich fühle Alles.“

Sie stellte die Tasse auf den Tisch, da streifte ihr Kleid seine Hände.

„Sie haben heute das weisse Kleid an, Agathe.“

„Ja. Sie sagten ja neulich, dass Sie schwarz nicht leiden können.“

„Nein, überhaupt nichts Dunkles.“

„Also Sie wussten, dass ich das weisse Kleid trage.“

„Ich fühlte es.“

„Sie fühlen Alles.“ Sie blieb vor ihm stehen und wartete. Dann fuhr sie langsam fort: „Auch wenn Sie Jemand lieb hat?“

„Auch wenn mich Jemand lieb hat?“ wiederholte er fragend. „Gewiss fühle ich das auch. Und ich glaube, mich noch selten getäuscht zu haben.“

„Und wenn Sie — Jemand — liebt.“

„Liebt!“ wiederholte er und seine Brust dehnte sich.

„Ein Mädchen.“

„Agathe!“ rief er voll seliger Ahnung.

„Ja, fühlen Sie das nicht?“

Er griff hastig nach ihren Händen, — hielt sie fest. So blieben sie wortlos bebend Beide. Dann legte sie leise seine Hand an ihre Brust. Ihr Herz klopfte schnell, heftig, als wollte es zerspringen.

„Ja, ich fühle es,“ rief er, „Du liebst mich, Agathe.“

Dann aufspringend, seine hohe Gestalt reckend, in hellen, lauten Kinderjubel ausbrechend! „Pia! Schwester! Pia! ich habe ein Weib!“

Die hellsehende Schwester war längst hinausgegangen.

*

Am Hochzeitstage küsste Pia die Wangen der jungen Braut, ihr Haar, ihre Hände voll inniger Dankbarkeit.

„Mache meinen Bruder glücklich, und ich könnte für Dich Alles thun. Liebe Agathe, Deine Pflichten werden schwerer sein, als die anderer Frauen, aber dafür hast Du auch einen glücklicheren dankbareren Gatten.“

Dann sie entzückt betrachtend: „Wie bist Du schön im Myrthenschmuck und Schleier, o, so unglaublich schön, und der Arme sieht Dich nicht.“

„Sei still Pia, er soll so etwas nie hören.“

Und fast traurig fuhr Pia fort: „Und Du, Aermste, wirst nicht von ihm gesehen.“

„Er liebt mich, das ist übergenug des Glücks.“

„Wirst Du Dich nie danach sehnen, gesehen zu werden?“

Warum flüsterte sie das auf einmal so erregt, fast drohend? Agathe sah ihr erstaunt in's Gesicht.

„Gesehen zu werden? was meinst Du?“

„Ach verzeih'. Nein, nein, ich weiss ja, Du bist ein anderes Weib. Du bist nicht gefallsüchtig. Du verzichtest darauf gesehen zu werden. Es kam mir nur heute Nacht ein so schauerlicher Gedanke.“

Agathe schüttelte verständnisslos den Kopf.

*

Nun waren sie schon beinahe drei Jahre verheirathet, und Agathen's Lieblingsplatz war noch immer zu den Füssen ihres Gatten. Sie liebte es, besonders Abends, den Kopf an seine Knie zu lehnen, und er streichelte ihr Gesicht und Haar mit liebkosender Hand. Sie betrachtete sein Antlitz gerne so von unten auf. Da sah sie seine Augensterne, die braun und sanft und gar nicht wie todt waren, und oft kamen ihr dann die Thränen vor tiefem Mitleid mit ihm.



A. P. Agache. Vanitas.

„Du hast ein so schönes Gesicht," schmeichelte sie, er musste dann lächeln.

„Und das ist so hübsch von Dir, dass Du die Augen immer halb gesenkt hast, und nicht wie andere Blinde die Augen so furchtbar aufreissest."

„O, das ist hässlich, Du hast Recht. Das habe ich als Kind einmal gesehen, bei einem blinden Bauern in unserem Dorf, und mich so sehr darüber entsetzt, dass ich mir dachte, das werde ich gelegentlich jedenfalls bleiben lassen. — O doch — doch! ich werde es thun, wenn Du mir einmal was Böses anthust, da werde ich meine Augen aufreissen, weit, schrecklich, damit Du mich fürchtest."

Er scherzte gern, das wusste sie. — —

Sie lebten nun bei Dresden während der Wintermonate. Agathe sollte doch auch die Welt kennen lernen und wenigstens in dieser Hinsicht nicht darunter leiden, dass sie einen Lebensgefährten mit vier Sinnen hatte.

Wenn das schlanke, hochgewachsene Paar mitsammen auf der Strasse ging, wie gut verstand es da Agathe, ihren Gatten vor jedem Fährniss zu schützen. Ein Druck ihres Armes, ein leise geflüstertes Wort genügte.

Und er? O, er fühlte nur zu wohl, dass sein Leben mit ihrer Liebe enden würde, enden müsste.

In traulichen Abendstunden wurde meist gelesen und musizirt. Beide hatten eine gute sympathische Stimme.

Das hinreissende Lied von Schubert, das einzig dasteht in Musik und Literatur aller Zeiten und Länder hatten sie zum Liebling erwählt. Und wenn sie dann anfing: „Du bist die Ruh, der Friede mild"

Da fiel er ihr gern in's Wort: „Die nächsten Verse singe ich.

Die Sehnsucht Du, und was sie stillt, denn Du bist meine Sehnsucht, und Du stillst sie. Ja?"

Dann ein langer Kuss wie in ihren ersten Flittertagen.

Und er fuhr leise fort, sich selbst begleitend:

„Ich weihe Dir voll Lust und Schmerz
Zur Wohnung hier mein Aug' und Herz.
Kehr' ein bei mir und schliesse Du
Still hinter Dir die Pforte zu.
Treib' andern Schmerz aus dieser Brust,
Voll sei dies Herz von Deiner Lust,
Dies Augenzelt von Deinem Glanz
Allein erhellt, o füll' es ganz."

Da ging sie still von ihm weg, er sollte ihr heimliches Schluchzen nicht hören.

* * *

„Wirst Du heute nicht zu Sanden gehen? Damit das Bild bald fertig wird?"

„Nein, Harald, wenn es Dir recht ist, würde ich gerne bei Dir bleiben, allein habe ich keine Lust hinzugehen."

„Offen gesagt, ich komme mir in einem Maleratelier doch ein Bischen paradox vor."

„Du bist ja auch nur meinetwegen dort, Lieber. Klavierspielen, während gemalt wird, willst Du das nicht?"

„Mein süsses Herz, erlasse es mir. Nimm das Mädchen mit, wenn Du nicht allein dort sein willst. Ich werde indessen mit Michael schreiben."

Die Idee, ein Portrait von Agathe machen zu lassen, ging von Harald aus. Es existirte kein gutes Bild von ihr. Da hatten sie zufällig den berühmten modernen Portraitmaler Sanden kennen gelernt, der auch schon einige Male der jungen Frau von Richthofen als Begleiter durch die Galerien diente. Er bot sich an, Agathe zu malen, und erfreut gab Harald seine Zustimmung.

„Unsere Kinder müssen doch auch wissen, wie Du in Deiner Jugendschöne ausgesehen hast."

„Du weisst ja gar nicht, aus eigener Ueberzeugung, ob ich schön bin."

„Oh doch, ich sehe Dich deutlich vor mir."

„Nun sag', wie sehe ich aus?" fragte Agathe ihren Gatten.

„Schön, lieb, süss, mein Herz, wie immer."

„Ach nein, das Gesicht. die Farbe", drang sie — „ach Gott!" — nervös ungeduldig zuckte es um ihren Mund.

„Das Gesicht? die Farbe? Rosig, nicht wahr?"

„O nein, bleich, perlenbleich."

„So? Bleich!"

„Und weiter! Das Kleid?"

„Weiss. Nicht wahr"?

„Ja, ja, ja. Natürlich."

„Und Spitzen oben an der Brust."

Er tastete über ihre Arme. „Die Arme nackt? bis hinauf? wie auf einem Balle?"

„Sanden meint — es wäre besser, wegen der Hautfarbe."

„Ja, ja, das kann wohl sein."

„Ach dass Du nicht sehen kannst! Es ist schrecklich!" fuhr es heraus.

Es zog ein bleicher Schatten über Haralds Gesicht. Er konnte gar nicht gleich antworten, so überraschten ihn Ton und Worte. Sie aber bemerkte es nicht.

Als Michael später ins Zimmer trat und seinen Herrn beim Namen rief, gab dieser keine Antwort. Michael sah wohl, dass er nicht schlief, aber er schien ihm wie gelähmt.

*

Hatte Agathe die immer deutlicher werdenden Blicke und Worte Sandens verstanden? Nun war sie doch schon dreimal allein bei ihm im Atelier gewesen. O ja, soweit eine Frau es verstehen kann.

Und doch stand sie hier, ohne Erröthen. Berückend bleich, berückend lebensvoll, schwelgend im Bewusstsein gesehen, mit den Augen genossen zu werden. Und hörte nun Reden, die ihr Gatte nicht hören dürfte, und jetzt trat Sanden aus der selbst auferlegten Zurückhaltung heraus, kam näher, — immer näher, ganz nahe — und ihr Busen hob und senkte sich in nie geahnten Empfindungen — fühlte sie da nicht einen heissen Hauch? eine Hand, eine kosende Hand auf ihren Armen, ihrem Hals und dem Nacken? — nicht die Hand ihres Gatten — nein eine andere, sündhafte! — ein Schwindel ergriff sie, sie musste einen Moment die Augen schliessen wie bewusstlos. Da — was war das? was sie plötzlich vor sich sah—? entsetzlich, grauenvoll! Kein Gesicht, nur ein Augenpaar, aufgerissen weit — wie von einem Blinden der sich anstrengt dennoch zu sehen — die Augen ihres Gatten, wie sie sie noch nie sah! — Taumelnd, die thörichten Worte Sandens nicht mehr hörend, raffte sie ihren Mantel auf, und stürzte hinaus, die Treppe hinunter. Dort blieb sie stehen, athemschöpfend, die Hand aufs Herz gedrückt. Was war nur das? Nichts wirkliches. Nein. Nur eine Mahnung an Gottes Gericht!

Nun nach Hause. Zu dem Manne dessen Lebensodem, dessen Augenlicht sie war, dem all ihre Gefühle, Gedanken gehören sollten.

*

Als sie leise und zaghaft hineintrat in die dämmerige Stube, flog ihr ganzes Herz zu den Füssen des Mannes, der dort zusammengesunken im Lehnstuhl sass.

Er hob den Kopf ein wenig, als sie eintrat. Hatte er die Augen gesenkt? Ja, wie immer! Er rief sie nicht an wie sonst. Er wartete.

„Lieber Harald, ich komme gleich zu Dir, ich will nur erst das Kleid ablegen."

Dann sass sie wieder zu seinen Füssen wie sonst, schmeichelnd den Kopf an seine Knie geschmiegt. Sie küsste seine Hände und sagte ihm, wie sehr sie ihn liebe und wie ihm ihr ganzes Herz gehöre.

Und er? Was konnte er thun den Liebesbeweisen der angebeteten Frau gegenüber? Alle qualvollen Gedanken niederdrücken, und an sie glauben.

„Ist das Bild bald fertig?"

„Ich glaube. Wenigstens ist keine Sitzung mehr nöthig. Ich gehe nicht mehr zu Sanden."

Agathe", fing er nach einer Pause ruhig an, „warum warst Du so böse, ehe Du gingst, das bin ich nicht an Dir gewohnt. Soll ich mich daran gewöhnen?"

„Nein, nein, mein Geliebter. Es wird nie mehr geschehen. Ich war nervös, Du weisst ja, das sind viele Frauen. Du sollst nie mehr etwas davon merken."

Sie stand auf und legte ihre Hand zärtlich auf seine Augen.

„Ach, Deine armen, lieben Augen! Du, Harald, wenn ich immer gut gegen Dich bin — wirst Du mich nie mit Deinen offenen Augen —"

„Was?"

„Anstarren?"

„Mit meinen offenen Augen? Das that ich doch nie. Du hast geträumt."

„Ja, ich habe geträumt." flüsterte sie, und leise weinend lehnte sie sich an ihn.

„Warum weinst Du?"

„Weil ich Dir wehe gethan habe. Verzeih' mir."

„Ach Geliebte! Und Du liebst mich?"

„Grenzenlos, ewig. Und es ist mir so lieb, dass Du nicht siehst — denn wenn ich alt oder hässlich werde, das bemerkst Du dann nicht!"

Er lachte seelig. „Mir geht es dann desto schlimmer, vor Deinen hellen Augen."

*

Die Symphonie in Weiss prangte im Wohnzimmer des Richthofen'schen Ehepaares. Agathe wollte es so.

Das perlblasse Gesicht da oben, die mattweissen Spitzen auf weissem Hintergrunde von Plüsch — ein mene tekel.

Und Agathens Blick wurde ernster, so oft sie hinaufsehend vorüberschritt, der Ausdruck des Mundes fester, und ihr Kuss heisser, wenn sie dann zu ihrem Gatten eilte.

Unsere Bilder.

Wenn man unseren Fin de siècle-Schriftstellern glauben wollte, dann wären wir recht weit abgekommen von der Natur und lebten in einer verkünstelten Welt, deren Zusammenbruch früher oder später zu erwarten wäre. Und doch ist das Menschliche, das Ewig-Menschliche allüberall und zu allen Zeiten dasselbe, in der Natur, wie in ihrem Spiegelbilde, der Kunst. Hass und Liebe regieren die Welt nach wie vor, und ihre Schilderung in Wort und Bild ergreift die Herzen wie die Wirklichkeit. Auf H. Temple's Bilde „Die Rechtfertigung" wirkt die Versöhnung des schlichten ländlichen Arbeiterpaares auf dem Felde ebenso ergreifend, wie eine Eifersuchtsscene mit darauf folgender Wiedervereinigung im Salon. Das Milieu und die Ausdrucksform wechseln, das Motiv und die Folgen bleiben ewig dieselben. Darum haben wir auch G. Gamberini's ländliche Liebesscene „Pyramus und Thisbe" genannt. Das alte babylonische Märchen von dem Liebespaar, das, durch eine Mauer getrennt, sich erst im Tode vereinigt, wiederholt sich tragikomisch seit Anbeginn der Welt, und ein aus dürren Zweigen geflochtenes Gitter ist dem kecken Jägersmann, der gern einen Kuss auf die frischen Lippen seines Mädchens drücken möchte, nicht weniger hinderlich, als der festeste Backstein mit seinem durchaus unzulänglichen Spalt. Auch das Mutterglück bleibt ewig dasselbe. Ed. Lebiedzki verlegt seinen Schauplatz in eine idyllische Ideallandschaft. Nach dem erfrischenden Bade dehnt sich das junge Weib im weichen Grase und schwingt seinen Liebling jauchzend in die Höhe, der lachend und zappelnd die Aermchen nach ihm ausstreckt. Debat-Ponsan lässt ein ländliches Ehepaar im Abendsonnenschein vom Felde zurückkehren. Die Mutter trägt den Säugling auf dem Arm, dessen Händchen in der arbeitsharten Faust des stolz daneben schreitenden Vaters verschwindet. Hinterher aber schleppt das „schwer hinwandelnde Rindvieh" die Pflugschar, die den Tag über das fruchtbare Brachfeld durchfurcht.

Die Genüsse der besser situirten Minderheit mögen anders geartet sein, ob sie quantitativ grösser sind, ist schwer zu entscheiden. Das Kammerzöfchen auf M. Duboy's Bilde „Zu heiss" schlürft seine Morgen-Chocolade mit sichtlichem Wohlbehagen, als ob des Lebens ganzer Jammer sie niemals berührt. Aber wenn die launische Herrin sie scheltend ruft, lässt sie sicherlich erschreckt die chinesische Tasse fallen und eilt ängstlich, die Wünsche der eben erwachten grande Dame zu erfüllen. Denn sie sind nun einmal launisch und unberechenbar, die Damen der Gesellschaft, denen die wirklichen Leiden des Daseins nichts anhaben können. In ihnen arbeitet die Einbildungskraft ganz anders, wie in den arbeitsmüden Kindern des Volkes. Bietet ihnen das Leben nicht Emotion genug, so suchen sie solche in „spannenden Geschichten", die sie bis tief in die Nacht hinein lesen, wie die halb entkleidete Schöne auf C. A. Lenoir's Bilde.

Vanitas vanitatum, et omnia vanitas (Alles ist eitel), wirkliche und eingebildete Lust, wirkliches und eingebildetes Leid, Liebe und Glück, Hass und Unglück vergehen; diesen Ausspruch des Predigers Salomo illustrirt Agache's wunderbar ergreifendes Bild. Müde starrt der lorbeergekrönte Poet, auf die Brüstung gestützt, in's Weite, leeren Auges lacht die Verkörperung der Weibesschönheit, eine leicht zerspringende Seifenblase auf der Hand, aus dem Bilde heraus, und ihr Fuss ruht auf den Waffen des ruhmvollen Kriegers. „Vanitas vanitatum Vanitas."

Zick-Zack



Amateur-Photographie nach einer Aufnahme des Baron von Rothschild, Paris.

Die Amateur-Photographie hat seit einem Jahrzehnt in den fashionablen Kreisen immer mehr Boden gewonnen und sich als ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Hebung des Kunstverständnisses bewährt, ohne der berufsmässig geübten Lichtbild-Kunst Abbruch zu thun. Auf dem Umwege über die Camera obscura lernt man sehen, Valeurs beobachten, Licht- und Schattenmassen in das nöthige Gleichgewicht bringen. Zahlreiche Ausstellungen haben Gelegenheit geboten, die gemachten Erfahrungen auszutauschen und zu zeigen, dass der Dilettantismus, so lange er nicht der fachmännischen Production Concurrenz macht, seine volle Berechtigung hat. Der Pariser Rothschild gehört zu den eifrigsten Amateur-Photographen, und die hier abgebildete Protraitstudie dürfte beweisen, dass er es in seiner Lieblings-Beschäftigung ziemlich weit gebracht hat. Das schöne Original kann mit der Reproduction seiner Reize zufrieden sein. Das Bild hält die rechte Mitte zwischen der blossen Aehnlichkeit und der Ueberhöhung in das Genrehafte hinein.

* * *

Das älteste active Mitglied der deutschen Bühne, Herr Anton Lutz in Weimar, ist im Juli dieses Jahres in sein achtzigstes Lebensjahr getreten. Trotz dieses hohen Alters ist er immer noch mit seiner wohlgeschulten Tenorstimme eine Hauptstütze des Opernchores im Hoftheater, wenn er nicht gerade in einer seiner Parthien, als Beppo im Fra Diavalo, Rustighetto in Lucretia, Fischer im Tell, Vogelsang in den Meistersingern, der Richter in Figaros Hochzeit u. A. beschäftigt ist. Auch in der im vorigen Jahr in Weimar zum ersten Male aufgeführten Oper „Guntram" des jetzt nach München berufenen Hofcapellmeisters Strauss hatte er eine Parthie. Lutz ist auch als Dichter nicht unbekannt; besonders ist sein den Frauen gewidmetes didaktisches Gedicht „Ein philosophisches Capitel" in weiteren Kreisen bekannt geworden. Seine Verse sind von vornehmstem Wohlklang und erinnern an die Sprache Wielands und anderer Classiker. Vierzig Jahre ist Lutz jetzt in Weimar und ist von vielen grossen Männern, die während dieser langen Zeit in dem classischen Städtchen gelebt, hochgeschätzt worden. Viele verkehrten gern mit ihm, besonders aber Franz Liszt, auf dessen Vermittelung er einst für das Grossherzogliche Hoftheater engagirt wurde.



Anton Lutz, das älteste deutsche Bühnenmitglied.

* * *

Portugal hat bereits im vorigen Jahre zur fünfhundertjährigen Gedächtnissfeier Heinrichs des Seefahrers eine Reihe sogen. „Jubiläumsmarken" herausgegeben, denen in diesem Jahre die Marken zur Feier des siebenhundertjährigen Geburtstages des heiligen Antonius von Padua gefolgt sind, der im Jahre 1195 zu Lissabon als Spross der von den Bouillons abstammenden Familie Bulhöns geboren wurde. Die Reihe besteht aus 15 Freimarken und einer Postkarte, die sich in der Zeit vom 13. bis zum 15. Juli im Kurs befanden. Der heilige Antonius, ein strenger Asket und als Bussprediger von fortreissender Beredsamkeit, soll nach der Legende einmal sogar die Fische als andächtige Gemeinde um sich versammelt haben, eine Scene, die bekanntlich Murillo zum Vorwurf eines seiner berühmtesten Gemälde gedient hat. Auch auf der Postkarte ist dieser Vorgang veranschaulicht.



Portugiesische Antonius-Marke.



Der hl. Antonius gilt, von dieser Legende ausgehend, als Schutzpatron der Thiere. — Die beiden Werthe von 5 und 200 Reis sind durch die beigefügten Abbildungen wiedergegeben. Die nähere Beschreibung und Werthbemessung der Marken dürfte wohl schon in den neuesten Journalnummern und Katalogen der Gebrüder Senf in Leipzig enthalten sein, die als unentbehrliche Führer durch die Gebiete der Briefmarkenkunde gelten.

* * *

In Amerika macht man seit einiger Zeit grossartige Versuche, um mittels des Heliographen und also ohne Draht zu telegraphiren. Auf eine Entfernung von 200 englischen Meilen sind die Versuche geglückt. Das Morse'sche Alphabet mit seinen Strichen und Punkten hat bisher als Zeichen gedient.

* * *

Der schwedische Oberingenieur Andrée, der im nächsten Jahre eine Nordpol-Expedition im Luftballon zu unternehmen gedenkt, hat sowohl in Deutschland wie in Frankreich mit Fachleuten über sein Unternehmen berathen. Die deutschen Fachleute und Luftschiffer hatten sich dem Unternehmen gegenüber ziemlich skeptisch verhalten, sich aber schliesslich, wie Andrée behauptet, zumeist bekehren lassen, nachdem sie nähere Aufklärungen erhalten. Jetzt ist Andrée nach London gereist, um sich auch mit dortigen Luftschiffern in Verbindung zu setzen, sowie dem internationalen Geographen-Congress beizuwohnen, auf dem er einen Vortrag halten wird. Wo der für die Nordpol-fahrt bestimmte Ballon gebaut werden soll, ist noch nicht bestimmt. Zunächst lässt Andrée bei den Constructeuren in den verschiedenen Ländern Modelle in kleinem Maassstab anfertigen, und erst nachdem er hinsichtlich der Haltbarkeit und relativen Dichtigkeit Versuche angestellt, trifft er seine Entscheidung. Da die Anfertigung des Ballons je nach den verschiedenen Systemen zwei bis vier Monate erfordert, soll die Herstellung selbst erst Anfangs nächsten Jahres erfolgen.



Portugiesische Postkarte zum Antonius-Jubiläum.

* * *

„Venedig in Wien" hat manche italienischen Künstler an die schöne blaue Donau gelockt, wo Lied und Klang immerdar offenes Ohr und offenes Herz und — was Jenen gewiss die Hauptsache ist — auch offene Hand gefunden haben. Sängergesellschaften, Musikcapellen, Strassenbarden und verschiedene Virtuosen werben da der heimischen Tonkunst Freunde und Anhänger, keiner mit so leichtem und sicherem Erfolge wie Veniero d'Annunzio, ein entzückender kleiner Junge, dem man es von der kindlich reinen Stirne und dem weichen, lieblichen Gesichtchen herabliest, dass seine sechs Jahre keine dichterische Subtraction eines Impresario sind. Veniero spielt unter der Leitung und Begleitung seines Meisters, Professor Tartaglia die Mandoline und behandelt das nationale Instrument mit einer Meisterschaft, welche die Hörer sofort in ihren Bann zwingt; wie Sturm braust es bald aus den Saiten, bald säuselt Liebesgeflüster von Küssen und Rosen unterbrochen, süss daraus hervor. Man sollte eine solche Kraft und Fülle des Ausdrucks einem kaum schulpflichtigen Knaben nicht zumuthen. Nichts von der Nervosität, von der unerquicklichen Hast der Bewegungen, wie sie Wunderkindern eigen zu sein pflegt, stört beim Anblick des kleinen Virtuosen, der, verklärt von der Inspiration, wie ein Engel aussieht. Die Wiener können sich an dem Liebreiz des begabten Kindes nicht satt sehen, das wohl zum Ruhme seines Vaters, des bedeutenden italienischen Novellisten und Romanciers, Gabriele d'Annunzio emporwachsen wird. Mit dem „Triumph des Todes", einem prächtigen epischen Werke, hat die-



Veniero d'Annunzio, ein Miniaturvirtuose.

ser seinen Ruf begründet; innigere Freude und höhere Genugthuung werden ihm wohl die Erfolge seines schönen Söhnchens schaffen, dieser herrliche „Triumph des Lebens“

* * *

„Zehn Tage aus dem Leben eines Ehrenmannes — mit diesen Worten charakterisirte der jüngstverstorbene Staatsrechtslehrer Rudolf von Gneist die zehn Jahrhunderte englischer Verfassungsgeschichte. Sein innigster Herzenswunsch, sein Ideal war, auch den preussisch-deutschen Rechtsstaat zu einem solchen freien Ehrenmann zu machen, der, nicht unter dem Drucke einer zwingenden Nothwendigkeit, nicht nach dem harten Geheiss der Pflicht, sondern aus innerer Ueberzeugung, mit festem, gleichmässigem Willen einen Tag seines politischen Lebens folgerichtig an den andern reiht. Alle theoretische Gesetzmacherei war ihm bis in den tiefsten Grund der Seele verhasst, nichts bekämpfte er mit solcher Schärfe, solchem Eifer wie das französische Regierungssystem mit seiner allmächtigen Centralgewalt, seiner mechanischen Nivellirung geschichtlicher Gebilde. Den Parlamentarismus schätzt er nur als Krönung einer von unten auf ansteigenden „organischen Gliederung“, sein politsches Vorbild war das langsam und stetig ausreifende Weben und Werden in der Natur. Was sich nicht in ausgiebigen Zeiträumen regelrecht entwickelt hatte, konnte nach seiner Anschauung nicht dauernden Bestand haben. Die Ausdrücke, die in seinen Werken am häufigsten wiederkehren, sind „organisch“, „Organismus“ und „Menschenalter“. Im Sinne seiner Ueberzeugungen von einer organischen Entfaltung, die schrittweise der Freiheit entgegenführt, wirkte der Verstorbene auch als Parlamentarier, als Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses und des Reichstages. Anfänglich in den Reihen der Opposition, später, als Bismarck seinen Frieden mit dem grössten Theil der Linken, den späteren Nationalliberalen, machte, als unermüdlich thätiger Mitarbeiter an der neuen Gesetzgebung und Verwaltungsorganisation. Seiner Mitwirkung in erster Linie war das Zustandekommen der Reichsjustizgesetze zu danken. Auch was in Preussen in den siebziger Jahren an Selbstverwaltungsgesetzen geschaffen worden, ist grösstentheils sein Verdienst. In seiner Vorliebe für englische Einrichtungen und Zustände erstarrte Gneist in den letzten Jahren seines Lebens wohl ein wenig, wie aus seinen Schriften über den „Rechtsstaat“, über Parlamentarismus und ständische Gliederung hervorgeht. Aber auch in der Einseitigkeit und Schroffheit einzelner seiner Meinungen verleugnet seine geistige Grösse, seine philosophische Tiefe sich nicht.



Rudolf von Gneist †.

Der Gelehrte, der das hohe Alter von 79 Jahren erreicht hat, war geborener Berliner, studirte in seiner Vaterstadt und habilitirte sich hier im Jahre 1839. Er gehörte zu den wenigen deutschen Professoren, die nie auf die Wanderschaft gegangen sind, nie ihren Wohnsitz gewechselt haben. In den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit war er auch als Hilfsrichter beim Obertribunal beschäftigt, bis die Reaction des Jahres 1850 ihn zum Rücktritt veranlasste. Gneist widmete sich nun ganz seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, rückte aber erst nach 19 Jahren, im Jahre 1858, zum ordentlichen Professor auf. In den siebziger Jahren wurde er zum Mitgliede des Oberverwaltungsgerichts sowie des preussischen Staatsrathes ernannt. Kaiser Friedrich adelte den verdienstvollen Mann, Kaiser Wilhelm II. erhob ihn zum wirklichen geheimen Rath mit dem Prädicat Excellenz.



Das Bürger-Denkmal in Göttingen.
Photographie von H. Hoyer, Göttingen.

* * *

Gottfried August Bürger, dem unglücklichen Dichter, der als Professor an der Universität in Göttingen wirkte und vor 100 Jahren dort zur Ruhe gebettet ward, wurde dort auf dem Friedhofe vor dem Weender Thore ein Denkmal errichtet, welches am 29. Juni unter grosser Betheiligung enthüllt worden ist. Die Feier gestaltete sich zu einer schönen und weihevollen. Nachdem der Gesang verklungen, schilderte Professor Roethe in begeisterten Worten die Verdienste des Dichters, namentlich als Schöpfer der Ballade und der Mollylieder. Dann übergab Director Buchholz aus München das Denkmal Namens des Denkmals-Comité's der Stadt. Mit warmen Worten gedachte der Redner der Fürsorge für das Denkmal durch den Oberpräsidenten von Bennigsen und sagte dem Schöpfer der Büste, dem Professor Eberlein in Berlin Dank, der unter Verzicht auf wohlverdienten Gewinn, statt eines Medaillons die schöne Büste geschaffen. Bürgermeister Calsow legte, indem er versprach, dass das Denkmal in Ehren gehalten und gehegt werden solle, einen Kranz mit Schleifen in den Göttinger Stadtfarben am Denkmal nieder. Ebenso widmeten die Universität durch Prorector Abt Schulz und die Loge Augusta zum goldenen Zirkel durch Professor Heyne Kranzspenden, die beide Vertreter mit kurzen Ansprachen am Fusse des Denkmals niederlegten.

* * *

Unter den 4000 Ladendieben, die im Laufe des ersten Halbjahres 1895 in Paris festgestellt wurden, befanden sich: eine russische Prinzessin, eine französische Gräfin, eine englische Herzogin und die Tochter eines regierenden Fürsten. Als von Kleptomanie behaftet, wurden dieselben nicht weiter verfolgt, hinterlegten aber zusammen für die Armen von Paris die respectable Summe von 100000 Francs.

* * *

Der verstorbene Oberregisseur des Münchener Residenztheaters, Heinrich Keppler, war einer der hervorragendsten Darsteller auf dem Gebiet des modernen Conversationsstückes, besonders des französischen Sittendramas. Seine Sporen verdiente er sich in Berlin, wo der damalige Director des Residenztheaters, der „kleine Rosenthal“, dessen Specialität das Entdecken von Talenten war, auf ihn aufmerksam wurde und ihn in den Hauptrollen der Stücke von Dumas, Augier und Sardou als Träger der Entscheidung ins Treffen schickte. Seiner Darstellung als Bernard dankten Augier's „Fourchambault“ vor allem ihren durchschlagenden Erfolg. In München hatte Keppler gegen Vorurtheile und Erinnerungen an beliebte Vorgänger anzukämpfen, eroberte sich aber in kurzer Frist in ebenso reichem Maasse die Gunst der Münchener, wie seinerzeit die der Berliner. In seiner geistvoll belebten Auffassung, seiner vielseitigen Gestaltungskraft, als „Bolingbroke“, „Karbriand“, „Hüttenbesitzer“, „Petrucchio“ erheiterte und ergriff er die Gemüther des leichtbewegten Publikums der Isarstadt. Bald wurde er mit der Regie des Residenztheaters betraut und erhielt im vorigen Jahr den Titel eines Oberregisseurs. In der Vollkraft seines Könnens — Keppler, eigentlich Kripgans, war in Lübeck im Jahre 1851 geboren — wurde er auf einer Sommerreise in Kufstein von einem jähen Krankheitsanfall hinweggerafft.



Heinrich Keppler †.
Photographie von Fried. Müller, München.

* * *

Mr. Pope in London, 43 Addison Road, hatte seit längerer Zeit einen alten Jagdhund als Patienten in seinem Thierspital. Letzte Woche nun lag der Hund im Sterben und eine Depesche rief seine Herrin an sein Lager. Sie erschien sofort und hielt die Pfote des Sterbenden, bis Alles vorbei war; dann liess sie von einem der „fashionablen“ Leichenbesorger des Westends das Maass für einen Sarg ihres Lieblings nehmen und sicherte ihm im Hyde Park-Kirchhof eine letzte Ruhestätte neben der Hundefamiliengruft des Herzogs von Cambridge. Am nächsten Tag erschien vor dem Sterbehause ein Leichenwagen mit einem schönen, kupferbeschlagenen Sarg aus Eichenholz, auf dem eine silberne Platte den Namen des Verstorbenen, seinen Geburtstag, Todestag u. s. w. angab. Der Sarg war mit weisser Seide ausgeschlagen und in ihm lag der Hund für den Rest des Tages in grossem Staat. Am nächsten Morgen brachte dann ein Leichenwagen, dem zwei mit zweifüssigen Freunden des Verstorbenen gefüllte Trauerwagen folgten, den Sarg nach dem Kirchhofe, wo eine sehr rührende Ceremonie das Ganze abschloss.

* * *

Eine interessante Fracht brachte durch Vermittelung des russischen Consuls in Kiel das Panzerschiff „Alexander II.“ für das Ministerium des Auswärtigen aus Kiel nach Petersburg mit, nämlich den in 22 Kisten verpackten schriftstellerischen Nachlass des Königs von Siam, betitelt „Eine Jubiläumsbeschreibung“. Dieses Jubiläumswerk ist nicht auf Papier gedruckt, sondern auf zahllosen Täfelchen aus kostbaren Holzarten mit inkrustrirten Buchstaben aus Edelmetall, Elfenbein und Perlmutter hergestellt.

